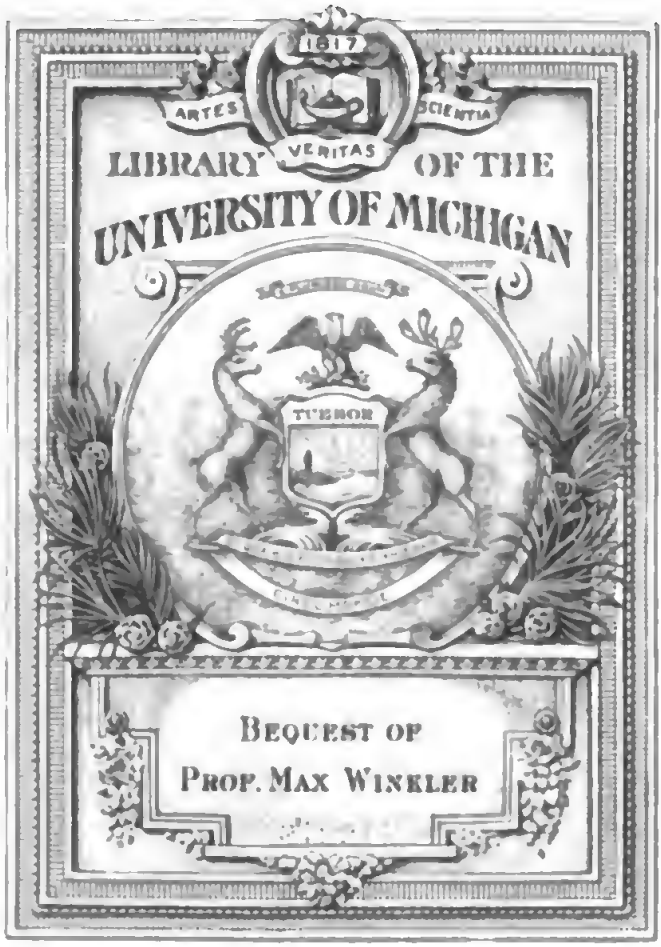
25,903

Digitized by Google


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

830.8
D48
copy 2

DEUTSCHE LITTERATURDENKMALE
DES 18. JAHRHUNDERTS
IN NEUDRUCKEN HERAUSGEGEBEN VON BERNHARD SEUFFERT
7 & 8

FRANKFURTER GELEHRTE

ANZEIGEN

VOM JAHR 1772

STUTTGART
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG.
1883

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Winkler Bequest
2-25-31

EINLEITUNG.

ERSTER ABSCHNITT.

URTEILE.

'Es ist übrigens ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt.' Dieses Goethesche Wort, über eine Schrift von Abraham a Sancta Clara gesprochen (Briefwechsel mit Schiller Nr. 516 der vierten Auflage), kommt mir oft in den Sinn, wo ein auf den ersten Blick buntes litterarisches Allerlei sich bei näherer Betrachtung zu einem einheitlichen und im ganzen erfreulichen Eindruck zusammenschliesst. Auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 wird es gewiss jeder *Leser* anwenden, welcher dem vorliegenden Bande seine Aufmerksamkeit schenken mag. Es herrscht darin eine so eigentümliche Mischung von jugendlichem Eifer und männlicher Reife, von stürmischer Energie und massvoller Ruhe, von Uebermut und Gerechtigkeit, von Leichtigkeit und Gründlichkeit, eine solche Verbindung von Spottlust über das Schlechte und von sachkundiger Versenkung in das Wertvolle, ein solches Talent der Polemik und eine solche Fähigkeit der Anerkennung, dass dieses Journal oder vielmehr dieser eine Jahrgang eines Journals im ganzen Umkreise des deutschen Zeitungswesens nur wenige seinesgleichen haben dürfte.

Eine vollständige Charakteristik gehört in eine Geschichte des deutschen Journalismus, welche für das neunzehnte Jahrhundert einen ungeheueren und vieljährigen Aufwand von Kraft und Arbeit erfordern würde, für das achtzehnte Jahrhundert im Anschluss an das be-

kannte Buch von Robert Prutz aber recht wohl möglich wäre und in absehbarer Zeit hergestellt werden könnte. Nur die eingehende Vergleichung mit anderen Zeitschriften derselben Art, d. h. mit anderen Recensieranstalten, würde die Eigentümlichkeit der gegenwärtigen völlig ins Licht setzen. Davon jedoch soll hier nicht die Rede sein. Unsere Publikation will nur reizen, nicht befriedigen; sie will die Beantwortung der mannigfaltigen Fragen, die sich an das Werk knüpfen, nicht vorwegnehmen, sondern erleichtern; sie will vor allem einen lange vergrabenen Schatz unserer Litteratur jedermann zugänglich machen und das erste öffentliche Anftreten Goethes (das erste öffentliche Auftreten, wenn wir vom Leipziger Liederbuch absehen) wieder in den allgemeinen Gesichtskreis rücken.

Was Goethes Anteil an dem Journal sei, ist die Hauptfrage, die sich aufdrängt. Eben diese Frage wird aber nie mit absoluter Sicherheit beantwortet werden können; und darum ist man nur gewiss, Goethes ganzen Anteil zu besitzen, wenn man den ganzen Jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten Anzeigen besitzt. Die Ausgaben von Goethes sämtlichen Werken können ihn nicht aufnehmen, weil sie Goethes Recensionen nicht so viel fremde und zweifelhafte beimischen dürfen. Es blieb also nur der Weg einer unverstümmelten Reproduktion, um den Freunden Goethes, den geniessenden wie den forschenden, denen jedes Wort Goethes wichtig und jede Aeusserung des jugendlichen Schriftstellers doppelt und dreifach wichtig ist, zu genügen und ihre Wünsche zu erfüllen. —

Der deutsche Journalismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war grossenteils von französischen und englischen Mustern abhängig; und diese Abhängigkeit drückte sich vielfach schon in den Titeln aus. Die Zeitschrift, die uns augenblicklich interessiert, bestand von 1736 bis 1790. Am 3. Juli 1736 wurde die Ankündigung ausgegeben und darin das Journal benannt,

wie folgt: 'Franckfurtische | gelehrte | Zeitungen, | darinnen | Die merckwürdigste Neuigkeiten | der | Gelehrten Welt, | So wohl | In Ansehung der jetzt lebenden Gelehrten, | als auch | Aller zur Gelehrsamkeit gehörigen Wissenschafften, | Künsten und Sprachen umständlich berichtet, | Und insonderheit | Der gegenwärtige Zustand aller in- und ausser Teutschland | blühenden | Hohen Schulen und Gesellschafften, | Mi [so!] unpartheyischer Feder entworffen.' Die erste Nummer erschien 'Freytags den 6 *Julii* 1736' unter dem Titel: 'Franckfurter Gelehrte Zeitung.' Am Schlusse des Jahres 1736 ward ein Titelblatt ausgegeben: 'Franckfurtischer | Gelehrter | Zeitungen | Erstes halbe Jahr; von 1736. | Darinnen... entworffen' wie in der Ankündigung. Das Titelblatt des zweiten Jahrganges lautet dann: 'Franckfurtischer | Gelehrter | Zeitungen, | Zweytes Jahr; von 1737.' U. s. w. Für die einzelnen Blätter aber wird die Bezeichnung 'Franckfurter Gelehrte Zeitung' festgehalten. Wie jedoch immer der Titel lauten mag, so erinnert er an das *Journal des Sçavans* und seine deutsche Imitation, die Leipziger *Acta Eruditorum*. Der erste Verleger und Redacteur war der Notar Samuel Tobias Hocker, hinter welchem als geistiger Urheber des Unternehmens der Senior des Frankfurter *Ministerii*, Dr. Münden, stand. Hocker übergab das Journal seiner Tochter Anna Maria Gertraud Hockerin, die es seit dem 1. Juli 1743 verlegte, aber am 1. Dezember 1749 ihre Vermählung mit Johann Sebastian Georgen anzeigte, der nun 1749 und 1750 als Verleger zeichnete, aber 1751 wieder seiner Frau Platz machte. Seit 1760 wurde die Zeitung in der Brönnerschen Buchhandlung ausgegeben. Von dem Buchhändler Brönner kaufte sie der fürstlich Waldeckische Hofrat Deinet, der die Witwe des Buchdruckers Eichenberg geheiratet hatte, und setzte sie unter der Firma der Eichenbergischen Erben in verändertem Format sowie mit dem veränderten Titel 'Frankfurter gelehrte Anzeigen' fort: ähnlich waren die Göttingischen

Zeitungen von gelehrten Sachen 1753 zu der Bezeichnung Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen übergegangen; und sie scheinen nicht bloss im Format, sondern auch sonst für die neue Gestalt des Frankfurter Blattes einigermassen als das Muster angesehen worden zu sein. Dieser neuen Gestalt erster Jahrgang ist der vorliegende von 1772.

Vgl. Struve-Jugler, *Bibliotheca historiae litterariae selecta (Jenae 1754)* 2, 890; J. v. Schwarzkopf, Ueber politische und gelehrte Zeitungen . . . zu Frankfurt am Mayn (Frankfurt 1802), S. 27; Prutz S. 364; Didaskalia vom 4. Dezember 1882, S. 1339 (unterz. Rr.); Mitteilungen von Dr. K. K. Müller in Würzburg. Ich selbst habe nur die Jahrgänge 1736 und 1737 der älteren Gestalt gesehen.

Als eine Probe aus dem ersten Jahrgang teile ich den Anfang der Nummer XIII vom 17. August 1736 mit: 'Das eigentliche Studiren des Menschen, ist der Mensch selbst. Der Herr Pope, ein Engelländer, der durch seine poetische Wercke, welche aus seiner Feder geflossen, sich nicht geringen Ruhm erworben, hat eine kleine poetische Schrifft von dieser Materie in seiner Sprache ans Licht gestellet, welche den Titul führet: Versuch von dem Menschen. Welche in das Frantzösische übersetzt, und die Ausgabe davon ist von dem Ubersetzer selbst übersehen und besorget worden. Sie ist in 12. von 112. Blätter ohne die sinnreiche Vorrede, welche aus 36. Blätter bestehet, zu Amsterdam bey Johann Friedrich Bernhard. In dem Werck, davon wir reden, hat Herr Pope allen falschen Schein der Dichtkunst, womit man sie sonsten zu zieren und auszuschmücken pfleget, weggelassen, hingegen hat er die beliebte Anmuth und gründliche Gedancken, welche ihr einen besondern Preiss geben, sorgfältig beybehalten, die *Metaphysic* von falschen *Subtilitäten* und kindischen Possen gereiniget, welche sie in anderer Schrifften sehr verächtlich machet, und sie so gebraucht, dass man sie als etwas Wahrhafftiges, Begreiffliches, Sinnreiches und

kräfftig Unterweisendes ansehen kan, welche Eigenschafften ihr vornemlich gehören. Mit einem Wort, er hat gezeiget, wie man das Feuer und die Anmuth der Dichtkunst mit *Metaphy*sischer Gründlichkeit und Verstand verknüpffen, und mit beyden zugleich seine Gedancken ausdrücken könne.' Es folgt eine Inhaltsangabe, welche endigt: 'Der Schluss dieses vierdten Abschnitts hält in sich ein Lob seines Gönners des Herrn Mylord Bollinbroke da man den Verfasser dieser Schrifft des *Spinozismi* beschuldigen wollen, so hat der Ubersetzer von ihm diese Beschuldigung abzulehnen gesucht, und zwar mit Recht, indem der GOtt dieses Englischen Dichters nicht ein stummer, blinder, tauber, und mit der Materie vermischter wie *Spinozae* GOtt ist, sondern das höchste Wesen, welches alles weisslich regieret und erhält.'

Die reorganisierte Zeitschrift von 1772, an der Merck, Georg Schlosser, Herder, Goethe mitarbeiteten, erregte sofort die Aufmerksamkeit der litterarischen Kreise; man stellte ihr allenthalben das beste Zeugnis aus und sah ihrem weiteren Erscheinen mit Spannung entgegen. Man hatte auch wohl zu tadeln, die Mitarbeiter selbst waren mit einander nicht stets zufrieden. Aber der Wert, den man auf das Unternehmen legte, und der Ernst, mit welchem das Recensiergeschäft getrieben wurde, erhellen aus den tadelnden Aeusserungen nicht minder, als aus den lobenden.

Claudius liess sich im Wandsbecker Bothen 1772 Nr. 8 vom 14. Januar vernehmen wie folgt:

'Mein Herr hat mir wohl eher en passant erzählt, dass die Zeitungssteller es unter sich so halten, dass einer des andern so wenig erwähnt, als es nur irgend möglich ist, und sonderlich wenn ein neuer Versucher ins Feld kommt; denn thun sie, als ob er gar nicht in der Welt wäre, und lassen sich zum Theil am Rock zupfen, und sehen sich ja nicht um. Das thun sie darum, dass ihre Leser nicht erfahren, dass noch sonst jemand in der Stadt mit Blau-Holz handle, und nennen

das eine höchstnöthige Politique; 's mag auch zum Theil wohl wahr seyn. Wenn ich den Finger an die Nase lege und so recht stark nachdenke, so kann ich diese Politique zur Noth wohl begreiffen, aber nachthun — — ich habe die ganze Hand an die Brust gelegt, ich kanns doch nicht nachthun; mich dünkt immer die Leute schreiben ihre Blätter deswegen, dass sie bekannt werden sollen, und wenn ich nun schweige — da thät ich ja was die Leute nicht gerne haben wollten, und wer mag das thun? Nein, nicht doch! In Frankfurth am Mayn kommen mit Anfang dieses Jahres „Frankfurther gelehrte Anzeigen" heraus „die nicht eigentlich ein Repertorium . . . wo möglich allezeit bemerken" (= Neudruck 3, 6 bis 17).

'Diese Frankfurther Anzeigen werden von einer Gesellschaft Männer herausgegeben „die, wie sie sagen, ohne alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im stillen bisher dem Zustand der Litteratur und des Geschmacks hiesiger Gegenden als Beobachter zugesehen, und sich vereiniget haben, um dafür zu sorgen . . . enthalten" (= unten S. XXXI).

'Das erste Stück vom 3 Jan. enthält die Anzeigen des brittischen Museum 3ter Theil, Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier, Singedichte von Wilhelm Heinsen und *Loix & constitutions de Sa Majeste le Roi de Sardaigne publiees en* 1770 2 Vol. in 12, und die Verfasser sagen ihre Meinung grade heraus, ohne viel Federlesens und ohne Stachelreden. Ich wünsche ihnen viele Leser.

'Zu Aachen kommt auch mit Anfang dieses Jahres eine Kaiserl. privilegirte Reichs-Post Amts-Zeitung, nebst einem Wochenblatte, und zu Coburg eine neue Zeitung unter dem Titel „Auszug aus der neuesten Geschichte der Staaten der Wissenschaften und der Künste heraus. Von diesen habe ich noch kein Stück gesehen, und auf die vorläufigen Avertissements verlasse ich mich niemals.

'Es mögen wohl noch sonst hie und da mit Anfang dieses Jahrs neue Blätter ausgegangen seyn, ich besinne mich itzo aber grade nicht auf mehr, sonst zeigte ich sie auch an.'

Diese Bemerkung gleich der ihr vorangehenden über Aachen und Coburg, sollte, wie man sieht, die Unparteilichkeit des Boten illustrieren. Er berichtigt dann noch einige Druckfehler, welche der Korrektor in seiner Nr. 3 stehen lassen, indem er bemerkt: 'Er ist sonst ein guter Corrector, nur dass er nicht gut corrigirt.' Endlich meldet er in einer Nachschrift den Tod von Klotz und Helvetius. Letzterer habe vom 'Geist' geschrieben: 'Aber vom Geist getrieben werden, ist mehr als vom Geist schreiben sagt mein Vetter.' Hiermit schliesst 'der Bothe' seinen diesmaligen Artikel 'Gelehrte Sachen.'

Was sonst Journale über die Frankfurter gelehrten Anzeigen zu sagen hatten, wird sich im Verlauf ergeben. Zunächst gehen wir den brieflichen Aeusserungen nach.

Sophie von La Roche schrieb am 5. Januar 1772 an Merck (Merck-Briefe 1, 32): 'Darf ich Ihnen sagen, dass Sie nicht hätten leiden sollen, dass gleich in den ersten Zeitungsblättern Nonnen und Pfaffen angepackt werden; es hat einige Köpfe gestossen.' Sie meint die Bemerkungen über Burcard Waldis in der ersten Nummer (Neudruck 6, 24 ff.) die natürlich in katholischen Kreisen verletzen mussten. Sie hatte Abonnenten geworben, in Düsseldorf z. B. Fritz Jacobi gewonnen (s. dessen Auserl. Briefw. 1, 65) und durfte sich daher eine solche Warnung wohl erlauben.

Einem Briefe von Franz Leuchsenring (vgl. Herders Nachl. 3, 176. 183) und Merck an Wieland etwa vom 7. oder 8. Februar waren zwei Nummern der Frankfurter gelehrten Anzeigen beigelegt, darunter die (noch nicht ausgegebene) vom 11. Februar, 'worin' wie Wieland am 18. Februar aus Erfurt an Georg Jacobi nach Halberstadt schreibt 'Sulzers Theorie sehr scharf, nicht etwa blos mit attischem Salze, sondern, beym Anubis! mit

Salpeter und spanischem Pfeffer gerieben wird.' 'Ich möchte wohl wissen' fährt er fort, 'wer die Recension gemacht hat. Sie ist *avec connoissance de cause* und ungleich besser als die meinige geschrieben' (Wielands Ausgew. Br. 3, 26 vgl. 103). Auch der Verleger war auf diese Recension stolz: 'Das Stück ist einzig' sagt er (Weim. Jahrb. 6, 82).

Schlözer in Göttingen fordert am 8. März Johannes Müller auf (Maurer-Constant 3, 31), ein Exemplar seines *Bellum cimbricum* 'an die Verfasser der nagelneuen Frankfurter Gelehrten Anzeigen' zu schicken. 'Darin lese ich soeben' fügt er hinzu 'eine Recension *ad invidiam usque* vorteilhaft von meiner Allgemeinen Nordischen Geschichte, und darin eine Verwunderung, warum ich die Runen in Dänemark nicht von dem Cimbrischen Krieg herhole. Da kommt also unsre nagelneue Kätzerei von den Cimbern auch wieder zu passe!' Vgl. die Nummer 17 vom 28. Februar (Neudruck S. 113, 27 ff.). Ueber eben diese Recension ärgerte sich Schlözers Kollege Heyne mit kollegialischer Liebenswürdigkeit: der Frankfurter Recensent habe den Geist der Kompilation in einen Schöpfergeist verwandelt: 'Wäre doch die Recension von dem Verfasser gewesen, der das Mosaische Recht (220, 14) und den Batteux (in der Allgem. Deutschen Bibliothek, vgl. unsern Neudruck 426, 28: es war Herder!) recensirt hat.' So schreibt Heyne an Herder (Von und an Herder 2, 135). Dieser hatte sich auch über 'das Posaunen' der Schlözer-Recension geärgert und vermutet: 'dieser und viele ähnliche Gassentrompeter z. E. Revision der Philosophie (Neudruck 313, 3 vgl. 468, 23) u. s. w. müssen von Schlosser herrühren, oder ich weiss nicht. In allen ist der platteste Kopf von aussen und der leerste von innen; Ignoranz des Zustandes der Sache und Mangel des Gefühls, was sein soll' (ibid. 138). Heyne meint, der Recensent habe Herder für den Verfasser der 'Revision der Philosophie' (von Meiners) gehalten (ibid. 141). Eine spätere tadelnde Recension über Schlözer

nennt er so wohlthätig, als eine ist; 'denn hier konnte es doch niemand sagen, und doch stimmt alles, was ich kenne, dem gesunden Urtheile bei' (ibid. 141).

Aus demselben Göttingen schreibt am 19. Mai Boie an Bürger (Bürger-Briefe 1, 49): 'Wegen der Frankfurter Kritik mag Sie ein Brief von Wieland trösten, den ich beylege.' Er meint die Nr. 19 vom 6. März, worin (125, 31) Bürgers 'Dörfchen' abgelehnt wird. Voss schreibt am 24. Februar 1773 (Briefe 1, 127): 'Die Frankfurter gelehrte Zeitung mit dem Wandsbecker Boten, war bisher die einzige, die vernünftig war, aber auch die ist jezt in schlechte Hände gefallen.'

Auf die 'Anekdote' vom 23. Juni (332, 4) wird der Hofrat Ring in Karlsruhe durch Wieland hingewiesen (Fnnck, Beiträge zur Wieland-Biographie S. 25), und dieser nennt die Frankfurter gelehrte Zeitung 'eine der besten, die wir dermalen haben.' Dass er damit auch oft unzufrieden gewesen, wusste Boie an Merck zu melden (Merck-Briefe 1, 46).

J. L. Benzler schreibt aus Leipzig am 4. Juli 1772 an Gleim: 'Auch die Frankfurter Zeitungen, die ich gelesen habe, sind oft partheyisch; doch halt' ich sie für die besste gelehrte Zeitung, die wir itzt haben' (ungedruckt, mitgeteilt von Seuffert). Hierauf antwortet Gleim, Halberstadt 13. Juli: 'Die Frankfurtsche Zeitung wurde zu Berlin gerühmt, ich habe sie noch nicht zu sehn bekommen' (ungedruckt, Mitteilung Seufferts). Georg Jacobi schreibt aus Halberstadt an Merck (Merck-Briefe 2, 43): 'Ihre gelehrten Anzeigen, mein Bester, hat Gleim zu wiederhohlten Malen auf dem hiesigen Postamte bestellt; aber noch nicht bekommen. Ich bin unbeschreiblich begierig, sie zu sehen. Hoffentlich find ich dieselben in Düsseldorf, wohin ich in acht Tagen abzureisen gedenke. Wohl unsrer Critik, deren Afterbild so lange in allen Trödelbuden zur Schau gestellt und gekauft worden ist, dass endlich einmal edeldenkende, freie Männer sich ihrer annehmen!'

'Nennen Sie mich nicht mehr in Ihren Zeitungen einen grossen Kopf' beschwert sich Herder an Merck (Merck-Briefe 1, 41) mit Beziehung auf 413, 1 vom 7. August 1772: 'in Jena hat ein Narr geglaubt, Ich habe mich selbst so genannt und über die Büttelidee mir anonym seine Zeitungsrecension zugeschickt, von der ich noch jetzt kein Wort verstehe.' In demselben Briefe bemerkt Herder, dass ihm Lavaters biblische Erzählungen weit mehr Lob zu verdienen scheinen, 'als ihnen Ihre Zeitung (*nam tibi allinitur faex ista*) gegeben.' Vgl. 339, 27 vom 30. Juni.

Schlosser an Lavater 22. August (mitgeteilt von Ludwig Hirzel, Im neuen Reich 1879. I. S. 276): 'Ihr Urtheil von der hiesigen Zeitung macht den Verfassern derselben Ehre; es ist aber auch nicht zu leugnen, dass der Tadel über die Flüchtigkeit einiger Recensenten gegründet ist. Die Haupt-Absicht dieses Blattes ist, wenigstens so viel ich Antheil daran habe, nicht sowohl Bücher-Kenntniss mitzutheilen, sondern (den) Gesichtspunct zu zeigen, in welchem die Wissenschaften gesehen werden sollen. — Daher kommts dass man oft blos mit dem Autor, blos über seinen Gegenstand räsonnirt und seinen Gang nicht verfolgt, und dieses und die sorglose Freymüthigkeit und Ehrlichkeit, womit die Verf. zu Werk gehen, giebt ihnen einen Ton der Neuheit, der freylich seyt den Litteratur-Briefen nicht viel gehört worden ist, und den die Clotzische Schule in ihren Zänkereyen und schlechten Absichten verlieren muste.' In einem ferneren Brief vom 13. September spricht Schlosser abermals über die Haltung des Journals überhaupt, indem er Lavater zugibt, dass der Ton desselben wohl überspannt werden könne, dass aber die 'Ueberschwemmung von elenden Schmierereien', in denen man bald ersaufen werde, den lebhaften Spott, nicht gegen die Autoren als Männer, sondern nur als Autoren, den die Anzeigen bisweilen enthielten, gerechtfertigt und wirksam erscheinen lasse (Hirzel a. a. O. 277).

Christian Felix Weisse in Leipzig schreibt am 13. Oktober 1772 an Johann Peter Uz nach Ansbach (Morgenblatt 1840 S. 1170 f.): 'Kennen Sie schon die gel. Zeitung von Frankfurth am Main? Unter vielen guten und richtigen Urtheilen kommt viel Wunderbares und Eigenes darin zum Vorschein: richterliche, partheyische Aussprüche, und wehe dem, den ein Verdammungsurtheil trifft! Man richtet alles nach einer besondern Theorie, redet beständig von Ideal und Intuitionsgefühle. Kein Gedicht ist ein wahres Gedicht, was nicht Handlung hat, d. i. kein Drama ist, kein Drama aber gut, was nicht mit Leib und Seele Shakespear ist. Nach dieser Theorie werden selbst Gessners Idyllen verworfen (446, 29). Unter den Deutschen ist Niemand Dichter als Gerstenberg, Klopstock, Lessing und Wieland. Jacobi kriecht nebst Gleimen auch bisweilen durch, aber für diese scheint die persönliche Freundschaft irgend eines Mitrecensenten zu sprechen. Wir hier halten alle für einen der Hauptverfasser Herdern, denn seine Sprache verräth ihn. In Lemgo kömmt eine andere Bibliothek *heraus*, die sich wider die Frankfurther Zeitung auf*lehnet*: nach dem ersten Theile zu schliessen, den ich bloss durchgeblättert, sind aber die Recensenten weit seichtere Köpfe'. Derselbe an denselben am 28. Dezember 1772: 'Die Frankfurther Zeitung ist allerdings *ein* seltsames Werk: auf einer Seite hat sie viel Gründlichkeit, auf der andern viel seltsame Anforderung an unsere Schriftsteller, eine unerklärliche Theorie, übertrieben in Lob und Tadel und viel Partheylichkeit. Unfehlbar ist Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser, so wie er auch bei der allg. Bibliothek Verfasser von verschiedenen Recensionen ist, die sich gleich durch die Sprache kenntlich machen. Ich werde vermuthlich den Zorn dieser Herrn sehr auf mich laden: denn in dem Stücke der Bibliothek, das itzt die Presse verlassen wird, steht eine Recension der lezten Gessnerischen Idyllen, worinnen die Frankfurther Recension,

die Gessnern so tief herabsezte, gerade widerleget wird.' Bezüglich der Autoren war Weisse wenigstens auf einer bessern Spur als Bodmer, der noch am 12. März 1773 äusserte: 'Ich fürchte immer Wieland habe Antheil an diesen (den Frankfurter) Zeitungen' (Zehnder, Pestalozzi 1, 435). Die Recension, welche Weisse in Aussicht stellt, ist in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 14, 1 (1773) S. 80 ff. erschienen und resümiert die Einwürfe, die sie zu widerlegen sucht, auf folgende Weise (S. 104 f.): 'Nun nehme man noch einen Augenblick die dreyfache Kritik zusammen. Durch die erste ward die Dichtkunst von allen leblosen Gegenständen auf die lebendigen eingeschränkt; durch die zweyte von allen Wesen der Einbildungskraft auf den wirklichen Menschen; und durch die dritte endlich von allen übrigen Formen auf die einzige dramatische Form. Es fehlte nichts, als dass man noch in dieser Form die einzige besondre Manier bestimmte: und welche würde das anders gewesen seyn, als Shakespears Manier? So führe denn auf einmal die ganze Litteratur in den einzigen Shakespear zusammen! Wir gehören gewiss zu den eifrigsten Bewunderern dieses grossen Engländers; aber wir müssen doch auch sagen: Wenn Shakespear vortrefflich ist, so ist darum noch nicht alles, was vortrefflich ist, Shakespear. Eine Erinnerung, die hier vielleicht nicht ganz am rechten Orte steht; die aber doch immer nicht schaden kann!' Die Lemgoer Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur war in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, Neudruck 357, 1 ff. recensiert worden. Darauf antwortet die Lemgoer Bibliothek in der Vorrede zum zweiten Band, zuerst im allgemeinen S. IX ff. und dann durch einen vollständigen, mit Glossen versehenen Abdruck der Frankfurter Recension S. XVIII ff. Den Frankfurter Journalisten wird vorgeworfen, dass in keinem Blatte der entscheidende, positive Docententon mehr als in dem ihrigen herrsche: 'sie zeigen ganz be-

sonders, dass sie meinen alle Kenntnis allein zu haben, und vergessen mehr als jemand, was man, wie sie sich ausdrücken, dem Publiko schuldig ist' (S. XI). Der zweite Band der Lemgoer wurde in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773 Nr. 1 S. 6 (vgl. S. 666) wieder recensiert, und die Vorrede des dritten erwidert darauf nur beiläufig in dem Satze: 'Andere Vorwürfe, wohin wir auch die von des heil. Röm. Reichs Renomisten in Frankfurt (*vox clamantis in deserto*) mit einem ganz lächerlichen Litteraturdespotismus, ohne die geringste Spur von Gründen, und noch weniger von Critik, bei Gelegenheit des zweiten Bandes wiederholte Verdammung des ganzen Instituts rechnen, und denselben der Justitz seines Orts, die er wol gewohnt ist, überlassen, sind bereits in der Vorrede des zweiten Theiles mithin einmal für allemal beantwortet worden.' Was es mit der taktvollen Anspielung auf die Justiz für eine Bewandtnis habe, werden wir bald erfahren.

Aehnlich wie die Lemgoer Bibliothek war Schirachs Magazin von den Frankfurter gelehrten Anzeigen, Neudruck 466, 26 ff., 647, 4 ff. hart mitgenommen worden. Schirach antwortet in der Vorrede zu seinem zweiten Band, Helmstädt am 20. April 1773. Er versichert auf sein Ehrenwort, 'dass er die Angriffe der schwarzen Zeitung in Frankfnrt am Mayn' nicht gelesen habe und nur durch Nachrichten seiner Freunde davon wisse. Er nennt sie aber Invektiven, die nichts weiter als Invektiven sind und zuweilen ins Pasquillante fallen. 'Wenn ich' fährt er fort 'so niederträchtig zu denken fähig wäre, wie diese erbosste Gegner, so würden gleichartige Beantwortungen nicht fehlen. Ich habe Freunde die in ihrer Hitze oft sehr weit gehen würden, wenn ich es zugäbe, und welche rüstig genug wären, auf Kosten anderer Lachen zu erwecken. Die Herren in und um Frankfurt am Mayn S—r. M—k. H—r. G—e S—t. und sehr viele andre, die man wohl kennt, so verdeckt sie ihre Rolle auch spielen wollen, würden gewahr werden,

dass auch auf meiner Seite Personen wären, die Frechheit mit Frechheit vergelten, und in dem Tone, vielleicht besser, antworten könnten, in dem man zu uns spricht. Es fehlt uns nicht an Muthe dazu: es fehlt uns an der Bosheit des Herzens, die dazu erfordert wird.' Die Namen Schlosser, Merck, Herder, Goethe, 'Schmidt' sind leicht zu ergänzen. In demselben zweiten Band, erster Teil S. 30 wird 'der Verfasser' der Frankfurter gelehrten Anzeigen so charakterisiert: 'ein junger Mann, wie es scheint, bey dem es Schade ist, dass er glaubt, das Publikum hätte ihn gedungen, dass er hinter die Gelehrten herlaufen, und ihnen schiefe Gesichter machen, sollte, damit es lachen könnte. Die Rolle eines gelehrten Lustigmachers ist doppelt verächtlich, und es hält schwer alle Woche zweymal für Geld Spass zu machen, der gefällt.' Es handelt sich aber um die Recension von Schlözers Universalhistorie, die, wie wir im zweiten Abschnitte sehen werden, von Herder herrührte. Auch eine Recension über den zweiten Band von Bergsträssers Realwörterbuch schliesst (ebenda S. 195) mit einem Ausfall auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen: das beste Lob werde Bergsträsser 'ohnstreitig von den Leuten erhalten die die neue schwarze Zeitung in Frankfurt am Mayn schreiben. Diese werden ihn tadeln, und kan man gründlicher gelobt werden, als durch den Tadel und die Misshandlung dieser Cotins?' Vgl. Frankfurter gelehrte Anzeigen, Neudruck 582, 34 ff. und Bergsträssers unten S. XCI ff. in Seufferts Vorbemerkung mitgeteilte Antikritik.

Zollikofer in Leipzig meldet am 10. November an Garve nach Breslau (Briefw. zwischen Garve und Zollikofer, Breslau 1804, S. 22): 'Der Verleger der Frankfurter gelehrten Anzeigen klagt mir den Verdruss, den ihm seine Zeitungen machen. Nun sollen alle theologischen Artikel durch die Censur des dasigen Ministeriums gehen. Sie wollen also lieber keine theologischen Bücher mehr recensiren. Diess ist mir nicht lieb, weil mir ihre theo-

logischen Recensionen mit am besten gefallen haben.' Die Reibungen mit der Geistlichkeit hatten früh begonnen. Schon die dritte Nummer gab durch ihre Bemerkungen über das Predigtwesen (22, 1 ff.) Anstoss. Der Verleger musste sich vor die *Deputati ad rem librariam* stellen. Die fünfte Nummer verletzte abermals, wohl durch Anspielungen auf Frankfurter Intoleranz (29, 35 ff.), etwa auch durch tolerante Aeusserungen über die Juden (32, 6 ff.) und ungläubige über den Teufel (32, 20 ff.), durch die Polemik gegen biblische Redensarten (33, 23), sowie durch das Verlangen, die Prediger und Sittenlehrer sollten die Moral aus dem Himmel herab auf die Erde unter die Menschen führen (35, 5 ff.). Man schrie über Ketzerei, und der Senior Plitt predigte gegen die Recensenten. Der Verleger sollte sie nennen, widerrufen und sich bis zu ausgemachter Sache aller theologischen Recensionen enthalten. Schlosser schrieb eine Verteidigung, die man nicht demütig genug fand. Gleichwohl wurde die Sache ausgeglichen, als der Verleger eine schriftliche Versicherung der Direktion beibrachte, wornach der Verfasser der theologischen Artikel auswärts in einer grossen Entfernung von Frankfurt lebte und die Glieder des Frankfurter Ministeriums nicht einmal dem Namen nach kannte, also auch jene Ausfälle nicht auf sie gerichtet sein könnten. Vgl. Weimarisches Jahrbuch 6, 80 f., 83. Allgemeine Deutsche Bibliothek 18, 2, S. 662. Die Recension der Nöltingschen Rede am Grabe des seligen Alberti in Nummer 39 vom 15. Mai (256, 34 ff.) ärgerte die Geistlichen und ihre Partei, ohne dass sie die Sache weiter verfolgten (Allgemeine Deutsche Bibliothek a. a. O. 663). Aber die Nummer 58 vom 21. Juli brachte eine höhnische Recension über ein Buch des Hauptpastors Goeze in Hamburg, das dem Frankfurter Magistrat gewidmet war (379, 12 ff.), und diese hatte einen längeren Pressprocess zur Folge, der sich bis in das nächste Jahr hineinzog und für die obwaltenden Verhältnisse höchst charakteristisch ist.

Der Frankfurter Rat hatte Goezen für seine Widmung gedankt, und dieser darauf in einem Schreiben vom 14. Juli 1772 erwidert, worin er den Frankfurtern das beste Zeugnis ausstellte und behauptete: es leuchte aller Welt in die Augen 'dass der rechte Gott noch in dem Frankfurtischen Zion sey'. Wenige Tage nach Eingang dieses Briefes erschien die Recension, welche den Rat begreiflicher Weise sehr verstimmen musste; und die Frankfurter Geistlichen werden nichts versäumt haben, um die Verstimmung zu steigern. Auf einen Beschluss des Rates vom 30. Juli wurde der Hofrat Deinet als Verleger am 7. August vor die schon genannten *Deputati* gefordert und durch Ratsbeschluss vom 20. August zu einer Strafe von 20 Reichsthalern verurteilt, was man ihm am 22. August persönlich ankündigte. Deinet protestierte gegen das Protokoll vom 7. August, das ihm nicht vorgelegt worden, und worin seine bezüglichen Aeusserungen unrichtig oder mindestens unvollständig angeführt seien, reklamierte das Recht der Verteidigung und ergriff das Rechtsmittel der Aktenversendung an eine auswärtige Juristenfakultät. Dies wurde vom Rat am 15. September zugestanden, aber die gleichfalls erbetene Mitteilung der Entscheidungsgründe des Beschlusses vom 20. August verweigert.

Das Protokoll vom 7. August beginnt: 'In Gefolg eines auf das Schreiben des Herrn Pastor Götz in Hamburg, ergangenen *venerir*lichen Raths-*Conclusi* vom 30sten *elapsi* erschiene, auf Vorbescheid der Hofrath Deinet, und wurde demselben die Eröfnung gethan' u. s. w. Auch bei der Verhandlung selbst hatte man sich auf Goezes Schreiben berufen. Hiernach musste Deinet glauben, dass eine Denunciation Goezes vorliege und bat gleich mündlich und ebenso später schriftlich um Mitteilung des Goezeschen Schreibens, die jedoch beide Male abgeschlagen wurde, so dass sich seine am 27. Oktober eingereichte Verteidigung nicht im einzelnen darauf beziehen und nur im allgemeinen die Anbringe-

und Schmähsucht dieses Mannes, dem es von jeher mehr um seine Sache, als um die Sache Gottes zu thun gewesen sei, geisseln konnte. Jener Verteidigung war ein ausführlicher Rechtfertigungsbrief des Recensenten an den Verleger beigeschlossen, worin jeder Satz der Recension bekräftigt und der Hauptpastor Goeze, der 'sich unterfängt, aus seinem Vatican an der Elbe, Bullen und Anathemas in die übrige Welt zu zerstreuen', nach seiner ganzen bisherigen polemischen Wirksamkeit charakterisiert wird, wie folgt:

'Wer weis nicht, dass Herr Goeze überhaupt nichts lieber sieht, hört und thut, als Zanken. So lang er die Feder führen kann, guter Gott! was hat er nicht schon alles zusammen gezankt? So viel ich mich erinnere, fing er mit dem Verfasser des Buchs *Les Moeurs* an. Das war wohl der Mühe werth, ein solches Canapee-Stück zu widerlegen. Ich habe die Widerlegung nicht gelesen, aber ich finde in den *Les Moeurs* auch nichts zu widerlegen; wenigstens in Rücksicht auf unsere Kirche. Ein anders ist es bey der Catholischen Gemeine.

'Nach diesem, dünkt uns, hat er etwas für des Jairi *Töchterlein* gekämpft, und bewiesen, dass sie todt und *nicht* blos ohnmächtig gewesen wäre. Wir wissen aber nicht gegen wen. Und da dieses gute Mädchen nun gewiss todt ist; so wollen wir sie auch todt lassen.

'Im Jahre 1762. stunde ein Ketzer auf, der in den Hanöverischen Beyträgen behauptete, die Weisen aus Morgenland, wären blinde Heyden gewesen; darüber blies Herr Goeze Lärmen! und schrie nach der Gewohnheit dieser Herrn, als wann die ganze Christenheit in Flammen stünde. Sein *Classicum* steht vor dem 11ten Theile seiner Canzelreden.

Δεινον δ' ολολυξε, δραμων δ' ηγγειλε μνεσσιν
Αλλ' αγεθ' οπλισομεσθα, και εξελθομεν επ' αντους!

'Wenn die Weisen aus dem Morgenlande dem Herrn Pastor für seine Vertheidigung nicht mehr danken, als die Christliche Kirche, dann ist es uns leid für seine Mühe.

'Die Wormsischen Streitigkeiten mit der Reformirten Gemeinde waren ein allzuschöner Anlass für den Herr Pastor, abermal seinen Heldenmuth zu zeigen. Er schrieb, widerlegte, verdammte und thate alles, was er konnte, den Riss zwischen den Protestanten, der der Religion so viel geschadet hat, noch immer zu vergrössern. — Stecke dein Schwerdt ein, Peter! wer nicht wider mich ist: der ist für mich; sagt Christus. — Hau ihm ein Ohr ab; sagt Herr Goeze, und, wenn du kannst, beyde; wer nicht denkt wie ich, ist wider mich und Gott!

'Nun kam der Streit über die Bibel zu Alcala auf. Es glaubten einige ehrliche Leute, die wohl erfahren in der Geschichte und der Kritik waren; dass diese Bibel nicht getreu nach den Handschriften abgedruckt, sondern zu Begründung einiger Lieblingssätze, hier und da nach der *Vulgata* abgeändert worden wäre. Das konnte wieder Herr Goeze nicht leiden. Er sprang also auf, und schriebe drey Bücher für die Spanier, gegen den Herrn Semler; ob er gleich in der Vorrede zur ausführlichen Vertheidigung S. XXI. gesteht, dass er erst vor 2. Jahren sich der Kritik genähert habe, und dazu als ein Fremdling, der er noch sey — Was thut das? Ein braver Soldat geht ohne Hosen dem Feind entgegen, wenn die Gefahr droht.

'Ich weis nicht, ob vor, nach, oder unter diesen Händeln, die unglückliche Theater-Geschichte in Hamburg entstanden ist. Ein dortiger Geistlicher hatte in seinen Studenten-Jahren einige Schauspiele von der rührenden Gattung geschrieben, die ihm der Himmel verzeihe! Sie wurden gedruckt, da der Mann Pfarrer war. Der unglückliche Klotz, der die Anecdote wuste, erzählte sie treuherzig in seiner Bibliothek und nahm sich die Erlaubniss, einen Seitenblick auf die bekannte Goezische Intolleranz zu werfen. Das verdross den Herrn Pastor, und da er nach Römischem Rechte § 1. *J. de Ingenuis* glaubt, dass eine Comedie, die vom

Studenten gezeugt, vom Pfarrer aber gebohren worden wäre, immer die Comödie eines Pfarrers wäre; so lärmte er ganz abscheulich gegen diese Dinge, in den Hamburger s. g. schwarzen Zeitungen. Er wurde dabey so heftig, dass der Verfasser der Comedie eine bürgerliche Klage gegen ihn anstellen wollte. Die Sache wurde vermittelt. Herr Goeze schrieb einen demüthigen Brief, und bate den Beleidigten um Verzeihung, versprach auch nichts mehr wider diese Sache zu schreiben. Allein, weder Versprechen noch Zusage, noch einige bürgerliche Rücksicht, noch Ermahnung der kalten Vernunft konnten Herr Goeze abhalten! Er ergriff wieder die Feder und schrieb —

Daret ut catenis
Fatale monstrum

einen so boshaften Tractat von der Sittlichkeit des Theaters, dass jeder Vernünftiger denselben für weit unsittlicher hielte, als alles, was je noch auf dem Theater gesehen worden war.

'Inzwischen hatte Herr Professor Basedow in einigen Schriften den Gedanken geäusert, dass man Kinder nicht zu frühe mit Gebeten und Religions-Uebungen betäuben solle. Darüber stiege Herr Goeze auf die Canzel, und schrie Basedowen aus für — das sind seine eigne Worte — ein Werkzeug des Teufels, einen Gotteslästerer, einen Feind der Christlichen Religion, einen kindermörderischen Herodes u. d. g. Noch andere Privatmeinungen des Hr. Basedows wurden auf eben diese Art angegriffen.

'Endlich — denn wer mag gerne lang in diesen hässlichen Dingen verweilen — endlich äusserten verschiedene Mitglieder des Hochwürdigen Ministeriums zu Hamburg, und sonderlich der verstorbene redliche Alberti, einen Widerwillen gegen das Hamburger Kirchen-Gebet, worinn aus Ps. 79. v. 6 die Worte enthalten waren: Schütte deinen Grimm auf die

Heyden die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Nahmen nicht annehmen! — Das war des Herrn Pastor seine Sache gar nicht. — Wenn die Tromete klingt, denkt er: Huy! wie jenes muthige Ross in dem Buch Hiob. Desswegen schrieb er einen Tractat, worinnen er bewiese, dass (so heist der Titel des Tractats): Die Hamburgische Kirche diese Worte länger als 70 Jahre ohne Versündigung gebeten habe, und noch ferner zu beten die gerechteste Ursache habe? — Denn warum nicht? fragt er. Haben wir um uns keine Heyden; so haben wir doch Catholische Clerisey, Jesuiten, Dissidenten um uns. und die Unglücksfälle, die über die Jesuiten verhängt sind, geben ein deutliches Beyspiel von der Erhörung des Hamburgischen Gebets. Das sind seine eigne abscheuliche Ausdrücke — in dem Tractate dessen Titel ich eben anführte, S. 26. und folgende.

'Hier haben sie eine kurze Erzählung von des Herrn Pastors grossen Kriegen, wovon die Manifeste öffentlich am Tage liegen.

'Seinen letzten Kampf mit dem unglücklichen Alberti, und die übrigen kleinen Scharmützel desselben, die nur auf der Canzel geführt worden sind, oder sonst in den unzähligen Schriften dieses Mannes zerstreut liegen, mag ein künftiger theolgischer (so!) Chronikenschreiber zusammen lesen. Ich, der ich ein für allemal glaube, dass Christus ein Bote des Friedens war, und dass keine Ketzerey in der Welt so gefährlich ist, als diese unartige Kämpfe auf Canzlen und in Schriften, ich wende gern die Augen von diesen verhasten Scenen, und würde auch hier nichts davon gedacht haben, „wenn ich nicht beweisen müste: Dass Herr Goeze würklich an nichts auf der Welt mehr Vergnügen findet, als am Streiten und Kämpfen. Und das beweisen die häufigen Kriege, die er über ganz nichtswürdige Dinge, ohne die

geringste Nothwendigkeit, mit eckelhafter Heftigkeit geführt hat.

'Diesem kriegerischen Geistlichen nun, der nicht allein in den Wormser Händeln, sondern überhaupt bey allen Gelegenheiten den blutigsten Hass gegen die Reformirte Kirche — welcher ich, wie Sie wissen, nicht zugethan bin, bezeugt; muss freylich aller Streit mit dieser Gemeine ein herrlicher Anblick seyn.

Inter caedes caedentiaque agmina laetus
Fertur equo, variisque instigat vocibus alas,
Nomine quemque vocans, reficitque in proelia pulsos.

und dann, wann der Kampf vorbey ist, setzt er sich hin und theilet Preisse aus, Lob, Seegenswünsche und selbstgeschriebene Bücher! —'

Ueber den Streit mit Semler vgl. Röpe S. 64 f. und unsern Neudruck 526, 11. Ueber den Streit mit Basedow Röpe S. 65 ff. und besonders S. 73 ff. Ueber die Streitigkeiten mit Alberti S. 108 ff. und S. 118 ff. Aber ich will die vorstehende Schilderung Goezes nicht kommentieren: sie soll hier hauptsächlich als Stilprobe dienen, da wir uns mit der Person seines Recensenten im zweiten Abschnitt noch werden beschäftigen müssen.

Der Frankfurter Senat beschloss am 19. November 1772, die gesamten Akten an eine auswärtige Juristenfakultät *'in vim revisionis'* zu versenden und dem Hofrat Deinet endlich das Schreiben Goezes vom 14. Juli in Abschrift mitzuteilen. Dies hatte Goeze selbst gewünscht. Denn eine Korrespondenz aus Frankfurt im ersten Stücke des 18. Bandes der Allgemeinen Deutschen Bibliothek S. 310 brachte den Handel an die Oeffentlichkeit und behauptete: Goeze habe sich bei dem Frankfurter Magistrate beklagt, wolle die Frankfurter gelehrten Anzeigen unterdrückt wissen und habe es dahin gebracht, dass der Verleger mit einer Geldstrafe belegt wurde. Goeze erklärte am 9. November im 52. Stück der Freywilligen Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, es sei ihm von allem dem,

was in Frankfurt vorgefallen, nicht das geringste bekannt geworden; die Frankfurter gelehrten Anzeigen habe er noch nie gesehen und nicht einmal von ihrer Existenz gewusst. Dem Briefsteller warf er Unverschämtheit vor und beschuldigte ihn so wie die Redaktion der Allgemeinen Deutschen Bibliothek kurzweg der Lüge. 'Dem Vernehmen nach' berichtet Deinet, Goeze habe sich an den Frankfurter Rat gewendet und um 'Attestat' gebeten, dass er keinen Teil an diesen Händeln habe (vgl. Br. an Bahrdt 2, 137). Dieses Zeugnis ist ihm in der That ausgestellt und von ihm oder für ihn in einer besonderen Schrift 'Rettung der Unschuld des Herrn Hauptpastor Goeze'... (Hamburg bey Harmsen, 1773) publiciert worden (Allg. Deutsche Bibl. 19, 1, S. 319). Die Auslieferung des Goezeschen Briefes ergab in der That die völlige Harmlosigkeit desselben: was für den Rat nicht gerade angenehm war. Als daher Deinet (wie es die Allg. Deutsche Bibl. 18, 2, S. 661 gewünscht hatte) im Januar 1773 die Akten drucken liess, wurden sie von der Behörde konfisciert (Weim. Jahrb. 6, 84 oben; Br. an Bahrdt 2, 145. 148. 150 ff.; Loeper zu Dichtung und Wahrheit 3, 348). Doch haben sich Exemplare erhalten; eines liegt mir durch Herrn v. Loepers Güte vor und hat mir hier als Quelle gedient. Es trägt den Titel: 'Gerichtliche Akten betreffend eine Recension der Gözischen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden; in Nro. LVIII. der Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772. zur Rechtfertigung des Herrn Pastors, des Recensenten und des Verlegers. Frankfurt am Mayn gedruckt auf Kosten des Letztern, 1773.' Dazu ist zu vergleichen die Allgemeine Deutsche Bibliothek 18, 2, S. 656 ff. 19, 1, S. 315 ff., wo sich das Schreiben des Recensenten an den Verleger und ebenso die Stelle aus Miltons *Areopagita*, welche die 'Akten' beschliesst, vollständig abgedruckt findet. Die 'Akten' zusammen mit der 'Rettung' von Goezes Unschuld werden im Wandsbecker Bothen vom 13. Februar 1773 angezeigt.

Das Spruchkollegium, an welches die Akten versandt worden, war aber die Leipziger Juristenfakultät. Der Professor Bahrdt in Leipzig schrieb an seinen Sohn, den bekannten Karl Friedrich Bahrdt, am 4. Mai 1773: 'Der Streit über die Frankfurter Zeitung mit Götzen ist vom Rathe in hiesige Juristen-Facultät geschickt worden, mit uns (d. h. mit der theologischen Facultät) *conjunctim* darüber zu sprechen; ich habe es aber mit Ernesti gehindert, und wir haben uns losgemacht. Doch höre ich unter der Hand, dass die Juristen auf eine ziemliche Geldstrafe, vielleicht gar von 100 Rthlr. erkennen möchten' (Br. an Bahrdt 2, 310). Bahrdt, der Sohn, übermittelte die schlimme Nachricht an Deinet, und dieser wandte sich an Goethe, der am 15. Mai einen Leipziger Bekannten für die Sache zu interessieren suchte (J. Goethe 1, 370). Mit welchem Erfolg, ist mir nicht bekannt.

Inzwischen hatte, während die Verhandlungen über das Pressdelikt der Nr. 58 schwebten, die Zeitung neuen Anstoss gegeben. Die Nummer vom 8. September wandte sich gegen diejenigen, welche Christum nicht als einen *Freund* der Menschen, sondern als einen mürrischen Tyrannen hinstellen, der immer bereit sei, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist (476, 10 ff.). Hiergegen wurde abermals gepredigt. Die Zeitung antwortete am 22. September (503, 11). Aber sofort, am 9. September, hatte der Senior Plitt und sämtliche Frankfurter Prediger dem Rate vorgestellt 'wie die gelehrten Anzeigen so voll von heterodoxen Sätzen und ärgerlichen Ausdrücken seien, dass sie um Abstellung derselben bitten müssten.' Hierauf wurde dem Verleger befohlen, hinfür keine theologischen Artikel mehr einzurücken, bevor sie die Censur bei dem Ministerium und dessen Senior passiert hätten. Um diese Zeit schrieb Goethe (2. Oktober, J. Goethe 1, 319) an Kestner: 'Unsere Spektakels mit den Pfaffen werden täglich grösser. Sie prostituiren sich immer mehr und wir

rencheriren drauf.' Und der Verleger berichtete schon am 22. September in Uebereinstimmung mit seiner Mitteilung an Zollikofer (oben S. XVI): 'Die theologischen Anzeigen haben für diessmal ihr wohlseliges Ende erreicht. Man hat mir das hochwürdige Ministerium dahier zum Censurat gedachter Artikel angewiesen; und ich und mehrere haben das Unglück, dass wir kein Joch tragen wollen' (Weim. Jahrb. 6, 84; vgl. Br. an Bahrdt 2, 135). Die theologischen Recensionen hörten nun zwar nicht ganz auf, wurden aber sehr spärlich und vollkommen zahm.

Als Senior Plitt, der Hauptgegner des Journals, im April 1773 starb, sammelte Deinet Geld zu seinem Begräbnis und zu einer Pension für die Hinterbliebenen. So meldet Schlosser gerührt an Lavater (Im neuen Reich 1879. I. S. 279). Deinet handelte aber nicht so sehr aus christlicher Nächstenliebe, als aus geschäftlicher Schlauheit (Br. an Bahrdt 2, 154 ff.). — —

Die Frankfurter gelehrten Anzeigen wurden, wie sich aus den zusammengestellten Nachrichten ergiebt, in Erfurt, Göttingen, Jena, Leipzig, Berlin, Halberstadt, Lemgo, Helmstädt, Coblenz, Düsseldorf, Hamburg, Zürich beachtet. Doch fassten sie in gewissen Gegenden nur langsam Fuss: in ganz Niedersachsen ging Mitte Februar 1772 nur ein Exemplar nach Göttingen und eins nach Bückeburg an Herder (Weim. Jahrb. 6, 83). Nach Strassburg empfahl Goethe die Zeitung an Salzmann (3. Febr. 1772, J. Goethe 1, 305): 'Halten Sie sie ja; keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigener Empfindung und Gedanken vortreten.' Nach Wetzlar besorgte er sie für Kestner (ibid. 319. 320. 321. 322? 323. 333; aber 338. 342 f. 402): er äusserte gelegentlich über die Recension des Humphrey Klinker (ibid. 333; vgl. Neudruck 636, 22), er habe das Buch nicht gesehen, aber viel mehr Gutes davon gehört, als der Frankfurter Recensent davon sage; und über die Recension seiner 'Baukunst' (643, 2) lässt er sich des nähern aus (J. Goethe 1, 337 f.).

Unterdessen war es schon gewiss, dass sich die Hauptrecensenten mit Ende des Jahres 1772 zurückziehen würden. Boie schreibt am 26. Januar 1773 an Merck (Merck-Briefe 1, 45): 'Die Frankfurter Zeitung war mir bisher so oft ein Labsal: ich fand so oft meine dunkeln Gedanken darin entwickelt, und sehr oft ein Gefühl bestimmt, das ich hatte, nnd mir nicht erklären konnte. Anfangs hielt ich das angedrohte Abstehen der Hauptverfasser nur für eine Wendung, um desto sicherer hinter dem Vorhang urtheilen zu können; aber wie fand ich mich bald betrogen! Nie hat man vielleicht einen sichtbareren Abfall gesehen, als die wenigen Blätter des neuen Jahres machen. Ich werde sie nicht mehr lesen. Aber den ersten Jahrgang besäss ich so gerne selbst.' Diesen Jahrgang hat auch Nicolai noch im Auge, wenn er am 16. März 1773 an Johannes Müller schreibt (Maurer-Constant 4, 62): 'In den Frankfurter Zeitungen sind viele schöne Sachen; doch gefallen mir viele Meinungen nicht, die blendend, aber falsch sind, auch ist die Schreibart oft unerträglich dunkel und geziert. Die Recensionen von Sulzers Wörterbuche und Gessners Idyllen haben mir am meisten missfallen. Inzwischen stecken diese Zeitungen freilich in den dortigen Gegenden ein grosses Licht auf.' Er meint wohl nicht die erste (75, 23), sondern die zweite (664, 30) Recension über Sulzer, nicht die Mercksche, sondern die Goethesche. Seine Klage über dunklen Stil erinnert an eine Bemerkung im Teutschen Merkur vom November 1774, S. 175, wornach Hamann Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung gewesen wäre: Hamann selbst macht sich darüber lustig in den Zweifeln und Einfällen von 1776 (Schriften 4, 292).

Seitdem war in unserer klassischen Litteratur wohl nicht mehr von den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Rede, bis Goethe, der im Jahre 1812 von Fritz Schlosser die Jahrgänge 1772 und 1773 erhielt (Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass, Stuttgart 1877, S. 44. 45),

im dritten Bande von Dichtung und Wahrheit darüber sprach (DW. 3, 97 L.). Er fand darin einheitliche Haltung, ausgebreitete Einsicht, reine Uebersicht, redlichen Willen der Mitarbeiter: 'Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer misbrauchen.' Am interessantesten waren ihm beinahe die Recensionen über andere Zeitschriften, 'wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht sowie die Billigkeit mit Recht bewundert.' Diese Charakteristik schwächt das Charakteristische ab. Treffender sagen die Tag- und Jahreshefte (unter 1769 bis 1775) von den Frankfurter Recensionen: sie 'geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.'

Ausführlicher kam er in Kunst und Altertum IV, 3, (1824) S. 151 ff. darauf zurück, indem er ankündigte, dass seine Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen der Ausgabe letzter Hand einverleibt werden sollten. Diese Recensionen 'haben einen eigenen Character' wie er sagt. 'Wild, aufgeregt und flüchtig hingeworfen wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergiessungen meines jugendlichen Gemüths nennen als eigentliche Recensionen. Es ist auch in ihnen so wenig ein Eingehen in die Gegenstände als ein gegebener in der Litteratur begründeter Standpunct, von wo aus diese wären zu betrachten gewesen, sondern alles beruhet durchaus auf persönlichen Ansichten und Gefühlen. Die dem Urtheile sich anbietenden Gegenstände sind mannigfaltiger Art, und geben, obgleich nur flüchtig berührt, ein treues Bild vom Character der damaligen Litteratur. Und da nun ferner meine ganze jugendliche Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaft-

lich auslässt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Recensionen offen vor Augen und demnach möchten sie auch für alle diejenigen, die mir und meinen Leistungen einen näheren Antheil schenken, nicht ohne einiges Interesse seyn.'

Was nachher im fünften Bande von Kunst und Altertum, Heft 3 (1826) S. 160 ff. Eckermann darüber vorbringt, ist grösstenteils recht unbedeutend. Doch kann man folgende Sätze über Goethes Recensionen sehr wohl unterschreiben: 'Sie sind ein Schlüssel zu Goethes ganzer Natur. Wer über Goethes Wesen Aufschluss haben will, der studire diese Recensionen. Hier liegt Alles im Keime vor uns. Hier ist der Beginn, der erste Standpunct; und wenn wir hier festen Fuss fassen, und von hieraus alles dasjenige betrachten was später von ihm ausgegangen ist, und nun sehen was von diesen ersten Richtungen sich durch alle übrigen Werke hindurch hält, so haben wir von Goethen den eigentlichen Kern, das Unveränderliche, Unverwüstliche, Dämonische.'

Die weiteren Schicksale der Frankfurter gelehrten Anzeigen, seit Goethes angebliche oder wirkliche Beiträge in seine Werke aufgenommen wurden, verfolge ich nicht. Es ist immer nur gelegentlich davon gesprochen worden. Eingehende Aufmerksamkeit hat ihnen erst Herr v. Biedermann geschenkt, wie seine Einleitung zu Bd. 29 der Hempelschen Ausgabe, sein Aufsatz in Schnorrs Archiv 4, 32 ff. und dessen Umarbeitung in den Goethe-Forschungen S. 315 ff. bezeugt. Ueber den jungen Goethe als Journalisten habe ich selbst in der Deutschen Rundschau Bd. 17 S. 62 (Oktoberheft von 1878) gehandelt und dabei die Frankfurter gelehrten Anzeigen im allgemeinen kurz charakterisiert. Einige Beziehungen zwischen den Tendenzen Goethes und seiner Freunde, wie sie sich in dem Journale spiegeln, und den gleichzeitigen oder späteren Arbeiten Goethes suchte ich in der Schrift 'Aus Goethes Frühzeit' (Quellen und Forschungen, Heft 34, Strassburg 1879) darzulegen.

Nach beiden Richtungen hin wollte ich mich hier nicht wiederholen. Wenn ich den als Hanswurst verkleideten Lichtputzer in Goethes Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, der von sich sagt 'Hab so viel Durst als wie Hanswurst', auf den Doktor Karl Friedrich Bahrdt deutete, so hätte ich anführen sollen, dass Bahrdt in Frankfurt für einen Trinker galt (Br. an Bahrdt 2, 158 f.) und dass er im Jahre 1773 thatsächlich Direktor der Frankfurter gelehrten Anzeigen war. Der Lichtputzer vertritt den erkrankten Hanswurst und sagt: 'Hett i au sei Kopf, wär i Hanswurst gans und gar.' Liegt darin eine Anspielung darauf, dass man sich im Jahrgang 1773 der Frankfurter gelehrten Anzeigen vergeblich bemühte, den von Goethe 1772 angegebenen scherzhaften Ton festzuhalten? Muss man überhaupt die Beziehungen auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen noch bestimmter fassen? Den Marktschreierton des Christian Heinrich Schmid, der im Jahrmarktsfest als Marktschreier aufzutreten scheint, kann man besonders in der Widmung seines Musenalmanachs für 1773 geniessen, wo er die Fortschritte der deutschen Litteratur unmässig anpreist und sich über die Frankfurter gelehrten Anzeigen insbesondere auslässt, wie folgt (S. 5): 'Vom Zustande unsrer Kritik schweige ich mit Vorbedacht. Nur zwey Worte von unsrer Zeitungskritik! Wenn sie gleich noch grösstentheils in den Händen von Dunsen, Buben, Pedanten und Intriguenmachern ist: so ist doch endlich eine gelehrte Zeitung entstanden, die sie wieder zu Ehren bringen wird. Was für die Gelehrsamkeit die Göttinger Anzeigen sind, sind nun für die schönen Wissenschaften die Frankfurter geworden. Ich würde in ihrem Lobe weitläuftig seyn, wenn ich es nicht um der Schwachen willen unterlassen müsste, die mir zutrauen würden, dass ich Unbestechliche bestechen wollte oder könnte, und die da glauben würden, dass ich gegen die Mängel derselben, insbesondre gegen ihren mystischen Ton und Hang zum Paradoxen, blind sey.' Dazu die Anmerkung:

'Welche von den übrigen Zeitungen sich dieser oder jener nähere, oder auch das Mittel zwischen beyden halte, ist hier der Ort nicht zu bestimmen.'

Schmid wurde für dieses Lob angegriffen, und er erwiderte im Musenalmanach für 1774 S. 25 f.: 'Der vortrefliche 1772ste (so!) Jahrgang der Frankfurter Zeitung, der in seiner Art der einzige bleiben wird, ist (nach der Meinung des Angreifers) aus Schmeicheley von uns gelobt worden, da doch alle jene Verfasser abgegangen sind, und der sie gar nicht kennen muss, der sie für bestechlich hält.'

ZWEITER ABSCHNITT.

ZEUGNISSE.

Die Ankündigung der reorganisierten Frankfurter gelehrten Anzeigen, welche der Verleger Deinet drucken liess, kann man im Weimarischen Jahrbuch 6, 79 vollständig lesen. Folgende Sätze seien auch hier wiederholt: 'Eine Gesellschaft Männer, die ohne alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im stillen bisher dem Zustand der Litteratur und des Geschmacks hiesiger Gegenden, als Beobachter zugesehen haben, vereinigen sich, um dafür zu sorgen, dass das Publikum von hieraus nicht mit unrichtigen, oder nachgesagten, oder von den Autorn selbst entworffenen Urtheilen getäuscht werde. Jedes Blatt wird allezeit eine ausführliche Kritik, nebst einigen kurzen Anzeigen enthalten. Nebst allen gemeinnützigen Schriften der höhern Wissenschaften wird man sich besonders mit Historie, Philosophie, schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigen, und bey allen Wissenschaften das Augenmerk dahin nehmen, dass dem Liebhaber der Englischen Litteratur vorzüglich nichts entgehe, das einer Anzeige werth ist. Hierunter zählt

man auch die kurze Anzeige der schlechten und mittelmässigen Englischen Bücher, um wenigstens der Uebersetzerwuth einigen Einhalt zu thun. Zuweilen werden sich unsere Blätter mit einem Epigramm, oder einem kleinen Gedichte schliessen, das der künftigen deutschen Anthologie würdig seyn möchte; so wie wir uns vorbehalten, wichtige Werke der Kupferstecherkunst mit einer kurzen Kritik anzuzeigen. Dieses wird genug seyn, um dem Publikum eine (so!) Ideal von den Obliegenheiten zu geben, die wir in Ansehung seiner auf uns nehmen. Und wir überlassen es seinem Richteramte, uns zu strafen, oder loszusprechen.'

Ich meinerseits überlasse es meinen Lesern, das vorstehende Programm mit der Ausführung zu vergleichen, und mache nur auf die Uebereinstimmung desselben mit der Nachricht an das Publikum an der Spitze des neuen Jahrganges aufmerksam.

'Der gewöhnliche Preis bleibt' besagt die Ankündigung weiter. Dieser Preis war vier Gulden jährlich, wie aus Goethes Briefen an Kestner (J. Goethe 1, 320. 338) hervorgeht.

Nach Goethes Bericht (DW. 3, 97 L.) wäre Schlosser durch Merck angeregt worden, die Frankfurter gelehrten Anzeigen herauszugeben: 'sie hatten sich Höpfnern und andere Akademiker in Giessen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rektor Wenck, und sonst manchen wackeren Mann zugesellt.' Alfred Nicolovius in dem Buch über J. G. Schlosser (S. 25 f.) wiederholt die Nachricht, ohne sie zu prüfen. Karl Wagner in der ersten Merckschen Briefsammlung S. 32 Anm. spricht gleichfalls von den 'durch J. G. Schlosser, auf Mercks Anregung, im Verein mit Merck, H. Schlosser, Goethe, Höpfner, Wenck, den Gebrüder Petersen, Schulz u. A. herausgegebenen Frankfurter gelehrten Anzeigen' (vgl. Merck-Briefe 2, 295 s. v. Petersen). In Wahrheit aber war Merck 'Director' des Journals; der Verleger erläutert: 'Er führet das Directorium so, dass nichts

ohne sein Vorwissen eingerückt wird' (Weim. Jahrb. 6, 81). Und an einer früheren Stelle: Der Direktor 'sendet von verschiedenen Händen Richtersprüche und Anzeigen ein. Von mir bekommt er, auf der andern Seite, auch wieder verschiedene Handschriften zu sehen, die ich sammle, und von deren Verfassern er eben so wenig weiss, als ich von den seinigen' (ibid. 78). Vgl. auch Herders Nachlass 3, 313.

Indessen blieb die Sache so nicht, und Goethes Erinnerung war nicht ganz unrichtig. Schlosser besorgte seit dem Juli 1772 die Redaktionsgeschäfte. Dies geht aus einem Briefe Mercks an Fritz Jacobi vom 25. Dezember 1772 hervor, dessen Mitteilung ich Herrn Dr. Konrad Reichard verdanke und aus dem ich hier alles einrücke, was sich auf die Frankfurter gelehrten Anzeigen bezieht: 'Sie haben vollkommen recht, wenn Sie mit vielen Artikeln der Frf. Zeitung nicht zufrieden waren, sobald Sie sich Nuzen, Einfluss, Beyfall, Publikum u. dergl. dabey gedenken. Die besten Sachen, die vielleicht jeder Sympathisirende Meister darrinne nicht verkennen wird, waren aber geschrieben, um sich Luft zu machen, ohne die geringste Rüksicht, dass es gedrukt und gelesen würde. Und über die Moralität, die mir das Publikum *pretirt* oder nicht *pretirt*, darüber bin ich Gottlob nun mit meinem Charakter hinaus. — Noch Eins über diesen Trödel Kram. Sie werden mir hoffentl. glauben, wenn ich Ihnen ganz einfach versichere, dass ich an dem lezteren Anfall auf Ihren Bruder nicht den geringsten Antheil habe. Ich habe es ebenso wie Sie, nicht eher gesehen, als biss es gedrukt war, u. bin von Herzen erschroken. Seit dem Monate *Julius* bekomme ich schon kein *Manuscript* mehr zu sehen, u. Hr. Schlosser in Frfurt sieht sie vor mich durch. Weil ich auch seit meiner Coblenzer Reise fast nichts geliefert habe, so bin ich mit dem Verleger gespannt, und er macht was er will. Man hats mir wie ich jezo weiss, zuversichtl. zum Possen gethan. — Antworten Sie mir nichts auf diesen

Artikel. Nicht des wegen ists mir verhasst, etwas mehr davon zu reden, weil es einen Schatten auf meinen Charakter werfen könnte, sondern weil es möglich ist, dass es Ihr Bruder Einer der besten Menschen kan gesehen, u. darüber gelitten haben.' Er meint natürlich die Recension S. 670, 30, die, wie wir sehen werden, von Goethe herrührt. Die Koblenzer Reise ist die bekannte Zusammenkunft um die Mitte September bei La Roches, zu der sich Goethe von Wetzlar her einfand.

Wenn nun auch Merck anfangs das Direktorium führte, so dürfte von vornherein Schlosser grossen Anteil an dem Unternehmen gehabt haben. In dem Bericht Goethes an Salzmann (J. Goethe 1, 305), er kenne und schätze den Direktor und ein Mitinteressent sei sein besonderer Freund, bezieht man den Direktor jetzt mit Recht auf Merck, den Mitinteressenten auf Schlosser. Und wenn Caroline Flachsland Ende Dezember an Herder schreibt, Merck sei vor einigen Tagen in Frankfurt gewesen, habe Goethe kennen gelernt und mit Schlosser verkehrt (Herders Nachl. 3, 169), wenn Goethe selbst an Herder über einen mit Merck zugebrachten Abend schreibt (J. Goethe 1, 304), so mag es sich dabei allerdings um die entscheidenden Verabredungen über das Journal gehandelt haben; denn Merck schreibt am 18. Januar 1772 (Br. an Bahrdt 1, 168): 'Jetzt sind alle Artikel noch ein wenig leicht nnd husarenmässig, weil das Institnt präcipitirt wurde, und der ganze Gedanke der Ausführung und die Zusammenbringnng der Gesellschaft erst ein Werk von wenigen Wochen ist.' Merck schickte gleich Manuskript für sechs Wochen, worüber der Verleger nach Belieben disponierte (Merck-Briefe 3, 54).

Ueber die Mitarbeiter gibt Deinet am 8. Februar 1772 (Weim. Jahrb. 6, 81) die beste Auskunft. Merck habe einen geschickten Mitarbeiter an seiner Seite, den Rektor Wenck in Darmstadt. Professor Waldin in Marburg werde 'hinfüro ordentl. mitarbeiten'. Ebenso

Bahrdt in Giessen. 'Hr. Lebret in der Historie — gewiss kein Ihnen unbekannter Name, aber auch der einzige in Schwaben. Hr. Leichsenring (soll heissen: Leuchsenring), Leibmedicus der Frau Herzogin von Zweibrücken recensirte noch vor kurzem *Gaubii adversaria.* Hier ist noch ein Mann im Gefach der *botanic* ('im medicinischen Fache' Deinet, Br. an Bahrdt 2, 138) Hr. Behrends. Herr Hofrath Schlosser ein Rechtsgelehrter und im Gefach der schönen Wissenschaften ein Freund des Herrn Merks (offenbar Goethe) ist sehr fleissig. Hr. v. Olenschlager ist Patient — lässt uns aber hoffen (doch vgl. Weim. Jahrb. 6, 82). Herr Iselin in Basel will alle dortige Producte, nehmlich überhaupt schweizerische durchsehen.' Christian Heinrich Schmid habe sich empfohlen; man will aber augenscheinlich nichts von ihm wissen. Diese Notizen richtet Deinet an Raspe in Kassel, auf dessen Teilnahme gleichfalls gerechnet wird. Waldin war Professor der Mathematik an der Universität Marburg und ein vielseitiger gelehrter Schriftsteller, le Bret Gymnasialprofessor in Stuttgart und ein damals geschätzter Historiker, Johann Adolf Behrends Dr. med. und praktischer Arzt in Frankfurt.

Hierzu füge ich gleich eine mir von R. M. Werner mitgeteilte Stelle aus einem Briefe von M. Georg Wilhelm Petersen, Lehrer der Prinzen Friedrich und Christian von Hessen-Darmstadt, an Nicolai vom 6. November 1772, worin es heisst: 'An diesen Frkf. gel. Anz. arbeitet Herder; das ist zuverlässig, ganz zuverlässig. Von seiner Feder sind z. B. Denina, Millar, Beattie u. a. m. recensirt; darauf können Sie zählen. Ich muss bekennen, ich wünschte, dass ihm ähnl. Bücher für die A. D. B. zum Beurtheilen überlassen würden. — Le Bret hat einen geringen Antheil an diesen Frankf. Anz. gehabt; ist aber, wie man mir versichert hat, abgetreten. — Sehr schöne Recensionen, die in die Litteratur, Poesie etc. einschlagen, rühren von Herrn Göthe *J. U. D.* und Advokaten in Frank-

furt, der in grosser Stille daselbst den Musen lebt, her. — an den theologischen Artikeln hat das Frankfurter Ministerium, wie ich zuverlässig weiss, nicht den mindesten Theil; — vielmehr seit 8 Wochen ausgewirkt dass nichts theolog. mehr darin recensirt werden darf, ohne die Censur passirt zu haben, — da denn nun diese Minen nicht mehr bearbeitet werden'... Vgl. oben S. XXVI. Petersen war augenscheinlich sehr gut unterrichtet. Wenn er in demselben Briefe von einem Rechtsgelehrten in Frankfurt als Recensenten der Anzeigen spricht, so kann nach dem Zusammenhange nicht Goethe gemeint sein; und man denkt leicht an Schlosser.

Höpfner in Giessen, seit längerer Zeit Mitarbeiter an Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek, lehnte die Beteiligung an den Frankfurter gelehrten Anzeigen anfangs wenigstens ab (Merck-Br. 3, 54). Ob der Besuch Mercks und Goethes bei ihm (am 17. oder 18. bis 22. August 1772 mit einer kleinen Unterbrechung, Herbst, Goethe in Wetzlar S. 128 ff. Höpfner, Weim. Jahrb. 3, 65) etwas daran änderte, bleibt zweifelhaft. Goethes Erinnerung kann in diesem Punkt ebenso falsch sein, wie in der Voraussetzung, Schlosser habe sich gleichfalls in Giessen eingefunden. Auch im Jahre 1773 machte man sich auf Höpfners Teilnahme Hoffnung (Br. an Bahrdt 2, 141. 171), aber was mindestens das eine bestimmt erwähnte Buch anlangt, wieder vergebens.

Die Petersen, Hieronymus Schlosser und 'Schulz' (es ist wohl Johann Christoph Friedrich Schulz, Professor der morgenländischen und griechischen Litteratur in Giessen gemeint) müssen als Mitarbeiter so lange dahin gestellt bleiben, als wir nicht wissen, worauf sich ihre Nennung bei Karl Wagner gründet. Auch ob Deinet zuweilen selbst Hand anlegte, wie er 1773 that (Br. an Bahrdt 2, 145 unten. 148) wissen wir nicht.

Dagegen darf Herder sicher zu dem Kreise gerechnet werden Caroline Flachsland schreibt ihm zu Anfang April (Herders Nachl. 3, 229): Merck 'hat sich

recht sehr, sehr über die Recensionen, die Sie ihm geschickt, gefreut. Goethe hat sie auch gelesen.' Herder grollt im Anfang Dezember, indem er sich offenbar nicht erinnert, dass Caroline von seiner Mitarbeiterschaft Kenntnis hatte (Nachl. 3, 387 Anm.; Erinner. 1, 232): 'In Deutschland fürchte ich mich nur wieder vor elendem Streit und Fehde. — Ich habe, um nicht immer die Briefe an Sie für Merk so leer hinzuschicken, an den Frankfurter gelehrten Zeitungen einigen Antheil genommen, aber ohne Zweck und fast ohne Willen. Und da hat, glaub' ich, Schlosser, der sich als Hauptverfasser umherträgt, geschwatzt — kurz man schreibt mir davon aus allen Gegenden und nennt mich und weiss von mir, und das ärgert mich. Ich will für alle Kritik und Tummelei in dieser Welt begraben seyn und lieber in eignen guten Werken leben, als im Urtheil über andere.' Worauf Caroline begütigend und schmeichelnd erwidert (Nachl. 3,389): 'Dass Du über den hochgeehrten Herrn Schlosser schimpfest, hast Du nicht ganz recht; es kennt Dich ja jedermann an Deinen Adlersfittigen, Herr Adler!' Er seinerseits hat seine an Caroline gerichtete Klage wieder vergessen, wenn er antwortet (Nachl. 3, 402): 'Wer hat Ihnen gesagt, dass ich auf Schlossern schimpfe, den ich nicht kenne. Ich habe in einem Briefe ein paar Worte über ihn als Zeitungsschreiber geredet. Das ist alles. Kann ein eitler Zeitungsschreiber nicht der vortrefflichste Mann von der Welt sein?' Caroline besteht aber auf ihrer vorigen Aeusserung (ibid. 407): 'Was ich wegen Schlosser gesagt, war nicht halb so böse; er ist seiner Eitelkeit wegen berühmt in aller Welt. — Nur, ohne Schlossers Posaunen kennt ja jedermann Deine Recensionen.' Ebenso wie Caroline urteilt Nicolai (Von und an Herder 1, 339): Herder sei eben zu originell, um nicht erkannt zu werden. Herder muss es zugeben (ib. 341), behauptet aber (ib. 342 am 15. Januar 1773), er habe so wenige Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen geschrieben, 'dass sie

sich vielleicht im ganzen Jahrgange mit sieben aufzählen lassen', übrigens würde sich die Zeitung jetzt so sehr ändern, dass ihn wahrscheinlich keiner mehr in Verdacht haben werde. Vgl. an Lavater, Januar 1774 (Nachl. 2, 81): 'Die paar Recensionen, die ich in die Frankfurter warf (es sind ihr vielleicht nicht 10) waren geworfen und haben mich genug gereuet.' Claudius fragte (Nachl. 1, 373): 'Nicht wahr, Sie haben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Hand mit? Wenigstens scheints, dass Sie der Küster wären und das ganze Chor nachsänge. Das Gleichniss ist nicht von mir, aber ich approbire es.' Hartknoch in Riga glaubte, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen Herders Fussstapfen erkannt zu haben (Von und an Herder 2, 38 Anm.); dieser beteuert (ib. 37), er habe daran weniger teil, als man ihm schuld gebe. Heyne deutet am 2. Juni 1772 an (ib. 135 vgl. oben S. X), dass er ihn für den Verfasser der Recension über Michaelis' Mosaisches Recht halte; er kommt am 6. August nochmals auf das Strafgericht über den 'Erzengel mit dem farbichten Kleide und Marktgolde' (Anspielung auf Frankf. gel. Anz. Neudr. 403, 3 f. und ohne Zweifel: Michaelis, vgl. 'den heiligen Michael in Göttingen und alle die Erzengel' Br. an Bahrdt 2, 174) und über Schlözer (392, 17) zurück mit dem Zusatze: 'Aber hoffen Sie nicht lange unentdeckt zu bleiben; die Ihnen eigene Farbe des Ausdrucks und der Imagination verräth Sie zu sehr' (Von und an Herder 2, 141). Darauf Herder: 'Es thut mir leid, dass ich über die Frankfurter Zeitung so bezüchtigt werde; ich bin unschuldig und wills werden' (ib. 143). An Raspe schreibt Herder (Weim. Jahrb. 3, 48): 'Jetzt wähnen Sie doch nicht mehr, dass ich an der Frank. Zeit. arbeite? Das Unrecht wäre doch schreiend.' Diese letzte Aeusserung weiss ich nicht sicher zu erklären; sie bezieht sich etwa schon auf die ersten Nummern aus dem Jahre 1773. Der Brief ist Antwort auf einen Raspes vom 8. September 1772, wie Haym angibt (Herder 1, 483 Anm.), indem er noch ein mehreres über

Herders Sorgen wegen der Frankfurter gelehrten Anzeigen beibringt. — Noch am 31. Mai 1774 fragt Hamann (Schriften 5, 83 vgl. 62): 'Ich habe zufällig ein Probestück der neuen Frankfurter Zeitung gelesen. Können Sie mir etwas von den gegenwärtigen Arbeitern melden? Göthe ist doch noch Ihr Freund? Der Name seines Götzen wird wohl ein *Omen* für unseren theatralischen Geschmack seyn, oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie.' Man sieht, dass ihm wenigstens der alte Mitarbeiterkreis der Zeitschrift noch vorschwebt.

Böttiger zeichnet den 18. November 1798 aus Herders Munde auf (Lit. Zustände und Zeitgen. 1, 124): 'Theinet (so!) gab 1772 eine neue frankfurter gelehrte Zeitung heraus, worin Goethe damals sehr genialische Recensionen machte und Herder auch ungefähr sieben bis acht anonym lieferte, die gewaltig viel Lärmen machten; eine gegen Michaelis, die dieser so übel aufnahm, und gegen Schlözer, wogegen Schlözer ein ganzes Buch, den zweiten Theil seiner Weltgeschichte, voll Anzüglichkeiten gegen Herder schrieb. Der Graf von Bückeburg sagte damals zu Herdern, indem er ihm zuerst Schlözers Angriff kund that: Machen Sie es wie ich; ich lese nie das Urtheil, wenn ich einen Process verloren habe. Herder las auch die Schlözersche Schrift nie, die auch Schlözern in der Folge selbst leid that, wie er denn erst im vorigen Jahre seine zwei neuesten historischen Schriften über das Alter der Wechsel u. s. w. ihm mit einem sehr höflichen Brief und der Bitte schickte, sie in der erfurter Zeitung anzuzeigen, welches auch Herder mit vieler Feinheit wirklich gethan hat.' Vgl. Deinet an Bahrdt (Br. an Bahrdt 2, 170) 15. Oktober 1773: 'Zwischen Schlözern und Herdern giebts ein heftiges Gefecht, und das wegen der Anzeige in unserm vorigen Jahrgange — die Universalhistorie.' Das Erscheinen der Briefe an Bahrdt (1798) dürfte den unmittelbaren Anlass zu Herders Aeusserungen gegeben haben. Zur Autorschaft der Recension über Schlözer bekennt sich Herder

auch in einem Brief an Lavater vom Januar 1774 (Nachl. 2, 81). Schlözers 'Vorstellung seiner Universal-Historie' von 1772 war in einem Bande abgeschlossen; unter dem Titel eines zweiten Teils der Universal-Historie liess er seine Antikritik gegen Herder, einen Band von etwa 200 Seiten (Göttingen und Gotha bey Johann Christian Dieterich 1773), erscheinen. Das zweite Blatt trug den besonderen Titel: 'Hrn. Johann Gottfried Herders, Gräfl. Schaumburg-Lippischen Consistorial-Raths zu Bückeburg Beurteilung der Schlözerischen Universalhistorie in den Frankfurter Gel. Anzeig. St. 60, 1772. mit August Ludwig Schlözers Anmerkungen über die Kunst, Universalhistorien zu beurteilen.' Schlözer konstatiert, es sei allgemein bekannt, dass die Recension von Herder herrühre; er macht die Unterstellung, dass dieser dazu aufgestiftet sei und sich nur 'zum Ausleerungsgefässe fremder Galle' habe gebrauchen lassen (womit er vermutlich auf Gatterer zielt); er steift sich darauf, dass Herder kein Historiker von Fach sei und dass es sich für einen Konsistorialrat nicht schicke in einer öffentlichen Zeitung den Lustigmacher zu agieren; er behauptet, Herder sündige allzu grob und allzu oft gegen das, was man Lebensart und gute Sitten nenne, er sei plump in seinen Ausdrücken, habe gemeine Schimpfwörter an sich und scheine gar kein Gefühl 'vom Decoro' zu haben, 'das ihm gleichwol sein Stand eines renommirten Gelerten, eines Belletristen, und eines Geistlichen, dreifach zur Pflicht macht'; er nennt Herders Kritik 'patzig' und erklärt sie aus der eitlen Idee, dass ein Belletriste ein Universalmann, ein Generalrichter aller Wissenschaften sei; er redet etwas gegen die Genies im allgemeinen; er denunciert seinen Recensenten bei den Göttinger Studenten, welche Herder Schüler und Kinder genannt habe (Neudruck 393, 12 f.) und worunter sich doch 'wirkliche Kammerherren, auswärtige Professoren, Hofräthe, Räthe, Oberofficiers, und dergl.' befänden (S. 363); er denunciert ihn ein wenig beim Grafen zu Lippe-Schaumburg, weil er dem Gatterer-

schen historischen Institut 'eine beleidigende Grobheit vorsage' (vgl. Neudruck 393, 1 !), dessen Mitglied der Graf doch sei (S. 361 f.); er denunciert ihn bei dem Publikum als einen Nichtdeutschen, der das deutsche Publikum noch nicht genau genug kenne (S. 393); er denunciert ihn bei seiner Gemeinde wegen seines Eigendünkels, seines blinden bösen Herzens, seiner Sorglosigkeit gegen anderer litterarische und moralische Ehre, seines 'Brummicht-witzelnden' im Tadel, seines Ungeschliffenen im Bessern und bricht emphatisch in den Ausruf aus: 'Was ist das für eine Aufführung für einen protestantischen Geistlichen!' Er bezeugt fast Lust ihn zu den 'moralischen Schandflecken der evangelischen Christenheit' zu rechnen und führt dem Preussen zu Gemüte, dass solche Schandflecken sich ganz besonders in der preussischen Reformations- und Kirchengeschichte vorfänden (S. 399). Kurz, er ist in seinem Zorn aus Rand und Band. — Hamann, der Schlözers Antikritik recensierte (Werke 4, 373), schrieb an Herder (5, 82): 'Rügen Sie nicht, liebster Herder, den Schlözerischen Misthaufen. Wer Sie dazu aufmuntert, ist nicht Ihr Freund.' Hamann schmeichelt sich, dass seine Recension Herdern mehr Genüge thun werde als die Wandsbeckische (s. die letztere bei Claudius, Redlichs Nachlese, 1871, S. 29 ff.). Herders spätere Recensionen in den Erfurter Nachrichten stehen bei Suphan 20, 303—306: es ist nicht vom Alter des Wechsels, wie Böttiger angibt, sondern des Papiergeldes in dem einen der angezeigten Schlözerschen Werke die Rede. Vgl. über den ganzen Handel Haym 1, 601—610.

Ans den Frankfurter gelehrten Anzeigen sind nun mindestens zwei Recensionen durch Herders eigenes Zeugnis sicher für ihn gewonnen. Dazu kommt Goethes Meldung am Schluss eines Briefes an Herder: 'Eben krieg' ich Nr. 54 Frankfurter Zeitung' (J. Goethe 1, 310): was darauf schliessen lässt, dass sich darin eine Anzeige von Herder befand. Doch hierüber vgl.

den dritten Abschnitt, wo sich auch Petersens obige (S. XXXV) Angaben bestätigen werden.

Herder schreibt (etwa im Oktober 1772) an Merck (Merck-Briefe 1, 42 f.), er wolle nichts zu Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung Erschienenes recensieren, weil er das was er lese aus dieser Handlung bekomme, weil ihm die Recensionen von Benzler (S. 280), Dodd (S. 433) und den Devisen (S. 321), alle zu Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung erschienen, zugeschrieben worden und dies der Besitzer jener Buchhandlung als den ärgsten Freundschaftsbruch aufgenommen. Er bestellt sich ein Buch zur eventuellen Recension, das er im Manuskript gesehen, ist dabei, Hartley (*Observations on man*, übersetzt von Pistorius, Leipzig, 1772) zu recensieren und sagt: 'Wenn Sie Harpe's Eloge auf Fenelon mir zuwenden wollen, so sollen Sie viel Dank haben, so wie ich mich für Hemsterhuys sehr verbinde.' Laharpes Eloge war schon in Nr. 2 (S. 14) recensiert worden; hatte ihm Merck wie den Laharpe über Fenelon so den schon am 12. Mai (S. 247) angezeigten Hemsterhuys *sur les désirs*, eine litterarische Seltenheit nach 251, 17, zum Geschenk angeboten? Herder schreibt, worauf mich Suphan verweist, am 6. Oktober 1772 an Boie: 'Verhelfen Sie mir doch zu Hemsterhuys *Essai sur l'homme et ses rapports* und seine *Lettre sur la sculpture*' (Weinhold, Boie S. 181). Der Brief *sur les désirs* war ihm also von anderer Seite bereits zugekommen: eben von Merck? Herders Uebersetzung desselben erschien im Teutschen Merkur 1781. IV. S. 97 ff. Den Wunsch nach den beiden anderen Schriften muss Boie auch befriedigt haben (vgl. Weinhold a. a. O.): rührt also die, obgleich sehr ruhige Analyse des *Essai sur l'homme* in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 13. November (S. 599) von Herder her? Suphan citiert noch Von und an Herder 2, 41 f. 43. 46. 49. 72.

Oft hat man die Stelle wiederholt, worin Herder an Merck (Merck-Br. 1, 37) diesen, sich selbst und

Goethe als Mitarbeiter des Journals charakterisiert: 'In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Göthe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüssen, und wenn ich denn einmal komme, so ists der irländische Dechant mit der Peitsche. Ueber die hat nun Sokrates sehr Acht zu geben, und Sie haben von Anfang an volles Recht bekommen, zu ändern und auszustreichen, was Ihnen gefällt; insonderheit auszustreichen. Ich rede oft, als wenn kein Mensch Deutsch verstünde: und da mir überhaupt das schöne Runde fehlt, mit dem Ihr Leute die Welt betrügt, so ist allemal die Zeit, wenn ich mich lese, mir Aergerniss und Zwist. Benehmen Sie mir die, soviel Sie können, es ist nicht gut, dass der Mensch sich ärgert.'

Von Merck selbst ist nicht viel ausdrücklich bezeugt. An Höpfner schreibt er (vor dem 11. Februar 1772, wie sich gleich zeigen wird): 'Bei Gellerts Werth und Sulzers Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M.' (Merck-Br. 3, 54.) Beide Recensionen sind noch nicht erschienen in dem Augenblicke, wo er schreibt. Beide müssen von ihm herrühren, wie von Biedermann u. a. mit Recht geschlossen haben. Die über Sulzers Theorie (75, 23) erschien am 11. Februar, die über Gellerts Werth (98, 27 ff.) am 21. Februar 1772. Als bestätigend muss man mit Herrn von Biedermann auch eine Bemerkung von Deinet an Raspe (Weim. Jahrb. 6, 82) ansehen. Ferner erzählt Caroline Flachsland ihrem Herder (Nachl. 3, 369) am 3. November, Merck recensiere den Göttinger Musenalmanach. Die Recension erschien am 13. November (603, 19). Merck erfüllte damit einen Wunsch Herders (Merck-Briefe 1, 42). Ausser diesen dreien kann ihm noch mit Bestimmtheit die Recension über Klopstocks Oden vom 28. Januar 1772 (49, 17) zugeschrieben werden, zu der er sich selbst bekennt in einem ungedruckten Brief an Fritz Jacobi, den ich Herrn Dr. Konrad Reichard verdanke und den ich ganz mitteilen will:

Frankfurt Sonntags.

Hier haben Sie die versprochene Revision meines eigenen Urtheiles. Sie ist unter Leuchsenrings Augen geschrieben, und Er hat mein ehmaliges Mscr. der Klopst. Beurth. in der Frf. Zeitung gesehen, dass also auch sein Zeugnis vor mich gilt, dass ich niemand auf der Welt hierdurch eine Wahrheit predige als mir selbst. Und das soll nach Freund *Shaftesbury*'s Meynung ein verdienstliches Werk seyn. Leuchsenr. meynt übers Jahr solte man den Merkur so revidiren; auf diese Art könne es nie an Materie fehlen. Als denn würde er selbst mit Arbeiten, und was er noch weiter von der Cirkulation der Materie in dem grosen Universo sagt, das ich nicht verstehe. Er lässt Ihnen viel schönes sagen. Gestern habe ich den Nach Mittag mit *Mlle Fahlmer* zugebracht. Ich finde sie als ein Frauenzimmer von ungemein viel angebohrener Grazie, und sanfter Empfindsamkeit. Behalten Sie mich lieb, u. glauben Sie mich

Ihren

in fidem. ergebensten

Leuchsenring J H M.

Der Brief ist am 7. Februar 1773 geschrieben (vgl. J. Goethe 1, 348. 349). Fritz Jacobi war anfangs am Merkur sehr stark beteiligt und forderte Merck durch Vermittelung der Frau von La Roche zur Mitarbeit anf (Auserl. Briefw. 1, 101). Ueber die 'Revisionen' des Merkur vgl. den ersten Band S. XIV. 284; dazu Auserl. Briefw. 1, 110; auch Goethe-Jahrbuch 2, 380, wo nicht 'Recension' zu lesen. Es ist nichts Rechtes daraus geworden. Jacobi aber berief sich unter anderm auf die vorliegende Angelegenheit, um über Mercks Charakter auf das schärfste abzuurteilen: 'Für die Frankfurter Zeitung von 72 verfertigte er ein Dythiramb zum Lobe von Klopstocks Oden; und in demselben Jahr schickte er eine Revision eben dieser Rezension für den Merkur ein, worin Klopstocks Oden heruntergemacht wurden, weil er glaubte, Wieland wollte sie herunter gemacht

haben. Diese Revision, von seiner eigenen Hand geschrieben, muss sich noch unter meinen Papieren finden' (an Forster 13. November 1779; Zöppritz 1, 23).

Die Recension deutscher Schauspiele lehnt Merck in einem Brief an Nicolai (Merck-Briefe 3, 63) entschieden ab. Vermutlich hat er also auch in den Frankfurter gelehrten Anzeigen keine recensiert. Man wird bei Recensionen über dramatische Litteratur wohl in erster Linie immer an Goethe denken müssen. Aber direkt bezeugt ist keine.

Ausdrücklich bezeugt sind für Goethe überhaupt nur die Recensionen über Hausen, Leben und Charakter Klotzens (S. 284) und über die Gedichte eines polnischen Juden (S. 461) durch Höpfner an Raspe (Weim. Jahrb. 3, 66), die Recensionen über Gessners Idyllen (S. 446) und über Lavaters Aussichten in die Ewigkeit (S. 579) durch Schlosser an Lavater (Ludwig Hirzel, Im n. Reich 1878, II. S. 599), die Recension über Georg Jacobis Verteidigungsschrift gegen Hausen (S. 670) durch Fritz Jacobi an Wieland (Goethe-Jahrbuch 2, 377), die 'Nachrede statt der Vorrede' (S. 689) durch ihn selbst (J. Goethe 1, 338). Dass Höpfner, Schlosser und Fritz Jacobi in den betreffenden Fällen die Wahrheit wissen konnten, leidet nach den näheren Umständen keinen Zweifel. Von Schlosser wird dies jedermann zugeben; die durch Höpfner benannten Recensionen sind 29. Mai und 1. September erschienen, in der Zeit von Goethes Aufenthalt zu Wetzlar, und Höpfner würde sich ohne bestimmteste Kenntnis nicht so bestimmt ausdrücken; Fritz Jacobi kann seine Kenntnis von Frau von La Roche, die an der Sache nicht uninteressiert war (vgl. Jacobis Auserl. Briefw. 1, 77 und Frankf. gel. Anz. Neudruck 671, 7), oder von Johanna Fahlmer haben, die in Frankfurt noch ganz andere und vermutlich vor ihr viel ängstlicher geheim gehaltene Dinge herausbrachte, wie die Existenz der Posse 'Das Unglück der Jacobis' (Goethe-Jahrbuch 2, 383), welche angeblich nur die

La Roche, Merck und Dumeix gelesen hatten. Dass aber auch Höpfner sie kennen lernte (Weim. Jahrb. 3, 68), zeigt von neuem, wie gut er damals unterrichtet war. Die Posse entstand im Herbst 1772 gleich nach der Zusammenkunft in Koblenz (Goethe-Jahrb. 2, 383), früher als die Recension, die gleichsam ein Nachklang des bösen Pasquills gewesen sein muss und sozusagen einer Generalverstimmung des männlich gesinnten deutschen Publikums gegen Georg Jacobi drastischen Ausdruck lieh: verhöhnte doch bald darauf auch Nicolai im 'Nothanker' den armen Georg unter dem Namen Säugling (worüber zu vgl. Goethe-Jahrb. 2, 377 f.; Jacobis Auserl. Briefw. 1, 117 ff.). Ueber Jacobi im Jahrmarkt von Plundersweilern s. Frühzeit S. 32.

Wenn Goethe am 3. Februar 1772 an Salzmann schreibt (J. Goethe 1, 305), er habe mit den gelehrten Anzeigen keinen Zusammenhang, als dass er den Direktor kenne und ein Mitinteressent sein besonderer Freund sei, so kann er sich dazu höchstens für berechtigt halten, weil vielleicht bis dahin noch nichts von ihm erschienen war, was in der That der Fall sein dürfte; denn im ganzen Januar trifft man keine s i c h e r e Spur von ihm. Deinet meldet aber am 8. Februar, Goethe sei im Fach der schönen Wissenschaften sehr fleissig (Weim. Jahrb. 6, 81); und man wird darauf grösseres Gewicht legen müssen, als auf eine jener Ableugnungen der Autorschaft, die im vorigen Jahrhundert so gewöhnlich sind. Wenn Goethe am 25. Dezember 1772 an Kestner schreibt (J. Goethe 1, 338): 'Leider muss ich nun die schönen Stunden mit Rezensiren verderben ich tuhs aber mit gutem Muth denn es ist fürs letzte Blat' — so ist man berechtigt, da er die Abfassung der 'Nachrede' nicht wohl 'recensiren' nennen könnte, im 104. Blatt nach ihm zu suchen. Da steht aber ausser der Fortsetzung einer früher begonnenen Anzeige, die vielleicht auch von ihm herrührt, aber ihn nicht stark verrät, bloss noch die kurze auf S. 688 f. des Neudruckes, welche eine ans

dem Französischen übersetzte 'Kritische Abhandlung über die Fehler der Mahler wider die geistliche Geschichte und das Kostum' betrifft und ohne Zweifel ihn zum Verfasser hat. Man beachte nur die letzten fünf Zeilen und vergleiche, wie er in 'Kenner und Enthusiast' und im 'Wahrhaften Mährgen' (dessen Titel sich vielleicht hier erklärt) den Kenner einführt, dem bald etwas zu kurz, bald etwas zu lang ist (J. Goethe 3, 168. 172). Durch das Citat 689, 2 mit Bezug auf 541, 31 gewinnen wir aber weiterhin die ausführliche, lehrreiche Recension über Volckmanns Sandrart (539, 30) für Goethe, der darin gleichsam im Angesichte Herders seinem einstgeliebten Ovid absagt, eine Lanze für Homer einlegt, den Franzosen eins anhängt, Rembrandt herausstreicht, 'Künstler, Kenner, Liebhaber' zu einander gruppiert, und seine schlechte Interpunktion und die Schreibung 'Kostum' (gegen Costume 238, 27; Costume 244, 22) hier geradeso wie in der letzten Recension des Jahrganges verwendet. Vgl. übrigens, was das Kostüm anlangt, die Parallelstelle im Anhang zu Mercier (J. Goethe 3, 692).

Wir werden Goethes Erinnerung im allgemeinen trauen dürfen, wenn er in DW. 3, 98 L. berichtet, das Recensierwesen sei durch lebhafte Korrespondenz und öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt gewesen: 'Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaktion. . . . Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten.' Ich möchte es nicht als gewisse Erinnerung annehmen, was hier doch klar gesagt ist, dass Goethe zuerst nur sich an fremden Recensionen beteiligte und dann erst selbständig auftrat. Aber wohl sind wir

hiernach einerseits berechtigt, innerhalb von Recensionen, die im ganzen nichts Goethesches haben, nach einzelnen Sätzen oder Abschnitten zu spähen, die seinen Stempel tragen, andererseits, auch wo wir sichere Spur eines bestimmten Autors zu erblicken glauben, zur Vorsicht gemahnt, ihm nicht ohne weiteres die ganze Recension zuzuschreiben.

Johann Georg Schlosser schreibt sich in Briefen an Lavater (Ludwig Hirzel, Im n. Reich 1879, I. S. 276. 277) die Recensionen über folgende Bücher zu: Fragen an Kinder (404, 9); Physiognomik (434, 20); Basedow (457, 10). Sonst habe er (so schreibt er am 13. September 1772) keine Erziehungsbücher recensiert. Zugleich bekennt er sich der Arbeit schon müde: 'Mit alledem wollte ich, dass meine Freunde mich bey diesem Blatte nicht mehr brauchten. Ich schreibe warrlich nur daran um ihnen einen Dienst zu thun, aber der Zeitverlust und der Ekel bey Lesung schlechter Bücher macht mir den Dienst ein wenig theuer.' Wenn ein obskurer Korrespondent Bahrdts diesem sehr stolz schreibt (Br. an Bahrdt 1, 244 vom 20. Februar 1773): 'Ist Ihnen der Herr D. Schlosser in Frankfurt bekannt? Er ist Verfasser der dortigen gelehrten Zeitung! Er ist mein Correspondent' — so darf man daraus nicht schliessen, dass Schlosser wirklich im Jahr 1773 noch Beiträge geliefert habe. Auch die oben (S. X) mitgeteilten Vermutungen Herders über Schlossersche Recensionen können nicht als Zeugnisse angesehen werden. Wenn Herder bemerkt (S. XXXVII), Schlosser trage sich als Hauptverfasser umher, so scheint er wenigstens in Frankfurt dafür gegolten zu haben; denn noch J. v. Schwarzkopf behauptet a. a. O., der Jahrgang 1772 sei grösstenteils aus der Feder Schlossers geflossen.

Von den anderen 'Akademikern' in Giessen, die Goethe neben Höpfner als Mitarbeiter hinstellt, sind uns nur Bahrdt und Schmid bekannt.

Wir besitzen den Brief vom 18. Januar 1772, worin

Merck den Bahrdt zur Beteiligung auffordert (Br. an Bahrdt 1, 168f.), mit dem er schon durch Geheimrat von Hesse Fühlung haben musste (Bahrdts Leben 2, 182f., wo Merck als 'Mark' vorkommt). Bahrdt hat ohne Zweifel gleich angenommen, und am 8. Februar konnte ihn Deinet unter den Mitarbeitern nennen; aber schon am 15. Februar meldet er an Raspe (Weim. Jahrb. 6, 83): 'Den Hrn. Doct. Bahrdt werden wir ausstreichen. Man siehet es seinen Aufsätzen zu sehr an, dass er Feinde hat.' Fast möchte man aus dem Zusammenhang schliessen, dass Bahrdts Artikel dem Journal die oben besprochenen Verlegenheiten zuzogen und dass daher die speciell inkriminierte, sehr stark an seine Manier erinnernde Recension S. 29, 18 von ihm herrührte. Sie ist zwar schon am 17. Januar erschienen; aber aus Mercks Brief ergibt sich, dass dies nicht der Anfang von Bahrdts Beziehungen zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen war. Hatte er 'Vorschläge' gemacht, denen 'bereits mit der verdienten Achtung begegnet worden', so konnte er auch schon durch Deinet Recensionen eingeschickt haben; ja diese Vorschläge können selbst Recensionsanerbietungen gewesen sein, da die Wahl der Bücher den Recensenten überlassen war (Weim. Jahrb. 6, 78). Mercks Brief wäre dann nur die, vielleicht von Bahrdt gewünschte, officielle Aufforderung des Direktors. — Wenn J. E. Faber den Bahrdt in einem Brief vom 13. Juli 1772 bittet, für eine Recension seiner Betrachtungen über den Orient 'in der Giessener oder Frankfurter Zeitung' besorgt zu sein (Br. an Bahrdt 1, 193), so folgt daraus gar nichts: in den Frankfurter gelehrten Anzeigen hat, wie wir sehen werden, Herder das Buch angezeigt. Aber Bahrdts Verbindung mit den Frankfurter gelehrten Anzeigen muss allerdings fortgedauert haben. Als ich den oben S. XIX ff. ausgezogenen Brief von Goezes Recensenten an den Verleger zuerst las, hatte ich aus Gründen, die sich im dritten Abschnitt ergeben werden, noch die Möglichkeit im Auge, dass

Goethe dieser Recensent sei. Mit einem Mal aber wurde mir klar, dass ich es mit Bahrdt zu thun hätte. Zu meiner Freude sah ich später, dass auch Bahrdts Vater, der die 'anzügliche, beissende und spöttische Schreibart' seines Sohnes jedenfalls genauer als ich kannte, hierüber nicht in Zweifel war (Br. an Bahrdt 2, 308 vom 16. März 1773). Mithin wäre die Recension über Goeze vom 21. Juli (S. 379) dem Bahrdt zuzuschreiben. In dem Brief an den Verleger (Gerichtliche Akten S. 35) bekennt er sich aber selbst zu der Autorschaft einer Recension in Nr. 28 vom 7. April 1772, welche unzweifelhaft (Bahrdts Worte sind: 'Dass der Einfall, auf jeden Datum des Jahrs geistliche Betrachtungen zu schreiben, höchst abgeschmackt sey; das ist ein Urtheil, das die Person des Herrn Pastors nicht angeht, sondern sein Buch, welches für das gelehrte Zeitungsforum gehört, und eben das hab ich selbst, ganz unanstössig schon in Num. XXVIII. Ihrer Zeitung bey einem andern Buche, für eine Einfalt ausgezeichnet. Einfalt in Halle wird bey Hr. Goezen in Hamburg nicht Weisheit') die auf S. 184, Z. 26 ff. ist. Vgl. z. B. auch 210, 4 ff., 332, 25 ff., 364, 16 ff. Ebenso ist er wahrscheinlich der Recensent, der 166, 23 ff. desavouiert werden muss. Nach der Recension über Goeze scheint er gar nicht mehr oder nur einmal noch zugelassen worden zu sein.

Im Jahre 1773 dagegen ist Bahrdt offenbar der Haupt-Mann, ja der thatsächliche Direktor der 'allgewaltigen' (Br. an Bahrdt 1, 257) Zeitung. Es genügt, auf die Briefe an Bahrdt aus jener Zeit und auf die Angabe Herders bei Böttiger (a. a. O.) zu verweisen: 'Von Theinet (so!) bekam Bahrdt die frankfurter Zeitung in seine Klauen.' Indessen kann auch Herder hierbei mehr aus den Briefen an Bahrdt, als aus eigener Erinnerung schöpfen. Den Hergang ersieht man deutlich. Deinet fragt am 28. November 1772 (Br. an Bahrdt 2, 137): 'Welche Männer in Giessen würden für Geld und gute Worte gute und gewisse Recensionen für 1773 machen

und einsenden wollen?' Schon in einem früheren Briefe aber muss er gemeldet haben, dass sich der bisherige Direktor zurückziehen wolle und Bahrdt etwa im allgemeinen um erneuerte Teilnahme ersucht haben: worauf sich Bahrdt zur Uebernahme der Direktion erbot. Dieses Anerbieten beantwortet Deinet am 1. Dezember mit der Bitte, die Sache in die Hand zu nehmen, aber mit der Erklärung: 'Director werde ich wohl selbst sein müssen, weil meine Haut zur Gerbe getragen wird, welche Götterchen der Erbe gerben wollen' (an Bahrdt 2, 138). Dies bezieht sich auf die formelle Direktion, und Deinet wusste sie so klug zu führen, dass er sich sofort neue Ungelegenheiten bereitete und neue Strafen zuzog.

Der Glanz des Jahrganges 1772 kam noch dieser neuen Aera Bahrdt zu gute. Am 1. Januar 1774 bettelt sogar der Darmstädter Wenck um gütige Recension eines Carmens, das er auf die Rückkunft der Frau Landgräfin gemacht (Br. an Bahrdt 2, 4 f.); und diese erfolgt in Nr. 6 vom 21. Januar 1774 (S. 53). Lavater arbeitete mit! (Br. an Bahrdt 2, 170; die Recension steht Frankf. gel. Anz. 1773, S. 701 ff. vom 22. Oktober; eine unmögliche Beziehung auf Herder gibt dieser Briefstelle Redlich in der Nachl. zu Claudius, 1871, S. 31 Anm.). Wenn sich Bahrdt in seiner Selbstbiographie (2, 243 f.) rühmt, er habe mit Hilfe seines Famulus Heres Deinets 'Zeitungsbude im ersten Jahre fast ganz allein furnirt', so wird dies zwar nicht für das erste Jahr, aber wohl für 1773 richtig sein. Im Jahr 1774 zog ihn die Herausgabe der allgemeinen theologischen Bibliothek von den Frankfurter gelehrten Anzeigen ab (Br. an Bahrdt 2, 174).

Christian Heinrich Schmid, zuerst gemieden, vielleicht dilatorisch behandelt, im Sommer zu Giessen verhöhnt (Höpfner 19. Oktober 1772, Weim. Jahrb. 3, 66; Goethe DW. 3, 95 ff. L.), wurde schliesslich doch zugelassen: die Recension von Goethes Deutscher Baukunst (S. 643) hat ihn zum Verfasser, wie Goethe selbst

bezeugt (J. Goethe 1, 337). Vgl. Goethes Frühzeit S. 27. 37 f. Redet er auch S. 590, 1 ff. über Erfurt, von wo er nach Giessen kam?

Dass Doktor Leuchsenring (nicht Franz Leuchsenring, das Urbild des Pater Brey, sondern dessen Bruder) *Gaubii adversaria* anzeigte (S. 56), wissen wir bereits (vgl. oben S. XXXV). Ist er oder Behrends der Recensent, welcher S. 25 f. eine so merkwürdige Transmutationstheorie aufstellt, wonach das Wasser die Mineralien, die Mineralien die Pflanzen und die Pflanzen die Tiere erzeugen?

Leider ist meines Wissens über den bestimmten Anteil einzelner Recensenten nichts, als das soeben Zusammengestellte, überliefert: nichts über Wencks, Waldins, le Brets, Behrends', Iselins, Raspes oder anderer etwaige Beiträge. Vermutungen hierüber, die nicht unmöglich wären (257, 20 ff. z. B. ist sicher von le Bret), halte ich noch zurück, um in dem folgenden Abschnitte nur dem Anteil Mercks, Schlossers, Herders und Goethes einige weitere Bemerkungen zu widmen.

DRITTER ABSCHNITT.

VERMUTUNGEN.

Herder glaubte man in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 hauptsächlich zu erkennen. Er war der einzige bekannte Schriftsteller unter den Mitarbeitern; seine Manier konnte man mit den neuen Recensionen vergleichen; er hatte auf Goethes Bildung, wohl auch auf Merck eingewirkt; er war jedenfalls der Küster, wie man in Hamburg meinte, dem der ganze Chor nachsang.

In einem Brief aus dem Sommer 1771 schreibt Herder an Merck (Merck-Briefe 1, 26 ff.) über Klopstocks Oden, über die *Mémoires de Petrarque*, über Ossian, über

die Sternheim; er bespricht Jacobi Ueber die Wahrheit und An Aglaja und Sulzers Wörterbuch. Alle diese Gegenstände, mit Ausnahme des zweiten und dritten, kommen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und zwar in den ersten dreizehn Nummern zur Sprache. Ueber Jacobi bemerkt Herder: 'Ueber die Wahrheit ist, dünkt mich, das Männlichste, was je dieses Männchen geschrieben: so wie auch in Aglaja würklich die Realität desselben zuzunehmen scheint; nur sieht immer noch die süssliche Eitelkeit hindurch.' Man vergleiche Neudruck 12, 34 f. 13, 13! Die anderen Kritiken Herders mag ich nicht abschreiben. Man vergleiche aber Neudruck 49, 17 über Klopstocks Oden; 75, 23 über Sulzers Theorie; 85, 2 über die Sternheim! Man wird nicht frappante Uebereinstimmungen im einzelnen, aber wohl die Harmonie der Gesinnung im grossen finden. Der Recensent ist augenscheinlich durch Herder bestärkt oder geleitet; aber er äussert sich nicht so schroff, namentlich nicht über Wieland und Jacobi, er ist mässiger und vorsichtiger: erst im Laufe des Jahrganges kommt Herders geringschätziges Urteil über Georg Jacobi zu immer schärferem und zuletzt durch Goethe zu grausamem Ausdruck (vgl. auch Merck-Briefe 2, 34). Zwei jener Recensionen sind für Merck bezeugt; vermutlich dürfen ihm auch die übrigen beigelegt werden. Schwerlich aber die Recension des Versuchs über Shakespear, obwohl Herder an Merck im August 1771 (Merck-Br. 2, 30 f.) zu vergleichen. Mit 37, 3 (wahrscheinlich von Merck) und 272, 10 vgl. Merck-Br. 2, 34.

Die Recension über eine unechte Ausgabe Klopstockscher Schriften 48, 2, welche in einer andern Nummer jener Oden-Recension unmittelbar voraufgeht, wird wohl auch Merck zufallen. Ferner etwa die Recensionen über Laharpes *Éloge de Fénélon* (14, 12) und über Hemsterhuys *sur les désirs* (247, 12). Vgl. oben S. XLII. Zu der Recension über Bougainville (198, 31), insbesondere zu 199, 37 f., ist zu bemerken, dass Merck in

der Gegend des Genfer Sees gut Bescheid wusste. Auch 91, 24 wird er sprechen (vgl. 92, 10 mit 85, 22). Die Beschreibungen der Kupferstiche dürften zum Teil von Merck herrühren; doch ist daneben Goethe sicher zu erkennen.

Dass Herder auf Schlosser einen nennenswerten Einfluss gewonnen, wüsste ich nicht nachzuweisen. Dennoch ist eine Recension zwischen diesen beiden streitig: die über die Fragen an Kinder 404, 9. Schlosser schreibt sie sich selbst zu; Georg Müller schreibt sie Herder zu. Da nun Georg Müllers Angaben, wenn man nicht weiss, worauf sie sich stützen, keine grosse Autorität haben und da man dem redlichen, streng sittlichen Schlosser, er mag noch so eitel gewesen sein, keine Lüge zutrauen kann: so wäre die Sache hiermit eigentlich entschieden, wenn nicht der Stil ein wenig über das hinaus zu gehen schiene, was man von Schlosser im allgemeinen erwarten kann.

Aus den zwei andern Recensionen, welche Schlosser sich zuweist und auf die gewiss niemand sonst Anspruch machen kann, notiere ich zunächst die Wendung 458, 18 'Der Raum erlaubt uns nicht, mehr anzumerken'; 458, 36 'ist übrigens hier der Ort nicht zu urtheilen.' Ferner beachte man den überaus häufigen Gebrauch des schriftstellerischen 'wir' und wie viel in 434, 20 ff., wie auch 457, 23 von der Seele die Rede ist. Man vergleiche nun sofort in der fraglichen Recension Wendungen wie 404, 20 'wir können . . . so wenig, als viele andere . . . billigen'; 404, 32 'Uns hat es immer geschienen'; 404, 33 'Wir kennen manche' u. dgl. Man erwäge die Seelen in 404, 24. 34. Man vergleiche die Schlusspointen 405, 8 ff. und 459, 6 ff.

Die erste lange Schlözer-Recension 102, 2 ff. 108, 27 ff. finde ich keinen Grund, mit Herder (oben S. X) Schlosser zuzuschreiben: ich denke dabei vielmehr an le Bret. Dagegen wird Herder mit der Recension über Meiners 313, 3 ff. vollkommen recht haben. Hier redet in der

That Schlosser: 315, 22 'Locke hat in unsrer Seele wirklich Epoche gemacht.' Seele! Vgl. 314, 18. 315, 16. 27. Und dass Locke entscheidend auf Schlosser wirkte, bezeugt Nicolovius (Johann Georg Schlossers Leben und litterarisches Wirken, Bonn 1844, S. 10). Ferner 313, 16 'Unsere Gränzen erlauben uns nicht einen ausführlichen Auszug'; vgl. 'übergehen' u. dgl. 314, 26. 315, 11. 30. 316, 24 f. 35 f. Das schriftstellerische 'wir' wie sonst. 'Mathesis' 313, 34 wie Merck-Br. 1, 110. Hierzu nun wieder die fragliche Recension! 'Natur' 317, 17—30 und 405, 7; 'lasst uns' 317, 30 und 405, 9.

Wer die im vorstehenden besprochenen Recensionen gelesen hat, wird ohne weiteres zugeben, dass auch die von einem Frankfurter herrührende Recension 513, 3 ff. von Schlosser verfasst ist. Er redet über den Wert der alten Sprachen und über den Unterricht im Lateinischen wie 457, 17. Er erklärt sich gegen das Lernen der Wörter und 'Reglen' (ebenso Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk 1771, S. 121). In Uebereinstimmung damit steht die Recension 676, 18 über eine lateinische Elementargrammatik, die ich daher auch ihm zuschreibe. Er will im Sprachunterricht mehr praktisch als theoretisch vorgehen: 'Die Sprachen sind bis auf einen gewissen Punkt mechanisch, wie die Handwerke. Ueben und immer üben lehrt den Tischer den Hobel führen, und den Schüler, fremde Sprachen verstehn und reden.' Vgl. Katechismus S. 40, wo er auch für die Theologie mehr praktische als theoretische Ausbildung verlangt: 'Lehret man den Tischer die Reglen der Mechanick, oder den Fleischer die Zergliederungskunst?' Man bemerke wieder 'Reglen' 676, 30; 'lasst' 514, 12; 'Natur' 515, 31. 35; 'Seele' 516, 4. Aesthetik nach psychologischen Erfahrungen gefordert 513, 26 und 316, 7 ff. Auch Herwichs Uebersetzung der Aristophanischen Wolken 196, 21 wird von Schlosser recensiert sein: man vergleiche Schlossers Vorerinnerung zu seiner

eigenen Uebersetzung der Frösche (Schriften 3, 230), insbesondere Schr. 141 mit Neudruck 198, 23; Patriotismus Schr. 134, Neudruck 198, 4. Schlosser bezeugt Schr. 130, dass er bereits mit einer Uebersetzung des Aristophanes beschäftigt war, als die Herwichsche erschien. Neudruck 197, 13 f. 'die wir aber hier unsrer Gränzen wegen (vgl. 313, 16. 656, 30) nicht anführen können'; die Form 'jemal' 197, 33 wie 'niemal' Katech. 85; 'bande' 198, 5 wie 'fande' Katech. 130; 'drucken' 197, 1 auch Katech. 118. 136.

Ohne Schlossers Beiträge irgend vollständig sammeln zu wollen, habe ich ihn auch in den nationalökonomischen Anzeigen zu verfolgen gesucht. Sie drehen sich alle um das physiokratische System und dessen Hauptvertreter in Deutschland, Schlettwein. 653, 26 'Der Raum gestattet uns nicht, unsre Gedanken mehr zu entwicklen': wir kennen diese öde Recensentenphrase bereits an Schlosser! Und wenn er sich 653, 6 f. gegen die bloss theoretische, obgleich schöne Grille der *fraternité des nations* wendet, so haben wir dafür eine treffliche Parallelstelle in seinem Aufsatz gegen Iselin, Ephemeriden der Menschheit 1776 St. 9 S. 6 (Schlossers Kl. Schriften 1, 171): 'Ach wenn nicht die ganze Welt meine Brüderschaft erkennt, so ist die Welt nicht mein Bruder.' Das Citat 653, 37 f. weist zurück auf 268, 4; und wir werden dort wohl dieselbe Hand erkennen dürfen. Das Citat 267, 17 aber weist auf 60, 6 ff., wo schon die Schreibung 'warrlich' 62, 10 (vgl. oben S. XLVIII Schlossers Brief an Lavater) Schlosser verrät. Nicht minder redet wohl 371, 2 ff. und 465, 2 ff. Schlosser. Dagegen merkt man 377, 2 ff. alsbald eine leichtere Feder und eine Neigung zum Scherz — vielleicht Goethe. Spricht er auch 345, 16 ff. von Nostradamus und von Feenkönigen? Lacht er 563, 32 ff.? Durchaus die Gedanken Schlossers, aber nicht sein Stil! Er war für Goethe gewiss Autorität auf dem Gebiete.

Ein paar kurze Anzeigen englischer Romane (42,

5 ff. 15 ff.) habe ich (Aus Goethes Frühzeit S. 33 f. Anm.) mehr nach Gefühl als aus bestimmten Gründen Schlosser zugeschrieben. Sind übrigens, beiläufig gefragt, alle Recensionen englischer Bücher Originalrecensionen? Sind sie nicht zum Teil aus englischen Zeitschriften, wie *Monthly Review*, *London Magazine*, *Gentleman's Magazine* geschöpft? Dies könnte wenigstens Deinet (Weim. Jahrb. 6, 82) anzudeuten scheinen; doch kann er auch Beziehungen darauf meinen, wie sie thatsächlich vorkommen.

Ist nicht ferner Schlosser der 'edelmüthige Herr Verfasser' (319, 5) der im Interesse Olenschlagers geschriebenen Recension 299, 27 ff.? Denn an Schlosser oder Goethe wird schon aus persönlichen Gründen zunächst zu denken sein. Der unberufene Herausgeber, der hier so scharf gegeisselt wird, war nach einem sonst gut unterrichteten Korrespondenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (der diese Nachricht übrigens nur mit 'man behauptet als sicher' einführt 18, 2, S. 310) ein angesehener Frankfurter Geistlicher: so viel wenigstens sei 'ganz gewiss', dass Herr von Olenschlager das Jerusalemsche Manuskript diesem Geistlichen mitgeteilt habe. Nach den Ausdrücken, die in den Frankfurter gelehrten Anzeigen gebraucht werden, sollte man eine ganz andere Persönlichkeit vermuten.

Doch alle diese Recensionen ergeben nichts mehr, was auf die Autorschaft der Anzeige jener Züricher Fragen an Kinder Licht würfe. Höchstens dass der lebhaftere Ton des zuletzt erwähnten Aufsatzes bemerkt und mit dem des fraglichen Recensenten verglichen werden mag. Man nehme dazu noch 645, 12 ff. ('warrlich' 645, 27) mit einem recht ähnlichen Anfang. Viel stärker aber fällt ins Gewicht, dass Schlosser auch in seinem Katechismus S. 45 gegen die 'schläfrige Methode der Fragen und Antworten' polemisiert und dass er in völliger Uebereinstimmung mit 404, 17 in seinem dritten Schreiben über die Philanthropinen (Ephem. der Menschheit 1776, St. 12 S. 1 ff. = Kl. Schriften 1, 43 ff.)

die sokratische Methode und ihre moderne Anwendung bespricht. Er verlangt von dem Sokratiker, 'dass er nie lehre, als wo sich die Gelegenheit selbst zum lehren zeigt': so habe Sokrates selbst jede schickliche Gelegenheit abgepasst, um zu lehren. Man vergleiche die Sätze 405, 7 ff. und 404, 25—31 mit den folgenden aus den Ephem. 12, 4: 'O! Ihr Philanthropisten, wie lange müsst Ihr oft müssig stehen, wenn Ihr auf solche Gelegenheiten warten wollt! Oder habt Ihr einen Lehrer der Kopfs genug hat, die Gelegenheiten selbst zu schaffen, und zwar alle Morgen um 8 Uhr, wann seine Stunde schlägt, zu schaffen, so zeigt ihn! So müsst ihr sie aber nicht schaffen, wie Barth (Bahrdt), wenn er die Lehren vom Gebet beybringen will. — Wenn der aufsteht, und Stillschweigen gebietet, und die Hände emporhebt, und ein laues Gebet hersagt; so ist zehen gegen eines zu wetten; der Junge antwortet ihm, auf seine Frage, was hab ich gemacht! Du hast eine Komödie gespielt.' Die Hervorhebung der entscheidenden Worte ist von mir angeordnet. — Gegen die 'ängstliche Wohlanständigkeit' wird Ephem. 12, 6 polemisiert wie 405, 2. Von der Hebammenkunst wird Ephem. 12, 8 geredet und der Vergleich fortgesponnen wie 404, 16 ff., nur anders fortgesponnen. Auf die 'queeren Antworten der Schüler' weisen die Ephem. 12, 11 hin wie hier 404, 29 f.

Ich denke, nun darf ich zusammenfassen: wir haben keinen genügenden Grund, Schlossers Zeugnis für seine eigene Autorschaft zu bezweifeln; wir haben sogar einige Gründe, um es ausdrücklich zu stützen. Was aber rührt wirklich von Herder her?

Kaum sieben bis acht Beiträge, vielleicht im ganzen Jahrgang nicht zehn Recensionen: so behauptete er selbst (Haym 1, 483; oben S. XXXVIII f.). Aber diese Zahlen haben nichts zu bedeuten, wo er am liebsten alles ableugnen möchte. Der zwanzigste Band seiner Werke zur Litteratur und Kunst (1830) S. 413 f. schreibt ihm neun zu:

Nr. 54. Neudruck S. 352 (7. Juli 1772) Staatsveränderungen von Italien, von Denina. Es ist jene Nr. 54, welche Goethe begrüsst (oben S. XLI) und eine der Recensionen, welche Petersen (oben S. XXXV) Herdern zuschreibt; also gut bezeugt.

Nr. 60. S. 392 (28. Juli) Schlözers Vorstellung seiner Universalhistorie. Von Herder selbst bezeugt (oben S. XXXIX f.).

Nr. 61. S. 399 (31. Juli) *Semleri Paraphrasis Evangelii Johannis.*

Nr. 61. S. 404 (31. Juli) Fragen an Kinder. Suphan im Anz. f. deutsches Alterth. 4, 40 f. zweifelt nicht an Herders Autorschaft. Die Recension ist aber, wie wir soeben sahen, von Schlosser.

Nr. 64. S. 419 (11. August) Michaelis, Versuch über die siebenzig Wochen Daniels. Eine Recension gegen Michaelis gibt Herder ausdrücklich zu (oben S. XXXIX); Heyne imputiert ihm mehr als eine (oben S. XXXVIII). Vgl. Suphans Herder 6, VII Anm. 1.

Nr. 69. S. 453 (28. August) Betrachtungen über den Orient, von Faber.

Nr. 77. S. 506 (25. September) Bemerkungen über den Unterschied der Stände, von Millar. Durch Petersen (oben S. XXXV) bezeugt.

Nr. 84. 85. S. 553, 559 (20. und 23. Oktober) Beattie, Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit. Durch Petersen (oben S. XXXV) bezeugt.

Nr. 87. S. 572 (30. Oktober) Harles, *De Vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum.*

Alle diese Recensionen, mit Ausnahme der über die 'Fragen an Kinder', paradieren an der Spitze der betreffenden Nummern. Woraus für die 'Fragen' nun nicht gerade etwas zu gunsten Schlossers gefolgert werden kann; denn die Recension ist weniger umfänglich, als die übrigen. Dagegen fällt sehr stark ins Gewicht, dass das Verzeichnis in den Werken auf einem Blatte von Caroline Herder beruht, das mir Suphan

zeigte und das mit jenem Verzeichnis genau übereinstimmt — bis auf die 'Fragen an Kinder', die von Geórg Müllers Hand und zwar an falscher Stelle nachgetragen sind. Die falsche Anordnung konnte, da die Seitenzahl beigefügt war, beim Abdruck leicht berichtigt werden. Die Recension über die Fragen an Kinder ist also nicht durch Caroline ihrem Manne zugeschrieben worden, und wir verstossen nicht gegen ihre in diesem Falle grosse Autorität, wenn wir sie ihm absprechen.

Auf die Rückseite schrieb Caroline: 'Folgende Recensionen könnten vielleicht auch von ihm seyn, doch ist mirs ganz zweifelhaft.' Und sie nennt dann: Nr. 89 Horazens Episteln (S. 585, 6. November); Nr. 91. *Lettre sur l'homme* von Hemsterhuys (S. 599, 13. November); Nr. 94. *Essays on Song-writing* (S. 619, 24. November). Alle drei stehen wieder an der Spitze der betreffenden Nummern.

Caroline verliess sich in der Angelegenheit nicht auf sich selbst. Sie fragte am 26. August 1805 Gerning in Frankfurt (Gödeke, Grundriss 2, 1116). Dessen Antwortbrief vom 21. Oktober 1805 liegt mir durch Suphans Güte vor. Er schreibt: 'Der wackere Pfarrer *Passavant* war in den 1770er Jahren hier, und sagt Herder habe nur 1772 an den Frankf. Gel. Anz. geholfen. Folgende Recens. hält er gewiss für des Einzigen Werk:
Nr. 34. Michaelis. Nr. 60. Schlözer. Nr. 61. Semler. Nr. 64. Desgl. [Michaelis]. Nr. 69. Orient; auch vielleicht:
Nr. 32. Pütter. Nr. 34. Unterricht. Nr. 41. Gleim. Nr. 43. Klotz. Nr. 66. Predigten. Nr. 71. Schirach. Nr. 78. Purmann. — und von Goethe vielleicht: Nr. 8. Klopstock. Nr. 66. Lavater. Nr. 85. Die Dichter. Nr. 87. Rammler. —

Ferner sagte Frd. Passavant: In der Lemgoer Bibliothek *circa* 1776 und 1777 seyen Recens. v. Herder über Lavater und *Batteux;* von jenem steht: „L. macht die Physiognomik zur Schädelstätte seiner

Freunde.“ In der allg. T. Bibl. jener Zeit sey auch eine schöne Recens. über Klopstock. — Aber edle Freundin! Nur *cum grano salis*, wie es nur selber der Verklärte thäte, müsste Das alles benutzt werden. — Doch *sapienti sat.* — Deinet hiess der Herausgeber der hies. Gel. Zeitung. Man suchte, fand noch nichts und will weiter graben im Nachlass. Also Gedult! —'

In Deinets Nachlass ist schwerlich etwas gefunden worden, da er nach seiner eigenen Versicherung die Manuskripte vernichtete (Br. an Bahrdt 2, 144) und zum Teil die Mitarbeiter, soweit ihre Aufsätze ihm durch Merck zugingen, nicht kannte (Weim. Jahrb. 6, 78).

Passavants Angaben waren augenscheinlich nicht die Quelle oder wenigstens nicht die einzige Quelle, woraus Caroline ihr Verzeichnis schöpfte. Schon die Differenz über Michaelis lehrt es, und ihre Aufzählung ist reicher. Sie verfuhr offenbar mit grosser Vorsicht. Ein Exemplar der Anzeigen von 1772 befand sich wohl in Herders Bibliothek, da er Abonnent des Blattes war (oben S. XXVI). Einzelne seiner Aufsätze mögen angestrichen oder mit Korrekturen versehen gewesen sein. Auch direkte Erinnerung, gelegentliche Erzählungen Herders, deren uns Böttiger eine aufbewahrt hat, und ihr Stilgefühl kann sie geleitet haben. Das letztere dürfen wir als ziemlich ausgebildet ansehen bei einer Frau, die von jeher ganz in ihrem Manne lebte und jede Zeile, die er schrieb, mit enthusiastischer Verehrung begrüsste.

Alles dies aber sind Möglichkeiten. Irgend etwas Sicheres über ihr Verfahren wissen wir nicht, und hätten wir Grund, ihr zu widersprechen, so würden wir ohne weiteres annehmen, dass sie sich geirrt. Ihre Angaben können streng genommen von vornherein nicht als Zeugnisse, sondern nur als Vermutungen gelten. Aber ein Blick auf die Recensionen, welche sie selbst mit ihrer eigenen Schrift und ohne Schwanken Herder zuerkennt,

lehrt, dass wir es mindestens mit wohlbegründeten Vermutungen und daher vielleicht mit bestimmten Erinnerungen oder positivem Wissen oder richtigen Schlüssen aus positiven Daten zu thun haben.

Gehen wir von Nr. 60, als der bestbezeugten Recension, aus, nehmen wir die von Goethe und Petersen bezeugte Nr. 54 hinzu, erwägen wir Nr. 61 (Semler), 64, 69, worin Caroline und Passavant, 77, 84, 85, worin Caroline und Petersen einig sind, und endlich 87, wo Caroline allein steht, so erkennen wir überall dieselbe Feder und unzweifelhaft Herders Feder. Wie gewaltig prophetenhaft redet er über die Weltgeschichte, über Römertum, Byzantinismus und Gegenwart, über das Evangelium Johannis und den Orient, über Philologie und Philologen, über Spekulation und den 'gesunden Sinn an der Wahrheit!' Wie verständnisinnig begrüsst er die schottische 'Philosophie der Gestalten und Veränderungen des menschlichen Geschlechts nach Maasgabe der Geschichte und Erfahrungen' (506, 34 ff.)! Wie erhebt ihn der Blick auf die ursprünglichen Zustände der alten 'heiligen Zeit' (354, 10 ff.)! Polemik gegen Iselin (507, 20), Sympathie für das Mittelalter (509, 15 ff.), Polemik gegen die kühle historische Objektivität (509, 33 ff.), ein sympathisches Citat aus Hamann (562, 4 ff.), Polemik gegen Hume, gleichsam Vorspiel der späteren gegen Kant (559, 30. 560, 1. 561, 9) — überall die deutlichen Spuren des damaligen Herder! Aber was bedarf es einzelner Nachweisungen, wo Sinn und Geist und Stil, wo alles ihn verrät! 'Es kennt Dich ja jedermann an Deinen Adlersfittigen, Herr Adler!' sagen wir wenigstens hier mit Caroline. Nur eins ist zu beachten: man unterscheidet zwei Manieren des Ausdrucks, die eine, worin er sich seinem ganzen Ungestüm überlässt, die andere, wo er ihn mässigt, so weit er vermag; die eine, wo das Reden in Lallen überschwankt, die andere, wo er hübsch an der Erde zu bleiben und sich deutlich zu machen sucht. Jene wird äusserlich schon durch einen Ueberfluss dop-

pelter Gedankenstriche verraten (die ihm übrigens an sich gar nicht allein eigentümlich sind); innerhalb dieser sind sie in der Regel wenigstens nicht doppelt. Es kommt für die kritische Untersuchung auf dasselbe hinaus, wenn Herder seinen aufgeregten Stil um die Mitte 1772 künstlich gebildet hat (Suphan 6, XVII) und wir den ruhigeren Fluss der Rede für den ihm natürlicheren halten müssen. Aber auch Merck kann von der Erlaubnis zu mildern, die Herder ihm erteilte, wohl zuweilen Gebrauch gemacht und dadurch Herders Autorschaft für uns fast oder gänzlich unerkennbar gemacht haben.

Jedenfalls gewinnen wir die acht genannten Recensionen mit Sicherheit für Herder, und ich wage zu behaupten, dass einige davon zu den grossartigsten Denkmälern seiner geistigen Entwickelung und durch den begrenzten Umfang, durch das Leben, das sie durchströmt, zu den erfreulichsten gehören! Ich brauche den Kundigen nicht zu sagen, dass ihnen eine so hohe Bedeutung insbesondere deshalb beiwohnt, weil sie am Eingange von Herders eigentlicher Sturm- und Drangzeit stehen.

Da nun Passavant vier Nummern von den fünfen, die er Herder mit Gewissheit zuschreibt, richtig getroffen hat, so sind wir seinem Votum für Nr. 34 (Michaelis, Mosaisches Recht — an der Spitze der Nummer!) die genaueste Prüfung schuldig. Und das Resultat der meinigen ist, dass ich ihm, Heyne (oben S. XXXVIII), Haym (Herder 1, 482, Anm. 1) und Suphan (Herders sämtl. W. 6, XII) beistimme. Die Gründe ergeben sich so sehr von selbst aus Inhalt und Stil, aus Vergleichung mit der zweiten Recension über Michaelis und mit der anonymen Polemik gegen ihn 402, 37 ff., dass ich sie nicht einzeln aufzuzählen brauche. Die doppelten Gedankenstriche stehen da, aber der Ton ist etwas ruhiger und mässiger, als in den ungestümsten Recensionen. Der Kern der Kritik, der Kampf gegen den seichten Pragmatismus, der alles 'im

Geiste unsres Jahrhunderts behandelt', die Forderung, rechtliche Institutionen aus dem orientalischen Geist der Zeit, des Volks, der Sitte zu erklären (222, 19 f.) und sich dabei den Geist der Nation, das wahre Gefühl einer Zeit, eines Klima, eines Volks, die wahre Philosophie eines Gesetzgebers im grossen (223, 36 ff.) zu vergegenwärtigen — dieser Kern ist so Herderisch wie möglich und so Herderisch wie die Schale.

Auch diese neunte Recension mithin möchte ich hinzufügen, obgleich Caroline das Votum Passavants hier augenscheinlich ablehnte. Die Recension in Nr. 34 vom 28. April wird zu denen gehören, über die sich Merck im Anfang April freute (Nachl. 3, 229). Die erste Recension, welche Caroline anerkennt, ist vom 7. Juli! Unmöglich, dass Merck Herderische Recensionen — und diese! — ein Vierteljahr lang liegen gelassen hätte! Ich habe früher auch eine kurze Recension über eine Pindarübersetzung vom 1. Mai (232, 30; allerdings nicht an der Spitze des Blattes!) Herdern zugewiesen (Rundschau 17, 72 Anm.) und möchte trotz dem auch hier verhältnismässig ruhigen Ton an dieser Ansicht festhalten.

Aber hat Merck Herderische Recensionen auch nur vom Anfang April bis Ende April liegen lassen? Redet Herder, den die Belobigung Schlözers in Nr. 16 (vom 25. Februar) geärgert hatte (oben S. X), nicht schon am 10. April (S. 187) als 'ein Recensent, der auch Jahre mit dergleichen Ideen umgegangen' über Erziehung und gegen Schlözer? Ich werfe die Frage nur auf; denn ich gehe in dieser Einleitung nicht auf Entdeckungen aus. (Suphan ist unabhängig auf dieselbe Ansicht gekommen.)

Caroline hat ihre Aufmerksamkeit merkwürdiger Weise hauptsächlich dem Ende des Jahrganges zugewendet, vielleicht in allgemeiner Erinnerung, dass Herder nicht von Anfang an mitgearbeitet. War die erste Hälfte des Jahrganges in Herders Bibliothek verloren gegangen und

sonst in Weimar nicht aufzutreiben? Konnte sie deshalb über die erste Michaelisrecension sich nicht entscheiden? Genug, sie führt zweifelnd noch Horazens Episteln aus Nr. 89, die Schrift von Hemsterhuys aus Nr. 91 und die *Essays on Song-writing* aus Nr. 94 an. Sie könnten Herdern nur unter der Annahme der Selbstverleugnung im Stil oder einer Merckschen Umschrift zugetraut werden. Dass Caroline nach Stilgefühl und nicht nach einer Art von Ueberlieferung geurteilt habe, wird hier sehr zweifelhaft. Im Inhalte spricht nichts gegen Herder und einiges für ihn. Namentlich die letzte Recension (in der auch Seuffert, ohne von Carolinens Angabe zu wissen, Herder zu erkennen glaubte) enthält bedeutende Bemerkungen und muss aus einem Kopfe stammen, der über die Theorie der Lyrik selbständig nachgedacht, sich eine Uebersicht des Vorhandenen verschafft hat und mit den poetischen Leistungen des Orients zu rechnen gewohnt ist. Auf Hemsterhuys aber wurden wir schon oben (S. XLII), indem wir die äusseren Zeugnisse verfolgten, geführt. Und so möchten wir auch für Horaz uns Caroline anschliessen.

Aber so achtungsvoll wir den Vermutungen Carolinens begegnen müssen, so wertlos sind die Vermutungen Passavants: denn 'Nr. 43 Klotz' ist von Goethe. 'Nr. 66. Predigten' d. i. Dodd, übersetzt von Velthuysen (S. 433) wurde auch in Lemgo Herder zugeschrieben, wie er selbst meldet (Merck-Br. 1, 42) und zwar, wie es scheint, mit Recht, gleich den Recensionen über Benzler (S. 280) und Devisen (S. 321). Ferner 'Nr. 32. Pütter' d. i. 'der einzige Weg zur Glückseligkeit' (S. 210), 'Nr. 34. Unterricht' (S. 225), 'Nr. 41. Gleim' (S. 272), 'Nr. 71. Schirach' (S. 466), 'Nr. 78. Purmann' (S. 513) — nirgends eine sichere Spur Herders und manches, was gegen ihn spricht! Nur Nr. 34, wesentlich über Homer, erwägenswert. Redet Herder etwa auch 256, 36. 296, 1. 342, 35. 357, 5 (vielleicht nicht er allein). 369, 5. 418, 12. 439, 36. 476, 24. 498, 35. 500, 3.

505, 11. 510, 33? Andere Vermutungen sogleich in dem Verzeichnis wirklicher oder vermeintlicher Goethescher Beiträge!

Passavant fördert uns mit seinem Vielleicht über Goethe ebenso wenig wie mit seinen Mutmassungen über Herder. Gleich 'Nr. 8. Klopstock' ist von Merck (oben S. XLIII), 'Nr. 66. Lavater' von Schlosser (oben S. XLVIII), aber 'Nr. 85. Die Dichter' von Jacobi (S. 562) und 'Nr. 87. Rammler' (S. 575) mögen immerhin geprüft werden.

Wie schade, dass uns Passavant, Goethes Reisegenosse in der Schweiz, bei der Reise durch die Frankfurter gelehrten Anzeigen und dem Suchen nach Goethes Spuren nicht als kundiger Führer begleiten kann. Denn auch für Goethe müssen wir suchen! Es kann bei ihm wohl noch viel weniger von einer Ueberlieferung die Rede sein, als bei Herder.

Goethe hatte, wie wir sahen (S. XXVII), von Fritz Schlosser die Jahrgänge 1772 und 1773 der Frankfurter gelehrten Anzeigen erhalten, nachdem er im allgemeinen um die 'ersten Jahrgänge' gebeten. Er zog daraus (nach den Tag- und Jahresheften Abs. 840 Biederm.) im Jahre 1813 die Recensionen aus, welche 'ganz oder zum Theil' ihm gehörten. Sie dienten ihm, da er den dritten Teil von Dichtung und Wahrheit schrieb, als Dokumente seiner Frühzeit. 'Auszüge von Stellen (verspricht er 1814 DW. 3, 98 L.), an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.' Die 'ähnlichen Aufsätze' werden die Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung sein, welche hinter denen aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen im 33. Bande der Ausgabe letzter Hand (1830) folgen. Goethe hatte von diesen, vermutlich gleich 1813, Abschriften fertigen lassen, stellte aber am 11. Juni 1823 Eckermann die Aufgabe, aus den beiden vollständigen Bänden der Frankfurter gelehrten Anzeigen seinen Anteil herauszufinden und über den Abdruck der-

selben in den Werken ein Votum zu geben, ob die Sachen überhaupt, ob sie mit Veränderungen oder unverändert mitzuteilen wären (Eckermann, 3. Aufl. 1, 30). In einem Brief aus Marienbad nennt er Eckermanns Thätigkeit jedoch eine redigierende (ibid. 34). Was Eckermann also eigentlich sollte und was er wirklich leistete, wird nicht klar. Man könnte sich denken, dass seine Ausscheidung eine Kontrole für Goethes eigene frühere herstellen sollte. Aber er selbst wenigstens sagt nichts davon. Der Abdruck erfolgte fast ohne Aenderungen, nur dass z. B. Absätze eingeführt, veraltete Wortformen durch die üblichen ersetzt, auch gelegentlich die Syntax korrigiert wurde. Vgl. indessen unten zu Nr. 18 und hinter Nr. 88. Goethe macht Boisserée am 3. Juli 1830 (Sulpiz Boisserée 2, 530) besonders auf diese Recensionen aufmerksam, indem er u. a. sagt: 'Ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor; denn ich erinnere mich ja nicht mehr, dass ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahre es nunmehr als eine entschiedene Neuigkeit'...

So viel ergibt sich klar aus Goethes Aeusserungen, dass er sich gegenüber seinen alten Aufsätzen ungefähr in derselben Lage befand, wie Eckermann, d. h. dass ihn beim Wiedererkennen nicht Erinnerung, sondern philologische Vermutung leitete. Es kann ihm hier und da Erinnerung zu Hilfe gekommen sein; aber dass sie ihn auch täuschte, lässt sich beweisen.

Band 33 der Ausgabe letzter Hand enthält folgende Recensionen, die schon bei Nicolovius, Ueber Goethe (Leipzig 1828) S. 17 mit einer irrtümlichen Abweichung (Biedermann, Goethe-Forsch. S. 324 f.) bezeichnet waren:

Nr. 12. der Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772: Sulzer, Allgemeine Theorie der schönen Künste (Neudruck S. 75). Ist von Merck (oben S. XLIII).

Nr. 15. (Unzer und Mauvillon,) Ueber den Werth einiger deutschen Dichter (S. 98). Ist von Merck (oben S. XLIII).

Nr. 73. Seybold, Schreiben über den Homer (S. 480).

Nr. 74. Franken zur griechischen Litteratur (S. 491).

(Robert Wood, Versuch über das Originalgenie des Homer — aus dem Jahrgang 1773.)

Nr. 101. Sulzer, Die schönen Künste (S. 664).

Nr. 18. S. (Schummel,) Empfindsame Reisen durch Deutschland (S. 118). Ausgelassen Neudr. 118, 31 bis 119, 19; 119, 29—121, 37 und zum Schluss wieder hinzugefügt 118, 31—119, 8.

Nr. 26. (Kretschmann,) Die Jägerin (S. 172).

Nr. 46. Blum, Lyrische Gedichte (S. 305).

Nr. 35. Braun, Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen (S. 230).

Nr. 70. Gedichte von einem polnischen Juden (S. 461). Ist für Goethe bezeugt (oben S. XLV).

Nr. 74. Cymbeline (S. 492).

Nr. 31. Neue Schauspiele (S. 205).

Nr. 78. Zwey schöne neue Mährlein (S. 518).

Nr. 13. Fräulein von Sternheim (S. 85).

Nr. 86. (Wieland,) Der goldene Spiegel (S. 565).

Nr. 91. Musenalmanach, Göttingen 1773 (S. 603). Ist von Merck (oben S. XLIII).

(Lustspiele ohne Heirathen — aus dem Jahrgang 1773.)

(Beyträge zur deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen — ebenso.)

(Theateralmanach für das Jahr 1773 — ebenso.)

(Die Lieder Sineds des Barden — ebenso.)

Nr. 27. Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung (S. 174).

Nr. 49. Bahrdt, Eden (S. 319).

Nr. 72. Münter, Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee (S. 473).

Nr. 88. Anssichten in die Ewigkeit (S. 579). Ist für Goethe bezeugt (oben S. XLV).

(Lavater, Predigten über das Buch Jonas — aus dem Jahrgang 1773. Die letzten nur Inhalt angebenden Sätze hinter der Empfehlung des Buches sind weg-

gelassen, vgl. J. Goèthe 2, 498, Z. 16: was nach dem Worte 'Ueberzeugung' folgt.)

Nr. 103. Alexander von Joch, Ueber Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen (S. 678).

(Herrn Hollands Philosophische Anmerkungen über das System der Natur — aus dem Jahrgang 1773.)

Nr. 41. Sonnenfels, Ueber die Liebe des Vaterlandes (S. 269).

Nr. 86. Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen (S. 569).

(Johann Jacob Mosers Neuste kleine Staatsschriften — aus dem Jahrgang 1773.)

Nr. 74. Die erleuchteten Zeiten (S. 490).

Nr. 43. Hausen, Leben und Charakter Klotzens (S. 284). Ist für Goethe bezeugt (oben S. XLV).

Nr. 50. Lobrede auf F. K. K. von Creuz (S. 331).

Nr. 23. (Wieland,) Gedanken über eine alte Aufschrift (S. 151).

Es ist vollkommen klar, dass Goethe diese Recensionen in sachliche Gruppen geordnet hat: erst allgemein Aesthetisches mit griechischer Litteratur; dann deutsche Litteratur der Gegenwart, Gedichte, Dramen, Romane u. dgl.; hierauf Theologie; ferner Philosophie und Jurisprudenz; zwei Aufsätze über Gelehrtengeschichte; endlich, mit Absicht an den Schluss gestellt, Wielands Gedanken über eine alte Aufschrift. Die Aufschrift lautet nämlich: 'Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmerts mich.' Und die Recension schliesst: 'Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausenden haben sie kaum zween.' Die Recension fügt sich vortrefflich an die beiden vorangehenden und ist gewissermassen ein Denkmal Wielands.

Aus den Werken Goethes darf keine dieser Recensionen verschwinden; sie müssen darin bleiben in der Ordnung, die ihnen Goethe gegeben hat. Was die Herausgeber abzuziehen haben, das mögen sie in einer

Vorrede bezeichnen und, was sie hinzufügen zu müssen glauben, in einem Anhang mitteilen. Denn der Untersuchung über Echtheit und Unechtheit sind allerdings keine Schranken gesetzt.

Betrachtet man die Reihenfolge der Goetheschen Auszüge näher, so zeigt sich, dass sie innerhalb der ersten Abteilung den Nummern des Jahrganges 1772 folgen; bloss Wood ist eingeschoben und zwar nicht, wie man erwarten sollte, dicht hinter Seybold: vielleicht nur weil Seybold und Franken hinter einander auf demselben Bogen geschrieben waren oder sonst aus irgend einem äusseren Grund. In der zweiten Abteilung ist die Ordnung unterbrochen durch Nr. 35 (oder 46), 31, 13 — etwa durch Eckermann vorgeschlagen und von Goethe acceptiert? Nr. 31 ist an die Seite eines Dramas, Nr. 13 an die Seite eines Romanes gestellt, Nr. 35 weniger passend untergebracht. Die theologischen Sachen folgen der zahlenmässigen Ordnung ohne Unterbrechung. Der Rest enthält sehr Verschiedenartiges, vielleicht kleine sachliche Gruppen (Nr. 103 f. Ethik; Nr. 41 ff. Politik; Nr. 74 für sich als Uebergang; Nr. 43 ff. Gelehrtengeschichte). Doch wird der Versuch, in die Principien von Goethes Anordung einzudringen, um so unsicherer, je subtiler die Erwägungen werden müssen, zu denen man greift. Darum sei auch gar nichts hieraus gefolgert. Selbst wenn sich beweisen liesse, dass Eckermann an der Auswahl Anteil gehabt, so könnte er ja doch glückliche Griffe gethan haben, und man wäre immer auf die eigene Kritik zurückgewiesen.

Solche Kritik muss entschieden eintreten. Goethe hat sich drei Recensionen zugeschrieben, welche für Merck bezeugt sind; und nur drei von den Recensionen, die er sich selbst beilegt, sind für ihn gleichzeitig bezeugt. Er hat sich ferner Recensionen aus dem Jahrgange 1773 zugeschrieben, an welchem weder er noch seine Freunde teilnahmen. Hierüber hat Herr v. Biedermann (Goethe-Forschungen S. 320 ff.) eigentlich ab-

schliessend gehandelt: nur dass er selbst an den Konsequenzen der von ihm gesammelten Zeugnisse wieder irre wird. Diese Zeugnisse verbieten allerdings nicht unbedingt, nach Goetheschen Recensionen innerhalb des Jahrganges 1773 zu suchen: wenn er mit Deinet noch verkehrte (J. Goethe 1, 344), wenn er im Interesse Deinets, wie wir oben (S. XXV) sahen, nach Leipzig schrieb, so konnte er auch gelegentlich dem Verleger zuliebe eine Anzeige schreiben: nur dass er sich dann in recht schlechte Gesellschaft begab, nur dass er dann etwas that, worüber er sich seinen Freunden und ehemaligen Mitarbeitern gegenüber zu entschuldigen hatte! Ja, nicht bloss im Jahrgang 1773, sondern mit demselben Recht auch in den Jahrgängen 1774 und 1775 kann man nach ihm suchen. Aber wahrscheinlich ist es nicht, dass man ihn finden werde; und in jedem einzelnen Falle müsste der schärfste und ein unwiderleglicher stilistischer Beweis geführt werden, dass die betreffende Recension nur von ihm und keinem andern herrühren könne. R. M. Werner hat im Goethe-Jahrbuch 4, 360 ff. für Goethe einen kurzen Abschnitt, anscheinend einen Zusatz zur Arbeit eines andern Recensenten, in Anspruch genommen, von dem er sich selbst nicht verhehlt, dass 'der Stil vielleicht etwas von Goethes sonstiger Schreibart abweicht', von dem ich sagen muss, dass der Stil für Goethe zu niedrig ist. Und 'bestimmt' will er Goethe die Recension von Andrés Operette 'der Töpfer' (vom 2. November 1773 S. 725 f.) zuschreiben, weil angeblich die Gedanken mit einer brieflichen Beurteilung Goethes (J. Goethe 1, 394 f.) übereinstimmen und in der gleichen Reihenfolge vorgetragen werden. Aber die Uebereinstimmung ist gar nicht so gross. Der Recensent der Frankfurter gelehrten Anzeigen lobt den Text und meint, er sei mit der Musik zugleich entstanden, während Goethe sein Lob auf die Musik beschränkt und ausdrücklich erklärt: 'Das Stück ist um der Musick willen da, zeugt von

der guten menschenfreundlichen Seele des Verfassers ... Hier und da ist eine gute Laune doch würde seine Einformigkeit sich ohne Musick nicht erhalten.' Damit vergleiche man den Satz des Recensenten: 'Eben so macht auch die angenehme Laune, das Salz, und gefälliger Witz, den Dialog unterhaltend, und dem Geist und Herzen des Verf. Ehre.' Ein gewisser Anklang ist wohl vorhanden; aber der Recensent lobt unbedingt, wo Goethe tadelt. Der Recensent sagt ferner: 'Die Melodien sind leicht, singbar nach den Kehlen unsrer Operettensänger eingerichtet, das Akkompagnement ist stark, ohne überladen zu seyn, und besonders wohl gelingt dem Verf. der Gebrauch blasender Instrumente. In allen diesen Rücksichten muss es dem Publiko angenehm seyn, dass er sich entschlossen hat, die ganze Partitur herauszugeben, welches schon wirklich in sehr sauberem und richtigem Stich geschehen ist.' Das könnte allerdings aus Goethes Worten zusammengezogen sein, deren ich gleich die bezeichnenden aushebe: 'Die Musick selbst ist auch mit vieler Kenntniss der gegenwärtigen Kräffte unsrer Theater komponirt. Der Verfasser hat gesucht richtige Deklamation, mit leichter fliessender Melodie zu verbinden ... Um nun dabey das Ohr nicht leer zu lassen, wendete er all seinen Fleis auf Akkompagnement, welches er so vollstimmig und harmonisch zu sezen suchte als es ohne Nachteil der Singmelodie thunlich war. Zu dem Ende hat er offt Blasinstrumente gebraucht, und manchmal eins von diesen *unisono* mit der Singstimme gesetzt, damit sie dadurch verstarckt und angenehm werde ... Dass er die ganze Partitur hat stechen lassen billig ich ...' Die Aehnlichkeit scheint mir nicht gerade niederschmetternd. Der Töpfer war in Frankfurt aufgeführt worden: man kann unzähligemal nach Theatervorstellungen von ganz verschiedenen Leuten wörtlich dieselben Urteile hören. Dergleichen trägt sich mündlich herum; und ist es denn so verwunderlich, wenn zwei Beurteiler einer Operettenpartitur

zuerst vom Text nnd dann von der Musik, innerhalb der Musik zuerst von der Melodie nnd dann vom Accompagnement, von diesem aber zuerst im allgemeinen und dann im besonderen sprechen nnd schliesslich ihre Befriedigung darüber ansdrücken, dass die Partitur überhaupt erschienen ist? Aber glaubt man hiermit nicht auszukommen, so würde es doch genügen, Goethe einen persönlichen Einflnss auf die Recension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen zuzuschreiben, wie er durch den fraglichen Brief auf eine Recension im Merkur einwirken wollte. Er mag schriftlich oder mündlich, und eher das letztere als das erstere, dem Recensenten oder einem Vermittler sein Urteil vorgesagt haben. Und scheint es nicht an einem Punkt wenigstens, als ob der Recensent seine Lektion schlecht gelernt habe? Was Goethe von den Blasinstrumenten sagt, ist vollkommen deutlich und hat guten Sinn. Was der Recensent davon sagt, ist leer und nichtig, ja eigentlich dumm, wenn er dasselbe meint, was Goethe hervorhebt. Kann also Goethe hier reden? Aber anch, was Werner selbst schon andeutet, ist möglich: die Recension war am 2. November erschienen, Goethe schrieb am 23. November: er mag nnbewusst sich an die Recensfon angelehnt oder auch dieselbe geradezu vor sich genommen haben, nm sein eigenes Urteil bequemer zu entwickeln. Und ein solches Verfahren lag ihm besonders nahe, wenn er die Recension seiner Zeit inspiriert hatte. Knrz, der Möglichkeiten sind viele, um sich auch eine nicht zufällige Uebereinstimmung zn erklären. Das entscheidende bleibt immer, dass die Frankfnrter Recension nirgends Goethes Hand verrät.

Wenn nun Werner wünscht und auch andere schon den Wunsch geäussert haben, es möge der Jahrgang 1773 der Frankfurter gelehrten Anzeigen, wie der von 1772, durch einen Neudruck allgemein zugänglich gemacht werden, so frage ich zunächst: warum nicht ebenso die Jahrgänge 1774 und 1775? Jedenfalls aber würde ich mit einem Unternehmen nichts zu thun haben

mögen, welches die kritischen Sudeleien eines Bahrdt, Deinet und ihrer fast durchweg mittelmässigen oder weniger als mittelmässigen Helfershelfer unserem Publikum von neuem aufzutischen wagte.

Jeder unbefangene Leser muss noch heute empfinden, was alle urteilsfähigen Zeitgenossen sofort empfanden, dass der Jahrgang 1773 gegen seinen Vorgänger weit zurücksteht. Bei allen Versuchen, die Kontinuität aufrecht zu erhalten und direkt die frühere Manier nachzuahmen, sind doch nur schwache Produkte herausgekommen. Die schöne Litteratur tritt zurück. Die lakonischen Epigramme hören auf oder werden ungesalzen. Ueber Kupferstiche wird nicht mehr gesprochen. Der freie humane Geist überhaupt ist verschwunden und macht von vornherein dem akademischen Zunfttreiben Platz. Man sehe nur die ersten Nummern! Wie da alles sich um Bahrdt dreht, wie seine Freunde gelobt, seine Feinde getadelt werden! Nr. 1 wird eröffnet durch eine Anzeige der Kritiken über die Michaelissche Bibelübersetzung, die sich in Nummer 2 fortsetzt. Verfasser dieser Kritiken war Bahrdt. Im zweiten Artikel des ersten Blattes wird der Jurist Koch in Giessen über den grünen Klee gelobt: er war Bahrdts Kollege und Freund, und es wurde auf Recen-'onen von ihm gerechnet, die vermutlich auch vorhanden d. Im zweiten Blatt geht es über den Professor ulz in Giessen her: kollegiale Liebenswürdigkeit! dritten Blatt über den Prediger Schwarz in Giessen: benso! Im vierten Blatt über den Professor Ouvrier in Giessen: desgleichen! Und welche Mühe hat die Redaktion, ihre Nummern zu füllen! Wie merkt man überall die kläglichste Armut! Wie eng ist der Gesichtskreis geworden! Und nichts als theologische Interessen!

Auch wenn wir nicht die 'Briefe an Bahrdt' besässen, auch wenn Goethes eigene briefliche Zeugnisse nicht eine unwiderlegliche Sprache sprächen: so würde uns das Journal selbst auf allen Seiten erzählen, dass

das fette Jahr vorbei ist und ein mageres begonnen hat. Nicht eine Zeile Manuskript aus dem Mitarbeiterkreise von 1772 ist dem Verleger geblieben. In jedem Winkel dieses Hauses weht eine andere Luft. An jedem Stücke, das Goethe sich zuschreibt, mache ich mich anheischig zu beweisen, dass und warum es nicht von ihm herrühren könne. Wie sollte Goethe z. B. die Beyträge zur deutschen Lectüre S. 113 angezeigt haben, unmittelbar nachdem in dieser und der vorangehenden Nummer Schlossers Katechismus für das Landvolk von allen Seiten benergelt worden war. Man sieht, dass der Verleger auf Schlosser und seine Freunde keine Rücksicht mehr nahm, d. h. nichts mehr von ihnen erwartete. Nichts ferner in den schönwissenschaftlichen Recensionen erhebt sich über das Niveau der Leistungen, die man auch einem Christian Heinrich Schmid zutrauen kann. Und zum Teil dürfte er wirklich der Autor sein. Man vergleiche z. B. die Recension des Theateralmanachs (J. Goethe 2, 486) mit der Recension in (Schmids) Leipziger Musenalmanach für 1774 S. 19. Die Abweichungen sind absichtlich, aber die Uebereinstimmungen verraten ihn. Dort und hier der Abdruck aus Sulzer getadelt. Dort und hier der Wunsch nach mehr Programmen von Noverreschen Balletten. Dort und hier die eingehende Berichtigung des Verzeichnisses der 'Theatraldichter' (wie würde Goethe sich auf dergleichen eingelassen haben!). Dort und hier die Verurteilung der 'Urteile' über die aufgeführten Stücke. Und wenn er hier einen 'schmutzigen Ausdruck' nicht nachschreiben mag, so erfahren wir dort, dass es sich um das Wort 'genothzüchtiget' handelt. Man mag ausserdem die Recensionen über Woods Homer, über die Beyträge zur deutschen Lectüre und über die Lieder Sineds im Musenalmanach S. 9, 41, 63 mit den betreffenden von Goethe in Anspruch genommenen Kritiken vergleichen: es zeigt mindestens die über Denis-Sined Verwandtschaft, und Goethe urteilte über die Barden ganz anders! Die Bemerkung gegen

Michaelis (J. Goethe 2, 494) ist ganz in Bahrdts Sinne, der sich fortwährend an dem Göttinger Kollegen und Konkurrenten reibt: wie sollte sich aber Goethe auf eine solche Erbärmlichkeit eingelassen haben!

Goethe kannte seinen Jugendstil nicht, wie wir ihn kennen. Er hat keine methodische Untersuchung angestellt, um seine Beiträge aufzufinden. Der blosse Umstand, dass ihm die zwei Jahrgänge 1772 und 1773 übersandt worden waren, mochte ihm genügen, um auch in dem zweiten nach seinem Anteil zu suchen. Und wie er dazu kam, sich einzelne Aufsätze zuzuschreiben, errät man leicht. Fast durchweg waren es sachliche Gründe, Anknüpfungen an den Jahrgang 1772, scheinbare Fortsetzungen der dort hervortretenden Tendenzen (vgl. Minor, Studien S. 115 f.), die ihn bestimmten. Von Schummel, dem Verfasser der Lustspiele ohne Heiraten, war auch dort die Rede. Aus den Beyträgen zur deutschen Lectüre leuchtete Goethe vielleicht der Name Schiebeler entgegen, mit dem er in Leipzig zusammen war, oder er dachte so bescheiden von seinem damaligen Witze, um sich den Eingang zuzutrauen. Johann Jakob Mosers Staatsschriften mögen um des Verfassers, Wood über Homer mag um des Gegenstandes willen, die Lieder Sineds mögen um Ossians willen aufgenommen sein. Hollands Anmerkungen über das *système de la nature* fügten sich gut an eine Stelle in Dichtung und Wahrheit an (vgl. Hempel 29, 96). Lavaters Predigten über das Buch Jonas stimmten zu dem Citat im 'Werther'. Aber gerade diese letztere Recension ist sicher von Bahrdt, wie aus den Briefen Deinets erhellt (Br. an Bahrdt 2, 161; schon von Biedermann bei Hempel 29, 89 angeführt, aber mit anderen Stellen, welche sich darauf beziehen, dass das Buch von Deinet mit verlegt wurde; Minor, Studien 114 f. will leider auch Goetheschen Anteil erkennen).

Unter den Beiträgen zum Jahrgang 1773, die sich Goethe zuschreibt, ist mir nur einer merkwürdig: die

Recension über den Wiener Theateralmanach für 1773. Es findet sich nämlich im Jahrgang 1772 Neudruck 218 eine Recension über ein Buch, das ebenfalls Theaternachrichten aus Wien enthält, und ich möchte schwören, dass diese Recension von Goethe herrührt. Bedenke ich nun, dass bei Nicolovius S. 18 eine Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Enewold Brandt aus dem Jahrgange 1773 als Goethesche Recension angeführt wird statt der Struensee-Recension des Jahrganges 1772, und schliesse ich daraus, Herrn von Biedermann (Forsch. 336 vgl. 345) folgend, mit Recht, dass Goethe etwa nur kurze Titelangaben als Weisungen für den Abschreiber notierte, dass dabei Verwechselungen vorkommen konnten und wirklich vorkamen: so liegt der weitere Schluss nahe, dass eine solche Verwechselung bei Struensee bemerkt, bei den Theaternachrichten aus Wien jedoch übersehen wurde. Auch dies jedoch möchte ich für einen sicheren Schluss nicht ausgeben. Die inneren Merkmale, die für Goethe sprechen, fallen stets mehr ins Gewicht, als solche nicht unmögliche Möglichkeiten.

Die Frankfurter gelehrten Anzeigen selbst endlich legen im Beginne des Jahrganges 1774 in einer Recension der Schlözerschen Antikritik gegen Herder, die wir kennen (oben S. XL), noch einmal das bestimmteste Zeugnis dafür ab, dass mit 1773 der Kreis der Mitarbeiter sich wesentlich veränderte. 'Uns andere, die wir an diesen Zeitungen seit dem 1 Januar 1773 arbeiten', sagt der Recensent S. 3, 'werden aufmerksame Leser ohnedem nicht beschuldigen, dass wir die Einrichtung und den Ton der ersten Verfasser zum Muster genommen hätten.' Und über diese Vorgänger urteilt er wie folgt (S. 1): 'Die Verfasser des ersten Jahrganges unsrer gelehrten Zeitungen waren doch zum Theil ganz besondere Leute — Sie hatten so ihre eigene Art, schwatzten so ein wenig über die Bücher hin, nahmen sich hier und da etwas heraus, wobey sie sich an einem

Verfasser reiben konnten, schnitten und modelten an einer Recension so lange, bis sie einen Gedanken herausdrechselten, den sie gern anbringen wollten, und der oft dem hundertsten dabey nicht eingefallen wäre, und fragten gar nicht, wen sie vor sich hatten. Und nun noch der Ton oben drein! — Da waren denn freylich die meisten Gerichte, die sie dem Publikum von hieraus vorsetzten, von so neuem ungewöhnlichem Geschmack, so mit Hautgout durchwürzt, und für einen jeden andern, der nicht daran gewöhnt war, so äusserst unschmackhaft, dass es den Lesern nicht zu verdenken war, dass sie sich inzwischen, bis sie wieder kräftige nahrhafte Haussuppen zu kosten kriegten, lieber mit den dünnen Wasserbrühen behalfen, die in so vielen andern gelehrten Zeitungen aufgeschüttet wurden.' Man sieht, es ist ein völliger Bruch, und Goethe konnte mit den Köchen dieser 'nahrhaften Haussuppen' nichts mehr gemein haben.

Nach alledem scheint es festzustehen, dass wir uns einstweilen auf den Jahrgang 1772 beschränken dürfen, dass Goethes Angaben im allgemeinen nur den Wert von Vermutungen haben, dass wir innerhalb des ganzen genannten Jahrganges nach ihm zu suchen berechtigt sind und uns dabei auf die genaue Erwägung von Inhalt und Sprache stützen müssen.

Eine solche Untersuchung hier vorzunehmen, ist nun keineswegs meine Absicht. Ich habe es damit durchaus nicht eilig und möchte auch die jungen philologischen Heisssporne, die vielleicht schon ihre Federn zurecht legen, um uns mit den Resultaten ihrer Forschung über Goethes Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen zu beglücken, vor allzu prompter Mitteilung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Erkenntnisse warnen. Es steht eine Schrift von Dr. Konrad Burdach über die Sprache des jungen Goethe in Aussicht, welche sich auf alle Teile der Grammatik erstreckt; und da man auf Grund dieser Schrift über sehr viele Punkte sicherer

wird urteilen können, als vor dem Erscheinen derselben, so dürfte es sich empfehlen, eine neue Untersuchung über Goethes Autorschaft bis dahin zu versparen. Ohnedies wird es der Hauptvorteil gegenwärtigen Abdruckes sein, dass man ihn Jahre lang um sich haben, unter den verschiedensten Stimmungen dazu zurückkehren und die auftauchenden Vermutungen immer wieder prüfen kann. Ich wenigstens werde nicht anders verfahren und den Fachgenossen gerne den Vortritt lassen, auch mich freuen, wenn sie mir nichts zu entdecken übrig lassen. Jetzt will ich nur die bisher aufgestellten Vermutungen, so weit sie mir bekannt wurden, zur Bequemlichkeit der Leser hier verzeichnen, indem ich die Goethe gehörigen und die zweifelhaften, von ihm selbst in Anspruch genommenen oder ihm von neueren Forschern zugesprochenen oder zu ihm in Beziehung gesetzten Recensionen des Jahrganges 1772 mit Ausnahme der ihm schon nach äusseren Zeugnissen nicht gehörigen vollständig durchgehe und sie nach den vorangesetzten Seitenzahlen des Neudruckes ordne. Einige wenige Recensionen, in denen sich Goethe mit aller Deutlichkeit verrät, füge ich dem Verzeichnisse neu hinzu; und über seinen Anteil im allgemeinen gestatte ich mir zuletzt einige Bemerkungen, die weniger den philologischen Forscher, als den wissbegierigen Leser darüber orientieren sollen, in welchen Stücken er etwa Goethe sonst noch zu suchen hätte. Vermutungen, welche mir Seuffert mitteilte, habe ich erst berücksichtigt, nachdem meine eigene Arbeit abgeschlossen war, und dann an ihrem Orte notiert.

S. 85 (14. Februar) Fräulein von Sternheim, von Frau von La Roche. Goethe schreibt sie sich zu. Biedermann, Forsch. 331 spricht sie ihm ab. Vermutlich Merck, vgl. oben S. LIII.

86 (14. Februar) Usong, von Haller. Biedermanns Vermutung, Forsch. 344. 'Goethe selbst, wiewol ohne triftige Gründe, zugeschrieben': Ludwig Hirzel, Einl. zu

Hallers Gedichten CDXLIX Anm. Auf den Anfangssatz bezieht sich, wie Hirzel nachweist, Zimmermann, Einsamk. 4, 267 Anm.

98 (21. Februar) Ueber den Werth einiger deutschen Dichter, von Unzer und Mauvillon. Für Merck durch ihn selbst bezeugt (oben S. XLIII); also Goethes Vermutung seiner eigenen Autorschaft abzuweisen. Dass er indessen einigen Anteil daran hatte, wird aus den Worten 'Recensent ist Zeuge' 99, 21 gefolgert. Biedermann, Forsch. 333 vermutet Goethe in den Worten 'Er war nichts mehr als ein Bel Esprit' bis 'Männern zu sagen' (99, 15—99, 35). Worüber sich doch streiten liesse. Rein nach Stilgefühl geurteilt, würde man am ehesten in dem Satze 98, 35—99, 2 Goethe zu vernehmen glauben.

118 (3. März) Empfindsame Reisen durch Deutschland, von Schummel. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 333.

151 (20. März) Gedanken über eine alte Aufschrift, von Wieland. Goethes Vermutung. Von Biedermann, Forsch. 333 f. nicht unbedingt gebilligt. Die 'Aufschrift' selbst legt Goethe Wieland in den Mund als die letzten Worte von 'Götter, Helden und Wieland.' Vgl. Seuffert in der Zs. f. deutsches Alterth. 26, 275.

172 (31. März) Die Jägerin, von Kretschmann. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 334.

174 (3. April) Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung, von Haller. Goethes Vermutung. Verworfen von Biedermann, Forsch. 334. 344 f.: vielleicht eingereiht durch Verwechselung mit Hallers Usong S. 86. Minor, Studien zur Goethe-Philologie S. 110 findet darin Herderischen Einfluss. Schlosser? 176, 33 'warrlich'.

179 (3. April) Vermischtes Magazin, eine Wochenschrift, von J. Ch. Hasche. Citiert: Aus Goethes Frühzeit 32 ohne bestimmte Zuweisung. Seuffert stimmt für Goethe.

205 (17. April) Neue Schauspiele, aufgeführt zu Wien. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 334.

218 (24. April) Genaue Nachrichten von den Schau-

bühnen in Wien, von J. H. F. Müller. Goethe zugewiesen Rundschau 17, 68. Vgl. oben S. LXXVII.

230 (1. Mai) Fabeln und Erzählungen, von Braun. Goethes Vermutung. Verworfen von Biedermann, Forsch. 334. K. Lucae war so freundlich nachzusehen, ob ein 1768 erschienenes Programm von Waldin, '*Commentatio de notione et fine fabularum*', mit der hier entwickelten Theorie der Fabel Verwandtschaft zeige. Es ergab sich, dass eine solche Verwandtschaft nicht obwalte.

253, 14 (12. Mai) Die drei Apostel, nach Caravaggio, von Oeser gezeichnet, von Bause radiert. Goethe zugewiesen Rundschau 17, 66 f. Vgl. 565, 9—24, wo vielleicht auch Goethe, aber mit weniger ausgeprägter Manier, redet.

262 (19. Mai) *Mémoires pour servir à l'histoire du monde morale et politique.* Seufferts Vermutung. Auch ich hatte zweifelnd ein G. an den Rand geschrieben.

269 (22. Mai) Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 334.

284 (29. Mai) Leben und Charakter Klotzens, von Hausen. Durch Höpfner bezeugt (oben S. XLV). Von Goethe richtig erkannt.

285 (29. Mai) Canut der Grosse, eine Heldengeschichte. Biedermanns Vermutung, Forsch. 345. Unzweifelhaft richtig.

292 (2. Juni) Epistel an Oeser, von Riedel. Düntzers Vermutung, Frauenbilder 134. Gebilligt von Biedermann, Goethe und Leipzig 2, 35 f.; Forsch. 345; Hirzel, Neuestes Verzeichnis 7.

293 (5. Juni) *Hoppii Commentatio succincta.* Seufferts Vermutung.

297, 33 (5. Juni) Launen an meinen Satyr, von Riedel. Seufferts und meine Vermutung.

305 (9. Juni) Lyrische Gedichte, von Blum. Goethes Vermutung. Verworfen von Biedermann, Forsch. 335. Schlosser? 305, 29 'Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen.'

319 (19. Juni) Eden, von Bahrdt. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 335, während Minor, Studien 110 f. wenn auch nicht mit voller Entschiedenheit, Herder vermutet: was richtig sein dürfte.

331 (23. Juni) Lobrede auf Friedrich Karl Kasimir von Creuz. Goethes Vermutung. Von Biedermann, Forsch. 335 bezweifelt.

341 (30. Juni) Homers Iliade, von Küttner. Biedermanns Vermutung, Forsch. 345. Herder? Das war Seufferts und mein Eindruck.

345 (30. Juni) Gedanken über das Reichsgutachten die Getraidsperre betreffend, von Fischer. Oben S. LVI.

350 (3. Juli) Begebenheiten des Pyrrhus. Unzweifelhaft Goethe. Zu Z. 14 quoad formalia vgl. 540, 13 f. Die Parallelen zu 'emaillirt' Z. 9 und den Distelköpfen Z. 30 fallen jedem ein. Auch Seuffert erkannte hier Goethe.

377 (17. Juli) Erläuterung und Vertheidigung der natürlichen Ordnung in der Politik, von Schlettwein. Oben S. LVI.

379 (21. Juli) Erbauliche Betrachtungen über das Leben Jesu, von Goeze. O. Jahns Vermutung, Goethes Br. an Leipziger Freunde, zweite Aufl. 247 Anm. Wiederholt von Biedermann, Goethe und Leipzig 2, 20 (aber später nicht mehr). Gebilligt von Hirzel, Neuestes Verzeichnis 7. Bekämpft von Minor, Studien 109 f. Anm. Vermutlich von Bahrdt, vgl. oben S. L.

390 (24. Juli) Blauer Dunst in Gedichten, von G. F. Elsässer. Citiert Frühzeit 20 ohne bestimmte Zuweisung.

426 (14. August) Allgemeine Deutsche Bibliothek. Zum Teil unzweifelhaft Goethe.

446 (25. August) Idyllen, von Gessner. Bezeugt durch Schlosser (oben S. XLV). Vgl. Düntzer, Freundesbilder S. 12. Ohne Rücksicht auf Ludwig Hirzels entscheidende Mitteilung gebilligt von Biedermann, Forsch. 338. 346.

461 (1. September) Gedichte von einem polnischen Juden, von Behr. Bezeugt durch Höpfner (oben S. XLV).

Von Goethe richtig erkannt. Zur Apostrophe an den Genius vgl. das Herdersche Vorbild 355, 7.

466 (4. September) Magazin der deutschen Kritik, von Schirach. Citiert Frühzeit 29. 30. 31 ohne bestimmte Zuweisung. Wird aber im wesentlichen von Goethe herrühren, wenn auch 468, 23 ff. Schlosser geholfen haben mag.

473 (8. September) Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee, von B. Münter. Goethes Vermutung. Von Biedermann, Forsch. 336 gebilligt. Schlosser? 474, 23 'warrlich'. Dieser Recension 'die einen Rechtsgelehrten in Frankfurt zum Verfasser haben soll' gibt Petersen an Nicolai 6. November 1772 seinen Beifall (mitgeteilt von R. M. Werner, vgl. oben S. XXXVI). Auch Seuffert hatte sie Goethe abgesprochen.

479 (8. September) Wanderschaft eines Journalisten. Rundschau 17, 68 f.

480 (11. September) Schreiben über den Homer, von Seybold. Goethes Vermutung. 'Offenbar Goethisch' Biedermann, Forsch. 336. 'Mit Wahrscheinlichkeit Herder zuzuschreiben' Rundschau 17, 72 Anm. 'Unzweifelhaft Eigenthum Herders' Minor, Studien 94, der Herdern freilich auch den Wood aus dem Jahrgang 1773 zutraut. Ich meinerseits nehme meinen Zweifel an Goethes Autorschaft zurück.

490 (15. September) Die erleuchteten Zeiten. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 336.

491 (15. September) Franken zur griechischen Litteratur. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 336. 'Mit Wahrscheinlichkeit Herder zuzuschreiben' Rundschau 17, 72 Anm. Schwerlich! Wird Goethe bleiben müssen.

492 (15. September) Cymbeline, nach Shakespeare, von Sulzer. Goethes Vermutung, gebilligt von Biedermann, Forsch. 336.

501 (22. September) Meine Vorsätze, Folgen meiner Ueberzeugung, von J. G. Töllner. 'Die auf S. 604

(des Originals) vorkommenden Zusätze, die sich auf die in Nr. 72 abgedruckte Recension von Struensees Bekehrung beziehn, dürfen wohl auch Goethe zugeschrieben werden' Hirzel, Neues Verzeichnis 6. Biedermann, Forsch. 346, thatsächlich mit Hirzel vollkommen einverstanden, irrt, wenn er ihm die Meinung zuschreibt, die ganze Recension sei von Goethe, und irrt ebenso, wenn er den drei Sternchen (502, 29) die Bedeutung zuschreibt, als sollten sie die 'Nachschrift' von dem übrigen absondern. Vgl. zu 473. Auch hier redet wohl Schlosser, obgleich das Citat an sich nichts beweist.

518 (29. September) Zwei schöne neue Mährlein, von Zachariä. Goethes Vermutung. Gebilligt, doch nicht unbedingt, von Biedermann, Forsch. 336.

526 (6. Oktober) Allgemeine Deutsche Bibliothek. Mehrfach Goethes vornehm obenhin urteilende Art, besonders über Sonnenfels.

532, 12 ff. (6. Oktober) Diese Claude Lorrainschen Landschaften (vielleicht auch die vorhergehenden Kupferstiche) sind unzweifelhaft von Goethe — und wie herrlich! — beschrieben. Herman Grimm billigt meine Vermutung. Herr von Loeper, dem ich die Stelle vorlas, fühlte sich gleich an den 'Wanderer' erinnert. Und Seuffert, ganz unabhängig von uns, erkannte hier gleichfalls Goethe, indem er bemerkte: 'erinnert mich an den Wanderer'.

539 (13. Oktober) Joachims von Sandrart teutsche Akademie, von Volckmann. Sicher von Goethe. Vgl. oben S. XLVII. Ein wichtiges Dokument für die Geschichte seiner Kunstansichten.

553. 559. (20. und 23. Oktober) Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit, von J. Beattie. Biedermann, Forsch. 347 findet die Beurteilung im ganzen nüchtern, aber in 554, 31 bis 555, 13 eine den Zusammenhang zerreissende Unterbrechung und 'ein untrügliches Goethestück'. Ich sehe weder Nüchternheit noch Unterbrechung noch Goethe, sondern nur Herder.

Vgl. oben S. XXXV. LIX. LXII und Frühzeit 69 f. Herr von Biedermann legt zu grosses Gewicht auf die Ausrufungs- und Fragezeichen als Kennzeichen Goethescher Manier (Forsch. 328). Diese Aeusserlichkeit hat Goethe zuweilen mit Herder gemein; was ihn unterscheidet, ist der Fluss und Zusammenhang gegenüber Herders Abgerissenheit, die Rundung gegenüber Herders stockender, ungleicher Rede, die interessante Fortleitung gegenüber Herders ermüdenden Ableitungen, die leichte natürliche Grazie gegenüber Herders künstlich gepeitschter Schwerfälligkeit, das frohe Lächeln oder Lachen gegenüber Herders bösem Swiftischem Hohn, die innere Gelassenheit, der ruhige Künstlerblick bei allem hohem Seelenschwung gegenüber Herders dämonischer Unruhe und innerer Gährung, die Klarheit der Bilder, die für sich stehen und zur Ausführung einladen, gegenüber Herders Gedränge der Bilder, die sich einander stören und verdunkeln — und ausserdem freilich noch manches andere: — das uns übrigens im einzelnen Falle oft alles nichts hilft. Vgl. zu 480 und 491.

556 (20. Oktober) Unumstösslichkeit der natürlichen Religion. Citiert Frühzeit 26 ohne bestimmte Zuweisung.

562 (23. Oktober) Die Dichter, von Jacobi. Passavants Vermutung (oben S. LX). 'Enkratiten' 562, 35 wie 566, 18.

563 (23. Oktober) Die Kunst, ohne Misswachs theure Zeiten zu machen. Oben S. LVI.

565, 9 (23. Oktober) Rud. Aug. Schubart, nach Oesern von Bause. Vgl. zu 253, 14.

565, 26 (27. Oktober) Der goldene Spiegel, von Wieland. Goethes Vermutung. Abgewiesen von Biedermann, Forsch. 336. Ob mit Recht? Der Ausdruck 'den Verfasser schikaniren' auch 581, 35 (und 584, 13; vgl. 142, 10. 688, 26). Vgl. hierüber, wie über sämtliche von Goethe sich selbst zugeschriebenen Recensionen, welche Wielandische Schriften betreffen, Seuffert in der Zs. f. deutsches Alterth. 26, 264 ff.

569 (27. Oktober) Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen, übersetzt von Ch. H. Schmid. Goethes Vermutung. 'Lässt Goethe nicht verkennen' Biedermann, Forsch. 337.

575 (30. Oktober) Lyrische Gedichte, von Ramler. Passavants Vermutung (oben S. LX). Merck?

579 (3. November) Aussichten in die Ewigkeit, von Lavater. Bezeugt durch Schlosser (oben S. XLV), erkannt von Goethe. Biedermann nahm seine Einwendungen, Forsch. 337 ff. zurück in Schnorrs Archiv 10, 271. Minor, Studien 113 vermutet gar Merck. Wie ist es möglich, hier Goethes Atem nicht zu empfinden!

616, 1—15 (20. November) Allgemeine Deutsche Bibliothek. 'Unzweifelhaft ein Goethischer Satz' Frühzeit 22.

624 (24. November) Rolf Krage, Trauerspiel von Johannes Ewald. Abgedruckt Rundschau 17, 64. Goethe bestimmt zugewiesen von Biedermann, Forsch. 347; was auch meine Meinung, besonders da es sich um ein Drama handelt (vgl. oben S. XLV).

624 (24. November) Aufgefangener literarischer Briefwechsel. Rundschau 17, 65.

647 (8. Dezember) Magazin der deutschen Kritik, von Schirach. Wenigstens dürfte Goethe Anteil an dieser Recension haben. Vgl. 466.

664 (18. Dezember) Die schönen Künste, von Sulzer. Goethes Vermutung. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 341.

670 (18. Dezember) Ueber Hausens Leben Klotz', von Georg Jacobi. Rundschau 17, 70 (vgl. Frühzeit 32). Gebilligt von Biedermann, Forsch. 348. Bestätigt durch Fritz Jacobis Zeugnis (oben S. XLV). Solch einen Aufsatz würde Goethe kaum mitgeteilt haben, auch wenn er ihn für den seinigen erkannte. Schon um der Jugend kein schlechtes Beispiel zu geben. Ist je rücksichtsloser recensiert worden? Schon im Januar oder Februar 1772 schrieb Merck an Höpfner (Br. 3, 54): 'Sie werden sich nächstens wundern, wie der Staub von den Peruquen der Kahlköpfe fliegt.' So Arges hatte er aber noch

nicht im Sinn. Goethe seinerseits trug bei der erneuten Beschäftigung seines Alters mit dem Journal seine gegenwärtige Gesinnung in die übermütigen Dokumente seiner Jugend hinein. Er las heraus, was ihm jetzt das Rechte schien: er übersah oder verschwieg das Revolutionäre; er betonte das Konservative.

671 (22. Dezember) Allgemeine Deutsche Bibliothek. Mindestens muss Goethe an dieser Recension Anteil haben. Herder wird 673, 23. 34 stark herausgestrichen. Zu 673, 33 f. verweist Seuffert auf J. Goethe 1, 78 'denn sogar loben soll man einen grosen Mann nicht, wenn man nicht so gros ist wie er.'

678 (25. Dezember) Ueber Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen, von A. v. Joch. Vermutung Goethes. Gebilligt von Biedermann, Forsch. 341.

688 (29. Dezember) Kritische Abhandlung über die Fehler der Mahler. Auf Grund eines, nicht unzweideutigen Zeugnisses, oben S. XLVI f. Goethe zugewiesen.

689 (29. Dezember) Nachrede. Von Goethe selbst bezeugt. Seuffert macht darauf aufmerksam, dass der Absatz 689, 12 bis 16 nur gezwungen dem folgenden entspreche und dass hier 689, 13 'Publicum', sonst in der Nachrede 'Publikum' gedruckt ist. Er will daher jenen Eingang Goethe absprechen. Die ganze Nachrede ward abgedruckt im Wandsbecker Bothen vom 6. Januar 1773.

Was ich von ganz kurzen kritischen Epigrammen früher (Rundschau 17, 63 f.) auszog, habe ich im vorstehenden nicht berücksichtigt. Wer möchte es wagen, solchen Witzen den Urheber oder den Redacteur anzusehen oder gar den Urheber von dem Redacteur zu scheiden! Wer auch möchte festzustellen wagen, wie oft Goethe innerhalb der Recensionen seiner Freunde gescherzt habe?

Wenn man den ganzen Jahrgang von vorn an durchliest, so wird man sich (abgesehen von 35, 27 und einem etwaigen Anteil an der vermutlich Merckschen Recension 36, 18) etwa bei 75, 7 zuerst fragen, ob

man es mit Goethe zu thun habe, aber die Fra
bejahen können. Dringender wird der Verdacht
8, besonders bei Spässen wie 82, 12—16, be
Bild wie 82, 27, bei einer obenhin und nicht o
mische Absicht zusammenfassenden Charakteris
83, 1—11. Vgl. auch 82, 20. 83, 12. Dass
Biographien den Verfasser des Gottfried von Berl
interessieren konnten, leidet wohl keinen Zweifel
wer möchte ihm die ganze Recension ohne Sch
zuschreiben? Bei der Usong-Recension 86, 30 s
ich zwischen Merck und Goethe: sie könnte au
gemeinsame Arbeit sein. In 94, 11 dagegen
Goethe allein auftreten. In 94, 31 würde für
sprechen, dass es sich um ein Drama handelt,
Recensent vollendete Sachkenntnis verrät, auge
lich kein Freund des französischen Theaters
von einer schleppenden Handlung nichts wiss
Aber der Stil trägt keinen ausgeprägten Ch
Der lebhafte Ton und die eine oder andere W
scheint 100, 28 Goethe zu verraten; und die '
tyonen' von 101, 28 kehren 142, 1 wieder:
diese Shakespeare-Recension 141, 26 von
An Parallelstellen wenigstens mit seiner Shakesp
fehlt es nicht. Auch das besondere Interesse a
verdient hervorgehoben zu werden. Aber so si
Goethe doch nicht zu erkennen, wie in der R
über Schummels empfindsame Reisen 118, 25,
für den ersten unzweifelhaft ganz von ihm gesch
Beitrag zu dem Journale halte.

Die fünf Zeilen 126, 34 werden auch wohl
herrühren. S. 139, 19 ein Drama, das in einig
tiven mit Goethes Geschwistern Aehnlichkeit hat:
Analyse, wenige kritische Bemerkungen; nich
Goethes Art widerstritte, nichts was sie unzw
verriete: doch bemerke man wenigstens das '
Recensenten (140, 34 wie 118, 25. 127, 2).
folgt die Shakespeare-Recension 141, 26, an

ihm mit Zuversicht einigen Anteil zuschreiben darf. Und tritt er nicht 146, 19 (wenigstens 147, 10 ff.); 147, 21; 147, 34 gleich wieder auf?

In der Wieland-Recension 151, 11, die ich Goethe nicht gerade absprechen möchte, obgleich die Frage nach Merck dabei auftaucht, scheint mir seine Manier viel weniger ausgeprägt als in der, die sich unmittelbar anschliesst, über französische Poesien 151, 36. Man bemerkt auch gleich in 153, 17 den Dichterblick für eine charakteristische Gebärde (154, 5 ff.). Dann 154, 18 wieder ein Drama, wofür man allemal Goethe in Anspruch nehmen möchte, wenn es nur halbwegs möglich ist.

Bei 160, 10 fragt man sich unwillkürlich: Herder oder Goethe? Und man wird sich wohl für den letzteren entscheiden müssen. Die Perioden sind runder als bei Herder, und die Rücksicht auf Frankfurt scheint offenbar.

165, 23 Drama! Vgl. in Anlage und Einzelheiten 139, 19. Es ist ferner, abgesehen von den im obigen Verzeichnisse aufgeführten Recensionen, zu prüfen, ob Goethe rede 171, 22. 177, 8. 179, 37? 186, 9. 191, 4? (etwa im Schlusssatze Goethes Hand?) 192, 28. 212, 30. 217, 29. 218, 18?? (oder Herder? etwa mit der gleich folgenden Recension über Michaelis zusammen eingeschickt? und ebenso 224, 16. 225, 7. 230, 9 wie 232, 34?) 237, 5. 246, 21. 252, 33? (oder Herder?) 258, 26? 265, 15. 266, 13? 299, 4. 318, 17? 324, 23. 325, 26. 329, 31. 331, 13? 332, 6. 372, 9. 378, 20. 378, 36. 389, 30?? (eher Merck?) 390, 35. 419, 5. 423, 17. 449, 30. 453, 4? 471, 22? 472, 4. 480, 4. 489, 3? 496, 6. 498, 8? 511, 25? 516, 7 (zu 517, 30 'Systemateley' vgl. J. Goethe 2, 211 'Schönheiteley'). 519, 17. 519, 28? 522, 21. 523, 3? (wenigstens 523, 18—22?) 523, 28. 529, 32 (zu 530, 9 vgl. Werther, J. Goethe 3, 241). 530, 32. 531, 10. 534, 19—23? 537, 3? 544, 7? 546, 17? 550, 21. 557, 34? 571, 26. 583, 1? (was die Erwiderung auf Bergsträssers Antikritik s. unten S.

XCVII mitzöge!) 584, 33. 592, 18? (vgl. 258, 26!) 596, 17. 597, 14. 606, 6. 611, 5 (Schlosser, der den Wechselgesang übersetzte, Schriften 3, 267, dachte wohl höher davon). 612, 28. 617, 29. 623, 22. 635, 30? 638, 4. 638, 21. 650, 18. 661, 4. 662, 18. 662, 30. 670, 20. 677, 1—33. 682, 19. Auf die Kupferstiche ist hier durchweg keine Rücksicht genommen.

Es scheint sich zu bestätigen, dass gegen Ende hin Merck wenig Anteil nahm (oben S. XXXIII) und dass auch Schlosser ermüdete (oben S. XLVIII; doch vermute ich ihn innerhalb des letzten Quartals 533, 5? 637, 9? 639, 1? 641, 16. 645, 15. 651, 25. 654, 9. 674, 8? 676, 20. 681, 4). Ich habe den Eindruck, dass Goethe in den letzten Partien ebenso der Hauptverfasser war, als es Schlosser wirklich in den ersten gewesen sein dürfte.

Meine Liste ist lang, und es sind immer noch einige Recensionen weggelassen, bei denen mir der Gedanke an Goethe kam: denn mehr will die Liste nicht sagen. Die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit haben sich nur unvollkommen ausdrücken lassen. Unter den Recensionen, die nicht mit Fragezeichen versehen sind, befinden sich einige, bei denen ich an Goethes Autorschaft eigentlich nicht zweifle.

Ich halte es für möglich, soweit stilistische und sachliche Gründe überhaupt führen können, die sämtlichen Beiträge ihren Verfassern zuzuweisen. Aber dazu gehört mehr Raum und Zeit, als mir jetzt zu Gebote steht. Auch wird es für das Resultat nur günstig sein, wenn ich einmal ganz neu an den Stoff herantreten und ohne Rücksicht auf die vorläufige Verteilung, die ich schon jetzt für mich durchgeführt, die Untersuchung wieder aufnehmen und ihrem vollen Umfange nach darlegen kann.

Berlin, 15. Juni 1883.

Wilhelm Scherer.

VORBEMERKUNG DES HERAUSGEBERS.

Zum Neudrucke der Frankfurter gelehrten Anzeigen überliessen die Vorstände der k. ö. Bibliothek in Dresden und der k. Hof- und Staatsbibliothek in München mit bekannter und von mir dankbar zu rühmender Liberalität ihre Exemplare der seltenen Zeitschrift.*)

Die Vignette des Titels, der als erstes Blatt dem Verzeichnisse der besprochenen Schriften zugezählt ist, zeigt in rohem Holzschnitte vier liegende Bücher, darauf ein Schreibzeug, in dessen Mitte ein Lorbeerzweig steckt; links ein Leuchter, rechts hinten drei stehende, zum Teil an die liegenden Werke angelehnte Bände.

Jedes Stück der Anzeigen umfasst vier Blätter kl. 8° und trägt den im Neudruck weggelassenen Kopf: Frankfurter | gelehrte Anzeigen. In der dritten Zeile steht die Nummer, in der vierten das Datum. Auf 53 Stücken, wo der Zufall noch Platz frei liess, ist am Schlusse der achten Seite die im Neudruck ebenfalls unterdrückte Verlagsfirma angegeben: Frankfurt am Mayn in der Eichenbergischen Buch- | druckerey auf dem Trierischen Plätzchen. oder statt der vier letzten Worte von Nro. XXXIV an: neben dem Trierischen Hof.

Am Ende von Stück XCII ist bemerkt: NB. Zu diesem Stück wird eine Beylage ausgegeben. Diese Zugabe | zu Nro. XCII | der | Frankfurter | gelehrten Anzeigen. bezieht sich auf eine Recension in No. LXXXVIII S. 701 (Neudruck S. 582 Z. 34 ff.) und lautet:

Schreiben des R. Bergsträßers an den Recensenten seines Wörterbuchs.

---

*) Dem Dresdener Exemplare sind die oben S. XXIV erwähnten 'Gerichtlichen Akten' 48 SS. kl. 8° beigebunden.

Mein Herr!

Die rechtmäſigen Verleger dieſer gelehrten Anzeigen haben für das Publikum, und für mich die Billigkeit, daß ſie mir verſprechen, dieſen Brief an Sie, wider Ihr geäuſſertes Urtheil in ihre Blätter, oder auch in einen beſondern Anhang einzurücken. Das iſt mir angenehm und beweiſet für die Verleger, daß ſie nicht die Abſicht gehabt haben, meinem Buche, und meinem Namen zu ſchaden. Ich habe es alſo mit Ihnen zu thun, Sie werden mich billig, und ich hoffe auch, gründlich finden. Das iſt genug geſagt, daß ich nicht das geringſte dazu beytragen will, Ihr Herz entweder zu beleidigen, oder zweydeutig zu machen.

Nun zur Sache. Sie beſchuldigen mich bey den Begriffen vom Aberglauben, und von der Abgötterey, daß ich ſie aus der neuern Gelehrſamkeit genommen, daß ich ſie offenbar verwechſelt hätte. Das ſind die zwey Stücke, worauf ich Ihnen antworte. Auf das übrige an einem andern Orte! Konnten Sie wirklich im Ernſte ſagen, daß die angegebenen Begriffe auſſer dem Bezirke des Alterthums wären? [II] Es ut mir leid, mein Herr, daß Sie ſich bey denen, die mein ich beſitzen, für den Beruf eines Recenſenten ſchlecht empfehlen. an nennet, ſagte ich, einen jeden unvernünftigen Gottesenſt, der ins Abgeſchmackte fällt, Aberglauben Nun laſſen Sie uns den Plinius aufſchlagen, den ich für den claßiſchen Beweiß ausdrücklich anführe. Leſen Sie die Stelle: „Iſt es nicht eine kindiſche Abgeſchmacktheit, daß man unter den Göttern Heyrathen glaubet, ohne daß ſie in der ganzen Ewigkeit eine Geburt zur Welt bringen; daß man ſie für alt, für ſteinalt, für junge Leute und Knaben, für ſchwarz, für farbicht, für geflügelt, für lahm ausgiebt.“ Plin. ex Edit. Hard. T. 1. p. 72. Z. 10. Oder habe ich etwa puerile deliramentum, wie der Text beſaget, nicht richtig überſetzet? Leſen Sie weiter Z. 13. „Das aber ſteigt über alle Unverſchämtheit hinaus supra omnem impudentiam.“ Folglich iſt ja der Aberglaube mehr, als Unverſchämtheit. Und was alſo? Unvernunft, und noch

mehr als kindiſche Unvernunft, oder Abgeſchmacktheit. Weiter, was ſaget Plinius, daß der Aberglaube ſey? Antwort: ein Gottesdienſt, deſſen man ſich ſchämen müſſe, pudendus Deorum respectus. Z. 24. Was noch weiter? Sacra, quae suos poenis agunt, eine Religion, welche ihren Verehrern zur Strafe wird. Werfen Sie mir, mein Herr, nicht ein, Plinius habe von der Vielgötterey, und nicht vom Aberglauben geredet. Er widerleget Sie ſelber. „Es iſt nicht ſo leicht zu entſcheiden, ſpricht er, ob eine völlige Atheiſterey, oder ein Gottesdienſt, deſſen man ſich ſchämen muß, für das menſchliche Geſchlecht zuträglicher ſey, p. 72. Z. 22.“ Das alles konnten Sie ja in meinem Buche leſen, ohne den Plinius aufzuſchlagen. Richten Sie nun ſelber über Ihr Urtheil, oder warten Sie lieber auf den [III] Plutarch unten, der den Plinius für Augen gehabt zu haben ſcheinen könnte. Thun Sie, ich bitte Sie, noch einen einzigen Blick in mein Buch. Cic. de Nat. deor. 2, 72 c. 28. Seneca im 132ſten Briefe und ſagen Sie doch Sich Selber nicht einmal vor, daß mein Begriff unter diejenigen gehöre, die nur wir hätten.

Was die Abgötterey betrifft, ſo werden Sie nicht verlangen, daß ich ihren Begriff bey den Griechen und Römern im engern Verſtande ſuchen ſoll. Bey dieſen war ſie Syſtem und Religion. Abgötterey, ſprach ich, in dem Wörterbuche, nennet man eine jede Religion, welche aus der Schöpfung, oder aus ihren einzelnen Theilen eine Gottheit machet. So ſprach auch Gregorius von Nazianz in ſeiner Rede auf die Geburt Chriſti; *ειδωλολατρεια μεταθεσις της προσκυνησεως απο του πεποιηκοτος επι τα κτισματα.* Oder nach dem Clemens von Alexandrien Strom. p. 290. Ed. Sylb. Z. 4. *των γενητων ειδωλολατρεια.* Und ſo iſt folglich dieſer Begriff ein alter. Wenn Sie noch Ihr Urtheil verſchoben hätten: ſo würden Sie dieſe Worte unter dem Artikel Idololatrie, auf den ich ja verweiſe, gefunden haben.

Sehn Sie, mein Herr, von einem Vorwurfe habe ich mich gereiniget. Der andere fällt von ſelbſt weg; oder Sie müſſen beweiſen, daß ich Abgötterey und Aberglauben

offenbar verwechſelt habe, weil Sie es bejahen. Vergeſſen Sie aber nicht unter falſch und abgeſchmackt zu unterſcheiden. Der Aberglauben iſt ein abgeſchmackter; die Abgötterey ein falſcher Gottesdienſt.

Uebrigens ſucheten Sie mich auch zu belehren, wie ich von dem Begriffe des Aberglaubens hätte ſprechen ſollen. „Bey den Alten, ſagen Sie, war [IV] er *δειλια προς το δαιμονιον*, und dieſe oft nur *δεισιδαιμονια*, oder eine auſſerordentliche Furcht für der Rache Gottes.“ Sie berufen ſich zum Beweiſe auf den Romulus des Plutarchs. Aber, mein Herr, Sie nöthigen mich, daß ich Ihnen in der gelindeſten Erinnerung ſagen muß, daß Sie nur dießmal wenigſtens den Plutarch nicht aufgeſchlagen haben. Hier iſt er, ex Edit. Froben, p. 16. Z. 49. *τας δε πυλας ιερας νομιζοντας ουκ ην ανευ δεισιδαιμονιας τα μεν δεχεσθαι, τα δ' αποπεμπειν των τε αναγκαιων και των μη καθαρων.* Ich will Ihnen nicht ſtrittig machen, daß *δεισιδαιμονια* eine auſſerordentliche Furcht für der Rache Gottes heißen könne, das gebe ich zu. Allein in der Stelle, womit Sie beweiſen wollen, heißt ſie das gar nicht. Ich erkläre ſie alſo: „Hätten ſie die Pforten für heilig gehalten, ſo würde es die Religion nicht verſtattet haben, theils Nothwendigkeiten, theils Unreinigkeiten, weder in die Stadt, noch aus derſelben durch die Thore durchzutragen.“ *Ανευ δεισιδαιμονιας* heißt in der Sprache der Römer inauſpicato, contra auſpicia. Non licuisset hinc illinc inauſpicato deportare. Ich erkläre zwar nicht völlig, wie Lapus Florentinus, und bedächtlich. Aber meine Meynung unterſtützet er Fol. 6. in den letzten Zeilen. Portas autem, ſpricht er, ſacras putantes res neceſſarias, niſi antea expiatas, importare, aut exportare, religione impediuntur.

Dem ſey, wie ihm wolle. Sie ſehen, daß Sie für Ihren Begriff nichts, oder ganz eigentlich gegen Sich ſelber beweiſen. Wollten Sie *δεισιδαιμονια* wider mich anwenden: ſo hätten Sie Sich nur an das Buch *περι δεισιδαιμονιας* erinnern ſollen. Hier hätten Sie claßiſche Stellen gefunden, z. B. (gegen

[V] das Ende zu) *ἐνιοι φευγοντες την δεισιδαιμονιαν ἐμπιπτουσιν εἰς ἀθεοτητα τραχειαν και ἀντιτυπον ὑπερπηδησαντες ἐν μεσῳ κειμενην την ἐυσεβειαν.* Und was iſt hier *δεισιδαιμονια*? Ein Extremum. Die Religion ſteht in der Mitte; auf ihren Seiten der Aberglaube und die Atheiſterey, wie auf der Grenze die Gottſeeligkeit. Erinnern Sie Sich nun wieder, daß Plinius im eigentlichen Verſtande vom Aberglauben geredet hat!

Allein Sie hatten vielleicht dieſes Buch nicht bey der Hand. Gut, ſo bleiben Sie bey den Parallelen. Im Alexander p. 514. Z. 24. gegen das Ende des Lebens, hätten Sie das gefunden, was Sie ſagen wollten. *Δεινον μεν ἀπιστια προς τα θεια και καταφρονησις ἀυτων. δεινη δε ἀνθις ἡ δεισιδαιμονια δικην ὑδατος ἀει προς το ταπεινουμενον και ἀναπληρουν ἀβελτηριας και φοβου τον Ἀλεξανδρου γενομενου.* Sehen Sie hier nicht deutliche Spuren der Aehnlichkeit des Plutarchs und Plinius? Womit füllet die *δεισιδαιμονια* an? Ganz deutlich *ἀβελτηριας και φοβου* mit einer abgeſchmackten Furcht. Das war eine claßiſche Stelle für Sie, ſo wie ich ſie Ihnen jetzt vorlege. Aber gegen mich richten Sie nichts damit aus. Warum? Die knechtiſche Furcht für Gott iſt ein engerer Begriff, als der Aberglaube. Denn der Aberglaube kann knechtiſche Furcht werden; er iſt es aber nicht nothwendig. Künftig, ſo Gott will, werde ich unter *δεισιδαιμονια* hievon ſprechen können, einem Worte, das nach dem Athenäus und Plutarch ſelber mehr bedeutet, als eine auſſerordentliche Furcht für der Rache Gottes. Es heißt auch Religion; auch der Teufelsdienſt *ἡ προς τους πονηρους δαιμονας ἐπιμελεια* nach dem großen Etymologico [VI] oder auch *παθος, φοβος δαιμονων ἐκπαθων τε και ἐμπαθων*, wie Clemens ſaget, Stromat. p. 162. Z. 45.

Mein Herr! ich hätte gewünſcht, daß Sie den Titel meines Buches richtig angegeben, und dem Publiko nach ſeinem Maasſtabe geſaget hätten, was ich bey meinem Verſprechen geleiſtet, oder nicht geleiſtet. Dafür würde ich Ihnen dankbar geweſen ſeyn.

Zum Beſchluſſe noch ein Wort von der Vielwiſſerey, die mein Buch befördern ſoll. Das will ich Ihnen einräumen; aber nur zufälligerweiſe kann es dieſen Schaden bey dem anrichten, der es mißbrauchet. Eben dieſer Meynung iſt auch der Herr Prof. Schirach, deſſen Anzeige meines Buchs mir erſt jetzt in die Hände gekommen iſt. Wie contraſtiret dieſe gegen die Ihrige nicht! Und merken Sie Sich, mein Herr, ich ſtand vor acht Tagen noch in dem nemlichen Verhältniß, wie mit Ihnen, ehe Sie Ihre Recenſion ſchrieben. Wenn ſeine gelehrten Arbeiten nicht in der Welt wären, ſo hätte ich Ihn ſo wenig gekannt, als ich Sie zu kennen die Ehre habe. Hier iſt ein Stück von ſeiner Anzeige, die Sie mit der Ihrigen vergleichen mögen. „Ob wir gleich keine Freunde der Wörterbücher ſind, welche das gründliche Studium verderben, und dafür eine ſeichte Kenntniß auszubreiten, fähig ſind, ſo müſſen wir dennoch dieſem Wörterbuche des Herrn Bergſträßers Beyfall geben. Man läuft bey dieſem Werke nicht Gefahr, falſche und unrichtige Begriffe zu bekommen, und blos die Kunſt von allem etwas ſchwätzen zu können, zu lernen. Mit Vergnügen haben wir eine ungemeine Sorgfalt des Verfaſſers bemerkt, welche ſogar bis auf das geringſte Citatum ſich erſtreckt. Da dieß Werk nicht eine unendliche Reihe von Bänden [VII] enthalten, ſondern, wo möglich, in zwölf ſolche Bände, wie der gegenwärtige iſt, eingetheilet werden, und alſo ein körnichter Auszug des Beſten in jeder Gattung werden ſoll, ſo kommt es hiebey ſehr viel auf die Wahl an. Und auch dieſe verdienet Beyfall u. ſ. w.“ So könnte ich Ihnen noch die öffentlichen Anzeigen von drey gelehrten Profeſſoribus drey verſchiedener Univerſitäten nennen, denen ich gewiß erſt hauptſächlich durch dieſe Ausgabe bekannt geworden bin, und nur mit einem habe ich das Glück, in Briefwechſel zu ſtehen. Aber mein Lobredner will ich hier nicht werden. Ihre Kritik forderte mir dieſe Vertheidigung ab, der ich gewünſchet hätte, bey meiner Arbeit, die ſchier für eine jede Stunde bey mir abgemeßen iſt, überhoben zu ſeyn. Herr Schirach und die andern Männer tadlen auch an meinem Buche. Sie tadeln aber mit Grund, und ich

danke ihnen für ihre Erinnerungen. Dieſe machen aufmerkſam und weiſen zurecht.

Thun Sie, mein Herr, das nemliche, und machen Sich auf meine Hochachtung ſichere Rechnung.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Hanau, den 9ten Nov. 1772.

Bergſträßer.

[VIII] Antwort des Recenſenten.

Ohne allen Aufwand von Griechiſch und Latein, müſſen wir dem Herrn R. Bergſträßer ſagen, daß wir ſo lange behaupten werden, er vermiſche Aberglauben und Abgötterey, ſo lang er jenen für einen unvernünftigen Gottesdienſt hält, der ins abſurde fällt. Das iſt ſeine Erklärung; und eben ſo kann man mit gleichem Maas von Unbeſtimmtheit die Abgötterey auch erklären. Plinius ſpricht nicht von dem Aberglauben, und der pudendus deorum respectus wird noch kein Aberglauben, weil er der Atheiſterey entgegen geſetzt iſt. Die Erklärung, die der Recenſ. vorſchlug, iſt aus den Charaktern des Theophraſt genommen, und ſowohl ſie, als auch der ganze Traktat des Plutarchs *περι δεισιδαιμονιας* beweiſen, daß Furcht vor höhern Mächten, in dem Begriff der Alten gelegen habe.

Die Stelle aus dem Plutarch, auf welche der Recenſ. ſahe, iſt nicht die, welche Herr Bergſträßer anführt, und wo *δεισιδαιμονια*, wie bisweilen superstitio bey den Lateinern pro religione zu nehmen iſt; ſondern ſie ſteht weiter unten, wo der Biograph, nachdem er viele Zeichen und Unglücksfälle hergerechnet, endlich ſagt: *ὡστε πολλην προσγενεσθαι τοις ἀναγκαιοις παθεσι δεισιδαιμονιαν.*

Es iſt kläglich, wenn man über Worte ſtreitet, am kläglichſten, wenn über ein einziges Wort. Der leere Raum hat uns verführt, ſo viel zu ſagen; denn wir wollen Herrn Bergſträßer nicht bekehren, ſondern rathen ihm nur, ſich an Hrn. Prof. Schirachs und ſonſt beliebige Recenſionen zu halten.

Als I. bis XXVIII. Anhang | zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen. sind auf 242 SS.: Rubricae Conclusorum | et | Sententiarum | des | Kayserl. Reichshofraths, und Kayserl. | und des Reichskammergerichts. | Im Jahr 1772. beigegeben.

Im Neudrucke sind die Druckfehler berichtiget, deren Verbesserungen am Schlusse von Stück IV. VI. X. XXIV. XXXVII. XLI. XLII. LII. LVI. LXV. LXXII. LXXIV. LXXVII. XCII. XCV. XCVII. angeordnet sind. Dass damit nur ein kleiner Teil der zahlreichen Versehen beseitigt ist, gestehen die Herausgeber selbst in der scherzhaften Bemerkung des Inhaltsverzeichnisses: 'Druck- und Schreibfehler S. 1—832' zu (Neudruck S. 694 Z. 21). Liegt nun gleich darin die Aufforderung, nicht nur wie sonst in dieser Sammlung den Drucker sondern diesmal auch den Verfasser zu korrigieren, so glaubte ich doch möglichst konservativ mit dem Texte verfahren zu sollen.

Weder die Redaktion noch die Druckerei hat eine einheitliche Orthographie durchgeführt. In den verschiedenen Schreibweisen der einzelnen Anzeigen offenbaren sich also Eigentümlichkeiten der betreffenden Recensenten, welche noch mehr dazu behilflich wären, den gemeinsamen Verfasser mehrerer Urteile zu entdecken, wenn nicht auch innerhalb einzelner Besprechungen Wechsel statt hätte. Solche Unebenheiten mögen zum Teil bestätigen, dass manche Recensionen aus den Gutachten mehrerer Referenten zusammengesetzt sind; aber sichere Anhaltspunkte hiefür bieten sie bei der bekannten Willkür der jungen Schriftsteller jener Jahre nicht. An die durchgehende Unsicherheit in der Anwendung von Accenten auf französischen Wörtern, an wiederholte Schreibungen wie Fernex, Entzweck, die zuweilen beliebte Trennung von ß in ſſ, von tz in zz u. dgl. wurde nicht Hand angelegt; vielleicht hätte auch die siebenmalige Verbesserung von 'sch' in 'sh' in englischen Wörtern unterbleiben sollen. Dialektische Eigenheiten, schwankende Deklination der Adjektive, ein Dativ wie der Kräfte S. 75 Z. 29, selbst die Wiederholung des uns S. 690 Z. 10 f. wurden über-

nommen. Bei den Anzeigen, die sich auch in Goethes Werken finden, wurde in zweifelhaften Fällen der Druck daselbst zu Rate gezogen, ohne aber für unbedingt massgebend zu gelten. So glaube ich z. B. S. 568 Z. 35 nicht 'Gestalt' nach des Eblis einsetzen, sondern 'Unterdrückung' aus dem vorhergehenden supplieren zu sollen.

Für wahrscheinlich halte ich, dass S. 46 Z. 32 ein nicht einzufügen, S. 205 Z. 26 keinen statt einen zu setzen, S. 455 Z. 25 vor des Unkenntniß oder Verkennung einzuschalten und S. 475 Z. 17 statt herumſchläudert herumſchländert zu lesen ist.

Zahlreich sind die Buchstabenvertauschungen, für die teils das undeutliche Manuskript, teils Fehlgriffe des Setzers die Schuld tragen. Abgesehen von der Mischung von Schwabacher, Fraktur- und Antiqua-Schrift mussten im Neudrucke verbessert werden Verwechselungen von a und u, ſ und ſ; dann von a und ä, a und e, a und o, c und e, e und i, i und l, m und n, o und ö, u und ü, C und E, c und e, n und u; je zweimal von a und g, a und u (S. 296 Z. 34 Schuh | S. 442 Z. 2 Schumanen), i und t, c und ç, e und o, f und ſ, l und t, r und s; je einmal von c und o, ch und if, e und n, e und o, g und y, g und z, k und t, l und t, n und r, p und y, R und R, a und s, a und u, b und ſ, d und s, é und è, g und q, m und n, o und s, p und q, r und t, ſ und t, C und G, J und S, δ und ϑ, η und ι, λ und τ, o und ω.

Auf die gleichen Ursachen geht das Fehlen einzelner Lettern zurück; es wurde ergänzt: S. 6 Z. 29 Lißbon | S. 11 Z. 21 Collegengelder | S. 16 Z. 7 sil | S. 71 Z. 5 Zeichung | S. 74 Z. 6 engliche | S. 76 Z. 30 enflöße | S. 101 Z. 10 besayen | S. 113 Z. 29 fuchtbaren | S. 127 Z. 8 Gottesgelahrheit vgl. S. 263 Z. 28 Rechtsgelahrheit und S. 534 Z. 25 Arzneygelahrheit | S. 139 Z. 34 Schif | S. 148 Z. 5 Empel | S. 159 Z. 24 He rons | S. 163 Z. 32 Vols | S. 169 Z. 23 Enyclopedique | S. 171 Z. 22 Hern | S. 183 Z. 2 mannifaltigen | S. 194 Z. 23 größentheils | S. 209 Z. 34 Jurnale vgl. S. 306 Z. 7 und S. 700 Z. 7 Jur-

naliſten | S. 214 Z. 4 Miſantropen | S. 246 Z. 3 De | S. 279 Z. 5 Unterichts | S. 281 Z. 36 Authencität | S. 291 Z. 7 Philoſopie | S. 318 Z. 8 allemein | S. 350 Z. 9 emallirten | S. 371 Z. 17 Apophtegmen | S. 385 Z. 27 phyſionomiſchen | S. 400 Z. 30 Socianern | S. 417 Z. 13 Vervollkommung | S. 439 Z. 8 Rapſodie | S. 446 Z. 31 Nachmungen | S. 451 Z. 22 Molires | S. 470 Z. 30 Raiſonments | S. 487 Z. 4 appelationum | S. 491 Z. 32 Qς | S. 546 Z. 9 Iphignia | S. 552 Z. 27 Schulz ſchen | S. 553 Z. 22 Skeptkern | S. 554 Z. 19 wohmeynend | S. 556 Z. 32 Markſchreyers vgl. S. 645 Z. 25 Markſchreyern | S. 564 Z. 34 Emfang | S. 565 Z. 34 patoniſches | S. 583 Z. 34 Abendemmrung | S. 585 Z. 2 Ahnegemählde | S. 596 Z. 12 Känntnß | S. 626 Z. 30 Thougts | S. 626 Z. 37 Verenkungen .... verenkten | S. 631 Z. 23 vemiſcht | S. 667 Z. 28 Individums | S. 694 Z. 41 Kuferſtech. | S. 699 Z. 26 gerette- | S. XCIII Z. 29 *πεποικοτος* | Aus dem Kustos wurde S. 27 Z. 28 ergänzt das am Beginne der Seite 31 fehlende Wort Feſſeln und S. 456 Z. 22 das S. 549 fehlende wenig in wenigſtens |

Umgekehrt hat sich auch überflüssiges eingeschlichen durch Wiederholungen u. s. f. So ward korrigiert: S. 40 Z. 23 Kirſchſprengel | S. 52 Z. 9 Fanney | S. 69 Z. 4 Dillettanti | S. 138 Z. 34 mehrerern | S. 152 Z. 33 hivers | S. 174 Z. 30 auf auf | S. 223 Z. 28 Kauf- | S. 279 Z. 9 an an | S. 286 Z. 18 und S. 548 Z. 22 Britisch vgl. S. 343 Z. 33 Turkisch, S. 397 Z. 26 und S. 700 Z. 11 britisch, S. 619 Z. 12 Englisch und S. 694 Z. 4 englisch | S. 362 Z. 26 ſartyriſche | S. 370 Z. 28 Verrfaſſer | S. 375 Z. 10 Compapagnie | S. 397 Z. 26 Geneneral | S. 411 Z. 4 in in | S. 411 Z. 9 Unterrricht | S. 471 Z. 32 je- | S. 475 Z. 19 Phhantaſie | S. 592 Z. 32 Fräulein lein | S. 593 Z. 33 Trebelliania | S. 595 Z. 36 doppelt | S. 648 Z. 19 Peterarka's | S. 658 Z. 24 graeceae | S. 669 Z. 12 auf auf ſo | S. 682 Z. 33 Rückenmarkt | S. 694 Z. 3 Sarginnes | S. 699 Z. 6 americain |

Buchstaben oder Zeichen sind verstellt in S. 9 Z. 11

publieés | S. 74 Z. 19 Upstrats | S. 120 Z. 21 κἀτ | S. 197 Z. 7 τεϱαδωτες | S. 390 Z. 34 Andräeiſchen | S. 452 Z. 8 Opisthonotos | S. 493 Z. 1 Schäckespaers | S. 497 Z. 10 raphismata | S. 568 Z. 32 Fanu | S. 575 Z. 8 und 21 Rhunke | S. 598 Z. 4 Cuſtome | S. 604 Z. 2 Minenlied | S. 650 Z. 13 bedeudenten | S. 663 Z. 3 Novogrod | Vgl. den ähnlichen Fall S. 147 Z. 27 Trägodie |

Viermal mussten auseinander gerissene Silben zusammengerückt, siebenmal fälschlich verbundene Wörter getrennt werden. Der Anschluss von ſo und zu an die nachfolgenden Wörter ist zu häufig, um nicht bewahrt zu werden; in gleicher Weise steht auch z. B. S. 180 Z. 4 höchſtelend |

Ferner wurden verbessert S. 3 Z. 8 werden aus werde | S. 4 Z. 17 dem aus den | S. 9 Z. 14 erſchienen aus erſcheinen | S. 14 Z. 17 In einem aus In einen | S. 14 Z. 31 ſeiner aus ſeine | S. 18 Z. 30 unſere Leſer aus unſern Leſern | S. 24 Z. 28 analog aus Analog | S. 25 Z. 5 das aus daß | S. 26 Z. 8 Irritabilität aus irritabilät | S. 30 Z. 29 unter aus untern | S. 37 Z. 13 ſeinem aus ſeinen | S. 39 Z. 17 dem aus den | S. 39 Z. 19 von aus vor | S. 40 Z. 5 den aus dem | S. 43 Z. 7 Fleiſch aus fleiſch | S. 45 Z. 3 V. aus v. | S. 47 Z. 2 alten aus Alten | S. 48 Z. 36 elende aus Elende | S. 52 Z. 15 daß aus das | S. 53 Z. 1 Koluthus aus Kolothus | S. 54 Z. 13 *Ποτι* aus *Πολ*, | S. 57 Z. 27 das aus daß | S. 66 Z. 4 einen aus einem | S. 67 Z. 3 das aus daß | S. 67 Z. 7 Leitfaden aus Leidfaden | S. 68 Z. 7 ein aus eine | S. 70 Z. 1 Troezene aus Traezene | S. 72 Z. 4 Phiteos aus Phileos | S. 73 Z. 2 Demokritus aus Denokritus | S. 74 Z. 5 fossil aus fossible | S. 76 Z. 27 denſelben aus demſelben | S. 79 Z. 29 Allegorie aus allegorie | S. 84 Z. 1 im aus in | S. 86 Z. 8 Wohlwollens aus wohlwollens | S. 94 Z. 12 [112] aus 98 | S. 102 Z. 18 wie aus wir | S. 103 Z. 10 vom aus von | S. 105 Z. 2 344 aus 244 | S. 106 Z. 25 4 aus 5 | S. 113 Z. 19 Daß aus Das | S. 116 Z. 14 der aus den | S. 117 Z. 21 kann aus können | S. 120 Z. 35 dem

aus den | S. 126 Z. 34 den aus der | S. 130 Z. 5 dem aus den | S. 131 Z. 27 brauchte aus brauchten | S. 137 Z. 31 Quantität Dampf aus Quantität | S. 138 Z. 6 dem aus den | S. 139 Z. 14 erſtere aus letztere | S. 141 Z. 4 den aus dem | S. 141 Z. 11 même aus méme | S. 144 Z. 22 gleichem aus gleichen | S. 144 Z. 32 Shakeſpears aus Shakeſpear | S. 145 Z. 27 Hippokrates aus Hyppokrates | S. 148 Z. 18 welche aus welcher | S. 156 Z. 17 bekannt aus unbekannt | S. 157 Z. 26 Städte aus Stämme | S. 158 Z. 18 Regel aus Regeln | S. 162 Z. 20 wählte aus wählten | S. 162 Z. 31 übereinſtimmt aus überſtimmt | S. 164 Z. 26 begleitete aus begleiteten | S. 168 Z. 19 Partheien aus Parthien | S. 170 Z. 33 der aus den | S. 174 Z. 8 Verleger aus verleger | S. 190 Z. 12 verächtlicher aus weniger verächtlicher | S. 194 Z. 15 Präjudiz aus präjudiz | S. 197 Z. 6 *την* aus *τον* | S. 200 Z. 4 ein aus eine | S. 204 Z. 19 Standgerichten aus Sandgerichten | S. 208 Z. 2 dieſer aus dieſen | S. 210 Z. 27 mit aus mich | S. 217 Z. 30 um mit aus und mit | S. 219 Z. 30 ſtechen aus ſtehen | S. 226 Z. 11 Glovern aus Gloven | S. 238 Z. 34 S aus 5 | S. 240 Z. 2 Schenau aus Schenan | S. 240 Z. 9 dem aus den | S. 240 Z. 12 Blanchard aus Blunchard | S. 244 Z. 10 Vecelio aus Vecalio | S. 244 Z 15 brachte aus brachten | S. 246 Z. 29 des . . . desirants aus de . . . desirant | S. 247 Z. 25 Die aus die | S. 251 Z. 31 welche aus welcher | S. 252 Z. 6 Montucla aus Mantucla | S. 253 Z. 32 are aus au | S. 255 Z. 11 Eigenſchaften aus Eigenſchaft | S. 258 Z. 31 eben ſo aus eben | S. 263 Z. 2 elevé aus eleve | S. 269 Z. 17 und 24 v. aus V. | S. 273 Z. 29 Abhandlungen aus Abhandlung | S. 276 Z. 9 Ebendemſelben aus Ebendeſſelben | S. 291 Z. 12 des Heſſenlandes aus Heſſenlandes | S. 296 Z. 3 davon aus daran | S. 306 Z. 2 um aus und | S. 306 Z. 21 glaubt, daß, aus glaubt, | S. 308 Z. 23 welchen aus welchem | S. 310 Z. 27 dem aus den | S. 316 Z. 27 einen anderen aus ein anderer | S. 316 Z. 30 dieſem aus dieſen | S. 317 Z. 23 jenem aus jenen | S. 321 Z. 12 vorſtehn aus vor-

ſteht | S. 322 Z. 13 Nachtiſchpapierchen aus Nachttiſchpapierchen | S. 324 Z. 15 Nachtiſche aus Nachttiſche | S. 331 Z. 1 ein zärtlich aus zärtlich | S. 332 Z. 18 que aus qui | S. 333 Z. 34 II aus I | S. 335 Z. 23 andern aus andere | S. 337 Z. 30 abwechſeln aus Abwechſeln | S. 338 Z. 5 Wundarzneykunſt aus Mundarzneykunſt | S. 339 Z. 10 94 aus 941 | S. 341 Z. 34 in ihr zu finden, ſo wie ſie aus zu finden, ſo wie ſie in ihr | S. 344 Z. 10 Archipelago aus Archipelacho | S. 348 Z. 10 Rechts aus Recht | S. 350 Z. 12 er in ſich einen aus er ſich, einen | S. 351 Z. 35 und S. 352 Z. 6 Reſtout aus Reſtont | S. 359 Z. 4 Sterne aus Stern | S. 360 Z. 12 Lauf aus lauf | S. 360 Z. 15 Hand aus hand | S. 363 Z. 29 à aus a | S. 363 Z. 33 par aus pas | S. 364 Z. 24 nach aus noch | S. 369 Z. 31 ihre aus ihren | S. 373 Z. 26 thätigen aus thätigem | S. 374 Z. 20 Buchs, das aus Buchs, daß | S. 378 Z. 24 ihren aus ihrem | S. 379 Z. 23 ein aus eine | S. 394 Z. 3 Zueignung aus Zuneigung | S. 394 Z. 8 Polyb aus Polyp | S. 398 Z. 15 ſtille aus ſtillen | S. 401 Z. 13 akademiſcher aus akademiſchen | S. 405 Z. 3 creanza aus creanze | S. 405 Z. 27 Verkleidungen aus Vertheidigungen | S. 408 Z. 24 ihnen aus ihn | S. 409 Z. 16 1.) a) aus a) | S. 409 Z. 26 Lüſten aus Lüfte | S. 413 Z. 1 einem aus einen | S. 413 Z. 14 Akademie aus Akademien | S. 416 Z. 12 Condillac aus Candillac | S. 416 Z. 13 nach aus noch | S. 422 Z. 8 beten aus leben | S. 432 Z. 28 fecundus aus fecutinus | S. 443 Z. 12 J'ai de aus J'ai des | S. 455 Z. 16 Backtrog aus Backkrug | S. 456 Z. 29 Harmar aus Harmer | S. 471 Z. 18 vom aus von | S. 473 Z. 19 1772 aus 1771 | S. 474 Z. 29 unmoraliſch aus moraliſch | S. 475 Z. 22 der aus die | S. 476 Z. 1 der höhern aus höhern | S. 477 Z. 17 es aus ihn | S. 477 Z. 22 dem aus der | S. 479 Z. 1 den aus dem | S. 481 Z. 35 warums aus warens | S. 499 Z. 12 derſelben aus deſſelben | S. 500 Z. 19 den aus dem | S. 502 Z. 12 vorträgt aus verträgt | S. 506 Z. 16 d. aus D. | S. 509 Z. 18 allen aus alle | S. 512 Z. 23 wie ſchon bekannt geſtorben aus die ſchon bekannt

gekannt | S. 520 Z. 1 dem aus den | S. 523 Z. 15 verſchmachtete aus verſchmachteter | S. 531 Z. 24 Quaeque aus Quae quae | S. 533 Z. 22 welche aus welchen | S. 536 Z. 33 Darmfells aus Darmfalls | S. 537 Z. 4 1764 aus 1674 | S. 540 Z. 8 allem aus allen | S. 540 Z. 9 üppigen aus üppigem | S. 541 Z. 19 ſo ſehr aus ſehr | S. 546 Z. 6 Baſire aus Baſine | S. 546 Z. 30 eine aus einer | S. 547 Z. 4 des aus das | S. 551 Z. 26 Göttern aus Göttinnen | S. 551 Z. 31 révèle aus révele | S. 553 Z. 25 ſchönen aus ſchönre | S. 559 Z. 22 Das aus Der | S. 562 Z. 1 anderm aus andern | S. 562 Z. 17 triftig ſeyn aus triftig | S. 562 Z. 20 Werk aus Wort | S. 564 Z. 13 Nun aus Nur | S. 564 Z. 19 die aus der | S. 565 Z. 6 Timandra aus Timander | S. 565 Z. 12 mehr den aus mehr dem | S. 565 Z. 27 Könige aus Königin | S. 565 Z. 30 ter aus ten | S. 569 Z. 6 ſeinen aus ſeinem | S. 571 Z. 9 ſeiner aus ſeine | S. 574 Z. 28 Reiskes aus Reiske | S. 576 Z. 34 Kinder aus Rinder | S. 577 Z. 3 einem aus einen | S. 577 Z. 30 dieſen . . . Stücken aus dieſem . . . Stücke | S. 578 Z. 4 des aus der | S. 581 Z. 16 nichts aus nicht | S. 581 Z. 19 muß aus müſſen | S. 586 Z. 37 sectantem aus sectandum | S. 588 Z. 9 darſtellen. aus darſtelle | S. 592 Z. 7 salicibus aus silicibus | S. 601 Z. 34 nothwendige aus nothwendigen | S. 605 Z. 2 das aus daß | S. 609 Z. 33 Sehnerven aus Sehnnerven | S. 614 Z. 5 allein aus allen | S. 616 Z. 9 Hr. aus Hrn. | S. 616 Z. 25 Daß aus Das | S. 617 Z. 31 Titels aus Tit. S. | S. 621 Z. 20 Cunningham aus Cunnigham | S. 622 Z. 26 Er aus Es | S. 624 Z. 21 iuris aus veris | S. 626 Z. 1 81 aus 81. 1 | S. 628 Z. 10 Hautkrankheiten aus Hauptkrankheiten | S. 639 Z. 22 Vorurtheil aus Vortheil | S. 644 Z. 24 ja aus je | S. 646 Z. 18 VII aus VI | S. 648 Z. 21 um aus nur | S. 648 Z. 35 14 aus 16 | S. 656 Z. 16 Den aus den | S. 660 Z. 32 Marklands aus Merklands | S. 665 Z. 12 kleben aus beleben | S. 668 Z. 24 unpragmatiſirten aus unpragmatiſirten | S. 670 Z. 18 einen aus ein | S. 691 Z. 19 angezeigten aus angezeigter | S. 692

Z. 11 a Tragedy aus à Tragedi | S. 692 Z. 27 Bachholm aus Bachhelm | S. 693 Z. 11 den aus der | S. 693 Z. 26 Contrast aus Contract | S. 694 Z. 20 Farmer aus Fermer | S. 694 Z. 33 ſtes aus ſte | S. 694 Z. 43 L aus J | S. 698 Z. 1 dem aus den | S. 699 Z. 26 Velthuſen aus Velthuyſen (hätte bleiben können!) | S. 699 Z. 36 Germanorum aus germanorum | S. 700 Z. 9 Watson aus Wathon | S. XCII Z. 3 ſie aus Sie | S. XCIII Z. 19 die aus den | S. XCIII Z. 32 Sie aus ſie | S. XCIV Z. 3 die aus der | S. XCV Z. 6 die Gottſeeligkeit aus der Gottſeeligkeit | S. XCV Z. 30 nach aus noch | S. XCVII Z. 1 ihnen aus Ihnen |

Die wild wuchernde Interpunktion hätte fast ganz ausgerodet und durch eine neue ersetzt werden müssen, sollte der Text in dieser Beziehung geregelt werden. Sie dient oft mehr zur Anzeige einer Lesepause als zum Abscheiden von Sätzen.

Getilgt mussten sinnstörende Zeichen werden nach den Wörtern: S. 17 Z. 29 ſie, | S. 74 Z. 25 I. | S. 219 Z. 34 Repräſentant, | S. 249 Z. 36 Handlung, | S. 401 Z. 20 Augen, | S. 492 Z. 23 Originals. | S. 514 Z. 7 nie, [dafür , nie] | S. 538 Z. 13 aufmerkſam, | S. 586 Z. 26 Zeit?) [dafür ?) Zeit] | S. 619 Z. 2 Reviſion, | S. 671 Z. 11 wäre. | S. XCIV Z. 13 ex. | S. XCVI Z. 7 mein, |

Hinwieder an anderen Stellen genügte die vorhandene Interpunktion nicht. Gerne würde man nach dem Punkte, der eine Abkürzung oder ein Citat schliesst, noch die dem Satzgliede zugehörige Interpunktion sehen; aber der Neudruck durfte von diesem sparsamen Gesetze des Originaldruckes nicht abweichen. Oft aber sind in den vorliegenden Exemplaren Punkte ausgesprungen; hier und an folgenden Stellen wurden die fehlenden Zeichen ergänzt: nach S. 6 Z. 9 Schwung | S. 48 Z. 9 Höfe | S. 48 Z. 24 Nord | S. 87 Z. 28, S. 114 Z. 36 und S. 128 Z. 3 Vols | S. 96 Z. 20 kann | S. 97 Z. 17 Tode | S. 101 Z. 26 begeiſtert | S. 101 Z. 35 ineptis | S. 111 Z. 7 Ehrenſtellen | S. 115 Z. 7 Ocean | S. 116

Z. 29 ſollen 3 | S. 152 Z. 21 saisons | S. 152 Z. 25 Printems | S. 152 Z. 26 figure | S. 177 Z. 26 nouvelle | S. 189 Z. 1 gethan) | S. 207 Z. 8 feve | S. 246 Z. 1 Kunſt | S. 336 Z. 31 Chriſti | S. 357 Z. 19 Wiſſenſchaft | S. 424 Z. 10 Sewed | S. 425 Z. 9 iſt | S. 443 Z. 1 Secret | S. 449 Z. 28 depositaire | S. 450 Z. 16 moeurs | S. 514 Z. 7 Regel | S. 538 Z. 11 aufmerkſam | S. 556 Z. 24 folgt | S. 586 Z. 26 andern [?) Zeit aus Zeit ?)] | S. 588 Z. 9 darſtellen | S. 588 Z. 18 Realität) | S. 621 Z. 20 Thenſton | S. 622 Z. 4 Otway | S. 681 Z. 32 Medium |

Auch Aenderungen thaten not; so: S. 7 Z. 19 Fetzen. aus Fetzen? | S. 7 Z. 20 Waldis? aus Waldis. | S. 7 Z. 26 entzückt, aus entzückt; | S. 84 Z. 23 hatte. — — aus hatte. „ | S. 104 Z. 27 wird. aus wird, | S. 188 Z. 21 Kathedral= aus Kathedral, | S. 221 Z. 10 ſey, aus ſey; | S. 236 Z. 23 nicht: aus nicht; | S. 261 Z. 31 Wunſch: aus Wunſch; | S. 336 Z. 6 même, aus même. | S. 337 Z. 3 bringen! aus bringen: | S. 365 Z. 28 Saillant. aus Saillant, | S. 393 Z. 10 Treue? — aus Treue? „ | S. 393 Z. 20 hat — aus hat „ | S. 403 Z. 21 viel! aus viel? | S. 423 Z. 11 Ausführlichkeit! aus Ausführlichkeit? | S. 482 Z. 18 habe, aus habe. | S. 497 Z. 13 ſteht: aus ſteht. | S. 525 Z. 36 gefeſſelt, aus gefeſſelt. | S. 541 Z. 13 reden? aus reden. | S. 587 Z. 10 Empfindung, aus Empfindung; | S. 647 Z. 6 J. aus J, | S. 653 Z. 25 lohnt. aus lohnt? | S. 694 Z. 1 C. aus C: | S. XCIII Z. 2 Antwort: aus Antwort. |

Die charakteristisch häufigen Gedankenstriche des Originales (zuerst überwiegend kurze einfache Striche – –, dann, etwa von Stück XXXIII bis LXIV, Doppelstriche = =, endlich zumeist längere einfache Striche — —) vertreten zuweilen die heute übliche Punktierung . . . . . Der Neudruck hat gleichmässig überall den Gedankenstrich.

Zumeist sind die Citate in der Vorlage am Beginne jeder Zeile mit Anführungsstrichen begleitet. Der Neudruck begnügte sich mit Anfangs- und Schlusszeichen,

setzte die fehlenden ein, nämlich auf S 5 Z. 13, S. 33 Z. 5. Z. 16, S. 34 Z. 2. Z. 15, S. 54 Z. 28, S. 120 Z. 34, S. 121 Z. 1. Z. 19. Z. 29, S. 175 Z. 21, S. 176 Z. 6 [über"], S. 236 Z. 17, S. 282 Z. 32, S. 313 Z. 24. Z. 28, S. 395 Z. 8, S. 415 Z. 5. Z. 19, S. 416 Z. 26, S. 417 Z. 23, S. 458 Z 15, S. 480 Z. 22, S. 520 Z. 24, S. 597 Z. 31, S. 607 Z. 1, S. 616 Z. 28, S. 624 Z. 9. Z. 10 und strich die überflüssigen: S. 236 Z. 18 werden." S. 337 Z. 25 „Uns S. 540 Z. 32 „Gut.

Und nun noch rein äusserliches: die Anordnung der verschiedenen Schriften (Zierschrift, Sperren u. s. w.) wurde im Neudruck möglichst gleichmässig und darum besonders in den Titeln wiederholt im Gegensatze zur Vorlage getroffen. Wo im Texte des Originales Schwabacher- oder Kursivlettern stehen, begnügte sich der Neudruck mit gesperrter Schrift, wodurch freilich nun einzelne Buchstaben (Namensabkürzungen) nicht hervortreten. Der Raummangel, der auf S. 824 des Originales zur Petitschrift zwang, hatte für den Neudruck keine Geltung. Im Verzeichnisse der besprochenen Schriften — deren Titel natürlich so wenig wie die Citate alle richtig gestellt werden konnten: wie hätte ich die Originalwerke beschaffen können! — die Autornamen mit Schwabacher oder Kursivschrift wie im Original auszuzeichnen unterliess der Neudruck. Es wurde in diesem Verzeichnisse die wiederholt gestörte alphabetische Ordnung hergestellt und zehn falsche Citate (die Ziffern beziehen sich auf die Originalpaginierung) korrigiert. Die Unvollständigkeit des Verzeichnisses brauchte nicht ergänzt zu werden, weil ein Personenregister neu hinzukam.

Das Verzeichnis der Personennamen in der umfassenden Vollständigkeit zu veröffentlichen, in welcher ich es zusammengestellt hatte, wäre zwecklos und unbequem gewesen. Ich habe also den Entwurf kritisch gesichtet, indem ich jede Stelle prüfte, ob sie von einigem Belang sei. Ausgeschieden wurden die in einfachen Auszügen der Werke angeführten Namen. Aufgenommen blieben

alle in den Titeln und Untertiteln der besprochenen Bücher, Sammelschriften und Bildwerke enthaltenen Namen der Verfasser (Herausgeber, Uebersetzer), Künstler und Verleger sowie derjenigen historischen Personen, welche Gegenstand des Werkes sind, ferner alle Personennamen, welche der Recensent mit eigenem Urteile anführt. Pseudonyma und anonyma zu lösen, war ich bemüht, so weit mir die nötigen Hilfsmittel zu Gebote standen; auf solche Stellen verweisende Ziffern sind in ( ) gesetzt. Die Verfasser der in den 'Anzeigen' besprochenen Recensionen konnte ich nur für die Allgemeine deutsche Bibliothek, wo Partheys Schlüssel dienlich war, aufdecken.

Würzburg.

Bernhard Seuffert.

Berichtigungen.

Lies S. 14 Z. 17 unſrer | S. 14 Z. 25 der | S. 70 Z. 28 Beyſpiel | S. 125 Z. 17 ſowol | S. 134 Z. 24 innerlichen | S. 161 Z. 31 Entzweck | S. 197 Z. 2 *ἀντης* | S. 197 Z. 6 *ἐισοδον* | S. 197 Z. 9 *ἀντον* | S. 204 Z. 19 Standgerichten | S. 240 Z. 2 Schenau | S. 240 Z. 12 Blanchard | S. 244 Z. 10 Vecelio | S. 252 Z. 6 Montucla | S. 252 Z. 17 aſtronomiſchen | S. 276 Z. 21 bloſen | S. 294 Z. 24 in Folle statt in der Folge vgl. S. 659 Z. 16 und Grimms Wörterbuch | S. 306 Z. 2 um statt und | S. 351 Z. 35 und S. 352 Z. 6 Reſtout | S. 365 Z. 35 ſowohl | S. 365 Z. 36 nicht | S. 401 Z. 13 akademiſcher | S. 433 Z. 5 zuſchreiben | S. 443 Z. 12 J'ai de . . . et de | S. 546 Z. 6 Baſire | S. 556 Z. 32 Marktſchreyers | S. 592 Z. 22 geſellſchaftlichen | S. 626 Z. 24 Worzu | S. 631 Z. 31 Gebetern | S. 634 Z. 30 durchſichtigen | S. 678 Z. 2 Bareut |

PERSONENREGISTER.

Abbt Th. 12, 16. 23. 270, 14.
Abraham a S. Clara 252, 35. III.
Acarnius Th. 41, 25 ff.
Achenwall 286, 7.
Adam v. Bremen 370, 35.
Addison (213, 13.) 587, 5. (619, 33.) XLIII.
Aeschines 68, 25. 660, 16.
Aesopus 313, 29.
Aëtius 355, 24.
Aikin 626, 30. 33.
Akenside M. 5, 37. 519, 35.
Alberici R. 301, 22 ff.
Alberti J. G. 148, 15 ff. 256, 35. 257, 15. 528, 18. 20. XVII. XXI—XXIII.
Albinus Lucius 412, 21.
Albrecht d. Unartige, Landgraf von Thüringen 82, 35. 83, 31.
Albrizzi 242, 20.
Alembert d' 366, 9. 369, 19. (534, 22. 556, 5.)
Alexander der Grosse 85, 27. 351, 34 ff. 539, 19 ff. 662, 30.
Alkibiades 402, 6.
Amann G. A. v. 146, 18 ff.
Anakreon 79, 34. 429, 15. 514, 17.
André LXXI.
Andreä 139, 18. 147, 33. 154, 16. 165, 21. 253, 27. 390, 34.
Antoninus, Erzbischof von Florenz 132, 29.
Antoninus Pius, Kaiser 355, 23.
Arand 536, 27. 31.
Ardell J. M. 525, 29 ff.
Ariosto 100, 20. 153, 23. (240, 14.) 561, 21.
Aristippus 81, 12. 605, 1.
Aristophanes 196, 22 ff. 219, 9. (649, 5.) LV f.
Aristoteles 513, 30. 637, 1.
Arnaud d' 550, 19 ff.
Arnauld 650, 11.
Athenäus XCV.
Attiret 632, 30.
Augustinus 133, 10.
Aurelianus, Kaiser 355, 23.
Aved J. A. J. 180, 26 ff.
Aventin J. 233, 19.

Bachholm 505, 7 ff.
Bachiene W. A. 154, 33 ff.
Bachofen J. J. 432, 14 ff.
Backmeister L. C. 418, 10 ff.
Baco 77, 28. 189, 30. 318, 11.
Bahrdt J. F. 138, 24 ff. XXV.
Bahrdt K. F. 148, 27. 319, 26 ff. 486, 32. 672, 29. XXV. XXX. XXXV. XXXIX. XLVIII bis LI. LVIII. LXVIII. LXXIV. LXXVI. LXXXII.
Baldinger E. G. 324, 9. 348, 30 ff. 362, 6 ff. 547, 19 ff. 578, 9 ff. 612, 21.

Balechou J. J. 180, 27.
Barbos 193, 31.
Baretti 468, 15.
Baronius C. 301, 18 ff.
Bärstecher 657, 20.
Bartolozzi 612, 9 ff.
Basedow J. B. 62, 29 ff. 160, 8 ff. 170, 2 ff. 187, 26 ff. 331, 10 ff. 351, 11. 364, 18 ff. 366, 15 ff. (457, 10 ff.) XXI. XXIII. XLVIII.
Basire 546, 6 ff.
Batteux 426, 28. 589, 14. 658, 10. X. LX.
Baudouin = Bauduins A. F. 220, 4.
Bauer J. J. 131, 34 ff.
Baumgarten S. J. 42, 34. 46, 8. 616, 16. 22.
Baur F. E. 174, 14.
Bause 253, 16 ff. (ders. ?) 299, 15 ff. 565, 9 ff. LXXXI. LXXXV.
Bayard P. du Terrail 329, 1. 539, 13 ff.
Bayer 105, 3. 109, 24.
Bayle 519, 29. 554, 5. 560, 24.
Beattie J. 506, 30. 553, 3 ff. 559, 17 ff. XXXV. LIX. LXXXIV.
Beck J. Ch. 93, 2. 529, 16.
Becker Th. C. 496, 4 ff.
Becket 238, 34.
Beckmann J. (426, 24.)
Behr J. Falkensohn (461, 34 ff.) LXXXII.
Behrends J. A. XXXV. LII.
Benazech P. P. 611, 25 ff.
Bengel 485, 17.
Bennigsen 408, 30.
Bentley 575, 4.
Benzler J. L. 280, 7 ff. (584, 32 ff.) 660, 4. XI. XLII. LXV.
Berger J. H. de 192, 5 ff.
Berger J. W. 192, 13.
Berghem 577, 4.
Bergsträsser J. A. B. 582, 34 ff. XVI. LXXXIX. XCI. XCVI f.
Berkeley 559, 22. 29. 561, 10. 24.
Bernardus von Clairveaux 133, 16.
Bernhard J. F. VI.
Bernoulli 369, 18. 575, 3.
Bertram 616, 18.
Bertuch F. J. (611, 3 ff.)
Beust J. W. v. 445, 18 ff.
Beyma 195, 3.
Bidermann 578, 26.
Bilguer 338, 10.
Binkmann 578, 32.
Bion 623, 2.
Bischoff 279, 10.
Blair 673, 23.
Blanchard 240, 12.
Blening de 246, 19 ff.
Blin de Sainmore 217, 27 ff.
Blum J. C. 125, 27. 305, 5 ff. LXVIII. LXXXI.
Boccaccio 131, 12. 220, 3.
Bochart S. 105, 9.
Bode J. E. 278, 35.
Bode J. J. C. 49, 17. 26. 148, 13. (265, 13 ff. 378, 19 ff. 636, 22 ff. 661, 2 ff.)
Bodmer 80, 8. 323, 29. (80, 6.) 8. XIV.
Boëtius 133, 23.
Böhmer G. R. 229, 10. 17. 230, 4.? 323, 9.
Böhmer S. F. v. 310, 33. 311, 17.? 323, 9. 527, 21.
Bohn J. K. 453, 21.

Bohn J. S. 286, 9.
Boie 125, 8 ff. (? 125, 29. 453, 9. 598, 33.) 603, 19 ff. XI. XXVII. XLII.
Boileau 484, 20 ff.
Boisserée LXVII.
Bolingbroke 583, 1. VII.
Bonifacius VIII. Papst 311, 11. (18.)
Bonnet K. 207, 12 ff. 579, 34.
Bonnet L. 193, 35. 213, 27 ff. 625, 13 ff.
Borelli 598, 26.
Bose 578, 30.
Bosse J. G. 476, 22.
Bosspiegel 348, 11.
Bossu 142, 25.
Bossuet J. B. 17, 28.
Böttiger XXXIX. XLI. L. LXI.
Bouchardon 193, 18. 194, 3.
Boucher 200, 11. 12.
Boufflers de 91, 24 ff.
Bougainville de 198, 33 ff. LIII.
Boule 29, 5 ff.
Boulet J. 649, 33 ff.
Boydell 531, 27. 538, 7.
Boysen 191, 2 ff. 431, 2.
Brahm M. v. (206, 7.)
Brandmüller T. 384, 22 ff.
Brandt E., Graf LXXVII.
Braun H. 230, 32 ff. LXVIII. LXXXI.
Brechter J. J. 364, 17 ff. 366, 14 ff. 372, 20.
Breitinger J. J. 297, 8 ff.
Breitkopf B. C. und Sohn 138, 24. 379, 16.
Briegleb J. C. 616, 33.
Broklesby 452, 1.
Brönner 19, 15. 36, 16. 66, 37. 265, 10. V.
Brown 213, 34 ff.
Brueys D. A. de (472, 15.)
Brüning 349, 6.
Büchner 529, 18.
Bückeburg, Graf von XXXIX.
Buffon 478, 29. 36.
Bülow v. 397, 4 ff.
Buno J. 396, 20.
Bürger (125, 29. 31.) 603, 33. 604, 3. XI.
Burke Th. 537, 36. 538, 1 ff.
Burmann 648, 31.
Burnet 76, 10.
Büschel J. G. 179, 2.
Büsching A. F. 134, 10 ff. 158, 7. 160, 1. 258, 11. 351, 10. 418, 34. 476, 20 ff. 486, 35. 498, 31 ff. 615, 18.
Butel-Dumont G. M. (141, 9 ff.)
Byrne W. 200, 18 ff.

Cadell 253, 34.
Callot 82, 25.
Camden 42, 2.
Caminer 257, 20 ff.
Campell v. 153, 1. 5.
Camper 626, 19. 23.
Cantimir, Fürst 258, 10.
Canut der Gr. 285, 22 ff. LXXXI.
Caravaggio 253, 15. LXXXI.
Casanova G. 615, 22. 29.
Casaubon 53, 28.
Cassiodorus 355, 25.
Castel J. Ph. 572, 26. 573, 14.
Celsus 575, 8.
Cervantes 143, 33. (625, 8.)
Chaereas 560, 35.
Chalotais L. R. de Caradeuc de la 187, 22 ff.
Chambers W. 632, 20 ff.
Chandler R. 69, 4 ff.

Chappe de la Haute Roche = d'Anteroche J. 28, 19.
Charlevoix 39, 23.
Charlotte, Königin von Grossbritannien 524, 18 ff. (525, 6.) 537, 28 ff.
Charterius 146, 5. 6.
Chaucer 611, 7.
Chester 279, 25.
Chilkow, Fürst 418, 17.
Christian, Prinz von Hessen-Darmstadt XXXV.
Cicero 97, 37. 119, 16. (224, 4.) 332, 19. 384, 28. 458, 28. 478, 13. 515, 21. 521, 12. 546, 23. 588, 22. 669, 3. XCIII.
Circa B. 310, 19. 23.
Clarke 35, 12.
Claude Lorrain 532, 12 ff. LXXXIV.
Claudius (36, 25. 38, 31.) 125, 24. 126, 30. 604, 19. VII. XXXVIII.
Clemens von Alexandrien XCIII. XCV.
Clement 443, 29. 444, 10. 22. 471, 20 ff.
Clenerzow, Prinz 246, 18 ff.
Clive R. 567, 29.
Clodius Ch. A. 197, 27. 32. 324, 10. 664, 20.
Cocceji 211, 34.
Cochin Ch. N. 238, 28.
Contius Ch. G. (624, 32 ff.)
Cook J. 28, 14 ff.
Cope H. 547, 15 ff.
Corneille P. 17, 28. 180, 28.
Cossetti 412, 18.
Costard J. P. 177, 7.
Costenbader 325, 31 ff.
Cowley 561, 35. 622, 23.
Cradock 378, 34 ff.
Cramer J. A. 48, 21. (24. 49, 2.) 494, 21.
Cramer J. A. E. v. 498, 6 ff. 521, 33 ff.
Cramer J. J. 203, 32.
Cramer K. F. 605, 22. (624, 25 ff.)
Crätz 318, 16.
Crebillon 180, 25 ff. (567, 18.) 20.
Creuz C. C. v. 38, 3. 331, 34 ff. 429, 8. LXIX. LXXXII.
Crozat J. A. 29, 6 ff.
Crusius Ch. 572, 23. 573, 22.
Cube J. D. 529, 3. 8.
Cujacius 252, 34.
Cumberland 265, 14 ff.
Cunningham 621, 20.
Cuno J. Ch. 252, 35.
Curtius 119, 17.

D. = Dutens.
D* N** = Denon.
Dacier A. 130, 29. 198, 28.
Dallas 626, 15.
Dalrymple A. 115, 8 ff.
Damian August Philipp Carl von Limburg - Styrum, Bischof von Speier (431, 6 ff.)
Damm C. J. 439, 34 ff.
Damm Ch. F. (232, 30 ff.) 341, 30.
Dance N. 564, 31.
Dancourt (390, 31 ff.)
Daniel 419, 29 ff.
Dante 131, 12.
David 230, 19. 305, 32. 306, 1.
Davies 424, 10.
Dawes 347, 34. 35. 348, 3.
Dawes Ph. 525, 12 ff.
Decker und Winter 386, 3.
Deinet J. K. V. XVIII. XXIII bis XXVI. XXXI. XXXIV

bis XXXVI. XXXIX. XLIII. XLVI. XLIX — LI. LVII. LXI. LXXI. LXXIV. LXXVI.
Delalain 171, 21. 217, 28. 389, 28.
De Launay 220, 4 ff.
De Lille 443, 35.
Demarteau 193, 8 ff.
Denina K. 352, 27 ff. XXXV. LIX.
Denis 37, 16. 125, 23. 563, 6. 673, 20. LXXV.
Denon (165, 21 ff.)
Dépres J. 218, 17.
Descartes 180, 29. 442, 35. 561, 12.
Desgodetz A. 536, 37 ff.
Desmarais 218, 16.
Detheis 531, 9 ff.
Diderot 292, 26. 446, 22 ff. (534, 22. 556, 5.)
Diede A. L. 618, 6 ff.
Dieterich J. Ch. 125, 8. 187, 17. 210, 5. 332, 31. 337, 35. 369, 4. 392, 18. 419, 31. 534, 30. 625, 33. XL.
Dieterich = Dietrich Ch. W. E. 22, 15.
Diezmann von Meissen 83, 32.
Diocletianus, Kaiser 355, 23.
Diogenes Laërtius 478, 13.
Dionysius von Halikarnass 660, 4.
Dodd W. 142, 17. 433, 11 ff. XLII. LXV.
Dodsley R. 69, 7. 624, 33 ff. 632, 27. (661, 2 ff.)
Doigni du Ponceau 177, 5 ff.
Domenichino 193, 22. 526, 3.
Donne 587, 4.
Dorat 171, 20 ff. 419, 15. 19. 443, 35. 523, 27 ff. 598, 30.
Dorset 622, 4.
Dryden 80, 27. 28. 372, 11. 622, 4.
Duchesne veuve 192, 27.
Duclos 366, 8.
Dufour 628, 3.
Du Hallas 412, 9 ff.
Dumeix XLVI.
Duncarton R. 525, 18 ff. 23.
Du Pont (60, 13. 14. 653, 8.)
Dusch 100, 13.
Dutens L. (151, 35 ff.)
Dyck 186, 8. 228, 14. 295, 34. 36. 341, 2.
Dyck A. van 538, 1.
Dyer S. (80, 30.)
Dyk J. G. 625, 9.

Earlom 525, 4 ff. 526, 3 ff. 538, 25 ff. 539, 4 ff. 9 ff.
Ebeling (430, 14.)
Eberhard J. H. 506, 17.
Ebert 145, 2.
Eck J. G. 323, 14. 573, 34. 574, 29.
Eckermann XXIX. LXVI f. LXX.
Edwards 142, 17.
Ehlers (617, 7.)
Eichenberg Wtwe. V.
Eichenberg J. L. sel. Erben 1, 7. (174, 8. 206, 33. 263, 22.) 291, 15. (292, 31. 476, 18.) 493, 16. 552, 29. (559, 11. 598, 29. 606, 5. 618, 20.) 619, 7. (624, 26.) 651, 18. V. XCI.
Eisen K. 567, 32.
Eisenhardt 258, 22 ff. 592, 16 ff.
Elisabeth, Königin von England 153, 15.
Elsässer G. Fr. (390, 24 ff.) LXXXII.
Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, Kurfürst von Mainz (380, 31. 590, 11.)

Chappe de la Haute Roche = d'Auteroche J. 28, 19.
Charlevoix 39, 23.
Charlotte, Königin von Grossbritannien 524, 18 ff. (525, 6.) 537, 28 ff.
Charterius 146, 5. 6.
Chaucer 611, 7.
Chester 279, 25.
Chilkow, Fürst 418, 17.
Christian, Prinz von Hessen-Darmstadt XXXV.
Cicero 97, 37. 119, 16. (224, 4.) 332, 19. 384, 28. 458, 28. 478, 13. 515, 21. 521, 12. 546, 23. 588, 22. 669, 3. XCIII.
Circa B. 310, 19. 23.
Clarke 35, 12.
Claude Lorrain 532, 12 ff. LXXXIV.
Claudius (36, 25. 38, 31.) 125, 24. 126, 30. 604, 19. VII. XXXVIII.
Clemens von Alexandrien XCIII. XCV.
Clement 443, 29. 444, 10. 22. 471, 20 ff.
Clenerzow, Prinz 246, 18 ff.
Clive R. 567, 29.
Clodius Ch. A. 197, 27. 32. 324, 10. 664, 20.
Cocceji 211, 34.
Cochin Ch. N. 238, 28.
Contius Ch. G. (624, 32 ff.)
Cook J. 28, 14 ff.
Cope H. 547, 15 ff.
Corneille P. 17, 28. 180, 28.
Cossetti 412, 18.
Costard J. P. 177, 7.
Costenbader 325, 31 ff.
Cowley 561, 35. 622, 23.
Cradock 378, 34 ff.
Cramer J. A. 48, 21. (24. 49, 2.) 494, 21.
Cramer J. A. E. v. 498, 6 ff. 521, 33 ff.
Cramer J. J. 203, 32.
Cramer K. F. 605, 22. (624, 25 ff.)
Crätz 318, 16.
Crebillon 180, 25 ff. (567, 18.) 20.
Creuz C. C. v. 38, 3. 331, 34 ff. 429, 8. LXIX. LXXXII.
Crozat J. A. 29, 6 ff.
Crusius Ch. 572, 23. 573, 22.
Cube J. D. 529, 3. 8.
Cujacius 252, 34.
Cumberland 265, 14 ff.
Cunningham 621, 20.
Cuno J. Ch. 252, 35.
Curtius 119, 17.

D. = Dutens.
D* N** = Denon.
Dacier A. 130, 29. 198, 28.
Dallas 626, 15.
Dalrymple A. 115, 8 ff.
Damian August Philipp Carl von Limburg - Styrum, Bischof von Speier (431, 6 ff.)
Damm C. J. 439, 34 ff.
Damm Ch. F. (232, 30 ff.) 341, 30.
Dance N. 564, 31.
Dancourt (390, 31 ff.)
Daniel 419, 29 ff.
Dante 131, 12.
David 230, 19. 305, 32. 306, 1.
Davies 424, 10.
Dawes 347, 34. 35. 348, 3.
Dawes Ph. 525, 12 ff.
Decker und Winter 386, 3.
Deinet J. K. V. XVIII. XXIII bis XXVI. XXXI. XXXIV

bis XXXVI. XXXIX. XLIII. XLVI. XLIX — LI. LVII. LXI. LXXI. LXXIV. LXXVI.
Delalain 171, 21. 217, 28. 389, 28.
De Launay 220, 4 ff.
De Lille 443, 35.
Demarteau 193, 8 ff.
Denina K. 352, 27 ff. XXXV. LIX.
Denis 37, 16. 125, 23. 563, 6. 673, 20. LXXV.
Denon (165, 21 ff.)
Dépres J. 218, 17.
Descartes 180, 29. 442, 35. 561, 12.
Desgodetz A. 536, 37 ff.
Desmarais 218, 16.
Detheis 531, 9 ff.
Diderot 292, 26. 446, 22 ff. (534, 22. 556, 5.)
Diede A. L. 618, 6 ff.
Dieterich J. Ch. 125, 8. 187, 27. 210, 5. 332, 31. 337, 35. 369, 4. 392, 18. 419, 31. 534, 30. 625, 33. XL.
Dieterich = Dietrich Ch. W. E. 22, 15.
Diezmann von Meissen 83, 32.
Diocletianus, Kaiser 355, 23.
Diogenes Laërtius 478, 13.
Dionysius von Halikarnass 660, 4.
Dodd W. 142, 17. 433, 11 ff. XLII. LXV.
Dodsley R. 69, 7. 624, 33 ff. 632, 27. (661, 2 ff.)
Doigni du Ponceau 177, 5 ff.
Domenichino 193, 22. 526, 3.
Donne 587, 4.
Dorat 171, 20 ff. 419, 15. 19. 443, 35. 523, 27 ff. 598, 30.
Dorset 622, 4.
Dryden 80, 27. 28. 372, 11. 622, 4.
Duchesne veuve 192, 27.
Duclos 366, 8.
Dufour 628, 3.
Du Hallas 412, 9 ff.
Dumeix XLVI.
Duncarton R. 525, 18 ff. 23.
Du Pont (60, 13. 14. 653, 8.)
Dusch 100, 13.
Dutens L. (151, 35 ff.)
Dyck 186, 8. 228, 14. 295, 34. 36. 341, 2.
Dyck A. van 538, 1.
Dyer S. (80, 30.)
Dyk J. G. 625, 9.

Earlom 525, 4 ff. 526, 3 ff. 538, 25 ff. 539, 4 ff. 9 ff.
Ebeling (430, 14.)
Eberhard J. H. 506, 17.
Ebert 145, 2.
Eck J. G. 323, 14. 573, 34. 574, 29.
Eckermann XXIX. LXVI f. LXX.
Edwards 142, 17.
Ehlers (617, 7.)
Eichenberg Wtwe. V.
Eichenberg J. L. sel. Erben 1, 7. (174, 8. 206, 33. 263, 22.) 291, 15. (292, 31. 476, 18.) 493, 16. 552, 29. (559, 11. 598, 29. 606, 5. 618, 20.) 619, 7. (624, 26.) 651, 18. V. XCI.
Eisen K. 567, 32.
Eisenhardt 258, 22 ff. 592, 16 ff.
Elisabeth, Königin von England 153, 15.
Elsässer G. Fr. (390, 24 ff.) LXXXII.
Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, Kurfürst von Mainz (380, 31. 590, 11.)

Endter W. 542, 16.
Engel (186, 7 ff.) 323, 15. (468, 16.)
Engelbrecht Ch. 543, 19.
Engelmann Ch. F. 240, 22 ff.
Eon de Beaumont A. Th. d' 16, 20.
Epikurus 81, 13. 16. 510, 26. 519, 30. 659, 24. 26.
Erich J. 110, 33.
Ernesti J. A. 384, 27. 544, 4 ff. 660, 12. XXV.
Erpe van 429, 22.
Erwin von Steinbach 643, 2. 6. 644, 8.
Eschenburg J. J. 125, 27. 141, 24 ff. (428, 14. 527 1. 10.) 585, 32 ff. (616, 2.)
Eskuche 456, 24. 27.
Euklides 251, 28.
Euler 252, 7. 323, 2. 418, 30.
Euripides 219, 9.
Ewald J. 372, 7 ff. 624, 24 ff. LXXXVI.
Ewald J. J. 323, 29.
Ewald Sch. H. 650, 17 ff.

Faber J. E. 286, 10. 453, 20 ff. XLIX. LIX.
Faber J. H. (147, 31 ff. 165, 21 ff. 390, 31 ff. 32 ff.)
Fabricius J. A. 132, 20.
Facius 659, 20. 21.
Fahlmer J. XLIV f.
Falbaire (206, 10.) 332, 8 ff.
Fallois J. de 617, 13.
Farmer H. 253, 34 ff. 260, 13 ff.
Farquhar 266, 8.
Feder 323, 9.
Fenderlin L. (252, 30 ff.)
Fénelon Fr. de Salignac de la Motte 14, 13 ff. 17, 28. (87, 3. 350, 3 ff.) 561, 12. XLII. LIII.
Ferguson A. 233, 28 ff. 506, 29. 671, 25.
Ficquet E. 55, 7 ff. 180, 24 ff.
Fischer Fr. Ch. J. 345, 16 ff. LXXXII.
Fischer J. E. 106, 27.
Flachsland C. (vgl. Herder Car.) XXXIV. XXXVI f. XLIII.
Fleischer 128, 24. 608, 17.
Flögel 323, 8.
Flörke 557, 29.
Forster XLV.
Forster J. R. 247, 3 ff.
Försters Erben 216, 17.
Fortiguerri N. 128, 22 ff.
Fothergill 452, 4. 19.
Freville A. F. J. de (512, 30.)
Fricke J. H. 348, 9 ff. 197, 3 ff.
Friedrich, Bischof von Osnabrück 524, 33 ff. 525, 8.
Friedrich II., König von Preussen (55, 15. 498, 33 ff. 577, 20. 638, 33 ff.)
Friedrich V., König von Dänemark 50, 19. 52, 11. 22. 160, 30.
Friedrich, Prinz von Hessen-Darmstadt XXXV.
Friedrich Heinrich Karl, Prinz von Preussen 577, 37.
Friedrich Wilhelm, Prinz von Preussen 577, 34.
Frobesius J. N. 252, 3.
Frömmich 358, 22.
Fuchs G. (? 421, 35.)
Fuchs J. 380, 21 ff. 412, 3. 673, 4.
Füessli J. C. 77, 10. 181, 9 ff.
Funck G. B. (351, 2 ff.)

G. I. C. v. = Gritsch.
Garbe J. G. 220, 15. 500, 2.
Gärtner (48, 36.) 324, 10.
Garve Ch. 233, 30 ff. 467, 11. 671, 27. 29. XVI.
Gatterer J. Ch. (393, 1. 394, 9.) XL.
Gatzert Ch. H. S. 428, 33.
Gaubius H. L. 56, 3 ff. XXXV. LII.
Gautier 55, 28 ff.
Gay 621, 8. 20.
Gebauer J. J. Wittwe und J. J. Gebauer 82, 7. 102, 3. 466, 28. 31. 647, 6.
Gebler v. 37, 11. 323, 15. 467, 6. 468, 19.
Gellert Ch. F. 8, 4. 5. 11. 75, 9. 98, 27. 99, 3. 5. 100, 12. 14. 19. 337, 24. 351, 13. 494, 21. 677, 12 ff. XLIII.
Gemmingen E. F. v. 6, 35. 7, 4. (125, 24.) 323, 30. (605, 24.)
Georg III., König von Grossbritannien 524, 27 ff. (525, 5.)
Georg, Prinz von Wallis 524, 32 ff. 525, 7.
Georgen J. S. V.
Gerard 506, 29.
Gerlach N. Wittwe und Sohn 147, 19.
Gerning LX.
Gerstenberg H. W. v. 9, 3. (49, 1.) 99, 26. (553, 5 ff. 559, 20 ff.) 563, 6. 605, 16. 24. XIII.
Gesner 384, 27.
Gessner 53, 18. 99, 26. 292, 16 ff. 296, 28. 351, 12. 366, 5. 446, 23 ff. XIII f. XXVII. XLV. LXXXII.
Ghelen v. 489, 2.
Gilbert 577, 36.
Glaukias, König von Illyrien 625, 21 ff.
Gleim J. W. L. 8, 30. 37, 4. 6. 52, 16. 80, 4. 99, 26. 125, 23. 191, 2 ff. 272, 10 ff. 466, 34. 558, 4. 563, 6. 605, 24. 611, 21. 649, 24. XI. XIII. LX. LXV.
Gmelin 418, 25.
Gnauk 578, 28.
Goar 549, 7.
Göchhausen E. A. A. v. (651, 7 ff.)
Göckingk v. 453, 2 ff.
Goldoni 472, 3 ff. 636, 26.
Goldsmith 35, 22. 405, 14 ff. (425, 23.) 439, 2. 598, 31. 620, 36.
Gordon 486, 17.
Görtz J. E., Graf (170, 2 ff.)
Goethe (643, 2 ff.) III f. VII. XIII. XVI. XXV—XXVII. XXIX f. XXXII—XXXVII. XXXIX. XLI. XLIII. XLV—XLVIII. L—LIV. LVI f. LIX f. LXII. LXV bis XC.
Götte 216, 23 ff.
Gotter 125, 27. 324, 9. 604, 21.
Gottsched 101, 28. 188, 37.
Gottsched Adelg. 574, 7.
Götz N. (125, 24. 126, 23. 604, 25.)
Goeze J. M. 379, 12 ff. (? 391, 31.) 526, 11. 15. 21. XVII bis XXV. XLIX f. LXXXII.
Grasset F. und C. 145, 8.
Gravelot H. F. B. 567, 32.
Graziosi 257, 20.
Greecourt 266, 12 ff.
Green V. 538, 9 ff. 539, 20 ff.
Gregorius ? I., Papst 259, 8 ff.

Gregorius von Nazianz XCII.
Gretry 598, 16 ff.
Griffin 632, 21.
Grillo Fr. (52, 36 ff.) 233, 8. (637, 7 ff. 660, 8.)
Gritsch J. Ch. v. (677, 26 ff.)
Gronov J. J. 544, 3 ff.
Groschlag v. 384, 5. (590, 12.)
Gross J. H. 8, 25. 52, 35. 282, 15. 562, 29.
Gross Z. G. 29, 18.
Grotius 35, 12.
Gruner 660, 28.
Grynäus S. (364, 11.)
Guarini (611, 10.)
Guido Reni 193, 28. 612, 9.
Günz 388, 27.
Gustav, Kronprinz von Schweden 230, 6 ff.
Gutsch C. F. 240, 21.
Guys 628, 16 ff.

Haas K. F. L. 291, 7 ff.
Hadrianus, Kaiser 355, 22.
Haen A. de 427, 25.
Häfners Erben 380, 15.
Hagedorn Ch. L. v. 77, 10.
Hagedorn F. v. 439, 5.
Hahn F. C. 216, 21 ff.
Hailer 369, 16.
Halbou L. 240, 2 ff.
Hall J. 564, 31 ff.
Haller v. 37, 13. 86, 27 ff. 145, 8 ff. 167, 35. (174, 19 ff. 346, 7.) 430, 6. 512, 16. 683, 20. LXXIX f.
Hamann (562, 5. 568, 32.) XXVII. XXXIX. XLI. LXII.
Hamberger (427, 35.)
Hamilton 275, 25.
Hanmer 142, 17.
Hannibal 224, 4.
Hanway 28, 22.
Harder J. J. 597, 12 ff.
Harlesius Th. Ch. 572, 20 ff. LIX.
Harmar 453, 17 ff.
Harrington J. 153, 13 ff.
Harrison 42, 2.
Hartknoch 418, 11. XXXVIII.
Hartley XLII.
Hartmann 274, 2.
Hartung J. W. 348, 32.
Harwood E. 238, 33 ff.
Hasche J. Chr. (179, 2 ff.) LXXX.
Hasselquist 456, 29.
Haubold 559, 15.
Haude und Spener 349, 13. 498, 30.
Hausen K. R. 284, 11 ff. 358, 25. 469, 14. 670, 28 ff. XLV. LXIX. LXXXI. LXXXVI.
Heberden 425, 12.
Hechtel 200, 29. (201, 4).
Hechtel G. E. 19, 14.
Heem de 577, 3. 7.
Heilbronner J. C. 251, 36. 252, 2.
Heineck und Faber 553, 6.
Heinichen 77, 11.
Heinrich von Meissen 83, 33.
Heinrich von Meissen 604, 15.
Heinrich I., Kaiser 52, 11.
Heinrich III., Kaiser 82, 34. 83, 2.
Heinrich VI., Kaiser 604, 14.
Heinse W. 8, 24 ff. VIII.
Heinsius N. 544, 4 ff. 586, 5.
Heinze J. M. 572, 26.
Heister 386, 5. 36. 37. 387, 9. 388, 27. 389, 13. 16. 534, 32.
Heliodorus 660, 22.
Helvetius 36, 10. 88, 3 ff. 476, 15. 507, 11. 554, 5. IX.
Hemmerde 399, 12. 403, 31.

Hemsterhuys F. 247, 12 ff. 599, 3 ff. XLII. LIII. LX. LXV.
Hemsterhuys T. 572, 27. 573, 32. 574, 30.
Henkel J. F. 385, 32 ff. 535, 2.
Hensel Mde. 604, 21.
Hensler P. W. 125, 30.
Herbelot 631, 25.
Herbiniaux 627, 11.
Herder Car. (vgl. Flachsland) LIX—LXII. LXIV f.
Herder J. G. 77, 31. (125, 24. 197, 30.) 412, 32 ff. (426, 29. 429, 8.) 467, 2. 24. (604, 34. 605, 17. 616, 34. 673, 22. 31.) VII. X. XII f. XVI. XXVI. XXXIV bis XLIII. XLVII—LIV. LVIII — LXVI. LXXVII. LXXX. LXXXII—LXXXV. LXXXVII. LXXXIX.
Hermann=Arminius 51, 12. 52, 18. 73, 30.
Hermann 252, 34.
Hermes (649, 26.)
Herwich J. J. 196, 23 ff. 392, 4 ff. 649, 5. LV f.
Herwig Ch. Ph. 595, 29 ff.
Hesse v. XLIX.
Heumann v. Teutschenbrunn J. 623, 17 ff.
Heupel G. F. 486, 21.
Hewson W. 626, 28.
Heynatz J. F. 526, 35. 527, 9.
Heyne Ch. G. 77, 9. 273, 28. 277, 27. 31. 337, 36. 370, 12. 384, 27. 529, 31 ff. X. XXXVIII. LIX. LXIII.
Hieronymus 281, 14. 36. 457, 5.
Hill 399, 2 ff.
Hilscher Ch. G. 126, 33.
Hinz J. F. 519, 27.
Hiob 218, 20. 529, 4. 6.
Hippokrates 145, 7 ff. 547, 17 ff. 660, 28.
Hippolyt von Este, Cardinal (561, 21.)
Hirschel 349, 4.
Hocker A. M. G. V.
Hocker S. T. V.
Hoffmann G. C. 154, 33.
Hofmann C. L. 527, 18.
Hogarth 531, 29. (532, 4.) 645, 31.
Hohl 225, 4 ff.
Holbach d' (638, 32 ff.)
Holbein 525, 11.
Holdsworth 659, 34. 35. 660, 2.
Holland LXIX. LXXVI.
Hollmann 207, 12 ff.
Hölty 603, 33.
Homblot 512, 21.
Home 506, 30. 519, 31. 587, 14.
Homer 79, 30. 34. 128, 8. (142, 32. 34. 160, 10.) 197, 27. 225, 26. 30. 34. 226, 1. 341, 2 ff. 441, 6. 480, 10 ff. 485, 2. 491, 21. 23. 26. 27. 514, 17. 541, 13. 551, 25. (614, 17.) 660, 33. XLVII. LXV. LXVIII. LXXV f. LXXXII f.
Hommel C. F. 194, 33. 195, 2. 427, 14. 23.
Hontheim 412, 1.
Hoogeveen H. 572, 25. 658, 23. 25. 28.
Hooper 343, 36.
Höpfner 488, 28. XXXII. XXXVI. XLIII. XLV f. XLVIII. LXXXI f. LXXXVI.
Hopp J. 293, 3 ff. LXXXI.
Horatius 79, 33. 95, 10 ff. 100, 26 ff. 126, 35. (232, 12. 266, 22. 294, 15.) 305, 27. 30. 32. 36.

(318, 20.) 458, 32. 481, 37. 578, 2. 585, 28 ff. 588, 23. 616, 33. (636, 20.) LX. LXV.
Horn 83, 33.
Hourden 524, 19 ff. 27 ff.
Huber M. 292, 19. 365, 30. 366, 3. 427, 30.
Hübner 558, 36.
Hume 76, 9. 92, 16. 21. 476, 14. 554, 5. 559, 23. 30. 560, 1. 561, 9. 587, 11. 14. 31. LXII.
Hunger J. G. (147, 18 ff.)
Hurd R. 585, 30 ff.
Hutcheson 646, 3. 7.
Huttewill 207, 11 ff.

I. = Nicolai.
Jablonowski, Fürst 663, 2 ff.
Jacobi F. H. 173, 18 ff. 473, 18. 657, 10 ff. IX. XXXIII. XLIII—XLV. LXXXVI.
Jacobi J. G. 9, 6. 12, 32 ff. 21, 24 ff. 80, 4. 282, 15 ff. 428, 14. 22. 466, 34. 520, 9. 562, 29 ff. 611, 21. 649, 24. 670, 28 ff. IX. XI. XIII. XLV f. LIII. LXVI. LXXXV f.
Jago 6, 1.
Jahn J. F. 384, 12.
Jakobi A. F. E. 618, 18 ff.
Janin 627, 21. 23.
Jeremias 218, 14 ff.
Jerusalem 207, 16. 299, 28 ff. 319, 3 ff. 337, 16. LVII.
Jessen 337, 7.
Ihenston 621, 20.
Ihre 108, 31. 109, 35. 112, 4. 15. 113, 8. 485, 8 ff.
Imhof J. R. und Sohn 75, 6. 432, 9. (ders.?)
Innocentius III., Papst 310, 31.
Joch A. v. 678, 3 ff. LXIX. LXXXVII.
Johannes 399, 11 ff.
Johnson J. 619, 14.
Johnson S. 142, 16. 492, 13. 589, 4.
Jonathan 306, 2.
Jordaens 207, 2.
Jornandes 486, 20.
Joseph II., Kaiser (349, 8. 578, 1.)
Irwin 277, 13. 18. 23.
Iselin 351, 11. 465, 2 ff. 507, 20. XXXV. LII. LVI. LXII.
Isenflamm 349, 9.
Junker 365, 27 ff.
Justinianus, Kaiser 265, 6. 9.
Juvenalis 180, 10. (206, 31.)

Kalm 247, 4.
Kanngiesser 487, 6 ff.
Kant LXII.
Kapp 578, 23.
Karl XII., König von Schweden 672, 18.
Karl Emanuel I., König von Sardinien (9, 10 ff.)
Karl Friedrich, Markgraf von Baden (61, 19. 23. 31. 268, 35.)
Karsch A. L. 124, 28. 323, 30.
Kästner 100, 9. 273, 28. 276, 2. 9. 12. 16. 25. 31. 277, 12. 323, 29. 369, 18. 25. (427, 8. 430, 22.) 467, 11. 649, 26.
Katharina II., Kaiserin von Russland 253, 3. 418, 12. 16.
Kaufmann Ang. 525, 25. 537, 35.
Kauniz, Fürst 286, 13.
Kebes 53, 2 ff.
Kennikott B. 420, 7. 15.
Kepler 322, 34.
Kessler (? 205, 30.)

Kestner XXV f. XXXII. XLVI.
Kiefer J. N. 526, 14.
King J. G. 548, 20 ff.
Kircher 670, 20.
Kirkland 626, 35.
Klärich 277, 6. 7.
Kleemann N. E. 488, 31 ff.
Kleist E. v. 99, 25. 306, 1. 366, 5.
Klopstock 38, 27. 48, 2 ff. 49, 17 ff. 86, 30. 99, 6. 25. 203, 22. 252, 35. 366, 5. (464, 23.) 267, 1. 494, 20. 514, 18. 520, 9. 563, 6. (? 582, 26.) 603, 34. (604, 29.) 605, 15. 23. 27. XIII. XLIII f. LII f. LX f. LXVI.
Klopstock Margaretha 323, 30.
Klotz Ch. A. 29, 14. 197, 26. 33. 284, 11 ff. 427, 34. 466, 29. 467, 17. 24. 573, 22. 670, 29 ff. IX. XII. XX. XLV. LX. LXV. LXIX. LXXXI. LXXXVI.
Knittel 485, 14.
Knolle 578, 31.
Knorr G. W. 426, 20.
Koch 310, 15 ff. LXXIV.
Koch G. H. 468, 18.
Kochendörfer 232, 18.
Köcher J. Ch. 612, 18.
Kocken 44, 35.
Köhler 578, 25.
Kölbele J. B. 207, 15 ff.
Koluthus 53, 1 ff.
Komareck 301, 15.
Kopp K. F. 203, 27 ff. 358, 19.
Koppier P. H. 659, 9.
Korn 311, 23.
Korn Ch. H. (285, 22 ff.)
Kramer C. 115, 17 ff.
Kreittmayr v. 318, 14 ff.
Kretschmann K. F. 36, 24. 38, 18. (125, 25. 172, 25 ff.) 203, 20. 324, 9. (423, 15 ff.) 605, 9. (673, 27.) LXVIII. LXXX.
Krieger 122, 3. 346, 11.
Kurz J. (? 55, 21.)
Kütner K. A. 100, 26 ff. (341, 2 ff.) LXXXII.

La Baumelle 444, 23. 547, 1.
La Blaquiere M. Verdier de 426, 23.
Lactantius 335, 35.
La Fage R. de 82, 25.
La Fontaine J. de 7, 1. 2. 4. 9. 180, 28. 523, 31.
La Grenée J. J. 213, 27. 625, 13.
La Harpe J. F. de 14, 16 ff. 18, 26. 27, 19 ff. XLII. LIII.
Lakemacher J. G. 572, 23. 573, 8. 12.
La Mettrie J. O. de 476, 14.
Lamey 592, 2.
Landen 424, 31.
Lange S. (97, 26.)
Langhorne J. und W. 80, 22 ff.
Lapus Florentinus XCIV.
Lardner 347, 32. 348, 1.
La Roche Sophie v. (85, 3 ff. 224, 34. 329, 28 ff. 358, 21. 368, 15.) 467, 34. (528, 10. 671, 7.) IX. XXXIV. XLIV bis XLVI. LXXIX.
Laudon 38, 30.
Laugier 643, 26.
Lauhn B. F. R. 384, 15 ff. 18 ff.
Lavater J. C. 297, 9 ff. (339, 27 ff.) 434, 20 ff. 494, 21. (558, 29.) 579, 3 ff. 619, 5. 670, 17 ff. 671, 34. 672, 16. XII. XXVI. XXXVIII. XL. XLV. XLVIII. LI. LVI. LX. LXVI. LXVIII. LXXVI. LXXXVI.

Law E. 337, 20.
Le Bret XXXV. LII. LIV.
Lee 622, 4.
Le Jay 9, 12. 217, 28. 550, 20.
Leibniz 105, 3. 16. 442, 35. 561. 12. 579, 30.
Leland 41, 24 ff.
Le Maire 115, 9.
Le Mierre 443, 35. 444, 9.
Le Monnier 130, 29. 237, 3 ff.
Lenclos Ninon de 449, 30 ff.
Leringston 626, 25.
Leroy C. G. (478, 25 ff.)
Less G. 68, 33. 227, 3 ff. 337, 17. 460, 6 ff.
Lessing 77, 9. 31. 99, 26. 154, 22. 323, 31. 447, 14. 523, 32. 573, 24. 577, 10. 615, 30. 32. 658, 12. 15. 16. 21. 673, 31. XIII.
Leuchsenring XXXV. LII.
Leuchsenring F. IX. XLIV. LII.
Le Vacher 535, 37.
Le Vasseur J. Ch. 351, 35 ff. 598, 3 ff. 625, 22 ff.
Levret 627, 20. 628, 7. 675, 19.
Lichtwer M. G. 8, 17. 351, 13.
Linné 213, 22.
Lippe-Schaumburg, Graf zu XL.
Lipsius J. 544, 3 ff.
Ljungberg 273, 35.
Locatelli A. 611, 25.
Lochner 126, 32 ff.
Locke 236, 26. 315, 21. 22. 316, 6. 363, 10. 559, 23. LV.
L'Oiseau de Mauleon 606, 3 ff.
Lonchamp 427, 32.
Lovery 524, 34 ff.
Löwen J. F. 37, 17. 38, 19. 87, 35.
Lucretius 546, 23.
Ludemann 59, 22.
Ludewig 578, 34.
Ludewig J. P. 293, 11.
Lüdke (428, 1. 529, 18.)
Ludwig Ch. G. 358, 33.
Ludwig, Dauphin (75, 16.)
Ludwig, Graf von Provence (75, 16.)
Ludwig XV., König von Frankreich (598, 18.)
Luft 456, 24.
Luther 403, 24.
Luz K. (617, 24 ff.)
Lysias 660, 32.
Lyttleton G. 216, 17 ff. 622, 3.

M. = Herder.
Maas G. A. 155, 4 ff.
Macpherson 673, 24.
Maillet 442, 36. 484, 3.
Makenzie 631, 29.
Malebranche 442, 35.
Mallet 425, 6.
Mallet Lucy 94, 29 ff. 620, 37.
Mangelsdorff K. E. 457, 11 ff. (649, 1.)
Manstein v. 427, 27.
Marcenay de 180, 34 ff.
Marées S. L. E. de 42, 30 ff.
Maria Josephe, Dauphine (75, 17.)
Maria Josephe Luise, Gräfin von Provence (75, 16.)
Marivaux 213, 9.
Markland 660, 32.
Markus 281, 4. 282, 8.
Marmontel J. Fr. (147, 30 ff.) 154, 18.
Marquette 289, 1.
Marshall G. 537, 1 ff.
Martialis 622, 15.
Martini J. Ch. 572, 24. 573, 9. 19.
Martiniere 535, 30.

Mascho 647, 34.
Mascov 114, 30.
Mason J. 532, 15 ff.
Massard J. 75, 15 ff.
Masson de Pesay (389, 27 ff.)
Mastalier 37, 16. 38, 30. 468, 16.
Matsko 618, 5.
Matthäus 279, 35 ff.
Maude Th. 425, 17 ff.
Maupertuis 442, 36.
Mauvillon J. (98, 20 ff. 649, 11.) LXVII. LXXX.
Mayer A. G. 279, 3.
Mayr B. (179, 35 ff.)
Meckel J. F. 88, 21 ff. 359, 21 ff. 528, 13. 16. 617, 3.
Meek 626, 12.
Megerlin D. F. 673, 14.
Meier G. F. 323, 8.
Meil 125, 16. 605, 31.
Meiners (313, 3 ff. 468, 23.) 619, 2. X. LIV.
Meinhard 226, 21.
Meister 369, 30.
Memmius 546, 23.
Menander 123, 9.
Mendelssohn (44, 16.) 207, 13 ff. 323, 8. 365, 25 ff. 519, 31. 587, 15. 646, 19.
Menke J. B. (445, 24.)
Mercier L. S. (16, 6 ff. 375, 13.) XLVII.
Merck VII. IX. XI f. XVI. XXVII. XXXII—XXXVII. XLII—XLVI. XLIX. LII—LIV. LXI. LXIII—LXVIII. LXX. LXXIX f. LXXXVI—XC.
Metzler J. B. 406, 7. 19.
Meyer 596, 1.
Meyer 258, 21. 321, 33. 357, 3. 433, 14. 557, 33. XLII.
Meyer J. E. 251, 24. 261, 20. 278, 2.
Michaelis J. B. 37, 16. 585, 23. 605, 24.
Michaelis J. D. 42, 35. 44, 33. 35. 45, 13. 46, 8. 33. 105, 8. 220, 14 ff. 357, 36. 358, 5. 369, 33. 370, 6. (402, 37.) 419, 28 ff. 429, 23. 457, 6. 485, 25. 529, 5. 9. 651, 16. XXXVIII f. LIX—LXI. LXIII. LXV. LXXIV. LXXVI. LXXXIX.
Michel Angelo 79, 25. 253, 15.
Millar J. 506, 24 ff. XXXV. LIX.
Miller J. P. 429, 30.
Millius 485, 17.
Milton 51, 22. 99, 6. 100, 8. 372, 9. 589, 9. XXIV.
Minellius 98, 11. 238, 23.
Mirabeau 371, 30. 652, 3.
Moitte 200, 11 ff. 207, 3 ff.
Molière 180, 29. 449, 30. 451, 4. 5. 22.
Möller A. 552, 26.
Monro D. 626, 6.
Montagu M. W. 5, 6.
Montaigne 128, 13.
Montard 342, 33.
Montausier, Herzog 171, 11.
Montesquieu 221, 6. 10. 224, 7. 252, 36. (258, 32.) 354, 31. 435, 11. 478, 29. 479, 3. 507, 10.
Montucla 252, 6. 278, 5.
Moor 394, 10.
Morand 536, 24.
Moreau J. M. 598, 14 ff.
Morisanus J. 660, 27.
Morza de 444, 22.
Moscati P. 429, 18.

Moser J. J. 323, 9. 469, 28 ff. LXIX. LXXVI.
Moses 220, 14 ff.
Mosheim J. L. v. 252, 35. 281, 28. 429, 29.
Müller 324, 10.
Müller G. LIV. LX.
Müller G. S. (438, 25 ff.)
Müller J. X. XXVII.
Müller J. G. (36, 26. 200, 28 ff.)
Müller J. H. F. (205, 22.) 218, 31 ff. LXXXI.
Müller Ph. L. St. 426, 22.
Münden V.
Münter B. 473, 25 ff. (502, 33.) LXVIII. LXXXIII.
Muratori 353, 14.
Murray Ch. Th. 277, 35. 370, 33.
Murray J. A. (427, 25. 430, 7. 616, 32.)
Musäus J. K. A. (528, 10.)
Mutzenbrecher (429, 15.)
[illegible]uzier 29, 7.
[illegible]lius 411, 28.

. Frh. v. = Gemmingen.
Nahl 51, 18.
Naudé 259, 3.
Neander 494, 21.
Necker Mde. 343, 24.
Nehring J. J. (232, 16 ff.)
Neri Ph. 301, 37. 302, 8. 14.
Neubauer J. E. 608, 14 ff.
Newberry F. 446, 10.
Newton 425, 31. 426, 5. 579, 29.
Nicolai F. 88, 25. (125, 29.) 338, 7. (357, 12.) 359, 23. (426, 18 ff. 469, 17. 526, 9 ff. 615, 16 ff. 671, 20 ff.) XXVII. XXXV—XXXVII. XLV f. LXXXIII.
Niebuhr 456, 30.
Nölting J. H. V. 256, 34 ff. XVII.
Nonne 222, 4.
Nonotte 547, 1.
Nösselt 337, 17.
Nostradamus 345, 32. LVI.
Noverre LXXV.

O. = Herder.
Oberhauser B. 92, 27 ff. 30 ff.
Okel E. F. 519, 26 ff.
Olearius G. 132, 20. 133, 6.
Olenschlager J. D. v. 114, 30. 300, 13. 29. 301, 6. 319, 20. XXXV. LVII.
Olivet 147, 25.
Orell, Gessner, Füesslin und C. 181, 11. 214, 1. 364, 20. 366, 13. 375, 9. 505, 9. 12.
Orton H. 348, 5.
Orton J. 459, 11 ff.
Oeser 51, 18. 253, 15 ff. 292, 4 ff. 565, 9 ff. LXXXI. LXXXV.
Ossian 99, 5. (230, 20.) 514, 14. 673, 21. 26. LII. LXXVI.
Otto, Herzog von Braunschweig 83, 1. 15.
Otto der Grosse, Pfalzgraf von Wittelsbach, Herzog von Baiern 590, 29 ff.
Otto J. und Söhne 306, 13.
Otway 622, 4.
Oudinus 132, 19.
Ouvrier LXXIV.
Ovidius 540, 29. 542, 27. 32. 543, 21. 26. XLVII.
Oxenstirn 418, 33.

P. = Parz.
Palaprat J. de Bigot (472, 15.)
Pape 274, 4. 275, 3.
Paracelsus Th. 60, 1.

Parnell 587, 4.
Pars W. 69, 5 ff.
Parz (125, 29.)
Pascal 476, 17.
Passavant LX — LXVI. LXXXV f.
Patoniltet 547, 1.
Patzke J. S. (36, 26. 200, 23 ff. 523, 2 ff.)
Paul Petrowitsch, Grossfürst 662, 28 ff.
Panli 83, 36.
Paulsen 456, 24.
Paulus 216, 19 ff.
Pennant 279, 24 ff.
Penni 37, 22. 539, 12 ff.
Percy 620, 32. 621, 3. 622, 5.
Petersen ? Ph. H. G. XXXII. XXXVI.
Petersen G. W. (673, 7.) XXXII. XXXV f. XLII. LIX. LXII. LXXXIII.
Pether W. 538, 17 ff. 539, 12 ff.
Petrarca 131, 12. 283, 21. 22. 557, 32 ff. 603, 32. 648, 19. 22. LII.
Pfeiffer J. F. v. (671, 30.)
Pfeufer B. 325, 25 ff.
Phädrus 642, 1. 14.
Philips 619, 33.
Philippus, Arzt Alexanders (85, 28.) 351, 34 ff. 539, 19 ff.
Phormio (224, 4.)
Pibrac 536, 2. 3.
Picot V. M. 532, 4 ff.
Pilati 673, 35.
Pindar 232, 31 ff. 469, 3.
Pingre 425, 9.
Pistorius (671, 34. 672, 30.) XLII.
Pitawall 595, 17.
Pittmann Ph. 39, 13 ff.
Plato 77, 5. 249, 1. (402, 5.) 565, 34. 641, 33.
Plattner 534, 32.
Plautus 219, 9. (466, 19.) 588, 22.
Plenk 536, 12. 18.
Plinius 103, 4. 648, 31. XCII f. XCV. XCVII.
Plitt J. J. 278, 26. ? 486, 32. XVII. XXV f.
Plüer (427, 29.) 615, 21.
Plutarch 80, 20 ff. 84, 37. 122, 28. 144, 35. 430, 16. 583, 30. 660, 6. XCIII—XCV. XCVII.
Pohl 578, 20. 22.
Poinsinet (390, 32 ff.)
Pölembourg 598, 3.
Polybius 76, 8. 394, 8.
Pompadour, Marquise de 662, 16 ff.
Pomponius Mela 103, 3.
Poncelin de La Roche-Tilhac (549, 29.)
Pope A. 99, 7. 142, 16. 193, 2. 225, 34. 284, 3. 339, 35. 425, 25. 446, 12. 597, 11 ff. (604, 34.) 621, 19. VI.
Pott 536, 5. 626, 36.
Price 424, 23.
Prior 611, 3 ff. 621, 20. 622, 3.
Pufendorf 570, 35.
Purgold (430, 25.)
Purmann J. G. 432, 16. 513, 4 ff. LX. LXV.
Pütter J. St. (210, 4 ff.) 323, 9. 674, 6 ff. LX. LXV.
Pyrrhus, König von Epirus 625, 21 ff.
Pythagoras 81, 17. 519, 30.

Q. = Götz.
Quesnay 371, 29. 465, 27. 652, 3.

Quetant (390, 31 ff.)

Rabelais (390, 27.)
Rabener 180, 6. 11. 649, 26. 677, 12 ff.
Racine J. de 17, 28. 217, 27 ff.
Ramler K. W. 37, 16. 77, 9. 125, 22. 127, 1. 575, 26 ff. LX. LXVI. LXXXVI.
Ramsay A. 525, 28.
Ramsay A. M. de 621, 10.
Raphael 19, 5.
Raspe 273, 28. 275, 3. 20. 31. (615, 28.) XXXV. XXXVIII. XLIII. XLV. XLIX. LII.
Ratte 352, 19.
Ravenet S. F. 532, 2.
Raw S. 572, 24. 573, 14. 30.
Reiske J. J. 53, 24. 28. 572, 27. 573, 32. 33. 36. 574, 3. 20. 28. (659, 7. 660, 31.) 33.
Rembrandt 180, 33. 36. 539, 5. 9. 542, 7. XLVII.
Remmer 648, 2. 4.
Remy 29, 6 ff.
Resewitz (429, 31. 528, 21. 616, 18. 617, 17.)
Restout J. (? 85, 27.) 351, 35 ff.
Revett N. 69, 5 ff.
Rhenferd 281, 34.
Riccoboni Mde. 512, 19 ff.
Richardson und Urquhart 286, 22.
Richardson G. et J. 41, 30.
Richardson S. (51, 1. 85, 15.) 86, 20. 512, 28.
Richter A. G. 534, 25 ff. 625, 31 ff.
Richter K. 299, 15 ff.
Riedel 49, 4. 128, 16. 286, 12. (292, 4 ff. 297, 34 ff.) 467, 21. (468, 17.) LXXXI.
Ring XI.
Ringmacher 232, 33.
Robert K. W. 127, 3 ff. 166, 32 ff.
Roberts W. H. of Eton 28, 26 ff.
Robertson J. 425, 1. 506, 29.
Robson 35, 19. 537, 2.
Rode B. 576, 24. 29.
Röder 133, 6.
Roggewein 115, 10.
Rollin 343, 1.
Romanelli 258, 15.
Rommershausen J. F. 127, 5 ff. 166, 33.
Romney G. 525, 18. 22.
Röster 273, 33. (277, 35.)
Rothschild 48, 26.
Rousseau J. B. 180, 29.
Rousseau J. J. 55, 8 ff. 92, 17. 22. 127, 34. 180, 29. 31. 351, 16. 366, 26. 367, 5. 22. 476, 15. 507, 11.
Roux A. (503, 34.) 628, 1.
Rowe 74, 37.
Rowley 626, 26.
Rowning 424, 14. 21.
Rudloff 493, 9.
Ruhneken 574, 31. 575, 8. 21.
Ryland 537, 23.

S. = Schummel.
Saadi 296, 34. 297, 3.
Sachs Hans 342, 14.
Saillant 365, 28.
Saint-Evremont 519, 29. 521, 15. 19.
Saint-Lambert 295, 33 ff. 34 ff. 443, 34.
Saint-Yves 387, 10. 14. 388, 27.
Salvator Rosa 611, 29.
Salzmann XXVI. XXXIV. XLVI.

Sanadon N. St. 37, 29. 572, 21. 573, 28.
Sandrart J. v. 539, 30 ff. XLVII. LXXXIV.
Sangerhausen Ch. F. 29, 19 ff.
Sappho 124, 27. 621, 31.
Saurin 192, 26 ff.
Saussüre 324, 21 ff.
Savage R. 5, 32.
Saxtorph 349, 9.
Scaliger 485, 3. 586, 5.
Schaarschmid 534, 32.
Schäffer 320, 7 ff.
Scheffner J. G. (266, 12 ff.)
Scheibel J. E. (251, 25 ff. 261, 18 ff. 278, 2 ff.) 279, 22.
Scheidhauer 351, 3.
Schellenberg R. 559, 6.
Schellwitz (527, 23.)
Schenau J. E. 240, 2.
Schenk M. Ch. v. Lemsell 638, 3 ff.
Schiebeler LXXVI.
Schilling R. E. 638, 19 ff.
Schirach G. B. 82, 5 ff. 466, 27 ff. (468, 11. 645, 13 ff.) 647, 5 ff. XV. LX. LXV. LXXXIII. LXXXVI. XCVI f.
Schlegel 323, 29.
Schlegel J. A. 426, 28. 494, 20. 589, 15.
Schlettwein J. A. 60, 7 ff. 266, 30 ff. 377, 2 ff. 651, 33. 652, 13. LVI. LXXXII.
Schlosser F. XXVII. LXVI.
Schlosser H. XXXII. XXXVI.
Schlosser J. G. VII. X. XII. XVI f. XXVI. XXXII—XXXVII. XLV. XLVIII. LII. LIV — LIX. LXVI. LXXV. LXXX—LXXXIV. LXXXVI—XC.
Schlözer A. L. 102, 10 ff. 108, 28 ff. 187, 25 ff. 337, 36. 357, 37. (365, 16.) 392, 17 ff. X. XVI. XXXVIII—XLI. LIV LIX f. LXIV. LXXVII.
Schmahling L. Ch. 372, 26 ff. 673, 6. 8. 11.
Schmid Ch. H. (3, 20 ff. 36, 14 ff.) 36, 35. 358, 29. 468, 15. (569, 31.) ? 625, 9. (648, 37.) XVI. XXX f. XXXV. XLVIII. LI. LXXV. LXXXVI.
Schmid J. P. 660, 23.
Schmidt 675, 15.
Schmidt K. E. K. 557, 32 ff. 603, 31. 604, 1. 648, 19.
Schmidt M. J. (516, 6 ff.)
Schmitt F. 125, 25.
Schneider J. G (429, 15.)
Schönaich Ch. O. v. (? 73, 30.)
Schöning 102, 33. 106, 35.
Schott A. F. 635, 27 ff.
Schreber J. Ch. D. 228, 13 ff.
Schröckh J. M. 324, 9. 648, 7.
Schröder 323, 15. ? 612, 22.
Schubart ? Ch. D. 323, 15.
Schubart R. A. 565, 9 ff. LXXXV.
Schultens 417, 1.
Schulz J. F. Ch. 122, 5 ff. 239, 2. 346, 10 ff. 647, 21. 26. 660, 18. 20. XXXII. XXXVI. LXXIV.
Schulz St. 428, 1. ? 552, 27 ff.
Schulze G. D. 437, 17. 19.
Schummel (118, 23 ff.) 468, 7. (647, 15.) LXVIII. LXXVI. LXXX. LXXXVIII.
Schwabe J. C. S. 384, 19 ff.
Schwabe J. J. 189, 1.
Schwarz LXXIV.

Schwickert B. 3, 21. 224, 15. 352, 28. 506, 25. 585, 33. 628, 18. 648, 37.
Seopoli 349, 6.
Scot D. 442, 35.
Search 506, 31.
Seeker 347, 12. 348, 4. 7.
Sedaine (390, 32 ff.)
Seedorf 276, 23.
Segner 322, 37. 424, 16.
Seiler G. F. 612, 26 ff.
Selchov v. 310, 35.
Semler J. S. 35, 12. 399, 10 ff. 403, 32 ff. 526, 13. XX. XXIII. LIX f. LXII.
Semmler 278, 19.
Seneca XCIII.
Seybold (479, 5 ff.) 480, 11 ff. 660, 34. LXVIII. LXX. LXXXIII.
Shaftesbury 511, 31. XLIV.
Shakespeare 51, 22. (80, 1.) 85, 18. 99, 6. 141, 22 ff. 187, 12. 219, 10. 441, 7. 492, 2 ff. 519, 10. 564, 32. 586, 35. 589, 2. 604, 17. (649, 25.) 650, 21. XIII f. LIII. LXXXIII. LXXXVIII.
Shonten 115, 10.
Sieber J. G. 19, 12 ff.
Siebold 349, 9.
Simonis und Krakamp 411, 24.
Sixtus V., Papst 259, 4.
Smith 621, 18.
Smollet T. G. (114, 36 ff.) 489, 20. 21. (636, 22 ff.)
Sokrates 402, 6. 404, 16. 17. 641, 33. 642, 1. 2. 660, 12. XLIII. LVIII.
Somet 660, 17.
Sonnenfels J. v. 269, 17 ff. 527, 25. 528, 4. LXIX. LXXVI. LXXXIV.
Sophokles 219, 9. 492, 19. 35. 493, 2.
Spalding 37, 4. (272, 13. 273, 10.)
Spangenberg G. A. 49, 8.
Spener K. (326, 7 ff.)
Spieren (19, 2.)
Spinoza 442, 35. 443, 11. 560, 26. 561, 12. VII.
Spon J. 384, 20 ff. 435, 12.
Sprengel (674, 1.)
Sprenger B. 406, 8 ff. (23.)
Springer v. (527, 15. 28. 528, 5. 7.)
Springer J. Ch. E. 371, 2 ff. 589, 34 ff. (651, 22 ff.)
Squire 68, 18.
St. J. Ch. = Steiger.
Stahl 168, 15. 169, 28.
Steele (213, 13. 619, 33.)
Steiger J. Ch. (94, 10 ff.)
Stein G. W. 627, 2. 672, 19. 21. 675, 12 ff.
Stephanie G. d. j. (205, 16.)
Sterne (86, 31. 118, 25. 29. 119, 19. 20. 29. 120, 34. 246, 34. 298, 2.) 8. 359, 3. 4. 9. (434, 2. 439, 2. 460, 35.) 461, 24. (518, 11. 572, 31. 632, 9.)
Stesichorus 659, 15. 19.
Stiliko 355, 23.
Stöber E. 572, 25. 573, 9. 17.
Stockhausen J. Ch. 79, 33. 615, 36. 616, 9.
Stockhausen J. F. 252, 4.
Stowe 42, 1.
Strack K. 503, 24 ff.
Strauss 211, 25.
Stritter 106, 22.

Struensee J. F., Graf 473, 23 ff. 502, 33. 503, 5. 677, 25 ff. LXVIII. LXXVII. LXXXIII f.
Stryk 617, 29.
Suchfort 659, 15.
Suetonius 468, 20.
Sulzer J. G. 75, 26 ff. 322, 35. 357, 37. 358, 8. (492, 2 ff.) 519, 31. 649, 25. 664, 32 ff. IX. XXVII. XLIII. LIII. LXVII f. LXXV. LXXXIII. LXXXVI.
Swedenborg 128, 15.
Swieten van 386, 25. 29.
Swift 79, 31. 225, 11. 322, 17. 444, 7. LXXXV.

Tacitus 203, 1. 19. 384, 11. 393, 28. 515, 21. 544, 2 ff.
Tasman A. J. 115, 10.
Tasso (611, 9.)
Tassoni 647, 8.
Taube 276, 18.
Taylor J. 35, 12.
Taylor J. 660, 32.
Teller W. A. 526, 25. (529, 8.)
Tempelhoff G. F. 349, 15 ff.
Terentius 128, 21 ff. 219, 9. 237, 2 ff.
Tersteegen G. 500, 1 ff.
Thaddäus J. 384, 10 ff.
Theden J. Ch. A. 338, 6 ff.
Themistokles 270, 29.
Theobald 142, 17.
Theodorich der Grosse, König der Ostgothen 355, 24.
Theokritus 52, 36 ff. 441, 6. 514, 17. 588, 15.
Theophrastus XCVII.
Thjodrek 277, 35.
Thomas J. 342, 33 ff.
Thomas v. Aquino 442, 35.
Thomasius 42, 34.
Thomson 296, 28. 587, 5.
Thrantzschen 468, 20.
Thukydides 76, 8.
Thümmel 324, 10.
Thusnelda 52, 18.
Tibullus 621, 32.
Tickel 620, 37.
Tischbein 577, 8.
Tissot S. A. 427, 9. 11.
Tiziano 19, 5.
Tobler J. 375, 9 ff.
Töllner J. G. 306, 12 ff. (501, 6 ff.) LXXXIII.
Toussaint Fr. V. (557, 10.)
Toze (615, 19.)
Trendelenburg (428, 35.)
Trenk F. v. 511, 23 ff.
Trüger 323, 15.

U. = Bürger.
Ulfilas (485, 11.) 34. 36. 486, 5. 6. (9.) 12. (17. 18.) 21.
Unzer J. A. 167, 33 ff. (427, 11. 429, 20. 528, 16.) 528, 29. 31.
Unzer L. A. (98, 20 ff. 321, 32 ff.) 605, 19. (649, 11.) LXVII. LXXX.
Upton 142, 17.
Ur. = ? Usener.
Urlsperger J. A. 430, 23.
Usener (? 125, 29.)
Uz 100, 13. XIII.

V. = Voss.
V *** = ? Voltaire.
Vanloo K. 193, 32. 259, 8.
Varrentrapp Fr. 92, 28. 33. 293, 7. 319, 23.
Vatelet de 443, 35.

Velthusen J. C. 279, 34 ff. 280, 3 ff. 433, 13 ff. LXV.
Vermont de Collin 625, 22.
Verne J. (362, 11 ff.)
Vernet 200, 18.
Vinnius 211, 34.
Virgilius 101, 11. 126, 34. (128, 7. 189, 35. 222, 30.) 226, 2. 8. 483, 13. 16. 485, 3. (531, 24.) 588, 17. 659, 35. 660, 3.
Vn. 125, 29.
Voies = ? Vojet = ? Voyez N. J. 240, 13 ff.
Voisenon de 445, 13.
Volckmann J. J. (181, 13.) 352, 28 ff. 539, 33 ff. (688, 19 ff.) XLVII. LXXXIV.
Voltaire F. M. A. de 16, 1. 17, 30. (31. 34.) 27, 31. (80, 2.) 94, 34. (95, 1. 3.) 141, 31. 35. 142, 3. 37. 180, 28. (192, 29. ? 299, 2 ff.) 356, 16. 378, 36. 394, 12. 13. 16. (442, 27 ff.) 449, 5. 29 ff. 467, 16. 471, 20 ff. (472, 15.) 476, 14. 478, 27 ff. 483, 23 ff. 484, 20 ff. 507, 11. (546, 15 ff.) 554, 4. 646, 25. 672, 18.
Voss Ch. F. 412, 29. 575, 26.
Voss G. J. 251, 35.
Voss J. H. (125, 29.) XI.
Vulcanius 486, 19.

Wachter J. G. 486, 18.
Wagner 468, 20.
Waitz von Eschen 618, 8.
Walch Ch. W. F. 370, 10. 658, 3 ff.
Walch K. F. 211, 23 ff. 293, 6 ff. 533, 3 ff.
Waldin XXXIV f. LII. LXXXI.
Waldis B. 6, 14 ff. VIII f.
Waller 52, 26.
Warburton 142, 16.
Warton 99, 7. 142, 17.
Watson 525, 25 ff.
Watson R. 22, 30 ff. 452, 5.
Watteau 173, 12.
Weber 595, 6.
Weidler J. F. 252, 1. 17.
Weidmanns Erben und Reich 75, 26. 85, 5. 151, 9. 565, 29. 657, 35.
Weisse Ch. F. (247, 15. 295, 33 ff. 467, 9. 469, 16. 493, 5.) XIII f.
Weitz 627, 4.
Wenck F. A. W. 49, 11.
Wenck J. H. B. XXXII. XXXIV. LI f.
Werenfels S. 619, 6.
Wesspremi 349, 7.
West (? 85, 27.) 539, 20. 546, 6.
Westerhofen 238, 24.
Westphal E. Ch. 194, 7 ff.
Wetstein 485, 17.
Weygand 194, 11.
White 279, 25.
Whithead 378, 19 ff.
Whytt 168, 15. 169, 28.
Wiedeburg J. E. B. 279, 14.
Wieland Ch. M. 8, 34. 9, 6. 80, 4. (13.) 85, 5 ff. (96, 11.) 99, 26. 33. 100, 11. (151, 9 ff.) 171, 23. 173, 17 ff. (179, 31. 328, 15. 332, 18.) 359, 2. 5. 9. 419, 8. 20. 430, 13. 14. 18. 466, 34. 467, 29. 468, 2. 472, 21 ff. (521, 13.) 565, 27 ff. 604, 35. (605, 29.) 649, 9. 657, 13 ff. IX. XI. XIII f. XLIV f. LIII. LXVIII f. LXXX. LXXXV. LXXXIX.
Wieland J. A. v. (206, 10.) 332, 6 ff.

Wilke J. G. L. 83, 32.
Wilkie 28, 28.
Willamov 38, 1. 10.
Wille J. G. sen. 22, 16 ff. 565, 20. 598, 14 ff.
Wille P. A. jun. 598, 14.
Winckelmann J. J. 191, 13. 25. 26. 31. 277, 26. 33. 323, 30. 370, 25. 29. 420, 10. 615, 29.
Winckler K. G. 192, 8 ff.
Winkelmann E. 291, 11.
Winkler J. H. 578, 14.
Winthrop 425, 5.
Wissel F. v. 528, 7.
Witte J. 676, 32 ff.
Wittorf 512, 16.
Wm. 125, 29.
Wöllner v. (671, 32.)
Wood R. LXVIII. LXX. LXXV f. LXXXIII.
Wright J. 538, 8. 17. 25.
Wynne 286, 21 ff. 397, 25 ff.
Wyttenbach 660, 5. 7.

X. = ? Boie.
Xenophon 14, 34. 76, 9. 660, 11.

Y. = Boie.
Y. = Götz.
Young E. 17, 36. 52, 14. 177, 5 ff. 335, 2. 519, 35.

Zachariae F. W. 6, 11. (14 ff.) 125, 27. 127, 1. (518, 22 ff.) LXXXIV.
Zanetti H. 242, 20 ff.
Zappi 131, 12.
Zeibich J. H. A. 572, 27. 573, 10. 14.
Zeplichal A. 410, 15 ff.
Ziegler A. v. (519, 34.)
Zimmermann 73, 27 ff. 270, 14. 359, 24 ff. 437, 3. 617, 4. LXXX.
Ziska 82, 35. 83, 11.
Zoffany J. 524, 18. 525, 3.
Zollikofer XVI. XXVI.
Zückert 348, 35. 349, 4.

Frankfurter

gelehrte

Anzeigen.

vom Jahr 1772.

[Vignette.]

Frankfurt am Mayn

bey den Eichenbergiſchen Erben.

Frankfurt am Mayn.

Nachricht an das Publikum.

Um allen unbilligen Beurtheilungen und Forderungen zuvorzukommen, thut man hiemit die nähere Erklärung an das Publikum, daß dieſe gelehrte Anzeigen nicht eigentlich ein Repertorium aller in den höheren Wiſſenſchaften neu herausgekommenen Büchern vorſtellen werden. Man wird ſich vielmehr bemühen, nur die gemeinnüzigen Artikel in der Theologie, Jurisprudenz und Medicin zu beurtheilen und anzuzeigen, hingegen das Feld der Philoſophie, der Geſchichte, der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte in ſeinem ganzen Umfange zu umfaſſen. Beſonders wird man für den Liebhaber der engliſchen Litteratur dahin ſorgen, daß ihm kein einziger Artikel, der ſeiner Aufmerkſamkeit würdig iſt, entgehe, und die Preiſe der engliſchen Bücher wo möglich allzeit bemerken.

[2] **Leipzig.**

Brittiſches Muſeum oder Beytrage zur angenehmen Lektüre, aus dem Engliſchen. 3ter Theil. Bey Schwikert. 8. 17 Bogen.

In dieſem Bande finden ſich 2 merkwürdige Aufſätze, der erſte über den Charakter der Deutſchen, den wir unſern Leſern als eine der angenehmſten und nützlichſten Lektüren empfehlen. Die Bemerkungen ſind nicht auf der Studierſtube, ſondern von dem Beobachtungsgeiſte eines reiſenden Engländers entſprungen, der Muſſe und Anſehen genug gehabt, die Nation an Höfen ſo wohl als in den

niedern Classen kennen zu lernen. Sie scheinen zwar nicht in den ganz neuern Zeiten gemacht, und hier und da verrathen sie auch gewisse Lüken in der Kenntnis unserer Litteratur; allein im Ganzen kann ein Deutscher, der wahre Vaterlandsliebe hat, sie alle unterschreiben. „Die Deutschen, sagt der Verf. sind eine Art von Sterblichen, die vor allen mit der Mässigung begabt ist, sich bey jedem nur erträglichen Religions und Staatssystem zu beruhigen, und die keinen Hang hat, öfters neue zu versuchen, und übel ärger zu machen. Eine Nation, deren Charakter so viel Studium verdient, als der von irgend einer andern, nicht so wohl wegen seines glänzenden Genies, sondern wegen der vielen Fähigkeiten, die in den wichtigern Angelegenheiten des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft nützlich und nöthig sind. Sie haben in der Epischen und Schäferpoesie Produkte vom ersten Range geliefert;" und die nachdrückliche Stärke ihrer prosaischen Schriften wird allgemein erkannt! Von dem Felde der lyrischen Poesie, das mit einer der ersten Charakterzüge des deutschen Genies ist, weiß der Verf. nichts. In dem Drama glaubt er denn auch, daß wir wenig geleistet hätten. Wenn er es auf Nationalgemälde des [3] komischen und tragischen Geistes der Nation einschränkt, so hat er vollkommen recht, ob wir gleich so viele dramatische Stücke haben, die aus allen Winden des griechischen, brittischen und französischen Himmels zusammengestöbert sind. Sogar unsre Romanschreiber haben es noch nicht wagen dürfen, ihre Scene in Deutschland aufzuschlagen. Die Gründlichkeit in der Litteratur gesteht er als einen Hauptzug den Deutschen zu, und sagt: „keine Nation giebt sich so viel Mühe, dasjenige, womit sie sich beschäftiget, durch und durch zu sehen, und sich lieber durch Fleiß eines glücklichen Erfolgs zu versichern, als sich durch Übereilung einem unglücklichen Ausgang auszusetzen." Er glaubt, und wir glauben es mit ihm, daß Deutschland das weiteste Feld in Europa für ein thätiges Genie sey, und daß insonderheit wegen des vielfachen Interesse so vieler Höfe, in diesem Lande der Könige und Fürsten, die Rechtsgelehrsamkeit eine Art des glücklichsten Berufs sey,

den ſich Genie und Thätigkeit wählen könne. Den Artikel von den Höfen der Groſſen und dem Adel übergehen wir, denn hier kann unmöglich ein Engländer richtig urtheilen. Die Parallele der ſächſiſchen und öſterreichiſchen Nation iſt falſch, und ſcheint aus den Zeiten der Lady Montague hergenommen. An den Gelehrten tadelt der Verf. mit Recht die allzugroße Leichtigkeit jedem Berufe zu folgen, gar zu ſehr auf den Meiſtbiethenden zu ſehen, und wenig Liebe für ihr Land und ihren Fürſten zu bezeigen. Aber er geſteht uns hingegen eine Eigenſchaft zu, die wir von ganzem Herzen wünſchen allgemein zu ſehen: Biegſamkeit im Äuſſeren, und Stetigkeit im Inneren. „Kein Land von Europa giebt uns ſo viel Beyſpiele von Männern, die ſich vermittelſt ihrer Geduld einen Weg durch alle Schwierigkeiten bahnen, und die Gelegenheiten abwarten, zu rechter Zeit Gebrauch von [4] ihren Fähigkeiten zu machen. Die Deutſchen übertreffen alle Nationen in denjenigen Erfindungen des Verſtandes, die durch Länge der Zeit und hartnäckigen Fleiß zur Vollkommenheit gebracht werden. Ihre Sprachkenntnis iſt erſtaunend. Keine geringere Figur machen ſie in den Studien, worinne langes Nachſinnen einen forſchenden Geiſt auf Entdeckungen leitet. In allen Zweigen der Phyſik und Mathematik iſt ihr Verdienſt unſtreitig.“ Endlich hat er den größern Theil der Nation in den niedern Ständen zum Augenmerk, und hier findet er den Charakter in vier Kardinaltugenden eingeſchloſſen: Redlichkeit, Einfalt, Arbeitſamkeit, und Wirthſchaftlichkeit; und rühmt beſonders, unter allen Coloniſten der Engländer, die Deutſchen als die nützlichſten Glieder der Geſellſchaft. Auf dieſe Abhandlung folgt eine 2te eben ſo wohlgeſchriebene über den Charakter der Niederländer. 3) das Leben Richard Savage, eines nicht unberühmten dramatiſchen Dichters zu Popes Zeiten, deſſen Geſchichte durch die Grauſamkeit einer unnatürlichen Mutter, und durch die Unbiegſamkeit ſeines eignen Charakters merkwürdig wird. 4) Ein Hymnus an die Najaden von Akenſide. 5) die Gaſſenkehrer, eine

StadtEkloge von Jago, wo Mann und Frau gegen einander ſingen. Für ein feines Gefühl iſt der Ton beleidigend, und die Betrachtungen ſo gemein, wie der Gaſſenkoth des Sängers. 6) der Landprieſter, ein kurzes Gemälde dieſes glücklichen und ehrwürdigen Standes, das aber keine ausgeſuchte Züge enthält. 7) Lobrede auf das Bier. Dergleichen Werke der Einbildungskraft ſind unerträglich, weil ſie mit kaltem Herzen, aber doch mit einem gewiſſen Schwung, der Begeiſterung ſeyn ſoll, niedergeſchrieben werden, und ſie erinnern uns an die Zeiten der mahleriſchen und epiſchen Poeſie, die Herr Zachariä ehemals bey uns eingeführt hatte.

[5] Frankfurt und Leipzig.

Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier. 1771. 8. 13¼ Bogen.

Wir wundern uns, daß der Verfaſſer, da er, wie wir aus der Vorrede ſehen, ſein Original ſo gut ſtudiert hat, Muth übrig behalten, in dieſer Manier eine Sammlung Fabeln zu ſchreiben. Die geſchwätzige Naivität des Burcard Waldis intereſſirt uns deswegen, weil ſie ein treues Bild der Denkart und der Sitten unſrer Vorfahren bey uns bleibt, ſie uns in allen kleinen Nebenzügen ausmahlt, und beſonders bey Waldis aus dem Herzen kommt. Er war ein Pfaffe, trat zur proteſtantiſchen Kirche über, und fühlte ſich nunmehr berufen die Schelmereyen der Pfaffen und Nonnen, von denen er zum Theil Augenzeuge geweſen war, aufzudecken. Auf ſeinen weitläuftigen Reiſen, die er als Ordensmann that, ſammlete er Stoff dazu. Denn von Riga biß Rom und Liſſabon mag es wohl manchen Pfaffenſchelmenſtreich gegeben haben. Alle dieſe Städte hatte er beſucht, wie uns der Verfaſſer dieſer Fabeln aus Stellen und Anſpielungen ſeiner Gedichte beweißt. Der Anzahl ſeiner Fabeln und Erzählungen nach, iſt ihm kein Dichter überlegen, denn ſie beſtehen aus nicht weniger denn 400 Stücken. Herr v. Gemmingen glaubt, und der Recenſ. iſt mit ihm längſt davon überzeugt, daß Burc. Waldis verdiene, wegen ſeiner

Laune und ſchlauen Drolligkeit, ſehr oft dem la Fontaine an die Seite geſetzt zu werden. Sonderbar iſt es, daß la Fontaine und Burchard Waldis ſehr oft einerley Stoff bearbeiten. Herr von Gemmingen glaubt, la Fontaine hätte den Burcard Waldis geleſen, welches aber ſehr unwahrſcheinlich iſt. Der Verfaſſer glaubt, dieſe Ähnlichkeit des Stoffs habe ihren Urſprung aus mündlichen Traditionen, die ſich von ei-[6]nem Volke zum andern fortpflanzen. Wir ſind der Meynung, daß Waldis ſowohl als la Fontaine aus ältern italiäniſchen Novellen geſchöpft haben, die zum Theil nicht mehr exiſtiren, und zum Theil uns unbekannt ſind. Zu unſerm Verfaſſer!

Wenn wir aufrichtig ſeyn ſollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Verfaſſer ſehr oft verführt worden, eine Tirade burleſker Verſe bloß wegen ihres Kleides und Ganges für Burcard Waldis Manier zu halten, und dabey den drolligten Kerl und die Mine des Kerls zu vergeſſen, der in dem Kleide ſtecken ſoll. Oft wird auch die Sprache ein Mantel von Alten und Neuen Fetzen. Iſt das S. 16. Burcard Waldis?

Sehr ſchmeichelnd iſt es ſicherlich,
Auf hoher Ehre Gipfel ſich
Durch ſein Verdienſt erhöht zu ſehen!
Doch wann man auf den gleichen Höhen
Unwürdge neben ſich erblickt,
So pflegt der Rang, der uns entzückt,
Uns etwas minder zu bethören
Wie wir in dieſer Fabel hören.

S. 20. ſpricht der Tod in ſehr modernem Ton: Eil, ſprach er, in der Freude Schoos. Dieſe Fabel erinnern wir uns im Engliſchen geleſen zu haben; allein hier iſt ſie lange nicht ſo gut erzählt. Dort wird der Leſer alle Augenblicke mit auf die drey Zeichen oder Warnungen aufmerkſam gemacht, und räth ſie zum Voraus, ehe der Tod die Moral ſpricht: hier aber nicht. Gegen die Analogie der Thiere iſt auch zuweilen ein wenig hart angeſtoſſen: der Wolf läßt ſich von zwey Affen prügeln; der Stier fürchtet

ſich vor einem Feuer, das er in des Löwen Höle erblicket. Der Bauer iſt ein gewaltiger Stoikus, der ſich beym Feuer wärmet, das ihm ſein Haus verzehrt. Einige Fabeln von Gellerten, die hier in anderm Kleide erſcheinen, gefallen uns nicht. Was [7] Gellert den Gelehrten gegen die Pflaſtertreter ſagen läßt: Ich bin nie mehr allein, als in deiner Geſellſchaft, das iſt wahr. Aber warum legt der Verf. dieſes dem Dichter gegen den Bauern in Mund? Ich glaube wir hätten mehr wahre Dichter, wenn ſie mehr mit dem Landmann und ſeinen Kenntniſſen vertraut wären. S. 100. der verurtheilte Soldat: Hier verurtheilt auch Gellerts Fabel den neuen Burcard Waldis durch ihre Vergleichung. Einige ſchmutzige Erzählungen hätten ſollen wegbleiben. Auf der andern Seite müſſen wir dem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und mit Vergnügen geſtehen, daß ſich einige vortrefliche Fabeln in dieſer Sammlung finden, die bis auf wenige Flecken, neben Lichtwehrs beſte Stücke geſtellt werden können. Dahin gehören S. 90. 80. S. 25. S. 37. S. 98. S. 75. S. 110. S. 71. S. 105. Erwägen Sie des Bären Schluß, Herr Autor, und Herr Critikus! wir erwägen ihn mit dem Herrn Autor, und bitten ihn ein gleiches zu thun. Die Fabel iſt gut erzählt.

Halberſtadt.

Sinngedichte von Wilhelm Heinſen. Bey Joh. Heinrich Groß. 1771. 8. 4 Bogen.

Es ſind dieſe Sinngedichte Proben eines angehenden Dichters, der eben kein eigentliches Talent zum Epigramm verſpricht, indeſſen aber doch eine reine Verſifikation und Harmonie in ſeiner Gewalt hat. Es iſt wahrſcheinlich, daß er den Rath und die Critik des Herrn Canonikus Gleim genoſſen hat, der ein eben ſo ſtrenger Richter als Meiſter des Wohlklangs iſt. Kein einziger Einfall iſt original oder bedeutend. Die Art und Weiſe, wie ſich der Verfaſſer an Herrn Wieland anzudrängen ſucht, um in ſeiner Suite mit in das Thor des Ruhms einziehen zu können, gefällt dem Recenſ. nicht, und dem groſſen Mann gefällt es gewiß noch

weniger, wenn wir [8] anders einer Erklärung in der Erfurter Zeitung vom vorigen Jahre glauben dürfen. Der Ausfall auf Gerſtenbergen iſt unanſtändig. Wer ſagt Hrn. Willhelm Heinſen, daß den Verfaſſer des Ugolino, der Ariadne auf Naxos, des Lieds eines Skalden die Grazie verlaſſen habe, ſeit dem zwiſchen Herrn Wieland, Jacobi und ihm die vor unſre Muſen allzeit unglückliche Mißhelligkeit entſtanden?

Paris.

Loix et constitutions de sa Majesté le Roi de Sardaigne publiées en 1770. 2 Vol. in 12. à Paris chez le Jay.

Es iſt dieſes ein Auszug von dem großen Werke das zu Turin ital. und franz. in 2 Vol. in 4to erſchienen, und den 16. Apr. 1770. publicirt worden iſt.

Dieſer Codex iſt in 6 Büchern abgetheilt. Das 1ſte Buch handelt von der Religion und der äuſſern Einrichtung derſelben: das 2te und 3te von den Tribunalen, hohen und niedern Bedienten, die mit Verwaltung der Juſtiz beſchäftigt ſind. Der Monarch erlaubt nicht die geringſte Interpretation, Limitation, Extenſion, Moderation ſeiner Geſetze: ſondern wenn der Verſtand ſtreitig iſt, ſo verlangt er Vorſtellungen, die um neue Beſtimmungen des Wortverſtandes bey dem Thron bitten ſollen. Das 4te Buch enthält die Criminal-Conſtitutionen; Das 5te die Teſtamente, Erſtgeburtsrecht, Fidei commiſſ. Succeſſion ab Inteſtat, Tutelen, Curatelen, Donationen, Präſcriptionen, Depoſiten, Funktionen der Notarien u. ſ. w. Das letzte enthält die Verordnungen wegen der Domänen.

[9] Nro. II. Den 7. Jänner 1772.

Frankfurt und Leipzig.

Ohne Angabe des Verlegers iſt hier herausgekommen: **Ein andrer mit kleinen Academien ſimpathiſirender Raiſonneur, in einigen gegen das Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland gerichteten Briefen. 1772. 8. 5 Bogen.**

Der Verfaſſer des Raiſonnements über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland konnte ſich zum Voraus auf Widerſpruch gefaßt machen, und wir leugnen nicht, daß er dieſen in mancher Abſicht verdiente. Er hat ſchon einen Gegenraiſonneur gehabt, und hier tritt ein neuer vor die kleinen Univerſitäten ſehr patriotiſcher Kämpfer auf, ein Mann, der auf Reiſen geweſen, multorum mores vidit et urbes, und dabey ſo einſeitig ſpricht, als wenn er nie aus der Sphäre einer kleinen Univerſität herausgeſehen. Wir wollen ihn hören! „Auf kleinen Univerſitäten, ſagt er, kann der Lehrer ſeine Zuhörer näher kennen lernen, welches auf großen unmöglich iſt, er kann ſich nach ihren Fähigkeiten richten: ihnen auch durch ſeinen Umgang dienen, und, was das beſte iſt, eine ſpecielle Aufſicht nicht allein auf ihre Studien, ſondern auch auf ihre Sitten haben.“ Mit Recht [10] tadelt der Herr Verf. den Mangel der letztern an unſern deutſchen Univerſitäten, wo der Jüngling ſich völlig ſelbſt überlaſſen, in einem Alter, in dem er ſich noch nicht regieren kann, die wenigen Grane theoretiſcher Weisheit ſehr oft mit dem Verderben ſeines Herzens und ſeiner Sitten bezahlt. Er ſelbſt thut zu Verbeßrung dieſes Hauptgebrechens einen Vorſchlag, der aber, wie er glaubt, nur auf kleinen Univerſitäten auszuführen iſt. „Die Eltern oder Vormünder ſollen ihre Kinder und Mündel an einen Profeſſor aus der Facultät, in die des Jünglings jedesmaliges Hauptſtudium einſchlägt, empfehlen, die Gelder an ihn zu beliebiger Ausſpendung einſenden, und dann ſoll dieſer Mentor ſeine Muſenſöhne wöchentlich etliche Stunden verſammlen, und ohne den Lehrer zu ſpielen, durch geſellſchaftliche Unterredungen ſowohl ihren Geiſt als Herz beſſern.“ Die Möglichkeit dieſer Einrichtung beweißt er aus dem Beyſpiel der engliſchen Academien, wo ſie ſchon würklich exiſtire. Aber unſre Univerſitäten müßten dann wohl mehr von der engliſchen Einrichtung haben, wann dieſer Plan auch bey uns würklich werden ſollte. Wie nun, wenn der freiheitliebende Eleve ſeinem Hofmeiſter nicht folgen will? „Dann ſoll er es den Eltern berichten.“ Der ehrliche Profeſſor! Er wird gewiß den Undank zum

Lohn haben. Und wenn der beleidigte Sohn alle ſeine Beſchuldigungen über ihn ausgeſchüttet, ſo werden ſich die lieben Eltern wundern, daß ein ſo gelehrter Mann, blos deswegen, weil ihr Sohn nicht alle Collegia bey ihm hören, oder auch von ſeinem Antipoden lernen wollen, ſo böſe auf ihn werden können. Kleine Academien vereinigen alſo, nach unſers Verf. Ausſpruch, das Gute der engliſchen Collegien und ſchottiſchen Univerſitäten, und vermeiden ihre Fehler, oder könnten es wenigſtens, ohne daß es mehr Geld koſtete. Bey ihnen kann man mit Recht [11] ſagen: medium tenuere beati. „Wird auch einer hier kein tiefgelehrter Mann, und lernt nicht hundert unnütze Sachen, ſo iſt das öfters ſo viel beſſer vor den Staat!“ Allein geſetzt, es wandelte einen unglücklicher Weiſe die Luſt an, es zu werden? Dann erlaubt ihm unſer Verf. auf große Academien zu gehen, oder lieber ſein Geld auf gelehrte Reiſen zu verwenden. „Kleine Academien haben doch oft ſehr gründliche und gelehrte Zöglinge aufzuweiſen! Der Lehrer ſelbſt hat auf ihnen den Vortheil, daß er ſich nicht mit vielen Collegiis zu überhäufen braucht, und mehr vor ſich ſtudieren kann; und nimmt er nicht ſo viel Collegiengelder ein, ſo hat er auch weniger Ausgaben, weil man da wohlfeiler leben kann.“ Über den Punct einer großen öffentlichen Bibliothec iſt unſer Verf. bald fertig: „alsdenn ſteht auch der Lehrer nicht in Gefahr aus neun und neunzig Büchern das hundertſte zu ſchmieren, und ſeine Schriften mit ganzen Wolken von Citationen zu überziehen: aber ſo vielmehr wird er ſelbſt denken. Auſſerdem hat der Profeſſor auf großen Academien zu viele Abhaltungen mit der Concilienſtube, Promotionen, Feyerlichkeiten, Facultätsarbeiten, und, was das ſchlimmſte iſt, jemehr Profeſſores auf einer Univerſität ſind, jemehr zanken ſie ſich. Auch verwirren ſich auf großen Univerſitäten junge Leute durch die Verſchiedenheit der Grundſätze ſo vieler Lehrer, und der Schwarm der Privatdocenten vermehrt dieſes Unheil.“ Dann klagt er von ganzem Herzen über den kühnen Raiſonneur, der kleine Univerſitäten ſogar abgeſchaft haben will, und wiederlegt ihn mit Macht. Wir überlaſſen es

jedem unſrer Leſer, ſich über dieſen Reſonneur ein neues Raiſonnement zu denken, welches ihm nicht ſchwer halten wird. Uns iſt bey alle dem der Argwohn eingekommen, ob alle dieſe kleinen Academien wohl, trotz aller Vortheile ihrer Kleinheit, nicht gerne groß werden möchten! Mit [12] S. 53. fängt gleichſam ein neuer Theil dieſes Werkchens an, und dieſer hätte billig forne ſtehen ſollen, weil der erſte vermuthlich ſeinetwegen geſchrieben iſt. Ein von unſerm Raiſonneur zur Erkentnis gebrachter Vater fragt bey ihm an: auf welche kleine Univerſität er denn ſeinen Sohn ſchicken ſolle? Der Verf. würde ihm, wenn er in Franken wohnte, Erlangen vorſchlagen, aber da er in Weſtphalen wohnt, räth er ihm Rinteln. Darauf wird Rinteln ſehr nachdrücklich, zwey Bogen durch, angeprieſen, und ſein Lob mit zwey lateiniſchen Briefen belegt. Wir haben nichts dagegen einzuwenden: aber, daß Abbts Andenken mit ärgerlicher Anecdotenſucht geſchändet werden ſoll, weil er, während ſeines Rinteliſchen Profeſſorats, in Briefen an ſeine Berliner Freunde ein Wörtchen gegen Rinteln fallen laſſen, das hat uns verdroſſen! Dieſe Briefe ſind wie geſagt, an Freunde und gewiß nicht in der Abſicht geſchrieben, um gedruckt zu werden, auch erſt nach ſeinem Tod herausgekommen, und dafür will ſich der Verf. mit allerley poßierlichen Hiſtörchens an Abbts Character rächen — — Wahr oder unwahr, ſo iſt es eine ſchlechte Ehrenrettung, und die Academie, der dieſes dienen ſoll, hat, ſo viel wir wiſſen, keine von der Art nöthig. Übrigens herrſcht in dieſer kleinen Schrift an vielen Orten ein guter Ton, aber an noch mehrern beleidigt die affectirte Laune.

Düſſeldorf.

Über die Wahrheit, nebſt einigen Liedern von Johann Georg Jacobi, 1771. 8. 2½ Bogen.

An Aglaia, 1771. 8. 1 Bogen.

Dieſe beyden kleinen Schriften gehören unter die glücklichſten Schäferſtunden der Jacobiſchen Muſe. [13] Der Dichter ſcheint den großen Einfluß zu fühlen, den er auf die feinere Welt hat, und legt auf die Toilette und in das Aſſamblee-

zimmer der Großen ein Blatt nieder, das in dem leichten Kleide der Brochure wichtige Wahrheiten predigt. Wir empfehlen dieſes Blatt über die Wahrheit den Weiſen unter allen Maſken und Verkleidungen, und ſie werden mit uns und dem Dichter erkennen, daß alle Mäkler der Syſteme, von Anbeginn bis jetzo, das Gepräge der Wahrheit in den Werken des Schöpfers nicht zu verwiſchen fähig geweſen ſind. Die Lieder an Eliſe athmen den feinſten Platoniſmus, und wir freuen uns, daß die Muſe, die ſie eingegeben, nicht aus einer Wolke gegriffen iſt. Das Gedicht an Aglaia iſt eine ſo feine Spötterey, daß ſelbſt die ſteifſte Hofdame ſich nicht entbrechen kann, in den Spiegel zu ſehen, der ihr vorgehalten wird. Das ganze hat einen ſo feſten Ton, immer die getreue Manier, die wir nie in einem Werke des Verf. mit ſo vielem Vergnügen bemerket haben. Wenn wir auszeichnen wollten, ſo würden wir unſer ganzes Blatt füllen. Doch unſre Leſer werden uns Dank wiſſen, wenn wir die letzte Tirade herſetzen, die den Charakter des Dichters und ſeiner reizenden Philoſophie ſchildert.

Die ſtille Weisheit ohne Stolz,
An deren Hand ſich Liebesgötter freuen,
Der ſie, beſteckt mit grünen Mayen
In Tempelchen von Roſenholz
Den Bogen und den Köcher weihen;
Die, feurig ohne Schwermerey,
Nicht flatterhaft, und dennoch frey,
Wohlthätig unſer Herz entzündet;
Mit einem Lächeln oft ergründet,
Was kühner Geiſter Neid erregt;
[14] Die mit der Wahrheit ſich verbindet,
Und ihre goldne Wage trägt,
Den Werth der Dinge ruhig wägt,
Das abgewogne ſtill betrachtet,
Nicht auf Palläſte ſchilt, und Hütten nicht verachtet;
Sich gern zu Leidenden geſellt,
Und Thränen dann für eine Wolluſt hält:
Doch nicht, mit weibiſchem Gewimmer

Auf Abendtheuer geht; nicht immer
Den Todtentopf in Roſenlauben ſtellt;
Bey keuſchen Tänzen ſich gefällt,
Und Freudentage ſchon ſich auf die Zukunft webet;
Nur eine matte Dämmerung
In ſchwarzen Nächten ſieht, wofür der Pöbel bebet;
Und wenn ſich mit vermeßnem Schwung
Ein Irrgeiſt höher noch, als die Natur, erhebet,
Mit leiſem Flügel zwar in reinen Lüften ſchwebet,
Doch immer einen Blick dem Himmel, den ſie liebt,
Und einen Blick der Erde giebt.

Paris.

Eloge de Fr. de Salignac de la Motte de Fenelon, Archeveque etc. Discours qui a remporté le prix de l'Academie françoise en 1772. par Mr. de la Harpe.

In einem Jahrhundert, wo man, nach einem uſrer erſten Genies, an Worten drechſelt, kleine und große [15] Verſuche macht, Gedanken zu empfinden, und Empfindungen mit Händen zu greifen; wo man Kupferſtiche baut, Holzſchnitte ſchreibt, nach Noten ficht; wo man alle Sprachen der Kunſt und Natur verwirrt, Proſa ſingt, und poetiſche Paragraphen ſchreibt, muſte uns dieſes Werk des Herrn de la Harpe eine erquickende Erſcheinung ſeyn. Es iſt voll dr wahrſten und mit ſokratiſcher Mäßigung ausgedrückten Gedanken, der Strom der Rede voller Harmonie, ohne den Auswuchs eines einzigen unnützen Glieds, wenig Neologiſmus; kurz, eine glücklich regierte Einbildungskraft, allzeit erhaben, kühn, und gleich in ihren Zeichnungen. Zuweilen fürchtet man ſich, dem Redner nachzuſchreiten. Man glaubt, er werde für die Gradation ſeiner Ideen keine Nuancen mehr finden. Allein ſie ſchlummerten längſt in ſeiner Seele, und nicht erſt in der Stunde der Geburt entſtanden ſie als ungeheure Mißgeſtalten. Wir wollen ihn ſelber hören, dieſen Xenophon, der das Leben Sokrates ſchreibt. Er ſpricht von der Zeit, da die Wahl des Unterrichts bey dem Dauphin auf Fenelon

fiel. „Wie glücklich ſchätzt ſich nun Fenelon! Alles was er bisher zum beſten des menſchlichen Geſchlechts gedacht, und gewünſcht hat, vertraut er dieſer edlen und lenkſamen Seele, ſie nährt er mit Wahrheit und Tugenden, ihr prägt er die Züge ſeines Bildes ein. Dieſes iſt das Glück das er genießt. Dieſes war, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der Gedanke des Schöpfers, da er ſagte: Laſſet uns Menſchen machen, die unſerm Bilde ähnlich ſind. Und dann das Gemälde der Pflichten eines Mentors! Aufhören für ſich zu leben, nur für ſeinen Untergebenen daſeyn; ſich kein Wort erlauben, das nicht eine Lehre, keinen Schritt, der nicht ein Beyſpiel ſey; Die Ehrfurcht für das Kind, das König ſeyn wird, mit dem Joch vereinigen, das er [16] tragen muß, um zu lernen, wie er es dereinſt ſeyn ſoll; ihn an ſeinen Stand erinnern, um ihm die Pflichten davon vorzuzeichnen, und dem Stolz deſſelben zu begegnen; Neigungen zu beſtreiten, welche die Schmeicheley erweckt; Laſter, welche die Verführung beſtärket, durch Standhaftigkeit der Grundſätze, durch Unſträflichkeit der Sitten, den Geiſt der Unabhängigkeit zu bezwingen, der einem Prinzen ſo natürlich iſt; ſeine Empfindſamkeit ſo zu leiten, daß ſie nicht Schwachheit wird; ihn tadeln, ohne ſein Zutrauen, ihn zuweilen ſtrafen, ohne ſeine Freundſchaft zu verliehren. Immer die Gränzen erweitern von dem, was er thun ſoll, und eben ſo die Gränzen näher zuſammenzurücken von dem, was er thun darf. Endlich nie ſeinen Untergebenen, nie den Staat, nie ſein Gewiſſen hintergehen — — Dieſes ſind die Pflichten, die ſich der Mann auflegt, zu dem der Monarch ſagt: ich gebe dir meinen Sohn: und dem das Land zuruft: Gieb uns einen Vater!“

Endlich, welche erhabne Stelle iſt nicht die Anrufung des höchſten Weſens um gerechte und Wahrheit und Tugend liebende Könige, die ſich mit dieſen Worten ſchließt:

„Gieb höchſtes Weſen, daß alle Großen der Erde die ſich rühmen, ihre Gewalt aus deiner Hand zu empfangen, nur darum ſich daran erinnern möchten, um zu bedenken, wie ſie dir ähnlich werden!“

Voltaire ſagt in einem Briefe von dieſer Rede: C'est le Genie du grand Siècle passé, fondu dans la Philosophie du Siècle présent.

[17] Nro. III. Den 10. Jänner 1772.

London.

L'an deux mille quatre cent quarante. Rêve s'il en fut jamais. 1771. 8. 1 Alphabet 7 Bogen mit der Vorrede.

Dieſes Buch enthält eine Satyre auf das Zeitalter des Verfaſſers, und auf Frankreich, ſein Vaterland, zugleich aber auch das Ideal der Moralität, wie er es vor ſein Vaterland, und ſein Zeitalter wünſchte. Der Einfall, zu träumen, daß er im Jahr 2440. in Paris ſey, hat ihm Stoff zu beyden Entzwecken an die Hand gegeben. Er ſieht alsdann alles, wie er es wünſcht, und erzählt ſeinen Mitbürgern, als ein Mann von 700 Jahren, allerley glaubwürdige Dinge, die zu ſeiner Zeit Mode waren. Wenn er ſeinem Zeitalter den Text lieſt, ſo hört man ihm nicht ſo ruhig zu; denn es iſt oft bittre und harte Deklamation, und faſt ſollten uns die gehäuften Pointen des Chev. D' Eon in ſeinem Eſpion Chinois lieber ſeyn. Auch die Gegenſtände ſind zu gemein und verbraucht. Die Klagen gegen den Koth zu Paris, gegen die Wagen der Reichen, die den Fußgängern ſo beſchwerlich ſind, gegen enge und krummgeführte Straßen, gegen Bicetre, gegen die Unanſtändigkeiten, bey Hinrichtung eines Mitbürgers, paſſen nicht ſowohl auf Paris, als auf jede [18] große Stadt. Sie ſind uns, gegen die mit Patriotiſmus und Erhabenheit der Seele geſagten Stellen, wenn er von Erhöhung der menſchlichen Natur ſpricht, wie die Avenuen einer Hauptſtadt, wo man unter Ruinen und dunklen Gewölben eines Gothiſchen Thors zur Ausſicht der herrlichſten Palläſte geleitet wird. Seine Nachricht, wie man die Menſchen im Jahr 2440. begräbt, hat uns nicht übel gefallen. Auf einem gemeinen Leichenwagen, den der Pomp der Freunde, als Sinnbild der Auferſtehung, umgiebt, führt man in gleicher Geſellſchaft Grafen, Bauren und Herzoge zu ihrer

mütterlichen Erde. Die ganze Nation iſt eine Nation Autoren. Nur erſchrecken unſre Leſer nicht zu geſchwinde! Jeder Bürger des Staates iſt verbunden, ein Tagebuch zu halten, wo er in den beſten und glücklichſten Augenblicken ſeines Lebens ſeine Gedanken und Empfindungen niederſchreibt. Dieſes Buch wird bey ſeinem Tod eröffnet, als ſein Teſtament, das er ſeinem Vaterland hinterläßt, die beſten Gedanken werden abgeſondert, und dem gemeinen Schatze der Kenntniſſe der Nation anvertraut. Auch der Medicus, in deſſen Hand er geſtorben, wird öffentlich genennt. Die Schriftſteller, welche gegen die Ruhe des Staats, gegen die Sitten ſchreiben, tragen eine Maſke, und werden auf öffentliche Koſten, von den weiſeſten des Volks, wegen ihrer Irrthümer belehrt. Statt der bey uns gebräuchlichen Glaubensbekenntniſſe der Jugend, wird im Jahr 2440. der Jüngling bey einer ſchönen Nacht zur Anſchauung der Himmelskörper geführt, und wann er die Wunder der Schöpfung durchs Seerohr betrachtet, wird ihm durchs Mikroſkop der andre Theil der Welt in dem unendlich kleinen aufgeſchloſſen. Uns ſollte es leid thun, wann im Jahr 2440. der Menſch noch Teleſkope und Mikroſkope nöthig haben ſollte, um den Schöpfer zu lieben und zu bewundern, und wann er [19] die Natur, die vor ihm liegt, mit eignen Augen nicht wohlfeiler, beſſer, und mehr ſehen lernte! In der Bibliothek des Königs würden wir uns mit dem Verfaſſer beſſer gefallen, als im Jahr 1772. wenn ſie ſtatt 4 großer Säle nur aus einem mäſſigen Kabinet beſtünde. Die Urtheile der Nachwelt über Corneille, Racine, Boſſuet und Fenelon unterſchreiben wir, und freuen uns, daß ſie wie unſer Zeitalter denkt, das eben auch gar zu oft empfindet, que Voltaire fait du Genie avec de l'Esprit. Der Nahme Heinrich des IV. mag dann die verſificirte Hiſtorie der Ligue erhalten, wir wiſſen nicht was die Nachwelt damit anfangen ſoll. Wir halten den Zadig für ein Werk aus weit dauerhafterem Stoffe gebaut. In der Note S. 221. folgen wir nicht ganz dem Verf. in ſeinem Enthuſiaſme für den Vater Young, der alle Moralität auf die einzige Betrachtung des Todtes

und der Ewigkeit gründete. Er ſagt, „wenn ich mich ganz ſterblich glaubte, ſo würde ich von dieſer Stunde an mir meinen Gott bilden, alles auf ihn, das iſt auf meine eigne Perſon, beziehen: ich würde das thun, was man Tugend nennt, wenn ich für mein Vergnügen dabey gewönne; und auch das Laſter würde ich auf gleiche Bedingungen begehen. Ich würde heute etwas ſtehlen, um es einem Freunde oder einer Geliebten zu geben; und wenn ich morgen mit ihnen zerfiele, ſo würde ich ſie wieder für meine eigne Rechnung beſtehlen: Und in allen dieſem handelte ich nach Grundſätzen; denn ich thäte alles, was meinem Gott gefällig wäre.“ Wir glauben, dieſer Schluß iſt ein wenig zu übereilt, und der Verfaſſer würde, wenn er auch keine Ewigkeit glaubte, doch bald empfinden, daß eben der Gott, der uns eine Ewigkeit zu glauben anbefiehlt und lehrt, die Dinge dieſer Welt mit ſolcher Weisheit eingerichtet hat, daß auch der geringſte Schritt der Ungerechtigkeit [20] nicht unbeſtraft bleibt — — Daß ich keinen Wink der Liebe und Zuneigung meinem Nebengeſchöpf entziehen darf, ohne dafür zu leiden, und daß Achtſamkeit auf das, was uns umgiebt, Gefühl und Thätigkeit eben ſo mächtige Triebfedern der Tugend ſind, als Betrachtungen über Todtenköpfe und Leichenſteine. Bey den Urtheilen der Nachwelt haben wir bedauert, daß der Verfaſſer mitten unter dem feyerlichen Geſicht des Minos der ganzen Nation, höhniſche Blicke auf Mr. de la Harpe wirft. Wir glauben nicht mit ihm an die Kälte dieſes Schriftſtellers, wir halten ihn vielmehr für einen der weiſeſten Geiſter Frankreichs.

Dieſes wird genug ſeyn, um unſere Leſer einigermaßen mit dieſem Buche bekannt zu machen. Es verdient mehr Achtung, als die gemeine Deklamation gegen die heutigen Sitten der großen Welt. Es iſt an vielen Orten mit ungemeiner Wärme geſchrieben, und zur Probe empfehlen wir beſonders das Capitel, über das Frauenzimmer. Wir freuen uns, daß uns in der kleinen Reiſe, die wir in der weiblichen Welt gethan haben, viele von den Originalſtücken

bekannt worden ſind, die der Verf. als Ideale des 2440. Jahres ſkizziert, und daß wir mit John Buncle ausrufen können: Dieſe Gallerie der Schöpfung übertrift alle Gallerien von Italien an Schönheit Titians und Raphaels! Die Leichenrede auf den Landmann empfehlen wir unſern Leſern eben auch als ein Stück, das der Menſchheit Ehre macht.

Goslar und Leipzig.

Abhandlung von den Schwierigkeiten in den Reichsſtädten das Reichsgeſetz, von 16 Aug. 1771. wegen der Mißbräuche bey den Zünften zu vollziehen, entworfen von Jacob Gottlieb Sieber, Doct. und Syndicus der Kaiſerlichen freyen Reichsſtadt Goslar. [21] Bey Georg Erdmann Hechtel, 1771. 8. 1 Alphabet.

(Iſt in der Brönneriſchen Buchhandl. allhier zu haben für 1 fl.)

Warum, dachten wir, da wir dieſes Buch in die Hand nahmen, ſoll es ſchwerer ſeyn, ein vernünftiges Geſetz in den Reichsſtädten einzuführen, als anderswo, wenn zumal dieſes Geſetz von dem Kayſer und Reich unterſtützt wird? Wir merkten aber bald, daß der Verf. nicht ſowohl Schwierigkeiten erörtern will, die in der Sache liegen, als nur ſolche, die von den Handwerkern gemacht werden, um ſich von dem Geſetz loszuwiklen. Dieſe Schwierigkeiten ſollen nun darin beſtehen. 1) Weil das Geſetz nur Handwerks, nicht Zünftemißbräuche betreffe. 2) Weil es nicht allgemein genug bekannt gemacht worden; und freylich wäre zu wünſchen, daß, wenn denn doch die Geſetze ſo lang ſeyn müſſen, jedesmal ein kurzer Auszug davon, im Styl der XII. Tafeln, gemacht würde. 3) Die rathsfähigen Gilden glaubten, nicht daran gebunden zu ſeyn. 4) Die Privilegien ſtünden dem Geſetz im Wege. 5) Die Obrigkeiten könnten es, in gleichgültigen Dingen ändern. Der Verf. glaubt dieſes ſelbſt, und rechnet hierher die Anzahl der Meiſter und Geſellen; Warnet aber ſehr gegen eine Änderung mit der Zunftmäßigkeit der Schinderſöhne, weil die Ehre eine ſehr kitzliche Sache wäre. 6) Das Geſetz wäre nicht in Obſervanz gekommen.

7) Die Obrigkeiten hätten nicht recht, zumal über rathsfähige Gilden in Corpore genommen, zu ſprechen. 8) Die Gilden hätten ihre eigene Jurisdiction. Bey dieſer Gelegenheit wird ein Strafprotocoll angeführt, in welchem ein Meiſter unter andern folgender Verbrechen wegen geſtraft wurde, weil er Hr. L. mit verdrüßlichen Worten begegnet 10 gl. Iſt er ohne Erlaubniß vom Gildhaus gegangen, 20 gl. Hat er [22] Meiſt. M. einen H** geſcholten. 20 gl. Hat er einen Hamel gefärbt. 1 Thl. 4 gl. 9) Soll der Obrigkeit nicht mehr Recht zu ſtehen, als ihr die Stadtverträge geben. Hier hohlt der Verf. erſchrecklich aus, und macht eine beſondere Ausſchweifung, in welcher er ſeine Collectanea von dem Urſprung der Städte und den Schickſalen der Gilden in und außer Goslar wunderlich durch einander wirft. Es hat uns befremdet, daß er bemerkt, die Münzergilden in Goslar haben ſich verloren, und daß er ſie unter andern Gilden ſucht. Die Münzergilden, oder die Münzerhausgenoſſenſchaften ſind aus den deutſchen Rechtsgeſchichten jedermann bekannt. Sie waren nicht ſowohl Handwerker, als vornehme und angeſehene Privatperſonen in den Städten, welche dieſe Privilegien von den Kayſern erhielten. Nachher da ſich das Münzweſen ſo ſehr verändert, dieſe Familien auch vielleicht ſolchen Unternehmungen nicht mehr gewachſen waren, ſo kamen dieſe Gilden überall ab, und die Städte zogen das Münzrecht allein an ſich. Dieſe Münzergeſellſchaften ſind alſo ganz verraucht. 10) Das Reichsgeſetz ändere nur die Mißbräuche, nicht die Innungsbriefe und Ordnungen. Alle dieſe Schwierigkeiten ſind dem Verf. im Gerichtsſtuhl vorgekommen, und jede wird, aber nicht ohne Verwirrung, durch rationes dubitandi und decidendi, mit ſehr leichter Mühe aus dem Weg geräumt. Am Schluß werden noch einige kleine Schwierigkeiten angezeigt, daß nehmlich Handwerkspurſche aus den Ländern großer Stände, in den Reichsſtädten keinen Geſetzen gehorſamen wollten; daß die Reichsſtädtiſchen Obrigkeiten oft viele Unordnungen hegten, und daß die Uneinigkeiten zwiſchen Rath und Bürgerſchaft auch der Befolgung

eines ſolchen Geſetzes nicht wenige Hinderniſſe in den Weg legten. Politiſche Betrachtungen kommen auch hier und da vor; die Politik iſt aber [23] des Verf. Fach gar nicht; Die Beyſpiele und Ausſprüche in den Handwerksſtreitigkeiten, die der Verf. anführt, werden manchem Juriſten, der die Obſervanz und Präjudicien höher achtet, als die Geſetze, am liebſten ſeyn. Wir müſſen uns hier eine kleine Reflexion über den Gang erlauben, den die menſchliche Seele in gewiſſen Schriftſtellern nimmt, welche die Gegenſtände, die ſie behandlen, immer nur auf einer Seite zu betrachten gewohnt ſind. Es ſcheint, daß die Augen der Seele durch die Anſtrengung auf einen Punkt, die Kraft ſich über und unter ſich und auf die Seite zu wenden ganz und gar verliehren. Dieſer Verf. hat, ſeit ich weis nicht wie viel Jahren ſich mit Handwerksſtreitigkeiten abgegeben, aber er hat dabey nichts geſehen, als rechtliche Einwürfe und ihre Widerlegung. Hätte er nur einen einzigen Blick auf die Seite gethan, ſo würde er eine Schwierigkeit gefunden haben, die ſtärker iſt, als alle ſeine Dreyzehen andere, nehmlich die Schwierigkeit, eingewurzelte eigennützige Vorurtheile durch Geſetze zu hemmen. Wie kam es daß er dieſen Blick nicht thate?

Düſſeldorf.

Von der Liebe gegen Gott. Eine Predigt von dem Herrn Canonicus Jacobi. 1771. 8. 2 Bogen.

Eine Predigt, die dem denkenden Leſer, um verſchiedener feiner und richtiger Gedanken und Bemerkungen willen, und dem empfindungsvollen, wegen der ſimplen, ſanften und rührenden Sprache, die ein Abdruck des zarten, menſchenholden, rechtſchaffnen Herzens des Hrn. C. J. iſt, Vergnügen machen wird. Wir wünſchen, ſie insbeſondere in den Händen aller Eltern und Lehrer der Jugend zu ſehen. Glücklich wenn ſie die darin enthaltenen Vorſchrif- [24] ten, wie Empfindungen von Gott und von der Tugend in dem weichen Herzen der Jugend zu erregen und zu erhalten ſind, in ſorgfältige Ausübung bringen! — — Wann werden wir doch einmal viele ſolcher Predigten bekommen, als gegen-

wärtige! — — Wann wird man doch einmal allen Dogmatiſchſcholaſtiſchen Wuſt, allen Exegetiſchen Flitterſtaat, alle Kunſtſprache, allen Oratoriſchen Prunk ꝛc. aus den Predigten hinauswerfen, und blos geſunde, vernünftige, allgemein faßliche und allgemein nützliche Gedanken, in einem ſolchen ungekünſtelten, einnehmenden und liebreichen Ton vorbringen! Solche Vorträge, wie der gegenwärtige und die beyden erſten des Verf. ſtiften mehr Gutes, als die meiſten Sammlungen von Predigten unſrer, und ausländiſcher, ſo genannten, groſſen Prediger. Wir bitten den Herrn J. daß er uns von Zeit zu Zeit mehr dergleichen Stücke liefern möge.

Kupferſtich.

Les offres reciproques, dediées à S. A. Mgr. Adam, Prince Czartoryski, gravées d' après le tableau original de Dietricy, Peintre de la Cour Electorale de Saxe, par I. C. Wille, Graveur du Roi, de L. M. I. et R. et de Sa Majesté le Roi de Danemarck.

Es iſt dieſes Werk als ein Pendant zu den Musiciens ambulans unſers berühmten Landsmanns. Man ſieht eine Frau dem Volke Kuchen austheilen, das ihr Geld anbietet. Eine andre Frau hält ein Glas, und ein Kind, das ein Stück Kuchen ißt, ſteht hinter der Verkäuferin. Man findet hier alle Verdienſte vereinigt, die man bey dem Verf. zu bewundern gewohnt iſt — — Köpfe und Hände bis auf das höchſte Licht ausgearbeitet, treſliches Helldunkel, und Mannigfaltigkeit und Wahrheit in den Stoffen.

[25]] Nro. IV. Den 14. Jänner 1772.

Cambridge.

An Essay on the Subjects of Chemistry and their general Division By R. Watson A. M. F. R. S. Fellow of Trinity College and Professor of Chemistry in the University of Cambridge.

Der Verfaſſer ſetzt das Waſſer unter die Mineralien, vergleicht es mit Queckſilber, und glaubt, daß, ſo wie Queckſilber, unter einem gewiſſen Grad von künſtlicher

Kälte, eine ſolide Subſtanz werde, man das Waſſer eben ſo anſehen könne, daß es, zum flüſſig werden, nur einen geringern Grad von Hitze nöthig habe, als andre Minerale. Eis betrachtet er, nach dieſer Analogie, als den natürlichen Zuſtand des Waſſers. Uns dünkt, daß nur, in einem gewiſſen Grade von Kälte, Eis der natürliche Zuſtand des Waſſers ſey, weil man ſonſt die Weiſe zu argumentiren umwenden, und den unnatürlichen Zuſtand, wo nicht überall, doch bey den mehreſten ſoliden Körpern mit eben ſo vielem Schein wahrſcheinlich machen könnte.

Der Verfaſſer glaubt mit Recht, daß er in den 3 Naturreichen keine charakteriſtiſche Unterſcheide anzugeben wiſſe, die einander entgegengeſetzt ſind. Die freywillige Bewegung, hält er für einen inadäquaten Beweiß der Animalität, und glaubt, man [26] müſſe an deren ſtatt die Perceptivität annehmen. Indeſſen fürchtet er wieder auf der andern Seite, daß es gewiſſe Geſchöpfe gebe, die man unter das Pflanzenreich rechne, und denen man eben dieſe Perceptivität nicht gänzlich abſprechen könne. Wo ein gewiſſes Vaſcularſyſtem iſt, das einen circulirenden Nahrungsſaft enthält, da iſt Leben, und wo Leben iſt, da muß auch eine ſchärfere oder ſchwächere Perception, eine größere oder geringere Capacität zur Glückſeligkeit ſeyn. Die Schwämme ſchlieſſen und öffnen ihre Mammillae; die Korallen ſtoſſen ihre ſaugende Werkzeuge aus, und ziehen ſie wieder ein; die Schaalfiſche öffnen und ſchlieſſen ihre Schaalen, Futter zu ſuchen, oder Schaden zu entkommen. Nach dieſen muſkelnähnlichen Bewegungen ſchlieſſen wir nun, ſie gehören in die Claſſen der Thiere, und geben ihnen Perceptivität. Allein giebt es nicht Pflanzen, wie die Heliotropae, die ſich täglich nach der Sonne herumdrehen, und ihre Nahrung von dieſem Lichtkörper mit eben der Emſigkeit ſuchen, als die Muſcheln ſich bey dem Anlauf der Fluth nach Waſſer öffnen? Die Flores ſolares ſind in ihrem Öffnen und Schlieſſen ſo einförmig, wie die Thiere im Freſſen und Verdauen. Einige beobachten nicht die Jahrszeiten, ſondern ſchlieſſen und öffnen ihre Blumen

allzeit um die nämliche Stunde; andre, wie eine Gattung von Inſekten, erſcheinen nur nach der Hitze und Witterung des Clima, öffnen ſich ſpäter im Tag, oder öffnen ſich gar nicht, wenn man ſie von einer ſüdlichern zu einer nördlichern Breite bringt. Trifolium, Sauerampfer, afrikaniſche Cattha, Chrysanthemon breiten ihre Blätter vor dem Regenwetter ſo regelmäßig aus, daß es ſcheint, ſie ſähen es vorher, und hätten eine Art von Vorſorge auf die Zukunft, wie die Ameiſen. Einige bekommen in ihre Stamina Convulſionen, bey der gelindeſten Berührung. [27] Die Muſkularbewegungen der Flohfalle ſcheinen würklich in der Lebhaftigkeit eine Menge Thiere zu übertreffen. Wenn man alſo die Bewegung der Zoophyten einem inneren Principio der Volition zuſchreiben, alle Bewegungen der Pflanzen hingegen als bloß mechaniſche Dilatationen anſehen will, ſo ſetzt man ſich dadurch in den Verdacht, gleiche Würkungen zu ungleichen Urſachen zurückführen zu wollen. Alle phyſiſche Obſervationen über die Erzeugung, Nährung, Organiſation, Leben, Geſundheit, Krankheit und Tod der Pflanzen helfen eben ſo wenig, ein unterſcheidendes Kennzeichen feſtzuſetzen, als die metaphyſiſche Speculation über die Perceptivität oder das Maaß der Glückſeligkeit. Wir wiſſen, bey Erzeugung der Pflanzen iſt die Vereinigung beyder Geſchlechter eben ſo nöthig, wie bey den Thieren. Die Nutrition geſchieht eben auch auf ähnliche Art. Die Cotyledon der Pflanzen, welche das Corculum einſchlieſſen, ſind vollkommen der Placenta und der Nabelſchnur der Thiere analog, und wir haben viele Gründe für uns, daß der Embryo der Pflanzen auf ähnliche Art genährt werde. Auch die Lungenflügel, zwiſchen welchen der Keim ſteckt, werden durch die Putrefaktion in einen Milchſaft verwandelt, der zur Nahrung der Pflanze ſehr geſchickt iſt. Das Aus- und Einathmen, eine Art von Larynx, und Lunge, unmerkliche Ausdünſtung, Venen, Arterien, Milchgefäße, und ein circulirendes Fluidum gehören eben ſowol den Pflanzen, als den Thieren. Ihre äuſſere und innere Krankheiten haben ungemein viel

Analoges. In der Aſſimilation der Nahrung ſind ſie zu gleichen Geſetzen angewieſen, und können nicht alle annehmen; denn die Früchte ſchmecken eben ſo gut nach dem Boden, als Milch, Urin, Fleiſch und Beine der Thiere nach dem beſondern Futter, das ſie genährt hat. Die Waſſerpflanzen lieben [28] eben ſo ſehr ihren beſondern Boden, und ſterben wie die Waſſerthiere, wenn man ſie aufs Land bringt. Es giebt Waſſerthiere, die unbeweglich ſind, wenn die Bäche vertrocknen, und die ihre bewegende Kraft wieder erhalten, wenn es regnet. Dieſes iſt die Geſchichte der Mooſe, die im Winter in der feuchten Luft Nahrung finden, und im Sommer vertrocknen. Die Fortpflanzung durch Zweige und Ableger bey den Polypen, das Widerwachſen der Krebsfüße, Schneckenhörner, Eidexen und Salamanderſchwänze iſt, nach den verſchiedenen Jahrszeiten, vollkommen pflanzenartig. Alle Pflanzen, außer die Monaecia und Diaecia, ſind Hermaphroditen, die Schaalfiſche auch Hermaphroditen. Reaumur hat gezeigt, daß der Rebwurm (ips) ſich ohne Vereinigung der Geſchlechte fortpflanzt. Wie in den Pflanzen, ſo ſteht auch bey den Thieren das Blut ſtill, wie bey den Fröſchen — — — Die Pflanzen ſchlafen und wachen wie die Thiere, und die Abwechſelung dieſes Zuſtandes iſt bey den jungen Pflanzen ebenfalls häufiger, wie bey den jungen Thieren. Auch das Oestrum iſt gleichregelmäßig in beyden Reichen.

Wir machen bey dem Syſtem des Verfaſſers die bekannte Anmerkung, daß alle Eintheilungen der Geſchöpfe in Claſſen u. ſ. w. nur in der Speculation und nicht in der Natur exiſtiren, und nur Vorſtellungsarten und Fächer für die Schwäche des menſchlichen Verſtandes ſind. Alle Theile der Schöpfung ſtehen in unzertrennlicher Verbindung mit einander, wir vermuthen, und getrauen es ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß alle erſchaffne Dinge zu einer gewiſſen Vollkommenheit und Glückſeligkeit beſtimmt ſind: und daß jeder Cörper unmerklich nach und nach verfeinert, und in einen andern ihm in den mehreſten Stücken ähnlichen verwandelt werde: daß das Waſſer die Mineralien, die Mineralien

[29] die Pflanzen, und die Pflanzen die Thiere erzeugen, und die so erzeugten Individuen allzeit noch von den Eigenschaften und Kräften ihrer Mutter, aber oft bis zur Unkenntlichkeit verfeinert, beybehalten; daß die Pflanzen auf den untersten Stuffen bloße Maschinen sind, bey welchen man deswegen vielleicht noch lange vergebens die Erzeugungswerkzeuge, Blüthen, Saamen und Früchte suchen dürfte, deren Mechanismus den Keim der Irritabilität, oder der Eigenschaften vollkommner Pflanzen enthält, und daß die Pflanzen auf den höhern Stuffen, ausser dem Mechanismus, verschiedne Gattungen von Reizbarkeit oder unreifem Gefühl haben, welche als Keime künftiger Sinne der Thiere betrachtet werden müssen: daß der Saamen aller Eigenschaften der Thiere schon in den Pflanzen, bald mehr bald weniger reif, verborgen liege, und sich durch mancherley analogische Wirkungen äussere: daß man aber diese unreifen Eigenschaften nicht mit den reifen der Thiere verwechseln, und einerley Benennung ihnen beylegen müsse, so lange andre bestimmende Namen vorhanden sind. Man kann Most nicht Wein, Wein nicht Spiritus, Milch nicht Blut oder Nervensaft, Nervensaft nicht elektrische Materie, Mechanismus nicht Reitzbarkeit, Reitzbarkeit nicht Gefühl und Sinnlichkeit, Gefühl und Sinnlichkeit nicht Empfindung, und Empfindung nicht Beurtheilungskraft nennen; Folglich legt unser Verfasser den Pflanzen mit Unrecht eine Perceptivität und Glückseligkeit bey, und das, was an der Sache wahr ist, und mit dem Sprachgebrauch bestehen kann, muß so lauten: die Grade der Reife oder Perfectibilität der vegetabilischen Vorbereitungen zum thierischen Gefühle und Sinnlichkeit bestimmen das Maaß der Entfernung der Pflanze von der künftigen thierischen Perfectibilität, und die Größe und Mannichfaltigkeit der thierischen Perfectibilität bestimmen das Maaß der thierischen [30] Glückseligkeit. Die Bewegung ist das große Werkzeug der Verfeinerung und der daraus entstehenden Glückseligkeit der Dinge: Luft, Kälte und Wärme, Verwitterung, Mechanismus, Gährung, Fäulniß, Feuer, elektrische Materie ꝛc. sind Hülfs-

mittel und zugleich Produkte der Bewegung. Mäßige Bewegung iſt unter allen exiſtirenden Bewegungen der gerade Weg zum Ziel: zu geſchwind, oder zu langſam, der krumme: Jede Bewegung der Dinge rächt ſich durch anerſchaffne Kraft ſelber; zu geſchwinde wird auf einem gewiſſen Grade unmerklich langſamer, und die zu langſame Bewegung geſchwinder: endlich kehren beyde, aber verfeinert und erhöhet auf der andern Seite ihrer vergrößerten Spirallinie um.

Wir begreifen ferner nicht, warum der Verf. nicht bey den Kennzeichen der Naturreiche des Ritter von Linne geblieben iſt, welcher den Mineralen das Wachſen, den Pflanzen das Wachſen und Leben, und den Thieren das Wachſen, Leben und Empfinden als ſtete Kennzeichen beygelegt hat.

Paris.

Des Talens dans leurs rapports avec la societé et le bonheur; piece qui a remporté le prix de l'academie françoise, en 1771. par Mr. de la Harpe, 8.

Es ſind eigentlich nur die ſchönen Künſte und nicht die nützlichen. Es ſollte heißen: Lob der ſchönen Künſte. Man hat in Paris den Verfaſſer häufig über ſeinen Titel ſchicanirt, und ihm daher den Vorwurf gemacht, daß er ſeiner Materie nicht genug gethan habe. Indeſſen hat dieſes Gedicht vortrefliche Stellen, obgleich das Ganze weit unter der Proſa des Eloge de Fenelon iſt. Beſonders hat uns gefallen, daß ſich der Autor der engen [31] Feſſeln der franzöſiſchen Verſification zu entledigen gewußt, und ſehr oft bloß fürs Ohr und nicht fürs Auge gereimt hat. Eine Stelle über Voltaire wollen wir unſern Leſern ausziehen, nicht ſowol weil wir den Ausdruck für Poeſie halten, ſondern auch das Faktum als ein ſeltnes Stück poetiſcher Fiktion betrachten. Denn die Thränen der Empfindſamkeit bey den Verdienſten eines Rivals haben die Augen des alten Dichters von Ferney wohl nie beſucht.

J'ai vu (puissent mes vers au Siècle à venir
D'un Exemple si beau tracer le souvenir!)
J'ai vu le Chantre heureux, que Melpomene inspire
Qu'ont immortalisé les larmes de Zaïre,
Au seul nom de Racine attendri, transporté,
De son rare Genie adorer la beauté,
L'adorer en pleurant, peindre avec Complaisance
Sa facile Richesse, et sa douce élégance
Lui-même en répéter les vers les plus touchans,
Et des tons du Poëte animer ses accens.

Gegen die Überſetzer.

Voyages and Travels through the Russian Empire, Tartary and Part of the Kingdom of Persia. By John Cook, M. D. at Hamilton 8. 2 Vol. 12 S. Edinburgh 1770.

Ein elendes Buch von einem unwiſſenden Medicus und kurzſichtigen Beobachter. Hierzu kommt noch die vollkommenſte Unwiſſenheit in der Landesſprache, und dieſe erzeugt, wie bey ſeinem Mitbruder, dem lieben Herrn Abbé Chappe de la Haute Roche, die lächerlichſte Nachricht. Doch muß man nicht läugnen, daß ihm der Anblick des Lokals eini-[32]ge gegründete Critiken gegen die Wahrheitsliebe des Hanway an die Hand gegeben hat, der aber dagegen im Gentl. Magaz. wiewol mit ſchlechten Gründen, iſt vertheidigt worden.

A Poetical Essay on the Existence of God Part. I. by the Rev. W. H. Roberts of Eton, late Fellow of Kings College. Cambridge, 4. 1. S. Wilkie 1771.

Eine Enumeration der gemeinen Beweiſe für die Exiſtenz Gottes in blanken Verſen geſchrieben, aber leider ſo trocken, wie eine verſificirte Ontologie. Zwey Theile verſpricht der Verf. noch; einen, über die Eigenſchaften, und den andern, über die Vorſehung Gottes.

Nachricht vor den Liebhaber der Kunſt.

Catalogue des Estampes, Vases de poterie etrusques, figures, basreliefs et bustes de bronze, de Marbre et de Terre cuite, ouvrages en marqueterie etc. du célébre Boule pere, du Cabinet de feu Mr. Crozat etc. par Remy in 12. 185. pag. à Paris chez Muzier pere.

Dieſes Verzeichnis giebt dem Publico die Nachricht, daß die große Gemäldeſammlung des Baron de Crozat vor die Ruſſiſche Kayſerinn gekauft ſey, und nächſtens nach Petersburg abgehe, und bietet zugleich die hier angezeigte Werke gegen Ende des Februars zur Verſteigerung an.

Den 31. Dec. 1771. ſtarb zu Halle in Sachſen der Königliche Preußiſche Herr geheime Rath Klotz, nach einer kurzen Krankheit.

[33] Nro. V. Den 17. Jänner 1772.

Nordhauſen.

Bey J. G. Groß. Heilige Reden von Chriſtoph Friedrich Sangerhauſen. 1772. 8.| 141. S.

Es ſind ſechs. I. Von dem wahren Werth des menſchlichen Lebens, über Pſ. 90, 10. S. 1, II. Wider den Selbſtbetrug der Chriſten,. über Jac. 1, 22. S. 23. III. Die Pflicht der Chriſten dem Erlöſer in ſeinen Leiden gleich zu werden, über 1 Petri 2, 21 — — — 25. S. 45. IV. Von den Entſchuldigungen bey dem großen Weltgericht, über Matth. 7, 15 — — — 23. S. 73. V. Von der großen Verantwortung derjenigen, welche Aergerniß geben, über Matth. 18, 1 — — — 11. S. 97. VI. Eine Empfehlung der Menſchenliebe, S. 123. Wir können nicht ſagen, daß dieſe Predigten unter die ſchlechten gehören. Es ſind Stellen darin, welche von Menſchenkenntniß zeugen. Der Verf. miſcht wenig Dogmatik in ſeine Vorträge. Es fehlt nicht an guten und richtigen Gedanken. Sie ſind nicht durch (hin und wieder noch gewöhnliche)

ſtrenge, verdammende, Urtheile über andre Religionspartheyen verunſtaltet. Wir haben auch zum Theil einen ſimpeln, edeln und reinen Ausdruck mit Vergnügen bemerkt. Aber wir würden uns gleich anfangs des übertretnen Geſetzes der Unpartheylich-
[34] keit ſchuldig machen, wenn wir nicht auch dagegen anzeigten, was für Flecken wir entdeckt, von denen wir die gegenwärtige Sammlung gereinigt zu ſehen wünſchen. Wir glauben, darin manche unbeſtimmte und unrichtige Gedanken, wodurch er ſich bey denkenden Leſern ſchaden mag, dabey bibliſch-aſcetiſche Floskeln, hin und wieder einen gezwungenen und allzu gezierten Ausdruck, alſo Fehler gegen die Simplicität und Deutlichkeit — — und doch zuweilen auch Nachläßigkeiten wahrgenommen zu haben. Einige Beyſpiele werden es erläutern.

Unbeſtimmte und unrichtige Gedanken S. 17. heißt es: „Der menſchliche Geiſt könne in dieſer Welt bey ſeinen Bemühungen nicht weiſe, bey ſeinem Eifer nicht heilig, im Beſitz ſeiner Güter nicht glücklich, und im Genuß ſeiner Vergnügungen nicht ruhig werden.“ Gott, der Urheber der menſchlichen Natur, wird wohl den Menſchen ſittliche Vorſchriften ertheilet haben, weil er die Möglichkeit, ſie zu befolgen, geſehen. — — Ferner, ſollte es wohl immer an Menſchen gefehlet haben, die bey ihren Bemühungen auch wirklich weiſe, bey ihrem Eifer auch wirklich heilig, im Beſitz ihrer Güter glücklich, und im Genuß ihrer Vergnügungen auch wirklich ruhig geworden? Und was will Herr S. antworten, wenn man ihm, in Abſicht auf die Bemühungen des menſchlichen Geiſtes nach Weisheit und Heiligkeit, die Stelle Matth. 5, 6. unter andern vorlegt? — — S. 20. iſt eine ſonderbare Stelle, die wir aber um ihrer Länge willen nicht hieherſetzen können; wir erinnern nur, daß uns die Eitelkeit zweymal ſehr am unrechten Ort zu ſeyn dünkt, und daß wir die Antworten nicht blos von jenſeits des Grabes her geholt, überhaupt anders geantwortet hätten. S. 29. heißt es: „Nur ſelten erzeugt die Natur Ungeheuer.“ Niemals giebt es deren. Der böſe Menſch iſt es nicht ganz, er iſt im- [35] mer in ſeinen Handlungen

gemiſcht. Noch weniger treten ſie, als ſolche, in die Welt. S. 30. ſagt er: „ſo bald die Natur ihre unächten Mißgeburten in das Kleid der Religion verſteckt, und für Kinder derſelben uns aufdringen will, dann iſt es Zeit ihr den Schleier zu entreiſſen, und ihre Tugenden für Tugenden anzuſehen, durch welche man den Himmel verlieren, und die Hölle verdienen kann.“ Wie unbeſtimmt und ſchief? Welcher Galimathias? — — Was iſt das für eine Natur? Hier, nach dem Zuſammenhang, die böſe, warum redet er nicht beſtimmter und deutlicher? S. 118. nimmt er das Wort Natur wieder im böſen Verſtand, wo er es der Religion entgegenſetzt. Warum drückt er ſich nicht eigentlicher aus, verderbte Denkens- oder Sinnesart, verkehrte Natur? S. 32. hat er etwas ähnliches, „unſre Eigenliebe, dieſe unglückliche Mitgabe, mit welcher die Natur alle ihre Kinder ausſteuert.“ Gott, der die Menſchen gut und glücklich haben will, ſchickt ſie wohl nicht mit wirklich böſen Anlagen und Eigenſchaften in die Welt, oder mit Hrn. S. gezierter zu reden, ſteuert ſie nicht mit unglücklichen Mitgaben aus. — — Wir könnten Hrn. S. auffordern, durch eine Schriftſtelle ſeinen Satz zu beweiſen. S. 37. „der Mörder erkennt ſeine Miſſethat am Creuze, und erhält ein Paradies.“ Dieſes ſo geradehin geſetzt, iſt wenigſtens anſtößig und leicht zu mißbrauchen. Aber es iſt wohl auch noch ungegründet. Der Mörder mag ein ganz guter rechtſchaffner Mann geweſen, zu ſeinem Schritt aber entweder durch unangenehme Situationen im Äuſſerlichen gezwungen, oder durch eine heftige Leidenſchaft überraſcht und dahingeriſſen worden ſeyn. In beyden Fällen, er mag auch lang oder kurz eingekerkert geweſen ſeyn, ward ſeine Beſſerung, oder Bekehrung, wie man es nennen [36] will, durch ſeine vorherige gute Denkungsart ungemein erleichtert. War er aber vorher nicht der ehrliche Mann, ſo kann ja während ſeiner Gefangenſchaft, die vielleicht lang geweſen ſeyn mag, das Werk ſeiner Beſſerung zu Stand gebracht worden ſeyn. Hr. S. hätte ſich, um allen

Mißdeutungen vorzubeugen, etwas weiter und behutſamer ausdrücken, oder lieber dieſe Stelle weglaſſen ſollen. Und was ſoll auf eben der 37. S. göttliches Blut ſeyn, das auch S. 90. wieder vorkommt? Nonſenſe. Mit Apoſtelgeſch. 20, 28. wird er dieſen Ausdruck doch wohl nicht rechtfertigen wollen. S. 82. ſcheint Hr. S. doch den Juden eben kein vortheilhaftes Schickſal künftig zu beſtimmen. Nur von einem Umſtand zu reden: Blos ein ſehr kleiner Theil der damals lebenden Juden hat den Schritt begangen, Jeſum zum Tod zu verurtheilen, und dazu mögen ihre von Jugend auf eingeſogene, und mit ihrem Weſen beynahe dicht verwebte Vorurtheile, den Meſſias betreffend, auch nicht wenig beygetragen haben. Was geht das die nachher, und die jetzt lebende Juden an? Will man nicht bedenken, der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat ſeines Vaters? Vielleicht zeigt ſich bald eine Gelegenheit, über dieſe Materie mehr zu ſagen. S. 87. ſpricht er von Herrſchaft des Satans, der wir durch die Taufe entſagten, und welcher böſe Menſchen entriſſen werden müßten. Woher weiß es Hr. S. daß die Kinder vor der Taufe unter der Herrſchaft des Satans ſtehen? Woher, daß das Böſe ſich durch den Satan in die Welt eingeſchlichen? Woher, daß die böſe Handlungen der Menſchen vom Einfluß deſſelben mit herrühren? Woher, daß böſe Menſchen unter der Bothmäßigkeit des Satans ſtehen, wie er ſich S. 87. äuſſert? Weiß er nicht, daß man das Böſe bey den Menſchen aus ganz andern Quellen herleiten könne, auch alle [37] Schriftſtellen, worin man gewöhnlich den Satan und ſeinen Einfluß findet, ganz bequem und ohne Zwang anders auslegen könne, welches uns freylich von Anfang gezwungen und hart ſcheinen mag, da uns die Vorſtellungen vom Satan, ſeinen Einflüſſen und Wirkungen, mit der Muttermilch beynahe eingeflößt, und durch den nachfolgenden Unterricht noch mehr eingeprägt werden? Warum mag doch Hr. S. ſo unbibliſches, dem geſunden Menſchenverſtand anſtößiges, und der Sittlichkeit nachtheiliges Zeug auskramen, von Herrſchaft des Satans? Solche der Freyheit und Zurechnung, der

Moralität und Tugend, worauf endlich doch alles hinauskömmt, so verderbliche Sätze figurieren in heiligen Reden sehr schlecht. Hierher kann man auch noch rechnen, was S. 113. 114. steht, „daß die Aufsicht der menschlichen Seelen den Engeln anvertraut ist," und was S. 115. vom jetzigen Zeitalter gesagt ist, daß „der Unglaube die unglücklichen Gränzen seiner Herrschaft nie mehr erweitert, und das Laster nie mehr Verehrer um seine Altäre versammelt habe, als jetzo," wie er sich gar zu zierlich und gekünstelt ausdrückt. Warum man doch mit dem Zeitalter, worin man lebt, so unzufrieden seyn mag! — — Wir sollten denken, verschiedne Zeitpunkte im Griechischen und Römischen Staat, seyn fruchtbarer an Unglauben und Lastern gewesen, als der gegenwärtige. Hiemit genug, ob wir gleich noch mehr unter diese Rubrike bringen könnten.

Biblisch ascetische Floskeln S. 27. „ewiger Tod. S. 31. Kinder der Welt. S. 82. Licht der Gnade von seinem Leuchter gestoßen. S. 87. Herrschaft des Satans." Warum nicht eigentlicher und faßlicher dafür: Herrschaft unrichtiger Begierden, heftiger Leidenschaften, oder kurz: Herrschaft des Bösen, herrschendes Böse? Warum doch manche neuere Predigten und Erbauungsschriften noch [38] immer von biblischen Redensarten wimmeln? Was sucht man dabey? Sind sie etwa faßlicher und nachdrücklicher? Keines von beyden. Jesus, und seine Apostel richteten sich in ihren Vorträgen und Sendschreiben nach dem damals üblichen, ihren damaligen Zuhörern und Lesern verständlichen Sprachgebrauch. Warum ahmen wir dieses ihr weises Betragen nicht nach? u. dergl. w.

Gezwungener und allzu gezierter Ausdruck S. 5. heißt es, das menschliche Leben sey in mancher Augen „ein unglückliches Land, in dem der Abkömmling des Himmels, der Geist, verbannt aus seinem Vaterland, von ungesunden Nebeln krank, in den Ketten der Leidenschaften seufzen, mit seinen Fähigkeiten verschmachten muß: ein unglückliches Land, in dem man den Wind, welcher uns in ein besseres über-

ſchiffen ſoll, nicht ungeduldig genug erwarten, und nicht geſchwind genug annehmen kann." Schiffet der Wind einen über? S. 8. „Laßt uns die Zeit abrechnen, welche wir nicht einmal leben, und die der Schöpfer ſelbſt von dem ausgeliehenen Kapital unſrer Jahre abrechnen wird. S. 34. Wir übertäuben durch die lauten Stimmen unſrer Leidenſchaften dieſen Richter (das Gewiſſen) welcher ſein Amt nur alsdann verwaltet, wenn der Tumult um ſeinen Richterſtuhl aufhört, und die Partheyen ſchweigen. S. 119. Die Religion hatte einen neuen Thron beſtiegen, ihre Unterthanen beſtanden aus zwey ganz verſchiedenen Völkern ꝛc." Hierher können wir wohl auch die bereits oben angeführte beyde Stellen S. 30. 32. rechnen.

Nachläſſigkeiten. S. 114. „ſo oft ich den Tag des Gerichts meinen Gedanken gegenwärtig mache." Wer redet ſo? Eben ſo wenig gefällt uns in der ſonſt nicht zu verachtenden VI. Rede S. 126. Das Leben Jeſu war ein großes Regiſter von Wohlthaten.

[39] Noch etwas aus der erſten Pr. vom wahren Werth des menſchlichen Lebens, ein Stück des Schluſſes. „Ich will ſchon itzt im Himmel leben, und auf der Erde nur noch wohnen. Mein Geiſt ſoll ſich über die Welt erheben, und wie von einem geſunden Berge, die unter demſelben aufſteigenden ungeſunden Nebel ſehen und vergeſſen. Ich will mich mit meinen Gedanken in die Geſellſchaft der Engel und Verklärten begeben, mich in ihre Geſpräche und Jubel miſchen — — und ſchon itzt im Himmel leben, und auf der Erde nur noch wohnen." Wir wünſchen, daß Hr. S. Geiſt noch auf Erden leben und wohnen bleibe, bis es dem Herrn der Natur gefällt, ihn wirklich daraus in einen andern Zuſtand zu verſetzen; daß ſein Geiſt, anſtatt ſich in die Geſellſchaft der Engel und Verklärten zu begeben, noch ſeine Brüder, die Menſchen, würdigen möge, unter ihnen ſich aufzuhalten; daß er ſeine Augen dazu gebrauchen möge, die Menſchen beſſer kennen zu lernen, das Herz, die mancherley Neigungen, Falten und geheimen Gänge deſſelben, die Vorurtheile aller Art, die in

den innerſten Gegenden deſſelben niſten, und der wohlthätigen Wahrheit den Eingang verwehren, auszuſpähen. Das wird eine in aller Abſicht weiſere und nützlichere Beſchäftigung für ihn ſeyn, als jene. Überhaupt iſt dieſe erſte Predigt theils zu einſeitig, theils zu voll tranſcendentaler Moral. Wenn werden doch alle unſre Sittenlehrer und Prediger einmal die Moral einſtimmig aus dem Himmel herab auf die Erde unter die Menſchen führen! Hr. S. beſitzt Anlage, ein würdiger Prediger zu werden, aber es gehört noch Bearbeitung derſelben dazu, noch mehr Kenntnis des menſchlichen Herzens, noch Studium der Schrift mit Zuziehung geſunder Ausleger Z. B. eines Grotius, Clarke, Taylor, Semler; noch Studium ei- [40] ner vernünftigen Moral nach alten und neuen Autoren. Dann mag er die Lobſprüche verdienen, die ihm öffentlich vor einiger Zeit ganz verſchwenderiſch ſind ertheilt worden.

Gegen die Überſetzer.

The village oppressed, a Poem dedicated to Dr. Goldsmith, 4. l. S. Robson 1771.

Nicht allein bey uns, ſondern auch in England iſt die Nachahmerheerde zahlreich und läſtig. Es iſt dieſes eine ſchwache Nachahmung des Village deserted von Dct. Goldſmith, und ihm zugeeignet. Das Elend des unterdrückten Dorfs hat der Verf. ſelbſt nicht im Traum geſehen, und die Klagen ſind unpoetiſch und erzwungen.

The brother. By a Lady 12. 2 Vol. 5 S.

Wir wünſchen daß dieſer Bruder der einzige Sohn ſeines Vaters bleiben möge — — denn das Werk iſt unter der Critik.

Belle Grove, or the fatal Seduction 12. 2 Vol. 5 S.

Vermuthlich von eben derſelben Verfaſſerin.

The history of Mr. Cecil and Miss Grey. In a series of Lettres, 12. 2 Vol. 5 S.

Sehr keuſch und züchtig, aber ſehr platt.

The Nun; or the Adventures of the Marchioness of Beauville 12. 2 S. 6 d.

Garſtige und boshafte Nonnengeſchichten.

Poetical Essays chiefly of a moral Nature, written at different Periods of Time by a joung Man. 8. 1 S. 6. d. 1770.

Ein junger Menſch der gute Abſichten hat, ſeiner Mutter die Sachen dedicirt, gerne nützlich ſeyn will, aber als Poet es niemals ſeyn wird.

Helvetius ſtarb den 26. Dec. vorigen Jahrs an dem Podagra im 60ſten Jahre ſeines Alters.

[41] Nro. VI. Den 21. Jänner 1772.

Leipzig.

Almanach der deutſchen Muſen, auf das Jahr 1772. 8. 324. S.

(Iſt in der Brönneriſchen Buchhandlung allhier zu haben für 1 fl. 30 kr.)

Es unterſcheidet ſich dieſer Almanach von den vorigen darin, zu ſeinem Vortheil, daß weniger Anecdotenſucht, weniger Unbeſcheidenheit gegen unſre beſten Schriftſteller darin herrſcht; allein dagegen iſt auch die Sammlung der Gedichte ärmer und leichter an innerem Gewichte, und die Notiz poetiſcher Neuigkeiten mit gewöhnlicher Flüchtigkeit geſchrieben. Die Vorrede an Herrn Kretſchmann enthält Klagen gegen den Wansbecker Boten, gegen den Deutſchen, und gegen den ganzen Trupp der Recenſenten. Der Verf. will ſeine Notiz aus dem Geſichtspunkt betrachtet haben, „daß ſie nichts, als den Summariſchen Rechnungsauszug von den Schätzen des deutſchen Genies und Geſchmacks enthalte.“ Wir ſind damit zufrieden, und wünſchen alſo, künftig nur von ihm die Anzeigen der Titel, mit zwey Worten Bemerkung. Wir wollen die Recenſenten der Notiz hier nicht widerlegen. Nur einige Anmerkungen werden uns unſere Leſer erlauben. Wir finden das Parterre des Hrn. Dr. [42] und Prof. Schmid in Gießen mit ungemeinem

Glimpf und mit feinen Wendungen der Freundſchaft getadelt. Wir wiſſen noch immer nicht, wie Hr. Dr. Walchs Religionsgeſchichte hierher kömmt. Bey den Briefen von den Hrn. Gleim und Spalding hätte der Verf. ſagen ſollen, was ſich würklich zur Vertheidigung des Hrn. Gleims ſagen läßt; daß hier abermal die Zudringlichkeit eines unbedeutenden Menſchen durch die, ohne ſein Vorwiſſen, geſchehene Bekanntmachung dieſer Briefe die Ruhe und das edle Herz eines verehrungswürdigen Manns tödlich verwundet hat. Wunderbare Complimente gegen die elenden Produktionen des Herrn Staatsraths v. Gebler finden wir in den Anzeigen der Wieneriſchen Schaubühne, ſo wie die Verbeugung gegen den Hrn. v. Haller, da er mit ſeinem Uſong vor dem Verfaſſer vorüber gieng, klug, aber zu tief iſt. Unter den Gedichten zeichnen ſich beſonders die Stücke von Rammler, Denis, Maſtalier, Michaelis aus. Tellheims Juſt, v. Löwen hat uns nicht gefallen wollen. Die Selbſtverläugnung ſcheint uns eine ſehr verunglückte Empfindung. Stellens Vergötterung iſt ein Gemälde ſo voll Gold und Silber, daß wir, um es zu ſchätzen, uns an die erſte Zeit der Wiederherſtellung der Künſte in Italien, wo Penni blühte, verſetzen müſſen. S. 36. konnten wir aber nicht wider in die Zeiten der Beluſtigungen zurückkehren, da wir laſen:

Auf! Laßt uns unſre grüne Zeiten
Den freundlichen Ergötzlichkeiten u. ſ. w.

ſo wie das Gedicht auf das Landleben S. 40. auch würklich um 30 volle Jahre zu ſpät kommt. Das Geſpräch der Nacht und des Tages nach dem Jeſuiten Sanadon hätte nicht ſollen verdeutſcht werden. Denn was ſollen wir mit den Geſprächen der Nacht thun, wenn ſie ſagt:

[43] Ich, die ſonſten mit Finſterniß
Und mit Grauen begleitet gieng,
Deine Schwarze, bin gegen Dich
Einmal lieblich und prächtig.

Die Mutter bey der Wiege, iſt ein artiges Gedicht, mit wahrer Laune geſchrieben. — — In der Idylle von

Willamov ist keine Farbe der Idylle, nur Namen von Amor, Nymphen und Najaden. Das Glaubensbekenntnis des Herrn v. Creuz wollen wir hierhersetzen, weil es besonders für unsre Gegenden interessant ist:

Ich sterb, und will mich nun in jene Tiefen wagen
Wo meine Philosophen ruhn,
Ich werde sie nach schweren Rätzeln fragen;
Und dort in ewig längern Tagen
Die hier gesparte Zeit verthun.

Der Abschied der Rußischen Flotte von Willamov ist kalt, und das Gedicht auf das Emblem der goldnen Dose, womit Ihro Kayserliche Majestät den Dichter noch beschenken wollen, ganz und gar platt:

Wo findt man denn in unsern Tagen
Die Pallas? — — Ich, ich will es sagen,
Die wahre Pallas ist der Reußen Kayserinn.

In dem Gärtner an Florinden haben wir die Muse des Herrn Kretschmann nicht erkannt. Das neue Kirchenlied von Herrn Löwen haben wir vortreflich gefunden. Aber gleich darauf lesen wir: Klimenen war das Bäuchelchen geschwollen — — O Herr Pikander! wohinaus? Das Epigram auf die hohe Frisur ist sehr gut, und überall sehr applicabel.

[44] Auf eine hohe Frisur.

Der Alpen Spitze gleicht dein aufgethürmtes Haar;
Dein Haupt ist weiß, wie sie, und auch so unfruchtbar.

S. 111. steht ein vortrefliches Gedicht von Klopstock. Wir übergehen die andern, theils, weil es unbedeutende Stücke, oder Produktionen der ersten Schriftsteller der Nation sind, wie die Ode Mastaliers auf Laudon. Aus dem Wansbecker Boten wollen wir nur den schönen Einfall des Musentempels hierhersetzen:

Der Tempel der Musen.

Der Deutsch und Grieche pflegen
Des Altars;

Der Römer pflegt auch mit, von wegen
Des Nachbars;
Hoch am Gewölbe ſchwebet
Der Britte, wie Cherub, und lebet;
Der Welſch iſt Adjunktus und Küſtermann
Und oben flattert der Hahn
Vergoldet und lieblich zu ſehen,
Und krähet Epopeen.

Engliſche Litteratur.

The present State of the European Settlements on the Missisippi, with a geographical Description of that River; illustrated by Plans and Draughts. By Captain Philipp Pittmann, 4. 6 S. sewed. Nourse, 1770.

Die Europäiſche Pflanzſtädte an dem Fluß Miſſiſippi begreifen Louiſiana, einen Theil von Weſtflorida, und das Land der Indianer, die man unter dem [45] Namen der Illinois kennt. Es iſt eine Art von Staatsſchrift die von dem Miniſter, der die Angelegenheiten der Colonien beſorgt, von dem Verfaſſer verlangt wurde. Er hat ſich lange in dieſem Lande aufgehalten, und alſo ſind ſeine Nachrichten ungleich glaubwürdiger, als das, was wir durch den P. Charlevoix wiſſen. Es fallen auch nunmehr alle Einwürfe weg, die man gegen das Clima von Weſtflorida gemacht hatte. Die Luft iſt gemeiniglich rein, und der Himmel ſehr heiter, auſſer in dem Monat März und September, wo häufige Regen fallen, und rauhe Winde wehen; die Monate May, Jun. Jul. Aug. ſind ungemein heiß, und plötzlichen und heftigen Stürmen unterworfen; der Jan. und Febr. ſehr kalt, die übrigen Monate des Jahrs von gemäßigter Witterung. Der Boden iſt ungemein fruchtbar; er trägt alle Europäiſche Feldfrüchte, Hopfen, Hanf, Flachs, Baumwolle und Tabak; das Europäiſche Obſt kommt zu großer Vollkommenheit. Die Einwohner machen einen ſehr berauſchenden Wein von wilden Trauben, der, der Farbe und dem Geſchmack nach, dem rothen Provenzerwein gleich kommt. Das Land hat

Büffelochſen, Rehe, und Vogelwildpret in großer Menge, beſonders Enten, Gänſe, Schwanen, türkiſche Hüner und Phaſanen. Die Flüſſe und Seen haben Fiſche im Überfluß. Ehemals, als dieſes Land unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, wurde es durch eine Militarperſon, den ſogenannten Major Commandant regiert, der aber von dem Gouverneur von Neu Orleans dahin geſetzt wurde. Er war eine Creatur von ihm, und übte eine abſolute Gewalt über den Indianiſchen Handel aus, ſo daß, wer ihm durch Geſchenke nicht zinßbar wurde, keinen Antheil daran haben konnte. Die Indianer waren dazu gewohnt, und ſein Intereſſe erforderte es wieder, alles durch ihre Hände gehen zu laſſen. Brachte jemand, ohne die von ihm erkaufte Er= [46] laubniß, Waaren ins Land, ſo nöthigte er ihn, es dem Königlichen Commiſſarius auf Rechnung der Regierung um ein geringes zu verkaufen, und verwendete es in ſeinen Nutzen. Die Einwohner waren alle überall hintangeſetzt. Der Commandant ſchloß alle Contrakte, vor die Lieferung der Lebensmittel, vor Aufbauung der öffentlichen Gebäude, u. ſ. w. Er ſetzte die Cadets, und konnte alſo die Kinder der Einwohner, wenn ſie erwachſen waren, zu den wichtigſten Poſten empfehlen. Alles, was Waffen tragen konnte, wurde enrolliret, und in jedem Kirchſprengel lag ein Capitain und die dazu gehörigen Officiers. Dieſer Capitain ordnete die Frohnden, und alle ndre Perſonaldienſte. Man ſieht alſo, wie ausgebreitet die Gewalt des Commandanten bey dieſer Militarverfaſſung war. Der Königliche Commiſſär war eine bloße Nulle, durfte nicht widerſprechen, und man ſorgte dafür, daß er allzeit aus der niedrigſten Claſſe von Menſchen gewählt wurde Übrigens iſt der Stil nicht der beſte; die Nachrichten ſelbſt aber haben den vollkommenſten Charakter der Aufrichtigkeit und Treue, und es wird dieſe Schrift in der Erdbeſchreibung künftig, als eine der erſten Quellen geſchätzt werden.

Transactions of the American Philosophical Society, held at Philadelphia, for promoting useful Knowledge, Vol. I. from January 1. 1769. to Jan. 1. 1771. Quarto printed at Philadelphia, 1771.

Zwo Gesellschaften, die ehemals in Philadelphia den Fortgang nützlicher Kenntnisse zum Endzweck hatten, vereinigten sich den 2ten Jan. 1769. unter dem Namen der amerikanischen Gesellschaft. Der erste Band ihrer Schrifft enthält Beobachtungen bey dem Durchgang der Venus, 1769. Pensilvanien ist zu dieser Beobachtung viel besser gelegen als England; allein die Beobachter hatten viele [47] Schwierigkeiten in Festsetzung der bisher ganz unbekannten Längen und Breiten, in Anschaffung tüchtiger Instrumente u. s. w. Ungemein treu und sorgfältig ist die Geschichte dieser Beobachtungen. Ferner findet sich eine Nachricht von dem Durchgang des Mercurs den 9. Nov. 1770. Beobachtungen über den Cometen im Junius und Julius 1770. Eine Verbesserung in der Construktion von Godfreys (gemeiniglich Hadleys) Quadranten; eine artige Methode, die Zeit des Laufs der Sonne über den Meridian aus den correspondirenden Höhen, ohne Hülfe der Correktionstafeln, vermöge der Veränderung in der Deklination der Sonne herzuleiten. Der zweyte Abschnitt enthält Landwirthschaft. Der dritte vermischte Aufsätze. Der vierte medicinische Abhandlungen. Alle diese Stücke sind merkwürdig, und verdienen Ermunterung und Lob von seiten der Regierung.

Johannis Lelandi, Antiquarii, de Rebus Britannicis Collectanea: cum Thomae Acarnii Praefatione, Notis et Indice ad Editionem primam. Editio altera. Accedunt de rebus Anglicanis opuscula varia e diversis Codd. M. s. s. descripta et nunc primum in lucem edita. 8. 6 Vols. 2 l. 2 s. Imp. Gul. et Joh. Richardson, 1770.

Allen Alterthumsverständigen des mittlern Zeitalters sind diese Materialien ein schätzbarer Stoff zur Bearbeitung. Leland hatte von Heinrich dem 8ten den Auftrag, alle Abteyen, Collegia, Cathedralkirchen und andre öffentliche Örter des Königreichs zu besuchen, wo sich Bücher, Urkunden und öffentliche Schriften finden möchten. Außer diesem war er vor einen Mann von Scharfsinn, Geschmack,

und Beurtheilung zu ſeiner Zeit bekannt, und Stowe, Harriſon und Camden haben ihn ſehr oft [48] mit Vortheil genutzt, ohne eben die Quelle anzuzeigen, wo ſie geſchöpft hatten.

The false Step; or the History of Mrs. Brudenal, 12. 2 Vol. 5 S.

Ein Roman, der eben nicht die reichſte Einbildungskraft verräth, aber doch ſeinen moraliſchen Nutzen haben mag. Es fließt alles ganz hübſch und deutlich.

A short Grammar and Vocabulary of the Moors Language, 8. 1 S. 6. d. Flexney 1771.

Sehr gute Materialien zur Sprache der Indous. Der Verf. hat lange in dem Lande gelebt, aber der philoſophiſche Kopf fehlt.

The Contrast or History of Miss Weldon and Miss Mosely 12. 2 Vols. 5 S. sewed, Noble.

Zwey Frauenzimmer erſcheinen hier, beyde von entgegengeſetzten Charaktern, jede hat Schönheit und Talente; allein ihre Neigungen und Moral ſind ſehr verſchieden. Als Verwandtinnen werden ſie beyde in einer Familie erzogen. Eine wird munter, lebhaft, ausſchweifend; die andere klug, bedächtlich und nachdenkend. Die erſte heyrathet und ruiniret ihren Mann durch ihre Ausſchweifungen, ihre Muhme heyrathet auch, und erwirbt ſich die Liebe und Achtung aller derer, die ſie kennen. Die Begebenheiten ſind intereſſant und exemplariſch. Obgleich das Werk nicht von der höhern Art von Compoſition iſt, ſo iſt doch die gute Abſicht zu loben.

[49] Nro. VII. Den 24. Jänner 1772.

Deſſau.

S. L. E. de Marees Unterſuchung der Verbindlichkeit dem göttlichen Geſetze von der Todesſtrafe des Mörders und von Vermeidung blutſchänderiſcher Heyrathen. 1771. 1 Alphabet 36 S.

Der Verf. ziehet gegen Thomaſius und Baumgarten und Michaelis und alle diejenigen zu Felde, welche die allgemeine Verbindlichkeit dieſer beyden Geſetze

leugnen. Wir fürchten aber ſehr, daß ſein Eifer für das Anſehen der heiligen Schrift eben keine glänzende Wirkung thun wird. Das Geſetz von der Strafe des Todſchlägers, 1 Buch Moſ. 9. erklärt er ſo: „Gott habe, als oberſter Lehnherr, den Menſchen die Welt nach der Sündfluth wieder übergeben, und ihnen zugleich die Erlaubniß ertheilt, Fleiſch zu eſſen, die ſie, ſeiner Meinung nach, vorher nicht hatten: da aber dieſes Morden der Thiere ſie gleichgiltig gegen das Leben ihrer Mitgeſchöpfe, und alſo auch der Menſchen habe machen können; ſo habe er dieſes durch eine beſondere Sanction in Sicherheit zu ſetzen geſucht.“ Dieſe Erklärung zu beweiſen, wird dargethan, „daß die Menſchen vor der Sündfluth kein Fleiſch gegeſſen hätten.“ Der Hauptbeweis dieſes Satzes wird [50] darin gefunden. „Weil Gott den erſten Menſchen die Früchte zu ihrer Speiſe angewieſen hätte. Da nun Privilegien im engſten Verſtande genommen werden müßten, ſo folge natürlich: daß die Menſchen ſich auch kein größers Recht, ohne eine neue ausdrückliche Erlaubniß, über die Creatur nehmen durften.“

Wir haben immer mit Eckel geſehen, daß ſo viele Gottesgelehrte das Verhältniß zwiſchen Gott und dem Menſchen nach dem bürgerlichen Verhältniß der Menſchen unter einander abmeſſen. Wie viele Sophiſmen und abgeſchmackte Sätze ſind nicht durch dieſe Vergleichung von zwey ſo unendlich verſchiedenen Dingen in die Gottesgelahrtheit gebracht worden. Wir überlaſſen übrigens dem Leſer, dieſer Unterſuchung, vom Fleiſcheſſen, ſelbſt zu folgen. Aus Mangel der Urkunden kann ſie freylich nicht ſehr vollſtändig ſeyn; zum guten Glück iſt ſie aber auch nur denen wichtig, die ſich viel um die rem culinariam antediluvianam bekümmern.

Die Veranlaſſung des Geſetzes vom Menſchenmord ſoll nun alſo darin zu ſuchen ſeyn, weil der Mord der Thiere erlaubt worden iſt. Nach des Verf. Meinung, würde ohne dieſes Geſetz die Obrigkeit nicht einmal Macht über Leben und Tod der Unterthanen haben; „denn, ſagt er, der Menſch iſt nicht Herr von ſeinem Leben, er kann alſo keinen Vertrag

darüber eingehen.“ Uns ſcheinet die Erhaltung des Lebens nicht ſowol durch ein Geſetz anbefohlen, als viel mehr durch den erſten Grundſatz, daß kein Weſen beſtehen könne, das den Grund ſeiner Zerſtörung in ſich ſelbſt hat, nothwendig gemacht worden zu ſeyn. Nur der kranke Menſch entſchließt ſich zu ſterben, oder lauft unbeſonnen in der Leidenſchaft, die auch eine Art von Krankheit iſt, in den Tod; der, welcher den Tod als unvermeidlich anſieht, wählt nicht zwiſchen Tod [51] und Leben, ſondern nur zwiſchen den Todesarten. Deßwegen aber wird ein Vertrag, wodurch ich mein Leben in fremde Gewalt gebe, um es wahrſcheinlicher zu erhalten, nicht rechtswidrig noch unmöglich, und dieſes iſt gerade der Fall von der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich kann alſo dieſen Satz des Verfaſſers unmöglich einräumen, und eben ſo wenig kann ich ihm den andern Satz, den er S. 35. aus dem neuen Phädon behauptet, zugeben, „daß nehmlich Verträge keine neuen Rechte geben, ſondern nur unvollkommene in vollkommene verwandelten.“ Der Begriff des Worts Recht in dieſem Verſtand, iſt noch lang nicht genug aus einander geſetzt, und wir glauben, daß ein neues Recht entſtehe, ſo oft Pflichten gleichgültig werden; denn ohne eine Gleichgültigkeit, kann man ſich, dünkt uns, kein Recht gedenken. — — Doch wir kehren zu dem Hauptgegenſtand zurück. Nach dieſer Erklärung des Noachidiſchen Geſetzes von dem Menſchenmord, will endlich der Verfaſſer behaupten, daß es alle Menſchen angehe, weil 1) der Zuſammenhang der Worte und die allgemeine Erlaubniß, Fleiſch zu eſſen, ſchließen laſſe, daß es alle Menſchen betreffe, 2) weil die Urſache, Gott habe alle Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht, angeführt würde, und dieſe bey allen Menſchen Platz fände, 3) weil dieſes Geſetz im N. T. wieder angeführt werde, als Luc. 11, 50. Matth. 26, 53. Offenb. Joh. 13, 10. Hierauf ſoll Michaelis widerlegt werden. Wir haben aber nichts Wichtiges gefunden, was nicht Kocken auch ſchon geſagt und Hr. Michaelis in ſeiner 2. Comment. widerlegt hätte. Man kann ſich leicht vorſtellen, was der Verf. von dem Begnadigungsrecht

hält; und in der That, wenn einmal ausgemacht iſt, daß dieſes Geſetz wirklich auf dieſe Art dem Noah gegeben, und daß dieſer Satz, V. 6. der eben nicht ſehr mit dem vorherigen zuſammenhängt, nicht als eine bloße Re=[52]flexion auf die nachher den Juden gegebnen Geſetze von dem Geſchicht= ſchreiber eingeſchoben worden iſt; denn viele, und der Verfaſſer ſelbſt glauben, daß das erſte Buch Moſis, ſpäter als die folgenden geſchrieben worden ſey; Wenn gewiß iſt, daß Gott dieſe Worte als ein Geſetz und nicht blos enunciative, wie z. B. die Worte: Das Aug das der Mutter verachtet zu gehorchen, ſollen die Raben aushacken, ausgeſprochen hat; denn ob wir gleich dieſe Stelle für keine Weiſſagung halten, ſo hat uns doch Hr. Michaelis noch nicht überzeugt, daß ſie ein Geſetz ſey; und wenn man ſich endlich überzeugen kann, daß Gott dieſes Geſetz zu einem ewigen Geſetz gemacht habe, und nicht leiden wolle, daß auch bey ſo ganz veränderten Umſtänden, als die itzigen gegen die ſind, in welchen die Familie Noahs ſich befande, eine Ausnahme gemacht werden durfte; wenn, ſagen wir, alles dieſes überzeugender dargethan iſt, als es der Verf. ausgeführt hat; ſo kann man wohl nicht zweiflen, daß das Begnadigungsrecht der Obrigkeiten ein Eingriff in die göttliche Rechte ſey. Die drey Gründe des Verfaſſers werden aber nicht leicht jemand überzeugen. Der erſte beweiſt zu wenig; denn was vom Fleiſcheſſen geſagt wird, kann wohl auf alle Menſchen gehen, weil ſich in dieſem Punkt die Umſtände nicht geändert haben, daraus folgt aber nicht, daß der Zuſatz auch nothwendig alle Menſchen angehen müſſe. Der andere Grund des Verf. beweiſt zu viel, denn er würde auch die zufällige Todſchläge einſchließen, und die Worte: der Menſch iſt nach Gottes Bild gemacht, ſcheinen mehr eine Vertheidigung der Strenge dieſes Ausſpruchs, als eine Urſache deſſelben zu enthalten. Der dritte Grund beweiſt endlich gar nichts; denn er bezieht ſich auf das Iſraelitiſche Geſetz, und nicht auf das Noachidiſche. Wir wünſchen, daß der Verf. bewieſen hätte, daß [53] der 6. Vers wirklich in die Reihe der Rede gehöre, die Gott vor dem

Noah hielte; denn da im 5. Vers Gott selbst die Rache zu üben verspricht, und dieser Vers auch in der ersten Person redet, der 6. aber von Gott als einem dritten Subject spricht, und die Rache dem Menschen zueignet, so entsteht dabey ein Zweifel, der uns wohl einer nähern Untersuchung werth scheint. Diese Abhandlung ist übrigens blos wegen der andern von den Ehegesetzen entworfen worden. In dieser streitet der Verfasser mit Baumgarten und Michaelis. Wir wunderten uns gleich anfangs, daß der Verf. da er die Stellen von der Schwester und Vaters Schwester immer auch von der Halbschwester verstanden haben will, dennoch die Ausdehnung der Verbothe auf Grade verwirft. Sein Ausfall auf die Litterärbriefe, wegen des freylich nicht gar bündigen Schlusses wider die Polygamie, von der Gleichheit der beyden Geschlechter in Ansehung der Zahl, ist, dünkt uns, überflüssig, und lauft auf einer Logomachie hinaus. Besonders ist uns die Auflösung der Schwierigkeit vorgekommen, die für die Polygamie aus den Beyspielen des alten Testaments genommen wird. Der V. behauptet nehmlich, die Vielweiberey sey im A. T. zur Strafe des weiblichen Geschlechts geduldet worden, weil ein Weib die erste Ursache der Sünde gewesen ist; nach dem aber das Versöhnungswerk die Sünde aufgehoben habe, so sey auch dieser Theil der Strafe entlassen worden. Die Ursache der Eheverbote sucht der Verf. nach andern zwar ganz vernünftig in der Absicht, die Unordnungen zu vermeiden, die aus dem öftern unvermeidlichen und nöthigen Umgang der Glieder einer Familie entstehen könnten; allein er ist dabey ein starker Verfechter des Respectus parentelae, der doch so willkührlich ist, und ehe man sichs versieht, wirft er S. 185. fast allen denen eine Gotteslästerung vor, [54] welche behaupten, daß Gott sich nach Policeyanstalten richte. Mit den Schleyergesetzen, woraus Herr Michaelis das Ehegesetz so schön erläutert, ist er gar nicht zufrieden. Zum Beweis der allgemeinen Verbindlichkeit der Ehegesetze, verspricht er keine neue Gründe, sondern nur eine stärkere Vertheidigung der alten. Keine neue Gründe haben wir

auch nicht gefunden; aber eine gründlich ſtärkere Rettung der Alten? Auch nicht. Nach dem Verfaſſer ſoll ſchon vor dem Einzug der Iſraeliten ins gelobte Land, ja ſchon zu Zeiten Noahs ein Eheverbot dageweſen ſeyn, deſſen Übertretung die Strafgerichte über die Kananiter gezogen haben ſoll; Nach ihm hat Abraham dem Abimelech eine Ehrenlüge vorgeſagt, da er auch nach der Entdeckung darauf beharrte, daß ſeine Frau ſeine Halbſchweſter ſey; Nach ihm hat Johannes den Herodes nicht wegen einer Übertretung der Jüdiſchen Rechte beſtrafen können, weil, wie es S. 273. heiſt, mit deſſen Tagen das Himmelreich ſich angefangen, und alſo da ſchon das Moſaiſche Geſetz aufgehört habe. — — Man wird hieraus den Verfaſſer ſchon genug zu beurtheilen im Stand ſeyn, und wir können ihm, da wir uns bey ihm ſchon zu lang aufgehalten haben, nicht weiter folgen. Wir ſind darin völlig mit ihm einig, daß, wie er am Anfang dieſer zweyten Abhandlung ſagt, das Ehegeſetz Gottes, in alle Wege zu beobachten iſt, weil es die Zweifel unſrer Vernunft abſchneiden, und uns eine feſte Richtſchnur geben kann, wie weit das Verbot der Ehen gehen ſoll, das wir nur ahnden, und im allgemeinen für ſo unentbehrlich halten, daß es viele in der Natur, obgleich nicht mit dem beſten Erfolg, zu finden glaubten. Wir wünſchten auch, daß man nie über ſeine Verbindlichkeit in Anſehung Unſrer, geſtritten, und dadurch den Eindruck auf das moraliſche Gefühl geſchwächt hätte, der doch [55] eine ſo feſte Wehre gegen die Reitzung, der durch den genauen Umgang der Glieder einer Familie angefeuerten Natur iſt. Wir müſſen auch den Eifer des Verfaſſers für das Anſehen der göttlichen Gebote verehren; aber, eben deßwegen wünſchen wir, daß er ſeine Unterſuchung durch eine geläuterte Philoſophie hätte leiten laſſen, und daß er ſonderlich manche Muthmaßungen unterdrückt hätte, die ſo nahe an das Lächerliche gränzen, daß ſie auch der ſchaalſte Spaßmacher herüber ziehen, und mit leichter Mühe ganz burlesquiren kann.

Frankfurt und Leipzig.

Fr. Gottlob Klopſtocks kleine poetiſche und proſaiſche Werke. Im Verlag der neuen Buchhändlergeſellſchaft. 1771. 8. 2ter Band, 1 Alph. 7 Bogen.

Weil ſo viele unſrer Kunſtrichter es unter ihrer Beſtimmung glauben, ſich dabey aufzuhalten, ob eine Ausgabe des erſten Dichters der Nation ächt oder unächt ſey, ſo halten wir es vor unſre Pflicht, dieſe ſchändliche Rhapſodie anzuzeigen. Da dieſes Buch an Höfe, unter Leute von Geſchäften, unter ſo genannte Gelehrte von Profeſſion kommt, die nicht Zeit haben, zu unterſuchen: ob in der Terra incognita des deutſchen Genies und Geſchmacks eine kleine Inſel mehr iſt entdeckt, oder von einem Lügner hingedichtet worden, ſo wird es nothwendig, einen ſolchen Buchhändlergriff für das zu brandmarken, was er iſt. Dem gröſten Dichter werden die elendeſte Nachahmungen, als eigne Arbeiten, angedichtet, deren, unter einer Anzahl von etwas über 40 Stücken, nicht weniger denn 12 ſind. Darunter gehören die Oden, an die ſelige R. an Hrn. S. S. 28 die Choriamb Ode, Ode an [56] Hrn. Cl. an eine Freundin, auf Cramers Eheverbindung, Ode an Hrn. S. an Damon, an Daphne, an Damon, der Abſchied, an Eliſen. Die Beſchäftigungen des Landlebens hat man nicht einmal nach dem Nord. Aufſeher, ſondern nach dem fehlerhafteſten Manuſcript; die Ode an Gott eben ſo nach ſchlechten Handſchriften abgedruckt. Die Elegie, Rothſchilds Gräber, iſt auf das unwürdigſte mißhandelt. Erſt nach dem 14. Verſe des Originals fängt ſie an, ohne Elegiſches Sylbenmaaß, jede Zeile in zwey kleine Abſchnitte zerhackt, lauft um 6 Zeilen des Originals ſo fort, dann macht ſie eine Lakune von 16 Zeilen, ſtreut wieder zwey Zeilen aus, läßt vier andre weg, und ſo geht ſie unter vielen andern ſolchen Lakunen in Bruchſtücken fort. Übrigens findet ſich nicht ein einziges ſchätzbares von den über funfzig neuen, jetzt erſt vom Dichter dem Druck übergebenen Stücken, und das elende Ganze, iſt aus den Bremiſchen Bey-

trägen, den Schleswiger Litteraturbriefen und dem Nordischen Aufseher genommen.

Litteraturneuigkeiten.

Herr Riedel gehet unter dem Charakter eines Kayserlichen Raths nach Wien, um den Eleven der Academie der Mahlerey und Kupferstecherkunst Aesthetische Vorlesungen zu halten.

Herr Dct. Georg August Spangenberg ist zu Göttingen zum ausserordentlichen Prof. der Rechtsgelehrsamkeit ernannt worden.

Hr. Mag. Wenck zu Leipzig hat, nachdem er den Ruf nach Gießen, als Professor der Historie, in seinem Vaterlande abgelehnet, die Stelle eines ausserordentlichen Professors der Philosophie erhalten.

[57] Nro. VIII. Den 28. Jänner 1772.

Hamburg.

Oden. Bey Johann Joachim Christoph Bode. 1771. 4. 294. S. Postpapier.

Endlich hat Klopstock eingewilligt, daß die zerstreuten Waysen Deutschlands gesammlet würden. Er, der Schöpfer unsrer Dichtkunst, des deutschen Numerus, der Seelensprache des Vaterländischen Genius hat lange mit Geduld seine beste Werke in Monat- und Wochenschriften, in fliegenden Blättern eingerückt, geschrieben und gedruckt mißhandelt gesehen. Und noch lange vielleicht — — wenn sie der Patriotische Ungestümm des Herrn Bode dem Dichter nicht entrissen hätte. Bey einem Werke der Ewigkeit, wie dieses, gilt weder Lob noch Tadel, und alles, was der Liebhaber und Verehrer am Altar sagen kann, ist dieses: Hier steht es. Weg also mit dem geschwätzigen Cicerone, der uns Gefühl an den Fingern darzählt, und den Blitzstrahl des Genies mit der Hand greifen lehrt! — — Aber wenn mit einer Sammlung solcher Werke wichtige Veränderungen von dem Verfasser selbst vorgenommen werden, wenn sie den letzten Grad der Vollendung von seiner Hand empfangen, so ist es dem Cicerone wenigstens

erlaubt, die Geſchichte der Ergänzungen, den Anblick eben deſſelben Ideals unter Veränderungen [58] des Styls, den Zuwachs der neuen Stücke zu berühren. In dem erſten Buche ſind die Empfindungen geſammlet, die der Dichter dem Höchſten ſein ganzes Leben durch geweihet hat, und wir überlaſſen es dem Herzen des Kunſtrichters der hier

— — — — — — — — — — mit Klüglingsblicken
Höret, und kalt von der Gloſſe triefet,

ob hier eine Vertraulichkeit herrſche, die dem höchſten Weſen nicht anſtändig ſey? Die Ode an Gott, wo der Dichter um eine Geliebte bat, ſucht man hier vergebens. Dem Recenſenten ſind nur wenige neue Stücke in dieſem Buche vorgekommen, die aber an Pſalterflug, Höhe und Tiefe der Seele den älteren vollkommen gleich ſind. Diejenigen, die er kennt, haben an Rhythmus und poetiſcher Sprache unendlich gewonnen. Der Gedanke, die Deklamation durch das bemerkte Sylbenmaaß zu unterſtützen, macht in der Ausbreitung des wahren Geſchmacks Epoche, und man verſuche mit der Ode auf die Geneſung des Königs gegen das fühlloſeſte Gehör, ob nicht durch alle Strophen mit jeder Veränderung des muſikaliſchen Abſchnitts, die ihm eigne Abänderung der Empfindung gleichſchreite?

Mit dem zweyten Buche verlaſſen wir ihn,
Wie der Adler zu der Wolk itzt ſteigt,

und ſehen ihm nach wie er,

Dann herunter zu der Eiche Wipfel ſich ſenkt,

in den Hayn der Freundſchaft, wo er ſeine Cidli die geheimere Tugend, die Liebe lehrt.

Die Ode an ſeine Freunde erſcheint hier unter dem Namen Wingolf auf die vortreflichſte Art verändert. Die griechiſche Mythologie iſt als Beywerk behandelt, und gegen ſie die alte deutſche verpflanzt, und mit ſolcher Kunſt und Geſchmeidigkeit des Genies, daß nicht allein kein einziger Zug gelitten, ſondern alles zum Ganzen gleichgeſtimmt, und der Cha-[59]rakter des Werks einzig geworden. Wer wird die Empfindungen an Cidli zergliedern, und dieſe zarte Blume berühren wollen? Sie ſind dem Recenſente faſt alle

neu. Man trete herzu und empfinde! Es iſt Grandiſons Liebe zu Clariſſa! Alle Stücke dieſes Buchs gehören nach der Jahrzahl ohngefähr in einen Zeitpunkt, und wahrſcheinlich war es der glücklichſte in dem nie unglücklichen Leben des Dichters, wo die von Freundſchaft und Liebe trunkne Seele aufgerichtet in der Schöpfung umherſieht.

Im dritten Buche, wo nichts als Vaterländiſche Empfindung ſpricht, haben wir die lauten Accente des warmen Herzens, die Schätze der Sprache und die Geheimniſſe des Muſikaliſchen Ohrs insbeſondre bewundert. Welche Pfeile in der Hand des Starken ſind hier nicht die Bilder der Nordiſchen Götterlehre. Dem Barden der Herrmannsſchlacht iſt es erlaubt, mit dieſen Zeugniſſen der thätigen Seele der Vorfahren, die träge Sinnen ihrer Enkel zu erſchüttern, ihnen Freundſchaft, Freyheit und Vaterlandsliebe, die Grazien ihres Landes vorzuführen — — Nur werde der Name Braga, Tialf, Hlyna, und Wingolf kein Schellenklang vor den Nachahmerhaufen und ein Nahl und Oeſer helfe des Dichters neuerweckte Bilder durch ihre Kunſtwerke ausbreiten! Welche Schöpfung der übernatürlichen Weſen, in der Erſcheinung des Braga und Thuiſkon, die weit über Milton und Shakeſpear iſt, und in dem letztern inſonderheit eine Muſik, die die ganze Natur in ſtille Feyer kleidet!

Die Kunſt Tialfs finden wir gegen ein Manuſcript, das wir vor uns haben, im Plan, in Anordnung der Empfindung meiſterhaft verändert, und diejenigen Züge, welche ſchon ehedem unſerm Gefühl gegen die Würde des Dichters und ſeines Gegenſtands ſchienen, weggeſtrichen. Welcher Text zu Vorleſungen unſrer Dichtkunſt und Sprache, wenn [60] durch Varianten Klopſtock mit ſich ſelbſt verglichen, und dadurch der angehende Dichter gebildet würde! In der Ode, Unſre Sprache, welche Sammlung von Tönen, die alle dem deutſchen Genius nur eigen ſind, und wie angemeſſen dem ganzen Flug dieſer kühnen Gedanken! In Sponda, wie feine Bezeichnungen der Gränzen und Kräfte eben dieſer Sprache, in die feinſte dichteriſche Diktion gekleidet! Wie

ſchwer wird es uns, daß wir hier nur anzeigen, nur Winke geben dürfen, beſonders was das Sylbenmaaß, und die eſoteriſche Geheimniſſe der Dichterſprache angeht. Nur noch einige hiſtoriſche Anzeigen erlaube man uns, um die Aufmerkſamkeit einiger Leſer unſrer Gegenden rege zu machen. Auſſer den von dem Dichter ſelbſt erfundnen, und unſrer Sprache mehr angemeſſenen, findet ſich das horaziſche Sylbenmaaß häufig. Im Alcäiſchen ſind geſchrieben, die Oden: dem Erlöſer, Wingolf, an Fanny, die Fragen, die beyden Muſen, an Cidli, S. 157. Der Rheinwein, Kayſer Heinrich. Friedrich der fünfte in dem Aſklepiadeiſchen Sylbenmaaß, das aus abwechſelnden Aſklepiadeiſchen Verſen und Glykoniſchen beſteht. In den Oden, Bardale, Cidli, S. 134. an Young, der Zürcherſee, Friedensburg ändert es ſich nur in ſo fern ab, daß der dritte ein Pherekraziſcher Vers wird; und in der Ode an Gleim, ſind die zwey erſten Verſe Aſklepiadeiſch und die beyden letzteren Pherekraziſch. In Herrmann und Thusnelda iſt der erſte und zweyte Vers ein umgekehrter Alcäiſcher, ſo daß der zweyte Abſchnitt, ſtatt des erſten zu ſtehen kömmt, der dritte Pherekraziſch und der vierte Archilochiſch. An Cidli S. 156 und in der Ode für den König, desgleichen in der Ode an Cidli, S. 162. Clariſſa, Selmar und Selma iſt ein etwas abgeändertes Sapphiſches Sylbenmaaß, wieder aus zwey umgekehrten Alcäiſchen.

[61] Wir beſchließen dieſen Artikel mit der einzigen Anmerkung, daß eine Zeit war, wo Waller an St. Evremond ſchrieb: „Der Lyriſche Dichter Milton hat auch ein Epiſches Gedicht, das verlohrne Paradies geſchrieben,“ und wir überlaſſen es unſern Leſern zur Überlegung, ob nicht eine Zeit bey der Nachwelt möglich iſt, daß das Rad der Dinge da ſtehen bleibt, wo es heiſt: Klopſtock, der gröſte lyriſche Dichter der Neuern, ſchrieb auch den Meſſias.

Halberſtadt.

Bey Groß ſind in einerley Format, und zu gleicher Zeit erſchienen: **Idyllen aus dem Griechischen des Theo-**

critus, 1771. 12. B. 5. Koluthus Entführung der Helena, B. 2. Cebes Gemaehlde, B. 2.

Vermuthlich ſind dieſe drey Überſetzungen aus einer Feder gefloſſen. Iſt dieſes richtig, ſo berechtigt es uns ſo vielmehr, um nicht zu weitläuftig zu werden, den Cebes und Coluthus zu übergehen, und uns an den Theocrit zu halten. Den Cebes traut man ohnehin einem mäßigen Kenner des Griechiſchen leicht zu, und Coluthus? er wird auch in der beſten Überſetzung nur als Dichter des ſechſten Jahrhunderts merkwürdig ſeyn. Aber ein guter deutſcher Theocrit wäre ein wichtiges Geſchenk für unſre Muſen — — — ſo wichtig, als gefährlich für den Autor, der es geben ſoll! Wir wiſſen nicht, ob der Herr Überſetzer dieſe Gefahr überdachte, ehe er ſich hinein gewagt hat: wenigſtens hätte ihn ſchon ſeine Sprache daran erinnern ſollen. Ein Dichter, wie Theocrit, muß, in lauter Proſa überſetzt, unendlich verlieren. Das geringſte, womit man ihn ſchadlos halten kann, iſt Gesneriſche Proſa, und das iſt unſers Überſetzers ſeine nicht. — — Die [62] Überſetzung enthält nicht alle Gedichte, die insgemein unter Theocrits Namen vorkommen, ſondern nur die eigentlichen Hirtengedichte, deren der Verfaſſer zwanzig zählt. Den Sinn drückt er, wie er ſelbſt ſagt, meiſtens nach den Leſearten und Erklärungen der Reiskiſchen Ausgabe aus, den Geſchmackloſen elenden Scholiaſten mit eingerechnet, und dieſer Regel folgt er treulich. Aber die feinen Nüancen der Hirtenſprache, die ſüße Schäferunſchuld, und die ſimple Natur konnten ihm freylich weder Caſſaubon und Reiske, noch der Scholiaſt in die Feder commentiren; und dann ſpricht auch insgemein der Überſetzer, nicht Theocrit. Hier ſind Beyſpiele! Gleich der Anfang der erſten Idylle machte uns aufmerkſam; Lieblich zwar rauſcht, o Hirt! die Fichte dort bey den Quellen, aber auch du flöteſt angenehm. Wo iſt hier die naive Wiederholung des *αδυ*? Wo das *μελισδεται*? Wo — — ja, wo iſt Theocrit? Die ganze Stelle hat keinen Ton. Wenn der Ziegenhirte V. 18. in halb komiſchem Unwillen klagt: und Pan iſt böſe, und immer ſitzt ihm

bittre Galle auf der Naſe, ſo ſagt unſer Herr Überſetzer, der dieſe griechiſche Metapher nicht zu verdauen weiß, kurz weg; und er iſt immer bitter und böſe. Unerträglich matt wird er, wenn er mit ſeinem ſo und das und die und deren die halbabgebrochnen, oder Participialiſche Sätze Theocrits an einander flicken, und in eine feine Periode bringen will. Man leſe doch den ſiebenden Vers mit ſeinem ganzen Wortgeſchleppe! Thyrſis ſchöne Aufforderung an den Ziegenhirten, Vers 12 u. ſ. w. hört es bey unſerm Überſetzer auf ſchön zu ſeyn. So hebt der kalte Hirt an. „Willſt du dich hier bey den Nymphen an dem Hügel niederſetzen, wo die Tamarisken ſtehen, und die Flöte blaſen? ſo will ich hier die Ziegen weiden.“ [63] *Ποτι τας νυμφας* iſt hier offenbar eine Beſchwörung bey den Nymphen, was auch der Scholiaſte dazu ſagen mag. Aber das iſt noch das geringſte; die ganze Stelle lautet dem Original nach wörtlich ſo: Willſt du, bey den Nymphen, Ziegenhirte, willſt du da dich ſetzen, da am Abhang dieſes Hügels unter Tamarisken flöten? Ich will indeß die Ziegen weiden. Thyrſis fragt die Nymphen V. 67. wo ſie geweſen ſeyn u. ſ. w. In den ſchönen Luſtgefilden, durch die der Peneus rollt, oder am Pindus etwa? Das iſt doch wohl mehr, als: An Peneus Luſtgefilden, oder am Pindus? Nur daß dieſes von Wort zu Wort überſetzt wäre, und Nerven hätte. So viel kürzer kommt der Verf. gleich im Anfang der neunten Idylle (bey dem Überſetzer der ſiebenten) durch. „Daphnis! fang doch an, ein Hirtenlied zu ſingen!“ Theocrit ſagt, wie uns dünkt, etwas feiner: Sing ein Hirtenlied, Daphnis! ſtimme du erſt an, ſtimme dein Lied zuerſt an! Bey dem allen leugnen wir nicht, daß der Verfaſſer an vielen Orten, und oft eine gute Strecke durch, gut, wenigſtens leidlich, überſetzt; meiſtens alsdann, wann er mit kaltem Blut ſeinem Wortregiſter und Commentarius folgen kann; und vielleicht könnten wir dieſes Lob allgemein machen, wenn er ſein Werkchen dem Verleger noch einige Meſſen hätte mißgönnen wollen. Manchen Leſern, die das Griechiſche nicht vergleichen

können, mag das endlich genug seyn, und sie werden auch in dieser Gestalt den Theocrit nicht verkennen. Wir aber getrauen ihm nicht zu sagen, was Theocrits Ziegenhirte seinem Thyrsis sagt:

Και τας βωκολικας ἐπι το πλεον ἰκεο μωσας.

[64] Kupferstiche.

Ficquet hat vor wenigen Monaten das **Bildniß von J. J. Rousseau** zu der Gallerie der übrigen Philosophen hinzugethan.

Es ist eben auch in 8. wie die vorhergehenden und ein Meisterstück in der Miniatur des Grabstichels. Die Beywerke sind im vollkommensten Geschmack. Allein ob es das Verdienst der Gleichheit hat, und ob der Mangel desselben dem Künstler, oder den Gränzen der Kunst zuzuschreiben sey, das ist eine andre Frage. Nach dem König von Preussen verliehrt wohl das Bild des Genies unter der Hand des Künstlers nirgends so viel, als bey dem Kopf unsers Philosophen. Und da, wo in dem Cirkel der Freunde die ganze Seele sichtbar wird, hat ihn der Künstler nie fassen können. Indessen ist dieses Bildniß ungleich wahrer, als die Mannheimer Medaille, wo er Prinz Koulikan ist, und wo man das Feuer seiner Augen durch Convulsivisch hervorgetriebne Muskeln hat ausdrücken wollen.

La deuxieme Edition complette de l'anatomie du Corps humain en vingt Planches en Couleur representant des figures dissequées de tiers de nature avec leurs tables explicatives, grand format que Mr. Gautier pere avoit promises au public, et proposées par souscription.

Diese 20 Tafeln welche die Angiologie, Nevrologie und allgemeine Splanchnologie enthalten, werden jetzo zu 120. L. ausgegeben.

Man veranstaltet eben auch eine kleine Ausgabe, die illuminirt ist, wie die erste. Sie kostet nur 48 L. wenn man subscribirt. Acht Lagen werden nach und nach ausgetheilt, jede zu drey Kupfertafeln. Man bezahlt nur allzeit 6 Livres zum Voraus.

[65] Nro. IX. Den 31. Jänner 1772.

Leiden.

H. L. Gaubii, Adversariorum varii argumenti, liber unus. 1771. 4. 19 Bogen und eine Kupfertafel.

Herr Gaubius ist, nach unsrer eignen Empfindung, längst über unser Urtheil erhaben; jedes Blatt ist ein unverwerflicher Zeuge von seiner großen Bekanntschaft in den Labyrinthen der Natur, seinem philosophischen Genie, seiner Bescheidenheit, und Menschenliebe; alle seine Urtheile gründen sich auf Resultate scharfsinnig angestellter Versuche und ungezweifelter Erfahrungen; und wir sehen niemals daß die ächte, simple, oft unscheinbare Wahrheit, von der falschen glänzenden, vom Vorurtheile, Ansehen der Personen, Eitelkeit, Rechthaberey, oder der verderblichen Modedemonstrationssucht bey ihm unterdrücket werde.

Er analysirt und beurtheilt in diesem Werke 1) das Nordseewasser, 2) ein bisher unbekanntes in Kukassoaschem Pomranzenschaalenöhle von selbst entstandnes aromatisches Salz, 3) die Muskatnuß, 4) eine neue Tobaksrauchklystirmaschine, 5) den schwarzen Pfeffer, 6) die indische Wurzel Lopez, 7) einen europäischen Kampfer, aus der Mentha Piperitidis, 8) die Luna Fixata Ludemanni, 9) das [66] Vitriolöhl, und 10) den indischen Salmiack und Borax. Jeder Gegenstand hat sein eignes Kapitel angewiesen bekommen.

Alle neue Wahrnehmungen, Erfahrungen und Aussichten, die in diesen zehn Kapiteln enthalten sind, anzuzeigen, müsten wir beynahe das ganze Buch abschreiben; deswegen verweisen wir auf das Werk selber, und begnügen uns, nur das Gemeinnüzigste zu bemerken. Ein Pfund Nordseewasser enthält 3 Drachmen und 17 Granen Speisesalz; 10 Granen von zwo verschiednen Gattungen Selenitsalzen; und 24 Granen vom Glauberschen Wundersalze. Salpeter, Pech, oder andere fette Materien fand Herr Gaubius nicht in der Mischung des Meerwassers. Die Heilkräfte des Meerwassers in Hautkrankheiten, verstopften Eingeweiden und

Drüſen ſind groß, und kommen allein von der faulmachenden Kraft des Speiſeſalzes in gehörigem Verhältniſſe zum Waſſer her. Der Recenſent iſt durch eigne Erfahrungen von dem Nutzen der ſeptiſchen Kraft des Speiſeſalzes in Heilung der hartnäckigten Krankheiten überzeugt. Er hat ſich deſſen oft, in Gerſtenwaſſer verlaſſen, wo zähe, herbe, ſtockende Krankheitsmaterien aufzulöſen und zur Kriſis geſchickt zu machen waren, mit faſt unglaublich großer Wirkung bedienet, und wünſchet deswegen, daß die Ärzte doch einmal anfangen möchten, die verſchiedenen, oft einander entgegen geſetzten Verrichtungsarten der Natur, bey Heilung der Krankheiten, genauer auszuforſchen, nicht immer jeden Grad und jede Gattung der Fäulniß für deſtruirend anzuſehen, und zu bedenken, daß ehemahls große, glückliche Ärzte geweſen, die in den mehrſten Krankheiten nichts als Schaalenpulver gegeben, und doch nicht wenigere Kranken geheilet haben, als die Heutigen, die faſt alle Krankheiten für Fäulniß halten und als ſolche behandeln.

[67] Die Selenitſalze und das Glauberſche Wunderſalz, ſind nach der Meynung des Hrn. Verf. in Rückſicht der Heilkräften des Meerwaſſers null. Indeſſen hätten wir doch gern geſehen, daß es ihm gefallen hätte, mit Seewaſſer und reinem Salzwaſſer Verſuche nach Pringleſcher Methode anzuſtellen, und ſie in Abſicht ihrer ſeptiſchen Kräfte mit einander zu vergleichen, um gewiß zu ſeyn, daß jene antiſeptiſche Ingredienzen des Seewaſſers ſeine ſeptiſche Kräfte nicht vermindern, wie hier, ohne hinlänglichen Beweis, angenommen wird. — — Um das Seewaſſer rein, klar, geſchmack- und geruchlos, mit einem Worte, trinkbar zu machen, muß man es, nachdem es etliche Stunden unbeweglich geſtanden, durch ein Wollentuch ſeihen, kurze Zeit in einem offnen Gefäße kochen laſſen, und dann bey gelinder Hitze durch einen Glashelm diſtilliren.

Die angezeigte Tobacksrauchklyſtiermaſchine iſt ſehr einfach, und hat die Mängel der de Haenſchen und Schäferſchen nicht; und die Tobacksrauchklyſtiere erhalten den Vorzug unter den Mitteln bey Ertrunknen. Wir wünſchen, daß mehrere Verſuche mit gemeinem

Salze und Kreide gemacht würden. Das iſt wenigſtens gewiß, daß nichts ſo geſchwind ertrunknen Fliegen das Leben wieder gibt, als wenn man ihre Körperchen mit dieſen Dingen beſtreuet; oder ſollte das Schwarzpfefferpulver nicht auch dienen können, da daſſelbe, wie Kap. 5. bewieſen wird, eigne Kräfte hat, die Feuchtigkeiten anzuziehn? und ſein heftiger brennender Reiz dürfte in ſolchem Falle wohl auch nicht undienlich ſeyn? Der ſpecifiſche Geruch und Geſchmack des Pfeffers ſind mit einem unflüchtigen wachsartigen Weſen deſſelben unzertrennlich verbunden; und ſein ätheriſches Öhl iſt milde und ſanft, und faſt ganz geſchmack- und geruchlos. Hieraus folgert Herr Gaubius S. 67. daß der Spiritusrektor nicht [68] allezeit die Urſache des ſpecifiſchen Geruches und Geſchmackes ſey, weil das ätheriſche Öhl des Pfeffers den Geruch und Geſchmack deſſelben nicht habe, in welchem Öhle doch der Spiritusrektor wohne. Uns dünkt, das folge nicht, ſondern dieſes: daß der Spiritusrektor nicht allezeit im ätheriſchen Öhle wohne. Der Spiritusrektor gibt, nach unſrer Meynung, jedem vegetabiliſchen Weſen ſeinen von allen andern unterſcheidenden Charakter; er macht die Eſſenz, die Seele jeder Pflanze aus; alle ſpecifiſche Eigenſchaften der Pflanzen, Geſtalt, Geſchmack, Farbe, Geruch, und Schnellkraft kommen von ihm her; und wo dieſe individuelle charakteriſtiſche Eigenſchaften angetroffen werden, da iſt auch nach Verhältniß, von dem Spiritusrektor. Der Pfeffer iſt nicht ſo poſitiv erhitzend und nicht ſo allgemein ſchädlich, wie viele heutige Ärzte ſich einbilden: ſein uralter häufiger Gebrauch bey ſo vielen Nationen, ſelbſt bey ſolchen, die unter ſehr heiſſen Himmelsſtrichen wohnen, läſt Erfahrungen vermuthen, die ſeinen Gebrauch rechtfertigen. Der Recenſent iſt überzeugt, daß der gemeine Mann den Pfeffer oft mißbraucht, und daß eben die Ärzte meiſt ſelbſt an ſolchem Mißbrauche, wie an vielen andern Schuld ſind, weil ſie faſt allezeit mit dem Mißbrauche auch den wahren Gebrauch der Dinge verwerfen. Dieſes fühlt der gemeine Mann öfter und ſtärker, als man glaubt, und bringt ihn gegen jede Wiſſenſchaft der Ärzte auf.

Die indiſche Wurzel, Lopez hat weder Geſchmack noch Geruch, auch nichts Zuſammenziehendes noch Schleimiges, und hat ſich doch als ein zuverläßiges Specificum in faſt allen Arten Diarrhoen, ſonderlich aber in denen bey Schwindſuchten, erwieſen. Wenn von dem diſtillirten aus der Mentha Piperitidis ein wenig verſchlungen wird, ſpührt man gleich eine angenehme kühle Empfindung im Magen: [69] dieſes bewog Hrn. G. zu vermuthen, daß dieſe Pflanze Kampfer enthalten dürfte. Fernere Unterſuchungen haben ſeine Vermuthung gerechtfertigt. Die Zinkblumen haben Kap. 8. faſt immer die Konvulſionen in kurzer Zeit geheilet. Wir haben längſt vermuthet, es liege eine ähnliche Kraft im Bleyzucker; wenigſtens dünkt uns, ſolche zweymal bey epileptiſchen Kranken wahrgenommen zu haben. Auch kommt uns hierbey das verrufene Diaphoriticum joviale in den Sinn, wovon große Ärzte, in hyſteriſchen Zückungen, vortrefliche Wirkungen geſehen haben wollen. Können die Konvulſionen nicht bisweilen vom brennenden Reize der Nerven und Faſern des Magens und Zwerchfells herkommen? und heilen vielleicht jene Mittel dieſen innern Reiz, wie den äuſſern bey verhitzten Augen?

Ludemanns Geſchichte Kap. 8. iſt ſonderbar. Er war ein proteſtantiſcher Prieſter, der wegen Unglauben ſeines Amts entſetzet, und aus Deutſchland vertrieben nach Amſterdam geflohen, und daſelbſt im Anfange mit Schuhflicken ſich ernähren muſte; darnach fieng er an den Stein der Weiſen zu ſuchen, und fand die Flores Zinci, denen er den Nahmen Luna fixata gegeben, womit er wirklich ſchöne Kuren gethan, und, nach dem allgemeinen Wahne, alle unheilbare Krankheiten in unglaublicher Geſchwindigkeit geheilet haben ſoll. Endlich bekam er die Gabe zu weiſſagen, mittelſt welcher er jedem, von dem er den Taufnahmen und das Alter wuſte, alles, was ihm bereits begegnet und noch begegnen würde, entdecken konnte, und durch ſolche liſtige Betrügereyen brachte er es dahin, daß der ganze holländiſche hohe und niedere, gelehrte und ungelehrte Pöbel an ſeine Wunder glaubte. Was ferner im Eingange zu dieſem Cap.

vom Theophraſtus Paracelſus, und von der den Ärzten nöthigen Aufmerkſamkeit auf die oft ſehr brauchbaren Erfahrungen der Land=[70] läufer, Bardſcherer, und alten Weiber geſagt wird, verdienet überlegt zu werden.

Carlsruhe.

Les Moiens d'arrêter la Misère publique et d'acquitter les dettes des Etats par Schlettwein Cons. de la Chambre des Finances de S. A. S. monseigr. le Markgrave de Bade et Hochberg. 1772. 8. 6 Bogen.

Der Herr Finanzrath Schlettwein ziehet in dieſem kleinen Werkchen die Grundſätze zuſammen, welche die neuen franzöſiſchen Staatswirthſchafter in der Phyſiokratie, den Ephemeriden und ſonſt, mit patriotiſcher Wärme gepredigt haben. Dieſe Grundſätze laufen alle dahinaus, daß der Reichthum der Nation blos in dem Fruchtland, (wozu auch Wälder, Bergwerke, Flüſſe, wirthſchaftliche Gebäude und dergl. gehören) ihre Wahre Einkünfte aber, blos in den Früchten beſtehen, welche immer nachwachſen, welche den eigentlichen Unterhalt geben, und welche alſo allein in ſich ſelbſt einen wirklichen Werth haben. Die Eintheilung der Menſchen in drey Claſſen, der Beſitzer liegender Güter, der Bebauer derſelben, und der Bearbeiter Ausſpender und Aufzehrer, iſt aus der ſubtilen Metaphyſik der Franzoſen herausgehoben, und ſo klar und ſchön aus einander geſetzt worden, daß man dieſe ſcharfſinnige und unentbehrliche Grundſätze, hier ohne Mühe faſſen und überſehen kann. Hierauf wird, unſrer Meynung nach, ganz unwiderſprechlich bewieſen, daß die Auflagen lediglich auf den Überfluß zu legen ſind, welcher der bauenden oder hervorbringenden Claſſe nach Abzug ihres Vorſchuſſes übrig bleibt, und daß die ausſpendende Claſſe, der Kaufmann, der Handwerker, kurz alle diejenige, welche keine neuen Einkünfte hervorbringen, ſondern nur die, welche von andern hervorgebracht worden ſind, verzehren, ausbilden oder vertheilen, ganz frey blei=[71] ben müſſen. Wir merken hierbey an, daß dieſer Grundſatz wohl nicht auf ſolche Staaten

angewendet werden müſſe, welche kein ihren Bedürfniſſen und ihrem Handel proportionirtes Land haben, ſondern blos von dem ſogenannten ökonomiſchen oder Trödelhandel, und der Ausbildung fremder Materien leben. Denn bey dieſen müſſen, wie uns dünkt, die Abgaben nothwendig auch auf die Waaren und die Ausbildung derſelben gelegt werden, weil bey ſolchen Staaten der ſymboliſche Gewinn des Geldes oder Lohns, an die Stelle des Überſchuſſes (produit net) tritt, den wirthſchaftliche Staaten aus ihren Grundſtücken ziehen. Wir wollen aber dieſe Einſchränkung blos von ſolchen Staaten verſtanden haben, die von Fremden kaufen und an Fremde verkaufen; denn der Handel der im Zirkel des Staats bleibt, oder die Manufactur, die ihren Stoff aus dem Eigenthum des Staates nimmt, iſt unſtreitig nach des Hrn. Verfaſſers Grundſätzen zu beurtheilen — — Der Herr Verf. gibt hierauf eine Berechnungsart an, nach welcher der Überſchuß (produit net) anzuſchlagen iſt, und zeigt dabey an einem Beyſpiel, welches dem wahrhaftig großen Fürſten, des itzigen Herrn Marggrafen zu Baden H. D. zum unſterblichen Ruhm gereicht, daß dieſe Art der Auflagen den öffentlichen Schatz bereichere, und den Unterthan, der übrigens von allen Frohnen und Plackereyen befreyt iſt, nicht in dem mindeſten beläſtige. Des Herrn Marggrafen H. D. hat nehmlich dieſe neue Art der Auflagen in Dietlingen des Amts Pforzheim einführen, und ſo gar die Unterthanen, nach dem neuen Berechnungsplan, ſich ſelbſt ſchätzen laſſen. Es iſt bey dieſer freywilligen Schätzung noch etwas mehr herausgekommen, als vor dem an Abgaben gehoben wurde, und als zu Beſtreitung der Frohnarbeit, die nun von der Kammer bezahlt wird, nöthig iſt. Der Menſchenfreundliche [72] und erleuchtete Fürſt, ſetzte aber die Bauern, um ſie deſto williger zu machen, noch geringer, und hat dadurch, und durch die Anweiſung, die ihnen zu vortheilhafter Bauung ihres Feldes gegeben wurde, den jährlichen Gewinn des Landmanns, der ſich zu dem Vorſchuß verhielte wie 16 zu 11 ſo vermehrt, daß er ſich itzo verhält, wie 27. zu 15. Der reine Gewinn (produit net) iſt alſo nun um 7 fl. auf den Morgen

geſtiegen, und man hat Hoffnung, er werde noch bis auf 11 fl. höher ſteigen, als er ſonſt ſtunde. Dieſe Verbeſſerungen ſollen auch noch an andern Orten des Marggrafthums eingeführt werden.

Wir haben immer geglaubt, daß der Grund der Armuth, welche die niedrigſte Claſſe der Unterthanen drückt, und nothwendigerweiſe, durch alle Claſſen durch, bis zu der Cammer der Fürſten ſteigen muß, nicht der Natur, ſondern einer fehlerhaften Bearbeitung der Natur zuzuſchreiben ſey. Dieſes Beyſpiel beſtärkt uns noch in unſrer Meynung, und zeigt, daß man die Cammern bereichern kann, ohne die warrlich nicht vielen Scharfſinn erfordernden Künſte vieler Cammeraliſten, die Vermehrung der Auflagen, anzuwenden. Möchten doch alle Fürſten erkennen, daß das Wohl der Unterthanen ihr eigenes Glück ſey! und möchten doch alle die, welche es erkennen, ſolche Rathgeber und Diener finden, wie der Herr Verf. zu ſeyn ſcheint! Der Herr Verf. verſpricht noch in einem andern Werk, das Verhältniß der Ausgaben der drey Claſſen, die Verwaltung der Finanzen, und eine berechnete Entwickelung der Verfaſſung der vornehmſten Staaten, in Rückſicht auf ihre Geſetze und ihre Finanzen zu verfertigen. Wir ſind begierig, dieſe Gegenſtände von einem ſo ſcharfſinnigen und Menſchenfreundlichen Philoſophen bearbeitet zu ſehen. Aber, wir können nicht einſehen, warum ein Werk, welches von einem Deutſchen, und für Deutſche geſchrieben worden iſt, gerade in franzöſiſcher Sprache geſchrieben werden muſte?

[73] Nro. X. Den 4. Februar 1772.

Leipzig.

Agathokrator, oder von der Erziehung künftiger Regenten, nebſt Anhang und Beylagen von J. B. Baſedow, Prof. in Altona. 1771. 19 Bogen mit der Vorrede und 3 Kupfertafeln.

Wir glauben nicht, daß ein Buch mehr Mißdeutungen unterworfen ſeyn könne, als dieſes, wenn man es ſeinem Kleide, oder Titel nach mißt, ohne es mit den wahrſcheinlichen Abſichten des Verfaſſers zu vergleichen. B. kann dieſe Vorſchläge zu einer Prinzenerziehung unmöglich als einen

practicabeln Plan angeſehen haben, ob er gleich S. 39. ſagt, „daß ohne einen ſolchen Oberhofmeiſter, ohne ſolche Informatoren, ohne ſolche mithelfende Knaben, und ohne eine ſolche Wahl von Leuten, die mit dem Prinzen umgehen, keine glückliche Erziehung möglich ſey.“ Wir berichtigen vielmehr ſeine Abſicht aus dem Eingange des Werks, wo er ſagt: „der Philoſoph muß ſich nicht abſchrecken laſſen, wenn ſeine Vorſchläge unüberwindliche Schwierigkeiten bey Hofe finden. Wenn nur der hundertſte Theil deſſen, was er ſagt, irgend einmal in einer Prinzenerziehung gutes wirken ſollte; ſo iſt die Mühe der übrigen neun und neunzig [74] einem Menſchenfreunde reichlich vergolten.“ Wir beſchuldigen ihn auch im mindeſten nicht, daß er Unwiſſenheit von Hofumſtänden verrathen; im Gegentheil ſchließen wir aus den mancherley Palliativen, woraus er ſeine Conſultation zuſammengeſetzt hat, daß er das complicirte Übel in allen ſeinen Theilen eingeſehen habe. Er wünſchte, daß der Hofmeiſter ein Mann ſeyn möchte, der ſelbſt ſchon ein glücklicher Erzieher wäre; dieſen glaubte er, in dem Vater zu finden, der die Beſchäftigung mit ſeinen Kindern ſchon durch Tugenden belohnt ſahe. B. fühlte, daß die zeitige Glückſeligkeit der Kinderjahre des Prinzen ein Punkt ſey, den man nicht wegwerfen müſſe; daß man ihn, um ihn tugendhaft und gut zu bilden, nicht aus der Geſellſchaft ſeiner Mitgeſchöpfe in das fremde Land der ältern Menſchen verpflanzen müſſe; daß zur Nahrung alles Guten und Edlen, Exempel und Nacheiferung die nächſten und kräftigſten Mittel ſeyn. Er ſuchte alſo dieſe Geſellſchaft in den Kindern des Polyprakt, und glaubte dadurch dem Vorwurf entgangen zu ſeyn, daß die Aufſicht ſo vieler Kinder einem einzigen Manne nicht zuzumuthen ſey, wenn er dieſen Mann zum Vater dieſer Kinder machte. So entſtanden ſeine Hülfsknaben, die ſchon ſo manches vornehmes Lächeln verdienet haben — — Seine Sorgfalt in der Wahl aller Menſchen, die ſich dem Prinzen nähern, kann nicht genug in das ſogenannte Geringfügige hinausſehen. Von der Möglichkeit alles zu verhindern, iſt jetzo nicht die Rede. — — Wir wünſchen, daß unter den hundert guten Abſichten des

Verfaſſers nur dieſe wenige erreicht werden mögen: daß die Großen der Welt bey Leſung dieſes Buchs mehr fühlen, wie viel ſie denjenigen ſchuldig ſind, die einer glücklichen Erziehung ihrer Prinzen vorſtehen, und wie viele Entſchuldigung auch diejenige Männer verdienen, derer Bemühungen nicht mit gleichem Erfolg belohnt wor- [75] den ſind. — — Es ſey dieſes Buch ein Wink der Warnung für alle Enthuſiaſten des Guten und Edlen, ſich mit dem beſten Herzen nicht ſo leicht an ein Geſchäfte zu wagen, wo oft eine wunderbare Verwicklung der Umſtände die wohlthätigſten Abſichten unnütze macht — — Endlich dem Menſchenfreunde ein Wink mehr, wie er manche Züge der Denkart und des Verfahrens der Großen, ſich aus dieſem großen Gemählde der Schwierigkeiten erkläre, wodurch die Bildung zu ihrer künftigen Beſtimmung als Menſch und Regent ſo gar leicht vereitelt werden kann.

Wir unterſchreiben beynahe alle Vorſchläge die B. zur Einrichtung des Unterrichts eines künftigen Regenten thut, und man ſieht auch hier den Mann, den die Erleichterung und Ausbreitung nützlicher Kenntniſſe ſein ganzes Leben durch beſchäftigt hat. In dem XI. Abſchn. von der Kenntniß des Vaterlands und des Werths aller Stände ſind vortrefliche Sachen geſagt. Nur bey der Geſchichtskunde wiſſen wir nicht, ob ſie ganz in aller ihrer genealogiſchen Ordnung darf vorgetragen werden; ob man ſo leicht über die Tugenden des Alterthums weggleiten, und ſich hauptſächlich bey der neuern und vaterländiſchen Geſchichte aufhalten dürfe, die oft nichts als eine trockne Reihe von veränderten Staatsformen und Gerechtſamen enthält; ob das Herz durch die Beyſpiele des Ahnenſaals zu bilden ſey, oder ob man vielmehr alsdann nicht in die Nothwendigkeit geſetzt werde, Poeſie für Hiſtorie zu verkaufen. Überhaupt wünſchten wir, daß die Erziehung des Baſedowſchen Prinzen weniger auf Ausmeublirung ſeines Kopfs abzielen, und das Ganze nicht ſolch ein gewaltiger Educationshandel von Realien ſeyn möchte. Es ſcheinet uns, daß dieſe allgemeine Kenntniſſe, die wir jetzo den Prinzen ſo nöthig glauben, vieles zu der Geringſchätzung beytragen, die ſie ge- [76] gen

Gelehrte und Künſtler äuſſern. Sie lernen in kurzer Zeit eine Menge Verbalideen encyclopädiſch oben wegſchöpfen, und glauben, daß dieſer Ocean nicht tiefer ſey, als das Stöckchen, womit ſie ihn berührt haben. Dieſe Landchartenkenntniß der Litteratur beredet ſie, gereiſet zu haben, und ſie verachten natürlicherweiſe denjenigen, der nur ein kleines Stück Land von dem Planiglobio durchgewandert hat, das ſie mit ihren 5 Fingern auf dem Tiſche umfaſſen können. Endlich entſteht durch dieſe Erleichterung und Aufdringung ſo mancherley Kenntniſſe, daß kein einziges Vermögen der Seele gehörig ausgebildet wird, und daß, indem man mit allen Sinnen zugleich empfinden will, man gerade nichts genießt. Auch aus Büchern, und nicht allein aus mündlichem Unterrichte, glauben wir, muß der Prinz lernen, und mit Mühe lernen, nicht allzeit wegen deſſen, was er finden wird, ſondern es ſey eine Jagd, wovon ſeine Seele munterer, geſtärkter, zu künftigen ernſthaftern Übungen geſchickter zurückkomme! Seite 84. finden wir einen vortreflichen Gedanken des Verfaſſers, wo er den Prinzen bey Zeiten durch die Folgen will empfinden machen, was Schulden ſeyen, und wir wünſchen von Herzen allen guten Erfolg.

Auch in dem Unterrichte der Religion, die doch ganz ein Geſchäfte des Herzens iſt, verlangten wir, daß die wichtigſten Lehrſätze eines ewigen Lebens, der künftigen Belohnung und Beſtrafung, nicht ſowohl aus Vernunftſätzen hergeleitet, ſondern durch Aufmerkſamkeit auf Welthändel, und das, was uns umgiebt, gebaut würden. Dann die beſtändige Bemerkung, daß kein Saame des Guten und Böſen leicht auf dieſer Welt verlohren gehe, iſt die ſicherſte Beſtärkung in dem Glauben, daß dieſes Geſetz der Wiedervergeltung in der Ewigkeit fortgehen werde. Das Verlangen nach einem zweyten Leben be= [77] darf keiner Rechtfertigung, auch der Irthum (lit. g.) keiner Widerlegung. Wenn es Leute giebt, die glauben, die Laſter ſeyen ſchuldlos, weil die Schuld derſelben ſonſt auf Gott fallen müſſe, von dem, als der erſten Urſache, alles abhängt, was geſchieht; ſo wollen wir ſie nur fragen: warum ſie das Kopfweh eines Rauſches nicht auch

auf Gott ſchieben, und verlangen, daß er die Folgen davon aufheben, oder ſich zuſchreiben laſſen ſolle? Endlich ſieht der Verf. S. 118. die Vorſtellung von dem Glauben an Gott, als einen Vergelter des Guten und Böſen, in dem wahren Geſichtspunkt an. Alle folgende Religionsbegriffe des Verf. können nicht beſſer geſagt werden. Nur Abſchn. XXII. ſind wir nicht ganz ſeiner Meynung in dem, was er von der bürgerlichen Gleichheit unter zahlreichen und nicht zahlreichen Dißidenten ſagt, und wo er verlangt, „daß keine herrſchende Kirche ſeyn, nicht Toleranz, ſondern Gleichheit des Rechts aller der dem Staate unſchädlichen Meynungen und Glaubensbekenntniſſe herrſchen müſſe.“ Allerdings wäre es in der Speculation zu wünſchen; allein wir können uns in Praxi faſt keinen Fall gedenken, wo die Religion nicht zugleich mit bürgerlichen Diſtinktionen und Vorrechten verbunden wäre; und wir glauben, es ſey ſehr ſchwer zu entſcheiden, wann der Prinz das Recht habe, ein Vorrecht, das zehen Menſchen zukommt, unter zwanzig zu vertheilen. Denn dem einen kann nur gegeben werden, was andern genommen wird.

Der Anhang enthält Vorſchläge zu Verbeſſerung des Schulweſens; klagt über die Vermiſchung des geiſtlichen und weltlichen Unterrichts, über den Mangel an Leibesübungen, über die Sorgloſigkeit in Anſehung der Sittenlehre und natürlichen Religion; ferner über den Mangel der Einrichtung nach den Bedürfniſſen der Stände; ſchlägt Mittel zur Verbeſſerung vor, und zeigt die wichtigen Folgen davon. Die Beylage dringet auf die Nothwendig- [78] keit einer Naturalien- und Kunſtſammlung, auch eines Handels mit dieſen Waaren; erklärt die Nothwendigkeit und Möglichkeit deſſelben, enthält einen Plan zu einem neuen Seminar für Kinder, Lehrer und künftige Hausbediente, und empfiehlt dieſe gemeinnützige Abſichten allen Kennern und vermögenden Weltbürgern.

Leipzig.

Kurzes Syſtem der natürlichen Religion, 1771. 8. 118 S. auf Schreibpapier.

(Iſt in der Brönneriſchen Buchhandlung allhier zu haben für 36 kr.)

Der Verf. verſpricht keine tiefſinnigen Unterſuchungen, ſondern ſeine Abſicht ſcheinet blos dahin gegangen zu ſeyn, das, was andere von der natürlichen Religion geſagt haben, zuſammen zu ziehen und in einen kurzen aneinanderhangenden Vortrag zu bringen, um ſolche junge Leute, welche eine Fähigkeit haben, einen Vortrag dieſer Art zu faſſen, mit einem Leitfaden zu verſehen, wonach ſie die Reihe der natürlichen Kenntniſſe von Gott durchdenken ſollen. So lange wir bey der Erziehung die Jugend mehr denken lehren, als denken machen; ſo lange wir ihnen die Gedanken einpropfen, und nicht lieber nur den Boden bearbeiten, wo ſie wachſen ſollen; ſo lange werden wir freylich ſolche Bücher nicht leicht entbehren können. Man ſieht, daß der Verfaſſer in keinem einzigen §. ſelbſt gedacht hat. Neue Gedanken, oder neue Ausſichten muß man alſo nicht erwarten. Er erklärt und beweiſt das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes, die Schöpfung, die Unſterblichkeit ꝛc. kurz alles, wie es andere beweiſen. Schwache, ſtarke, vollſtändige, zuenge und zuweite Beweiſe liegen durcheinander. Sein Geiſt iſt von der Dogmatik ausgegangen, und [79] kehrt zu ihr zurück; doch iſt das Werkchen für eine gewiſſe Art von Leſern gut, und der Verfaſſer will ja auch nicht für alle ſchreiben. Wie der Titel Syſtem demſelben zukomme, werden nur diejenige einſehen, welche einen jeden Zuſammenhang von Sätzen ein Syſtem nennen, ohne ſich zu bekümmern, wie die Sätze zuſammen hängen. Wir würden das Buch lieber, wenn es ja Syſtem ſeyn ſoll, Syſtem einer vernunftmäßigen Religion genennt haben; denn ſo erkennt der Verf. ſelbſt S. 91 und 92. daß eine vernunftmäßige und eine natürliche Religion zweyerley iſt. Am wenigſten hat uns die Einleitung gefallen. Der Verf. will darin ſagen: daß wir Gott und ſeinen Willen erkennen müſſen, weil der Wille Gottes unſere Glückſeligkeit zum Endzweck hat, dieſe aber der Vorwurf und Gegenſtand aller unſrer Triebe iſt. Er drückt ſich aber ſo undeutlich aus, daß man gar leicht ſeine Gedanken verfehlen kann. Uns ſcheint die Verbindlichkeit zur Religion (die mehr iſt, als eine bloße Erkenntniß) weit natürlicher

aus dem Gedanken zu folgen: weil wir von Gott, als einem mächtigern Weſen, alles haben und hoffen können. Der erſte Menſch, der ohne Offenbahrung durch ſeine Vernunft ſich eine Religion erfunden hätte, würde wahrſcheinlich blos durch dieſen Gedanken, auf eine ſolche Erfindung geleitet worden ſeyn; und bey unſern itzigen Menſchen, würde ein ſolcher Gedanken wie uns dünkt, auch wahrſcheinlich den gröſten Eindruck machen. Unſere Erkenntniß von Gott beweiſt der Verf. aus der Zufälligkeit der Welt a posteriori; aber er iſt nebſt vielen andern in den Fehler gefallen, daß er aus einer a posteriori bewieſenen Eigenſchaft Gottes, nun ſeine übrige Eigenſchaften alle, a priori erweiſen will; Solche Beweiſe hinken immer. Über den Menſchen und ſeine Beſtimmung hat er noch viel zu wenig gedacht. Der Abſchnitt vom [80] Urſprung des Böſen, hat uns, ob er gleich gar nichts neues enthält, am beſten gefallen, weil darin am wenigſten bewieſen wird. Squire iſt kein ſicherer Führer, wenn man über die Nothwendigkeit der Offenbahrung denken will; und die meiſten Gründe, die der Verf. dafür anführt, beweiſen zu viel. Die Beſchreibung von dem Zuſtand der Heiden vor der Offenbahrung ſcheint uns übertrieben. Sie prieſen nicht die blos bürgerliche Tugend an, wie der Verfaſſer S. 94. behauptet. Einige giengen ſchon damal ſo weit, daß ſie, wie z. B. Äſchines in ſeinen ſokratiſchen Geſprächen, die Tugend blos für ein Geſchenk der Götter hielten. Wir wiſſen, was wir durch die Offenbahrung gewonnen haben! allein wenn man von einer Sache mehr Übels ſagt, als in der That darin iſt, ſo macht man auch das verdächtig, was wahr iſt. Übertriebener Eifer in der Religion, erweckt bey den denkenden oft Unglauben, bey denen, die nicht denken, immer Aberglauben. In dem letzten Abſchnitt hätte die kritiſche Unterſuchung in dem vortreflichen Leßiſchen Beweis von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, nicht ganz übergangen werden ſollen. Der Verfaſſer ſchreibt übrigens gut, rein und deutlich, und wir wünſchen, daß er ſein Syſtem einmal ſelbſt durchdenken, ſich aber der Dogmatik ehe nicht, als bey dem letzten §. erinnern möchte.

[81] Nro. XI. Den 7. Februar 1772.

London.

Jonian Antiquities. Published with Permission of the Society of Dilettanti by R. Chandler, A. M. F. S. A. — — N. Revett, Architect. W. Pars, Painter. Folio Imperial Paper. l. P. ll. S. 6 d. unbound. By Dodsley 1769.

Wir zeigen dieſes Werk etwas ſpät an: indeſſen wird die Nachricht, die wir davon geben, den Kennern der Alterthümer und der Baukunſt immer noch intereſſant bleiben.

Eine Geſellſchaft Perſonen, welche die Reiſe nach Italien gethan hatten, und wünſchten, daß der Geſchmack für die Kunſt in ihrem Vaterland allgemeiner werden möchte, ſchoſſen unter dem Namen der Geſellſchaft der Dilettanti einen Fond zuſammen, und im Jahr 1764. fand ſich derſelbe ſchon ſo anſehnlich, daß man darauf bedacht war, eine Geſellſchaft geſchickter Männer auszuſchicken, um in den Alterthümern neue Entdeckungen zu machen. Die Wahl, in Anſehung der Claßiſchen Litteratur, fiel auf Herrn Chandler, der ſich durch ſeine Marmora Oxoniensia berühmt gemacht hatte. Herr Revett, der ſchon die Athenienſiſchen Alterthümer herausgegeben hatte, ſollte die Gegenſtände der Architektur behandeln, und Mr. Pars, ein junger Künſt- [82] ler, deſſen Talente viel verſprachen, war zur Abzeichnung der Ausſichten und der Basreliefs beſtimmt. Sie giengen den 9. Jänner 1764. an Bord eines Schiffs, das nach Conſtantinopel beſtimmt war. Sie landeten bey den Dardanellen den 25. Aug. Nachdem ſie das Sigäiſche Vorgebirge, die Ruinen von Troja, die Inſeln Tenedos und Scio beſucht hatten, kamen ſie zu Smyrna den 11. Sept. an. Von dieſer Stadt, als ihrem Hauptquartier, thaten ſie verſchiedene kleine Reiſen ins Land.

Im Aug. 1765. kamen ſie zu Athen an, wo ſie bis in den Jun. 1766. blieben. Sie beſuchten Marathon, Eleuſis, Salamis, Megara und andre Plätze in der Nachbarſchaft. Nachdem ſie Athen verlaſſen, giengen ſie durch die kleine

Inſel Calauria nach Troezene, Epidauros, Argos und Corinth. Von da beſuchten ſie Delphi, Paträ, Elis und Zante, und den 31. Aug. giengen ſie nach Briſtol unter Segel, und kamen in England den 2. Nov. an. Die Geſellſchaft forderte von ihnen einige Proben ihrer überbrachten Materialien, und man wählte die Überbleibſel der Joniſchen Alterthümer. Ein Land, das nach Attica das allermerkwürdigſte in dieſer Art iſt, und die Aufmerkſamkeit eines Claßiſchen Schriftſtellers am meiſten verdient. Die Kenntniß der Natur ward zuerſt in der Joniſchen Schule gelehrt. Geometrie, Aſtronomie und die andern Theile der Mathematik, Schiffarth und Handlung wurden hier zuerſt ausgebreitet. Die Hiſtorie hat ihre Geburt Jonien zu danken, die Medicin ihren erſten Schriftſteller; die Poeſie ihren Vater. Allein die Architektur hatte in dieſem Land vornehmlich ihren Sitz. Die Erfindung der drey Griechiſchen Ordnungen gehören ihm zu, obgleich nur eine ſeinen Namen trägt. Denn der Tempel der Juno zu Argos gabe zwar die Hauptidee von dem, was man nach-[83]her die Doriſche Ordnung nannte, aber ihre Proportionen wurden doch hier zuerſt feſtgeſetzt.

Die Ruinen des Tempels des Bacchus zu Teos, der Minerva zu Priene, und des Apollo Didymäus bey Miletus ſind die Vornehmſten. Alle Theile des Tempels des Bacchus ſind ſo zerſtreut; es ſind ſo wenige Spuren von ſeinem Plan übrig, daß man die Gattung, wozu er gehört, oder den Aufriß ganz aus dem Vitruv ergänzen muß. In Beſchreibung des Evſtylos giebt er dieſen Tempel zum Beiſpiel, und nennt ihn ein Octaſtylos, wodurch er einen Dipteros, der durch die Anzahl der Säulen der Fronte beſtimmt wäre, anzeigen will.

Die Zeit, worin er gebaut worden, iſt nicht genau anzugeben; doch weiß man, daß ſein Architekt Hermogenes war, der mit Tarcheſius und Pytheus behauptete, daß die Doriſche Ordnung für heilige Gebäude ſich nicht ſchicke. Vitruv merkt an, er ſey davon ſo überzeugt geweſen, daß er ſeinen Plan, nachdem der Marmor ſchon zugehauen war, geändert und mit den Materialien, die zur Erbauung eines

Doriſchen Gebäudes beſtimmt waren, dieſen Joniſchen Tempel errichtet hätte. Eine Beſchreibung der alten Geſchichte von Teos, und ein kleiner Verſuch einer Beſchreibung des Landes, wie man es Heut zu Tage ſieht, wird durch eine ſchöne Perſpektiviſche Zeichnung von Tegigeck und der Halbinſel Teos erläutert. Heut zu Tage heißt der Ort, wo dieſe alte Stadt ſtand, Bodrum. Die 2te Kupfertafel enthält den Aufriß der Fronte des Tempels, die 3te 4te 5te und 6te die Baſen, Kapitäle, Korniſchen, Architrave, auf doppelte Art, erſt im bloſen Contour, dann mit Schatten und Licht; auch einige Basreliefs.

Das 2te Kap. handelt von dem Tempel der Minerva Polias, zu Priene. Dieſe Stadt lag an [84] der Südſeite des Bergs Mycale. Allein jetzo erſtreckt ſie ſich über eine ſchöne Ebne, die durch den Mäander durchſchnitten wird. Die Topographie hat ſich ſeit der alten Zeit ſehr geändert: denn Priene, das nun mitten im Land liegt, lag ehemals an der See und hatte zween Hafen: die Ebene zwiſchen ihm und Miletus war eine große Bay und der Mäander, der nun ſeinen Lauf weit über ſie weg fortſetzt, fiel dazumal in die Bay ein. Dieſes iſt auch die Urſache, warum ſo wenig Reiſende Luſt gehabt haben, Unterſuchungen daſelbſt anzuſtellen; denn auſſer den engliſchen Kaufleuten von Smyrna, deren Reiſe 1673. unternommen, und von Wheler 1682. herausgegeben worden, und auſſer Spon hat man nichts davon. Heut zu Tage heißt es Sanſon oder auch Sanſon-Caleſi, und iſt ein Dorf. Ein Stein, der zu den Antae gehörte, zeigt eine Aufſchrift:

Der König Alexander
Widmet dieſen Tempel
Der Minerva Civica.

Allein die Herausgeber bemerken, daß es ſehr zweifelhaft iſt, ob Alexander dieſen Tempel gebaut, oder ob er, der ſo gern um dieſe Ehre buhlte, wie er zu Epheſus that, nicht dem ſchon angefangenen oder weitgekommenen Tempel nur die Inſchrift zu geben trachtete. Dann dieſe Stadt hielt dieſe Ehre für ſo auſſerordentlich, daß ſie es ihm abſchlug, ob er

ſich gleich erbot, ihnen für den ſchon unter Direction des Dinokrates halberbauten Tempel der Diana alle Koſten zu erſetzen, wann er die Dedication in ſeinem Namen ſetzen dürfte. Der Architekt war Pytheos oder Phiteos, der aus dieſen Ruinen ſowol als aus den Zeugniſſen Vitruvs als ein großer Mann erſcheint. Pauſanias merkt noch auſſerdem von dieſem Tempel an L. VII. daß er beſonders wegen ſeiner Statüen berühmt geweſen ſey. [85] Gröſſere und kleinere Buchſtaben findet man in den Aufſchriften: und dieſes zeigt, daß die alten auch darin die Perſpektiv und den Augenpunkt in Acht genommen haben. Aus den Ruinen ſieht man noch, daß der Tempel mit Säulen umgeben war, die, wenn man ihren Diameter und die Zwiſchenräume von einer zur andern mit der Fläche des Bodens, den die Ruinen bedecken, vergleicht, endlich die Vermuthung geben, daß die Fronte des Tempels nicht über ein Hexaſtylos geweſen.

Das 3te Kapitel handelt von dem Tempel des Apollo Didymäus bey Milet. Dieſer Tempel, der auch vorher der Tempel der Branchidä hieß mit dem Orakel, war auf dem Promontorium Poſideium 18 oder 20 Stadien von dem Strand, und 180. von der Stadt Miletus gelegen. Die Tradition der Branchidä iſt bekannt. Das Orakel des Apollo hatte ſchon zu Croeſus Zeiten, der es befragte und ſehr reichlich beſchenkte, einen ausgebreiteten Ruf. Die Perſer unter Xerxes plünderten dieſen Tempel, und verbrannten ihn, wie alle Tempel in Jonien, ausgenommen den zu Epheſus. S. Herodot L. VI. C. 7. Die Branchidä flohen aus Furcht, weil ſie es mit den Perſern gehalten hatten, ihre Untreue beſtraft zu ſehen. Die Mileſier waren lange auſſer Stand und zu ſehr heruntergekommen, um ihn aufzubauen. Der Architekt war Peonius von Epheſus, und Daphnis von Milet. Der erſtere hatte in Geſellſchaft des Demetrius, eines Prieſters der Diana, den Tempel zu Epheſus zu Stande gebracht, der auch von Joniſcher Ordnung war, und von Cteſiphon dem Cnoßier, und ſeinem Sohne Metagenes (dem Autor einer Abhandlung darüber)

angelegt, aber nicht geendigt wurde. Peonius, nach dem Vitruv Democritus, war der Architekt des zweyten Tempels der Diana zu Epheſus, der nach dem Brand in der Geburtsnacht Alexan=[86]ders des Großen unmittelbar wieder aufgebaut wurde, und für welchen Alexander wegen der Dedikation die Koſten erſtatten wollte. Er war es auch, der das Projekt von der Statüe des Bergs Athos angab, und alſo iſt ſein Zeitalter leicht zu beſtimmen.

Von den Merkwürdigkeiten dieſes Tempels zu urtheilen, ſo nennt ihn Strabo den größeſten aller Tempel, Pauſanias Eins von den Wundern Joniens, und Vitruv ſetzt ihn unter die vier Tempel, welche die Baukunſt auf den höchſten Gipfel ihres Ruhms erhoben hätten. Hierauf folgt die Geſchichte der Branchidä und des Orakels, wann es angefangen, geſtört worden ſey, und gänzlich aufgehört habe.

Die Verfaſſer ſagen, daß die Menge und Größe der zerſtörten Colonaden, und die Vollkommenheit der Arbeit auch den geſchmackloſeſten Zuſchauer in Erſtaunen ſetzen. Zu den vorangezeigten ſind noch zehn Kupfertafeln, von der vortreflichſten Arbeit, die Plane, Profile u. ſ. w. enthalten, ohne die vortreflichen Vignetten und Culs de Lampe zu rechnen, die vor und nach den Kapiteln ſtehen, und die intereſſanteſten Basrelieve enthalten.

London.

An Essay on National Pride tr. from the german of Mr. Zimmermann. 1771.

Wir haben mit Vergnügen geſehen, daß dieſe Überſetzung eines unſrer tiefſinnigſten Schriftſteller bey den Engländern einmal das Andenken eines Herrmann und eines Merry Philosophers verlöſcht zu ſehen, Hoffnung giebt. Wir hätten aber gewünſcht, daß der Überſetzer mehr Treu und mehr Stärke und Adel in ſeiner Schreibart gezeigt hätte. Er läſt oft ganze Stellen weg. Z. B. wenn Zimmermann ſagt: „der Naturlehrer bricht in ein lau=[87]tes Gelächter über den Moraliſten aus, der die Beobachtung des Menſchen und

ſeines Thuns würdiger findet, als die Beobachtung der Fröſche und ihres Thuns," ſo ſagt der Überſetzer: the Naturalist sneers at the Moralist who can harangue on the Nature of man, civil society and relative duties at the same Time knows nothing of the vegetable and fossil Kingdom. Die engliſche Sprache erlaubte ihm hier gewiß treu zu ſeyn, und die artige ſatyriſche Wendung dieſer Stelle, ſollte dem Engländer nicht entzogen werden. Gleich hernach übergeht er wieder eine ganze Stelle, und dergleichen Beyſpiele ſind nicht ſelten. Oft verſteht er ſein Original nicht. Zimmermann zielt gleich im Anfang auf die Poeten Kriege die Oberdeutſchland vor einigen Zeiten mit den Schweitzern hatte, und ſagt, daß Deutſchland ſich nur bisweilen an der kleinen Nation der Schweitzer reibe; dieſe Worte ſind ſo gegeben: except now and then a Flirt on the Lumpishness of the Swissert; but who minds so petty a people as they? Z. ſagt; ſie faſelt im beſſern Kopf mit Vernunft, das heiſt beym Überſetzer it takes Reason for a modell. Die Patricier, nennt er Upstarts etc. und den ſehr ſatyriſchen Zug am Schluß des erſten Kapitels, hat der Überſetzer ſo ſehr verdreht, daß er gerade das Gegentheil von dem ſagt, was er ſagen wollte. Hingegen ſetzt er bisweilen auch etwas von dem Seinigen bey; als wie die Citation aus dem Horaz S. 18. Seine Ausdrücke ſind ſo viel ſie ein Ausländer beurtheilen kann, oft platt und pöbelhaft. Z. B. I shall bring a long Bill against them; ich werde viel Böſes von ihnen ſagen: Commend me to, ich muß lächlen. the Courtier puts them under one and the same Bushel; die Höfe verachten alles. Dieſes wird genug ſeyn zu beweiſen, daß man auch in England ſchlecht überſetzt. Noch hat der Überſetzer Anmerkungen hin-[88]zu gefügt, die wir ſehr entbehrlich finden. Sie betreffen meiſt Erläuterungen von Kleinigkeiten, die ein Leſer des Nationalſtolzes ſchon längſt wiſſen muß, oder neue Inſtanzen aus Reiſebeſchreibungen, die zur Sache wenig oder nichts beytragen, und oft muß ſich der Überſetzer ſelbſt wundern, wie er auf ſeine Bemerkungen gefallen iſt, dahin gehört die Tirade aus Rowe's Jane Sore S. 276.

Doch ein Überſetzer glaubt ſich zu erniedrigen, wenn er keine Anmerkungen macht. Unſere Deutſchen machens nicht beſſer.

Baſel.

Ein moraliſcher Beweis der Gewißheit eines zukünftigen Lebens. Aus dem Engliſchen. Bey Johann Rudolf Imhof und Sohn. 1771. 8. 7 Bogen.

Ein ſo genanntes Gedicht gegen die Religionsſpötter, aus Engliſcher Proſa in deutſche Reime verſetzt, leider! ſchön gedruckt. Das Muſter des Verfaſſers waren Gellerts Lehrgedichte, und er fällt noch im deutlichen, wäſſerigten und gereimten Style eine weite Strecke, wie ſich gebührt, unter ſein Original. Der Religionsſpötter iſt ſicher bekehrt, der es ausgeleſen hat. Denn hierzu gehört mehr als Natur!

Kupferſtich.

J. Maſſard hat neulich in Paris die Portraits des Comte de Provence und ſeiner Gemahlin, des Dauphins und der Dauphine, von der Größe eines Petſchaftes, in Profil herausgegeben. Er hat ſie ſowohl gezeichnet als geſtochen, und ſich angelegen ſeyn laſſen, das Punktirte der Miniaturmahlerey auszudrücken.

[89] Nro. XII. Den 11. Februar 1772.

Leipzig.

Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte in einzeln, nach alphabetiſcher Ordnung der Kunſtwörter, auf einander folgenden Artickeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erſter Theil, von A bis J. 1771. Bey Weidmanns Erben und Reich. 4. 568. S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entſprechen, weil es nach einem der Kräfte des Verfaſſers, aber nicht der Natur ſeines Stoffs, angemeſſenen Plan bearbeitet iſt worden; es kann bey einzelnen Vollkommenheiten ein magres Ganze darſtellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn ſein vorzügliches Talent zog, ein Monument ſeines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; ſeine Schultern waren zu ſchwach; er ſonderte

alſo ab, was ſie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und ſeines eignen Ruhms ſorgte. Es enthält dieſes Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunſt gereiſt iſt; allein er iſt nicht in dem Lande gebohren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genoſſen. Nur Obſervationen, aber nicht Experimente hat er an- [90] geſtellt. Es iſt Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume, der Scribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der ſchreibt. Wir wollen ihn ſelbſt hören, was er von ſeinem Plane ſagt: „Ich habe über die ſchönen Künſte als Philoſoph, und gar nicht als ein ſo genannter Kunſtliebhaber geſchrieben. Diejenige, die mehr curiöſe als nützliche Anmerkungen über Künſtler und Kunſtſachen hier ſuchen, werden ſich betrogen finden. Auch war es meine Abſicht nicht, die mechaniſchen Regeln der Kunſt zu ſammlen, und dem Künſtler, ſo zu ſagen, bey der Arbeit die Hand zu führen. Zu dem bin ich kein Künſtler, und weiß wenig von den Praktiſchen Geheimniſſen der Kunſt. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curioſen Liebhaber, oder den Dilettante, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den ſchönen Künſten macht; ſondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geſchmacks haben ſoll, habe ich dadurch geſorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der ſchönen Künſte benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denſelben ziehen könne; daß ich ihm ſein Urtheil und ſeinen Geſchmack über das wahrhaftig Schöne und Große ſchärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Eckel für ſchlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unſichre Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterſcheiden kann.“ Dieſes war der Plan, den ſich Herr S. vorgeſchrieben hatte. Allein war es der Einzige und Beſte zur Fortſchreitung der Kunſt? Und war dieſes Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes, der mit Scharfſicht des Geiſtes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld überſieht, das

er zu bearbeiten unternimmt? Die weſentli- [91] chen Mängel entſpringen wohl aus der erſten und wahrſten Quelle; weil es unmöglich iſt, daß ein Einziger Mann alle dazu erforderliche Kenntniſſe in ſich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutſchland, das den bildenden Geiſt Platos mit der taſtenden Erfahrungsphiloſophie, und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunſtrichterwiſſens vereinigt; und doch glauben wir, dieſer Mann würde die Theorie der Kunſt nur in Geſellſchaft eines Leßing, Heyne, Rammler, Sulzer angreiffen wollen, und die Litteratur eines Hagedorn, Füeßli und Heinichen zu Rathe ziehen. Nächſtdem iſt das Auditorium des Verfaſſers zu klein gewählt. Warum darf der Kunſtliebhaber nicht über die Kunſt zuhören? Wir, die wir, nach des Verfaſſers Ausdruck, mit den Künſten Unzucht treiben, hätten immer gewünſcht, daß Er als Philoſoph uns aus allgemeinen Grundſätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuoſe ſagt: das muß ſo ſeyn, das läßt, das thut Wirkung. Immer ein Bißgen mehr Dogma, und dafür weniger moraliſche Predigt über unſre Unzucht! Die Pſychologiſchen Erklärungen abſtrakter Ideen machen beynahe 2 Drittheile des Werks aus; ſie ſind meiſt nach dem einmal feſtgeſetzten Plane gut geſchrieben, und ſind Beylagen zu dem Ruhme des Verfaſſers, als eines unſrer erſten Landwirthe der Philoſophie, der Einöden in urbares Land zu verwandlen weiß. Allein auch in dieſen Artikeln wünſchten wir nicht bloſe Darzählung der Markſteine, ſondern Bemerkung der Plätze, wie ſie verſtellt werden können, auch immer ein wenig Baconiſche Bilderſtürmerey, Fingerzeig und Ahndung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns, daß der Verf. dem Faden nicht gefolgt iſt, den Leßing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunſt und ihre Bedürfniſſe beſtimmt. [92] Nachdem die Herren Theorienſchmidte alle Bemerkungen in der Dichtkunſt, der Mahlerey und Skulptur in Einem Topf gerüttelt hatten, ſo wäre es Zeit, daß man ſie wieder herausholte, und für jede Kunſt ſortirte; beſonders die der Skulptur und Mahlerey eigne

Grundſätze. Allein dazu gehört freylich eine noch zu erfindende Pſychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchſtein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermiſſen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetiſcher Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich ſtatt finden kann, d. i. Critik, Litteratur, Charakteriſtik einzelner Künſtler. Der Recenſent weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es iſt, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunſt, das Portrait eines großen Mannes an das andre zu ſtellen. So richtig jede einzelne Zeichnung ſeyn kann, ſo ermüdet ſie doch den Geiſt des Leſers; allein wenn er ſie unter jeden Buchſtaben vertheilt antrift, ſo gefällt es. Der Verf. hat es mit einigen Büſten des Alterthums verſucht, allein den Muth ſinken laſſen, da die Gallerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indeſſen iſt die Mannichfaltigkeit noch nicht Entſchuldigung genug für die gänzliche Abweſenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine ſo ſparſame Erſcheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Meſſe geworden ſeyn würde. S. 459. ſpricht Herr S. ſelbſt für dieſes unſer pium desiderium. „Es würde angenehm ſeyn, und zu näherer Kenntniß des menſchlichen Genies ungemein viel beytragen wenn Kenner aus den berühmteſten Werken der Kunſt das beſondre Gepräg des Genies der Künſtler mit pſychologiſcher Genauigkeit zu beſtimmen ſuchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der erſten Größe verſucht; aber was man in dieſer Art hat, iſt nur noch als ein ſchwacher Anfang der Na- [93] turhiſtorie des menſchlichen Geiſtes anzuſehen. Dazu gehört freylich mehr als Junius de Pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneenſammler alter und neuer Zeiten!

In Anſehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunſt, der noch nicht zum Kenner erwachſen iſt, nicht genug zuſammengehalten wird, ſondern daß dasjenige was unter einem Artikel hätte ſtehen, und worauf man in den andern nur hätte verweiſen dürfen, zu ſehr auseinander gerückt iſt, und dadurch geht der

Augenpunkt verlohren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Faſſung und Begeiſterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar ſeyn, wann wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unſern Beyfall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunſt, Baumeiſter, Charakter, Comödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geſchmack, Haltung u. ſ. w. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philoſophen, die verwickelteſten Ideen der Empfindung auseinander zu ſetzen, und aus den erſten Kräften der menſchlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt ſeyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen ſcheint der Verf. ſein Auditorium aus den Augen zu laſſen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt und nicht converſirt ſeyn. Z. B. bey dem Art. Abdruck, hätte man für den Gelehrten, der kein Kunſtkenner iſt, der Paſten gedenken ſollen; denn ſonſt glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellak und Schwefel nöthig, um eine Lippertſche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweymal der Pyramidaliſchen Gruppirung gedacht, allein doch [94] nicht der rechte Fleck ſo getroffen, daß dieſer ſonderbare Lehrſatz des Michel Angelo für den Unwiſſenden anſchauend wird. Der Artikel Allegorie iſt lang, allein wir fürchten, daß bey dieſer Reiſe um die Welt, die kleine Inſel vorbey geſchifft worden, wo die erſte Beſtandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komiſcher und ernſter Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: hier iſt ein wenig Litteratur, aber alles ſo untereinander angegeben, wie bey einer Stockhauſiſchen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anakreon, Homer überlaſſen wir den Kennern, um über ihre Vollſtändigkeit, Richtigkeit, oder Dürftigkeit, das Endurtheil auszuſprechen. Sehr ſchiefe Exempel ſind uns aufgeſtoßen, wenn unter andern bey der Erfindung

bemerkt wird, daß der Geiſt im Hamlet zu dem Geiſt in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrſcht überhaupt eine beſtändige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen ſiud faſt alle Beyſpiele des Groſſen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem ſich die Waſſer der Epiſchen Sündfluth in Deutſchland verlaufen, ſo hätte man die Trümmer der Bodmeriſchen Arche auf dem Gebürge, der Andacht weniger Pilgrime überlaſſen können. Wäre Herr S. ſelbſt ein Dilettante, ſo würde ſein Kunſtſyſtem nicht trübſinniger Eifer, ſondern heitrer Glaube ſeyn, der nie ſchmält. Über die Moralität ſeiner Schriften iſt der Verf. des Agathon und der Muſarion bey allen geſunden Köpfen längſt gerechtfertigt, und Kenner des menſchlichen Herzens mögen entſcheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landſchaft nicht geſchwinder zum Ziel führe, als die kürzeſte mathematiſche Linie des moraliſchen Raiſonnements.

[95] London.

Plutarchs Lives, Translated from the Original Greek, with notes critical and historical, and a new Life of Plutarch. By John Langhorne D.D. and William Langhorne, M. A. 8. 6 Vol. 1 L. 11 S. 6 d. 1770.

Ehemals wurde Plutarch nach einer franzöſiſchen fehlerhaften und unvollkommenen Überſetzung vom Jahr 1558. zu der Königin Eliſabeth Zeiten, ins Engliſche überſetzt. Dryden verſuchte ihn nachher in Geſellſchaft andrer Mitarbeiter zu überſetzen; allein dieſe Arbeit iſt Drydens nicht würdig. Im Jahr 1758. wurde zwar dieſe letzte Überſetzung von einem dem Werk gewachſenen Gelehrten durchgeſehen und von vielen Fehlern gereinigt; ſie blieb aber noch allzeit unendlich weit unter ihrem Original. Dieſes bewog die Herren Langhorne gegenwärtige Arbeit zu unternehmen. Nach der Vorrede folgt ein ausgearbeitetes Leben des Plutarchs.

Wenn wir Plutarchen in eine Sekte ſetzen ſollen, ſo

gehört er nach der Beſcheidenheit und Vernunftmäßigkeit ſeiner Lehrſätze, in die Sekte der neuern Akademie. Er war aber im Grunde ein Eklektiker. Von den Akademikern nahm er die Beſcheidenheit der Meynungen an, und ließ ihnen ihren urſprünglichen Skepticiſmus. Von den Peripatetikern lernte er die praktiſche Kenntniß der Phyſik und Logik, und ließ ihnen die Träumereyen der Hypotheſen. Den Stoikern hatte er den Glauben einer beſondern Vorſehung zu danken; aber er nahm ihre künftige Belohnungen und Beſtrafungen nicht an. Er konnte die gegenwärtige Würkung des höchſten Weſens mit ſeinem richterlichen Charakter nicht vereinigen. Die ſich bequemende Philoſophie des Ariſtipps findet man zwar als eine Spur des Epikuriſmus in ſeinen [96] politiſchen Schriften und zuweilen in der ganzen Anordnung ſeines Lebens: Allein der vernünftige Genuß war alles, was er vom Epikur borgte. Er ließ ihm ſeine ſpeculative Grundſätze. Führen wir ihn in die Schule des Pythagoras, ſo ſcheint ſein wohlwollendes Herz ſeine zarte Sympathie gegen alle Nebengeſchöpfe, ihn von ſeinem Syſtem des Ekletikers oder des philoſophiſchen Coſmopoliten abzuführen. Er wird ein Vertheidiger der Seelenwanderung, um den Stolz und die Herrſchſucht des Menſchen zu demüthigen, ſein Gefühl rege zu machen, und ihm zu zeigen, daß ſein künftiger Zuſtand vielleicht eben derſelbe ſeyn könne, worin ſich die Geſchöpfe finden, die ſeine Leidenſchaft der Marter übergiebt.

Die Noten und Erklärungen der Überſetzer ſind merkwürdig, ob wir gleich nicht alles unterſchreiben. Sie beleuchten die Charaktere des Craſſus, Cäſars, Alexanders und Pompejus, und des Oktavians. Allein oft ſcheint ſie doch das Genie bey Erweckung dieſer Todesgeſtalten verlaſſen zu haben. Einzelne Züge findet man, die hier und da wahr aufgegriffen, aber nicht in wahrem Verhältniß zuſammengeſetzt ſind. Die Verfaſſer haben ihr Engliſch rein von griechiſchen Wortfügungen erhalten. Sie fürchten ſelbſt öfters bey Lagern, Schlachten und Belagerungen die Militarkunſtwörter nicht recht getroffen zu haben.

Die angezogenen Poetiſchen Stellen ſind oft ſehr glücklich in engliſche Verſe übergetragen; das heißt, ſo viel ſichs thun läßt.

[97] Nro. XIII. Den 14. Februar 1772.

Halle.

Biographie der Deutſchen, von Gottl. Bened. Schirach. 3ter Theil 336. S. 8. mit der Vorrede. Bey Gebauer, 1771.

[5?] Wir wünſchten zu wiſſen, für welche Art von Leſern die ungeheure Menge Biographien jetzo bey uns geſchrieben wird: Für den Kenner der Geſchichte, oder des menſchlichen Herzens? Wir zweifeln, ob einer von beyden bey dem Federführen dieſer Arbeiten bedacht wird. Vermuthlich iſt für den ſchnarchenden Mittelmann geſorgt, der ſich ruhig von dem Erſten dem Beſten amuſiren läßt, und wenn es ihm zu arg wird, ſich auf die andre Seite des Lehnſtuhls kehrt, und ſein Stückchen wegſchläft. Entweder wirft die Biographie einen Lichtſtrahl auf einige noch nicht genug erkannte Stellen einer Hauptbegebenheit, oder ſie liefert ein Cabinetsſtück von einem ſo ſeltnen Phänomen in der Natur, daß der Leſer nicht fragen darf, wie ein Thorſchreiber: wer iſt der Herr? Was hat der Herr für einen Charakter? Dieſe beyde Arten können aber nur aus der alten Geſchichte, wo der Menſch handelt, und aus der ganz neuen, wo er denkt, hergenommen werden. Aus der Mittleren, wo der einzelne Menſch nicht anders als eine Callotſche [98] oder Lafageſche Figur im Gedränge mit tauſenden erſcheint, wiſſen wir nicht, was der Biograph zuſchneiden kann. Die Menſchengeſtalten ſind von den gleichzeitigen Schriftſtellern, wie die Wanderer in der Sandwüſte durch den Südwind zu Hautgerippen ausgetrocknet worden, und wie will der Biograph wahres Leben in ſie bringen, wenn er ſie auch noch ſo ſehr durch Übergänge, Maximen, Locos communes, und Reflexionen aufbläßt. Dieſes iſt aber die Verlegenheit unſers Verfaſſers, der in dieſem Bande die Lebensbeſchreibungen von Heinrich, Römiſchem Könige, Kayſer Conrads Sohn; von Ziska, Albrecht, dem unartigen Landgrafen zu Thüringen, und dem Herzog von

Braunſchweig, Otto, Fürſten zu Tarent liefert. König Heinrich kann immer, wann er einmal in die Liſte der Chronologiſchen und Genealogiſchen Stifte und Merkſtäbchen eingetragen iſt, ohne Schaden aus dem Kopfe jedes denkenden und fühlenden Menſchen wegbleiben, und trotz der Aufſtutzung der Perſonalien ſehen wir nichts, als einen jungen Herrn, dem der Vater das Regiment während ſeiner Abweſenheit übergiebt, der ſich von den ihm zugegebnen Biſchöffen wohl regieren läßt, dem Pabſt hübſch aus dem Wege fährt, und einmal aus dem Schloſſe hinter einem Trupp auf den Feind losreitet. Der Artikel Ziska, iſt ein Stück von dem Huſiten Kriege, mit der Emballageinſchrift: Biographie, aus der deutſchen Geſchichte herausgehoben, und das Leben dieſes Fanatikers hätte kein neues Monument verdient. Die merkwürdigſte Lebensbeſchreibung iſt die von Herzog Otto von Braunſchweig, Fürſten zu Tarent. Sie iſt ein wahres Bild der Thätigkeit, Großmuth, Tapferkeit, Staatsklugheit und Mäßigung der Begierden, die mehr iſt als Staatsklugheit. Lange führte dieſer Held alle Kriege für das Haus Montferrat, und beynahe ſein ganzes Leben durch die [99] Vormundſchaft und Regierung dieſes Herzogthums. Er ward der Gemahl der Königinn Johanna von Neapel, verlohr in Vertheidigung ihres Königreichs die Freiheit gegen Karl von Durazzo; Durch einen großmüthigerweiſe ertheilten guten Rath, gegen die Feinde Karls, und das ſtandhafte Betragen, während ſeiner Gefangenſchaft, erhielt er ſie wieder, gieng nach Frankreich als Privatmann ab, wurde von da von Margaretha, der Wittwe Karls, zum Feldherrn verlangt, ſtellte von neuem die Ruhe in dem Königreich her, und ſtarb als Rathgeber des Throns von Neapel, und Regent des Herzogthums Montferrat. Das Leben Albrecht des Unartigen war allen Kennern der Geſchichte aus Wilkii Ticemanno und Hornii Principe Henrico bekannt. Hr. S. hat dieſe beyde Schriften aus ihrem kritiſchen Gewand in ein Biographiſches geſteckt. In dieſem Artikel iſt uns beſonders der weyland berühmte Herr Profeſſor Pauli wieder leibhaftig vors Geſicht getreten; allein traurig war es vor uns,

daß ein Schriftſteller im Jahr 1771. ſich noch Leſer vorſtellen kann, die dergleichen ſchöne Reflexionen, wie folgende, nöthig haben ſollen und mögen. „Nun genoß Cunigunde, der ſchöne Körper und die häßliche Seele, die Erfüllung ihrer Wünſche. Sie hatte ihn durch ihre Liebesbanden dergeſtalt gefeſſelt, daß er ſich nie wieder erlöſen konnte. Sie bemächtigte ſich nicht nur ſeines Herzens, ſondern, wie gewöhnlich, auch dadurch ſeines Verſtandes. — — In Ausgießungen der Wohlthaten über Apez kühlte ſich der Zorn des Vaters wegen der älteren Kinder ab.“ Und welch ſchielendes Gemälde, das ſich von forne bis hinten dem Ausdrucke nach widerſpricht! „Würklich führte Albrecht innerhalb ſeines Schloſſes Wartburg ein glückliches Leben, umgeben von einer Menge ſchmeichelhafter Seelen, und zärtlich von der Gelieb- [100] ten geliebt, ſo wie alle diejenigen, welche in der Ehe ſich tief unter ihren Stand erniedrigen, und eine Perſon zur Dame machen, die ſonſt hätte Damen dienen müſſen, und es täglich empfindet, wie viel der Mann ihr gab, der ihr Mann ward.“ Und welcher tiefer Blick! „Albrecht ſann: denn die Affekten trieben ihn, auf Rache; Kinder gaben ihm Geſetze und Unterthanen Aufſicht; und dieſes alles waren Folgen eines ſchönen Geſichts, in welches er ſich verliebt hatte. — — Der Kayſer Adolph, ein Herr von vielem friſchem Gelde aus England! — — Wie bald vergißt der Menſch nicht Verſprechungen, den Hitze der Leidenſchaften treibt und quält! — — Der Eigennutz iſt die Triebfeder der Weltuhr! — — Es giebt Perſonen, welche kein Menſch in der Welt liebt! — — Der Greis haßt nie ſo brünſtig wie der Jüngling! — — Er fühlte nun in vollem Maaße, welche gefährliche Sache es ſey zu lieben! — — Es giebt eine dreyfache Liebe in der Welt: aus Geſchmack: aus Phantaſie: und aus Leidenſchaft. Die erſte macht nie, die zweyte ſelten, und die letztere faſt beſtändig unglücklich.“ Endlich ſagt Hr. Schirach bey dem Leben des Herzogs Otto zu Anfang: „Man könnte mit leichter Mühe eine ſehr lange rhetoriſche Parallele hinzufügen, wenn man Plutarch ſeyn wollte!“ Gott gebe, daß es Hr. S. wolle, und könne!

Leipzig.

Geſchichte des Fräulein von Sternheim. Von einer Freundin derſelben aus Originalpapieren und andern zuverläßigen Quellen gezogen. Herausgegeben, von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bey Weidmanns Erben und Reich. 1771. 8. 301. S.

Es haben ſich bey der Erſcheinung des guten [101] Fräuleins von Sternheim ſehr viele ungebetne Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, deſſen ganze Seele aus Verſtand gebaut iſt, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sotise du coeur nennt. Er überließ alſo ſchon lange das gute Kind ihrem Schickſal, und gedachte ihrer ſo wenig, als ein Cammerherr ſeiner Schweſter, die einen Prieſter geheurathet hat. Der Schönkünſtler fand in ihr eine ſchwache Nachahmung der Clariſſa, und der Kritiker ſchleppte alle die Solöciſmen, und baute ſie zu Haufen, wie das Thier Kaliban bey unſerm Freund Shakeſpeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer, und fand in dem Geiſt der Wohlthätigkeit dieſes liebenswürdigen Mädchens, einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren ſich, wenn ſie glauben, ſie beurtheilen ein Buch — — es iſt eine Menſchenſeele; und wir wiſſen nicht, ob dieſe vor das Forum der großen Welt, des Äſthetikers, des Zeloten, und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entſchuldigen, durch den ſie ſich Derbyn in die Arme warf, wann wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexanders betrachten, da er ſeinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungsſucht; und miſchten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländiſchen, zum Auſſerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von 20 Jahren, die ſich in einer drückenden Situation befindet, ſo hätten wir ohngefähr den Schlüſſel zu der ſo genannten Sotise. Die Scene bey der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Compoſition für das Publikum iſt, und Wieland hat es ſo ſehr gefühlt, daß er es in ſeinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das ganze iſt gewiß

ein Selbſtgeſpräch, eine Familienunterredung, ein Aufſatz für den engeren Cirkel der Freundſchaft: denn bey Lord Rich müſſen [102] die individuellen Züge beweiſen, daß dieſer Charakter zur Ehre der Menſchheit exiſtirt. Das Journal im Bleygebürge iſt vor uns die Ergießung des edelſten Herzens in den Tagen des Kummers; und es ſcheint uns der Augenpunkt zu ſeyn, woraus die Verf. ihr ganzes Syſtem der Thätigkeit und des Wohlwollens wünſcht betrachtet zu ſehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem ſie dem Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das niederſchreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrſcheinlich darum zu thun, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie ſie ſich in der Situation ihrer Heldinn würde betragen haben; und alſo betrachtet ſie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüſte zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr ſagen, daß die Fugen des Gerüſtes grob in einander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt ſey, ſo antworten wir dem Herrn: Es iſt ein Gerüſte. Denn wäre der Machiniſte Derby ſo fein ausgezeichnet, wie Richardſons Lovelace, ſo wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

Bern.

Uſong, eine Morgenländiſche Geſchichte in vier Büchern, von dem Verfaſſer des Verſuchs Schweizeriſcher Gedichte. Im Verlag der neuen Buchhandlung. 8. 1 Alphabet 3 Bogen.

Wenn ein Profeſſor tanzt, ein Hofmann Klopſtocks Oden beurtheilt, ein Hiſtorikus über die wenigen Fakta in Yoriks Reiſen erſtaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung rei-[103]tet, ſo iſt es möglich, daß einer unter der Geſellſchaft iſt, der ſich ungeſchickt dazu anſtellt. Es hat der Herr Präſident von Haller bey den wichtigſten Geſchäften, und unermüdeten Bemühungen für das Reich der Gelehrſamkeit, Muße übrig gefunden, auch für die

unteren Seelenkräfte des menschlichen Geschlechts zu sorgen, und die jetzige deutsche Welt mit einem Werk zu beschenken, das man füglich den Persischen Telemach nennen könnte! Der Held ist von Anfang bis zu Ende höchst tugendhaft, trägt alle zum Thron erforderliche Qualitäten in einem gelben Gürtel, der der Zeuge seiner Kayserlichen Abkunft ist, liefert Schlachten, rettet Princeßinnen, erobert Reiche, macht herrliche Gesetze, am Ende ein Testament, und stirbt. Da die Scene aber im Morgenland ist, so begreift der geneigte Leser leicht, daß man nicht viel vom Menschen zu sehen bekommt, sondern daß alles im Mantel und Schleyer eingehüllt ist. Selbst auf dem Persischen Mantel haben wir die sonst gewöhnlichen Sittensprüche des Korans vermißt. Im Morgenlande reist man auch nicht mit der Post, wie bey uns, sondern es ist oft eine Wallfahrt durch die Sandwüste nach der Lampe des Propheten, die nicht brennen will. Unsre Leser werden uns also verzeihen, wenn wir mit ihnen nicht von neuem durch das Land des Usong wallen. Dem Lande fehlts, wie gesagt, oft an Wasserquellen, beschatteten Ruheplätzen, und die Caravanserais sind auch dunkle Vierecke, wo der Tag nur durch die Thür herein kommt.

Paris.

L'esprit des Journalistes de Trevoux, ou Morceaux précieux de literature. repandus dans les memoires pour l'histoire des sciences et des [104] beaux arts, depuis leur origine en 1701. jusqu'en 1762. in 12. 4 Vols. 1771.

Eine Quinteſſenz des Journal de Trevoux. Wir fürchten, daß aus dieſen vier Duodezbänden noch eine andre Quinteſſenz zu ziehen möglich seyn möchte, die uns dann vielleicht einen Maaßstab abgeben könnte, nach dem der Werth so mancher Journale und gelehrter Kreuzzüge zu berechnen wäre.

Nachricht.

Herr Sekretair Löwe, der durch einige Romanzen und leichte Lieder berühmt ist, starb zu Ende des vorigen Jahrs.

Unſre Leſer werden uns erlauben, daß wir bey dieſer Gelegenheit einige Anekdoten nachholen, die den letztverſtorbenen berühmten Helvetius angehen, und die der Menſchheit zu viel Ehre machen, als daß ſie nicht bekannt zu werden verdienten. Helvetius hatte das Herz von ſeinen Reichthümern einen edlen Gebrauch zu machen. Er ernährte mehr dann 300. Arme auf ſeinen Gütern. Er war der beſte Vater, der zärtlichſte Ehegatte, der eifrigſte Freund. Hier iſt ein Zug ſeines Charakters, der für alles andre, was wir zu ſeinem Lobe ſagen könnten, Bürge ſeyn wird. Vor zwey Jahren fand ſich ſeine Kutſche in einer engen Straße durch Laſtwagen aufgehalten. Es währte ihm zu lange, und aus Ungeduld ſchalt er zur Kutſche heraus auf den Fuhrmann. „Sie haben Recht, verſetzte ihm der Fuhrmann gelaſſen, ſie haben vollkommen Recht; denn ſie ſind im Wagen, und ich bin zu Fuß.“ Helvetius empfand dieſen Vorwurf ſo lebhaft, daß er aus der Kutſche ſprang, dem Fuhrmann um den Hals fiel, und ihm mit einem großen Thaler für die Lektion dankte.

[105] Nro. XIV. Den 18. Februar 1772.

Berlin.

Joannis Friderici Meckel, nova experimenta et observationes de finibus venarum ac vasorum lymphaticorum caet. Prostat apud Frid. Nicolai 1771. gr. 8. 104. S.

Der menſchliche Körper, ſo ſehr er auch durch das anatomiſche Meſſer bis in ſein Innerſtes durch und durch bekannt zu ſeyn ſcheint, läßt doch noch immer den Liebhabern der Zergliederungskunſt Stoff genug übrig, ihre Kenntniß zum Nutzen ganzer Nationen zu erweitern. Der berühmte Herr Meckel giebt hiervon ein merkwürdiges Beyſpiel. Er hat durch gegenwärtige Abhandlung nicht nur in der Lehre von den Secretionen, ſondern auch in der täglichen Praxis ein helles Licht aufgeſtellet: und wir ſind verſichert, daß jeder Leſer durch dieſe Schrift gelehrter, und jeder Praktikus in ſeiner Kunſt gewiſſer werden wird. Das Buch

iſt in fünf Abſchnitte getheilt. Darin der erſte den Zurückfluß des Fließwaſſers durch die reſorbirenden Gefäße ins Blut enthält. Sehr oft hat der Herr Verf. bey Einſpritzung der Fließwaſſergefäße gefunden, daß der Merkurius, ohne etwas zu zerreiſſen, ganz natürlich aus beſagten Gefäßen in die Blutadern übergegangen ſey. Auf die Art hat er die untere Hohl- [106] aber oft mit Merkurius angefüllt gefunden. Er wuſte lang nicht, durch was für Wege dieſes eigentlich geſchahe: Endlich aber hat er als Wege die reſorbirenden Adern entdeckt, und bey Ausſpritzung des Fließwaſſergangs einer Lendendrüſe zu gleich bemerkt, daß der Merkurius nicht in das ausführende Gefäß der conglobirten Drüſe, ſondern nur in die reſorbirenden Gefäße, und dann in die Blutader dringe. Folglich iſt hier zwiſchen den Fließwaſſergefäßen und den Blutadern der Drüſen eine wahre Anaſtomoſis, die man ad oculum demonſtriren kann, und die bisher unbekannt war. Der Nutzen dieſer Anaſtomoſis und Reſorption iſt in der Phyſiologie, Pathologie und Praxis unendlich wichtig, und von dem Herrn Verf. bis S. 23. ſehr ſchön ausgeführt. Die Abſorption der Milch in den Brüſten, die der zweyte Abſchnitt liefert, iſt eben ſo neu, eben ſo leſenswürdig. Herr Meckel hat durch die Milchröhren der Warze Merkurius laufen laſſen, und geſehen, daß, nachdem die Bruſtdrüſen voll waren, derſelbe nicht nur in die Blutadern der Brüſte, ſondern auch in der äuſſern Bruſt ihre, ja gar in den Stamm der Achſeladern hinauf gekommen; ferner, daß einige Milchröhren auch die Einſpritzung in die Fließwaſſergefäße ſchickten, und daß dieſe bis unter die Achſeldrüſen hinauf geſchwollen. Hieraus leucht gar deutlich die Communication der Milchröhren mit den Blutadern und den Fließwaſſergefäſſen ein. Ganz beſonders aber iſt es, daß der Herr Verfaſſer durch Hülfe der Einſpritzung gefunden, daß die Milchröhren auch noch unter ſich anaſtomoſiren; welche Verbindung ſelbſt der Herr von Haller, Walter, Böhmer und Günz nicht glaubten, und die Winslow und Ruck nur vermutheten. Dieſe Anaſtomoſis iſt alſo

ganz neu, und die Reſorption der Milch geſchieht vermöge derſelben unmittelbar durch die kleinen Blutadern. Den Nutzen, den dieſe Ent=[107]deckung hat, und den wir hier nicht verfolgen können, giebt der Herr Verf. bis S. 60. ſehr deutlich an; beſtreitet den Gedanken der praktiſchen Ärzte, daß die Milch durch Zurücktretung ins Blut Händel mache; beweiſt, daß dieſes öfters nothwendig ſey, und durch die Kunſt auch oft geſchehen müſſe, und wiederlegt die Meynung, daß die Milch als geronnen ins Blut könne kommen. Gelegentlich zeigt er, wie es zugehe, daß bey einem Entzündungsfieber die Kindbetterinn die Milch verliehre, und die Brüſte ſchlaff werden. Dieſes iſt nicht, wie man glaubte, Urſache der Krankheit, ſondern Wirkung derſelben. Aus dieſer Anaſtomoſis läßt ſich auch leicht begreiffen, wie oft harte Drüſen der Brüſte, wider Vermuthen, noch vertheilt werden, und wie gut es ſey, wenn die Härte ſchon krebſicht iſt, ſie lieber gleich zu exſtirpiren, als den ſcheußlichſten Krebs abzuwarten. Der dritte Abſchnitt giebt die Reſorption des Samens in den Samenbläschen an. Auch davon iſt die Theorie neu. Daß gewiſſe Wege zur Reſorption dieſer Feuchtigkeit da wären, ſagen zwar alle Phyſiologen; aber wie ſie eigentlich beſchaffen, und wie die Reſorption ſelbſt geſchehe, hat noch niemand ſo deutlich als der Herr Verfaſſer beſchrieben. Überall, wo die Natur eine ziemliche Menge einer abgeſonderten Feuchtigkeit reſorbiren will, bedient ſie ſich der Seitenendungen der Blutadern, da ſie ſonſten nur die Fließwaſſergefäße hierzu beſtimmt hat. Eben auf die erſtere Art geſchieht das Geſchäfte der Reſorption des Samens. Als Herr M. die Samenbläschen mit einer röthlichen Maſſe vollgeſpritzet hatte, ſo drang dieſe in die Äſte der hypogaſtriſchen Ader, die das Gewebe um die Samenbläschen herum ausmachen, und von da in die größern Äſte. Er fand, daß ſich die beſagten kleinen Äſte in die innere Fläche der Samenbläschen mit Mündungen öffneten, und [108] daß in kein einziges Fließwaſſergefäß die Maſſe gedrungen war. Die Reſorption des Samens geſchieht alſo durch Blutadern; die Reſorption der wäßrichten Theile aber

aus dem Samen, damit er deſto beſſer präparirt werde, durch die Fließwaſſergefäße; deren letztere beſondere Art der Herr Verf. eheſtens dem Publikum bekannt machen wird.

Wir wollen kürzlich noch den vierten und fünften Abſchnitt berühren, davon jener die Präparation der Galle durch die Reſorption, dieſer die Reſorption des Urins in der Blaſe angeht. Wenn man in den Lebergang einſpritzt, ſo dringt das Eingeſpritzte leicht in die Fließwaſſergefäße; und werden dieſe wieder ſo behandelt, ſo geht die Maſſe bis in den Stamm der Leberadern und Hohlader. Aber auch vom Lebergang an, ohne erſt durch die Fließwaſſergefäße zu kommen, reicht ſchon die Injection bis in die Hohlader hin. Aus dieſer Verbindung ſieht man alſo die Reſorption der Galle deutlich ein, und warum der Lebergang bey Thieren, die keine Gallenblaſe haben, dieſer ihre Stelle vertreten kann. Was die Urinblaſe betrifft, ſo zeigt eine Injection lauen Waſſers durch die Harnröhre in die Blaſe, die bis in den Stamm der hypogaſtriſchen Adern gedrungen, ſehr evident, daß hier auch Reſorption geſchehe. Herr M. hat die Wege hierzu auch deutlich angezeigt, und ſeine Gedanken mit einer merkwürdigen Erfahrung in der Praxis beſchloſſen.

Paris.

Lettres de Monsieur le Chevalier de Boufflers pendant son voiage en Suisse, à Madame sa mere. Ohne Namen des Druckorts. 1771. 8. 32 S.

Der Chevalier de Boufflers iſt aus der berühmten Familie, wo der Witz, das Talent der Im=[109]promptus, der Naivete, und leichten Verſifikation längſt ein Erbgut zu ſeyn ſchien. Er verſprach ſeiner Cotterie in Paris, in die Schweiz zu gehen, und da für ſie das Gemälde des Lächerlichen aufzunehmen. Er nahm die Maſke eines Mahlers an, weil er würklich ſehr geſchickt in Paſtell arbeitet, und fand auf dieſe Art leicht den Zutritt in alle Häuſer. Er kam im Jahr 1764. in das Pais de Vaud, und mahlte zu Lauſanne und Vevay ſo lange bis er entdeckt wurde. Er nahm

ſehr wenig für ſeine Arbeit, und gab es meiſt den Bedienten als Trankgeld zurück. Von da gieng er nach Ferney zu Voltaire. Dieſe Briefe werden vielleicht dem ernſthaften deutſchen Publiko nicht gefallen. Es iſt ein junger Obriſter, der mit allem Selbſtvertrauen ſpricht, das Talente, Jugend, Geburt, Hofleben, franzöſiſche Sitten unterſtützen; der als Franzoſe in angenehmes Erſtaunen geräth, wenn er auſſer ſeinem Vaterlande Witz, Wohlſtand und Glück antrifft; der mit ſeiner Mutter als ein Liebhaber umgeht u. ſ. w. Indeſſen iſt dieſes doch eine wahre Menſchenſtimme, die ſich ohne das qu'en dira-t-on hören läßt, und in ſo fern bleibt es allzeit eine intereſſante Bekanntſchaft vor den Kenner des menſchlichen Herzens. Zu dem müſſen wir erinnern, daß dieſe Briefe lange im Manuſcript in der Schweiz herumgegangen ſind, bis ſie ein ungebetner Herausgeber hat abdrucken laſſen. Eben ſo gieng es Humen mit ſeiner Expoſition gegen Rouſſeau. Es war ein Manuſcript vor ſeine Freunde zu Paris, und er hatte es nie vor das Publikum beſtimmt. Dieſer Umſtand ſpricht für ſeinen Charakter, der dadurch bey jedermann durch den einzigen Schritt verdächtig wurde, weil man glaubte, Hume hätte das Publikum zum Zeugen ſeiner Wohlthätigkeit gegen Rouſſeau machen wollen.

[110] Frankfurt und Leipzig.

Systema historico-criticum divisarum potestatum, in legibus Matrimonialibus Impedimentorum dirimentium etc. à Benedicto Oberhauser, Benedictino Lambacensi in Superiori Austria. 1771. 8. 3 Bog. Bey Franz Varrentrapp, koſtet 12 kr.

Ejusdem Apologia Hist. Crit. in legibus Matrimonialibus etc. Simplici eruditionis studio integrae lectioni in hac nova Editione vindicata. 1771. 8. 3½ Bogen. Bey eben demſelben für 12 kr.

Es ſind keine zwey Bücher, ſondern, da das erſte ohne Wiſſen des Verf. verſtümmelt herauskam, ſo hat er das andere ſelbſt beſorgt, und letzteres iſt auch ſehr vermehrt. Die Veranlaſſung zu dieſem Syſtem oder Apologie gab ein

Streit, der zwiſchen dem Hrn. Verfaſſer und dem Fuldiſchen Profeſſor Herr Dct. Beck entſtanden war, weil dieſer die Theſin: potestas Ecclesiae statuendi in matrimonialibus impedimenta dirimentia est ex beneficio iuris alieni, welche jener im Jahr 1763. in Fulde bekannt machte, in einer entgegengeſetzten Theſi für eine Ketzerey ausgabe. Der Verf. vertheidigt ſich, und gründet ſeine Meynung auf den verſchiedenen Geſichtspunkt, in welchem ſeine Kirche die Ehe betrachtet. „Als Sacrament, ſagt er, hatte die Kirche von je her das Recht Buſen und Cenſuren zu verhängen; aber als Contract kann ſie darüber nur durch den Auftrag der Fürſten etwas entſcheiden.“ Der Verfaſſer ſpricht frey mit Anſtand. Er glaubt, daß die Kirche dieſe Gewalt zu den Zeiten bekommen habe, da die Fürſten, und ſonderlich die Gothiſchen Könige ihre Unterthanen nicht beſſer, als durch das Anſehen der Biſchöffe im Zaum halten konnten. Nach und nach habe die Kirche aber immer weiter gegriffen. Er [111] klagt, daß durch die Ausdehnung dieſer Gewalt und die Vermehrung der Geſetze auf der einen, und durch die Diſpenſationen auf der andern Seite, die Unordnungen und das Verderben der Sitten immer mehr eingeriſſen wären, welches vielleicht nicht geſchehen ſeyn würde, wenn die Kirche ſich blos in den Schranken der Cenſuren und Buſen gehalten, und die Ehen blos, in ſo fern ſie Sacrament ſind, zu ſich gezogen hätte. Ob gleich der Gegenſtand dieſer Abhandlung weder vollſtändig noch ordentlich behandelt worden iſt, ſo freuen wir uns doch von Herzen, zu ſehen, daß die Glieder einer uns ſo nahe verſchwiſterten Kirche noch immer fortfahren, Irthümer zu bemerken, ohne welche eine für Deutſchland ſo unglückliche, und für die Religion ſo nachtheilige Spaltung nie erfolgt wäre. Wir wünſchten aber auch, daß man in den proteſtantiſchen Kirchen nicht eben dieſe Irthümer nach und nach wieder einführen, und die Begriffe von Richten: ob die Geſetze befolgt worden ſind, und Lehren: wie man ſie von ganzer Seele befolgen ſoll, nicht wieder verwirren möchte. Wir hoffen nicht, daß die Religionspartheien der Chriſtenheit ſich gegen einander verhalten, wie

wir gegen unſere Antipoden, denen die Sonne aufgehet, wenn ſie bey uns geſunken iſt. Übrigens bedauren wir den Herrn Oberhauſer, welcher ſeiner Freymüthigkeit wegen vielen Verdruß auszuſtehen hatte. In ſeinem lateiniſchen Ausdruck hätten wir mehr Zierlichkeit gewünſcht. Man ſtößt oft auf Barbariſmen, die man nicht überſehen kann, wenn man auch noch ſo gern wollte.

Leipzig.

Briefe über die Lektüre an den jungen Elpin, von J. Ch. St. 8. 3 Bogen.

Ein Galimathias in Briefen, die alles ehe ſind, als Briefe. Der Verf. unterſucht verſchiedene wich-[112]tige Wahrheiten; als z. B. „daß wir nicht wiſſen, was andere, die vor uns lebten, gedacht haben, wenn wir ihre Schriften nicht leſen“ — — „daß Gott uns das Leſen nicht verbietet.“ u. d. g. Sein Hauptſatz gehet aber auf die nicht minder tiefſinnige Erfindung „daß man ſeinem Zweck gemäß leſen müſſe, wenn man ein Gelehrter werden wolle.“ Nach ihm ſoll man weder Don Quichotte, noch Scarrons noch die Amadis leſen, ſondern blos Bücher von Wahrheit und Irrthum. Endlich ſcheinet er alle diejenigen unter die kleinen Geiſter zu rechnen, „die über Leibnitzen und Maupertuis ermüden.“ Darin ſind wir mit dem Verf. einig, daß man ſchlechterdings keine ſchlechten Schriften leſen ſollte, und deßwegen warnen wir alte und junge Elpins, die keine Recenſenten ſind, vor der Seinen.

Engliſche Litteratur.

Almida a Tragedy as performed at the Theatre Royal in Drurylane. By a Lady, 8. 1 S. 6 d. 1771.

Die Verfaſſerinn iſt eine Tochter des letztverſtorbenen David Mallet und die Ehegattinn eines Genueſiſchen Edelmanns Celeſia. Das Stück iſt eine Nachahmung des Voltairiſchen Tancreds. Die vielen Erzählungen von geſchehenen Dingen hinter der Bühne, die Tiraden ſind abgekürzt; allein ſie ſind für ein Brittiſches Ohr

immer noch zu lang. Aller Tadel, der ſchon im Tancred das Geringfügige und Ungereimte der Hauptbegebenheit, nehmlich den Kampf des Tancreds trifft, gilt auch hier. Überdies ſind viele nichtsbedeutende Incidentien eingewebt, die die Handlung immer noch ſchleppender machen. Der Stil iſt buntſcheckicht, und an vielen Orten ganz niedrig.

[113] Nro. XV. Den 21. Februar 1772.

Leipzig und Lübeck.

Verſuch einer Überſetzung der 12 erſten Oden des Horaz nach eben dem Sylbenmaaße, deſſen er ſich bedient hat. 1771.

Wenn es wahr iſt, daß der Verfaſſer, wie er in der Vorrede ſagt, die Sprache ſeines Dichters und die unſere in der Abſicht ſtudirt hat, um den Horaz zu überſetzen, ſo bedauren wir ihn. Nie iſt Zeit und Fleiß übler angewendet worden. Doch wir glauben, daß ſeine Arbeit ihn mehr nicht gekoſtet haben wird, als die geringe Mühe Sylben zu zählen, und jeder Zeile aus dem Vorrath eines Schulexamens ihr beſchiedenes Maaß zu zumeſſen; denn weiter erſtreckt ſich ſein Verdienſt nicht: und auch dieſe Mühe ſich zu erleichtern, macht er ſich eben kein Gewiſſen daraus, aus zween Trochäen oder Jamben einen Coriamb; aus Jamben, Trochäen u. d. g. zu machen, wie es ſein Schema erfordert. In der Vorrede hält er ſich mit der Unterſuchung der Möglichkeit, das griechiſche Sylbenmaaß in die deutſche Sprache einzuführen, ſehr lange auf. Er beurtheilt aber die Frage nach der Proſodie, und ſollte ſie nach dem Ohre beurtheilen. Wenn wir dem unſern glauben, ſo iſt unſere Sprache nur zu Jamben, Trochäen und Daktylen geſchickt. Wir haben zwar [114] auch unſere Anapäſten z. B. ünbēwīesen, und alle die mit zween unzertrennlichen Partiklen zuſammen geſetzte Hauptwörter und andere. Wir können alſo wohl Coriamben, Anapäſten, Pyrrhichier u. d. g. machen; aber ſie ſind nicht häufig genug und die Spondäen und alle Versfüße, wo zwo lange Sylben auf einander folgen ſollen, können wir faſt nicht anders, als mit zwey oder mehrern

Worten machen. Überdieſes iſt unſere Modulation ſo beſchaffen, daß, ausgenommen bey dem Dacktyl, faſt immer eine lange und eine kurze Sylbe abwechſelt, ſo daß ſelbſt eine kurze Sylbe, oft etwas länger wird, wann ſie neben eine andre kurze zu ſtehen kommt. Blos am Ende der Worte, die den Accent in der dritten Sylbe vom Ende haben, iſt eine Ausnahme zu machen. So urtheilt unſer Ohr. Großen Dichtern hat es freylich oft geglückt, durch die Größe und Stärke ihrer Gedanken und ihres Ausdrucks, uns in einen Enthuſiaſmus zu ſetzen, wo wir den Zwang nicht merkten, den ſie unſerm Ohre anthaten, ſo wie der N. Amadis ſeiner Olinthe, wegen ihres Verſtandes, ihre Häßlichkeit verziehe; aber unſer Überſetzer iſt nicht in dem Fall. Seine platte, oft mehr als proſaiſche, meiſt geſchmackloſe, bis zum lächerlichen ſklaviſche, und doch oft ganz unrichtige und ſinnloſe Überſetzung, ließ unſerm Geiſt alle mögliche Freyheit, die Gewalt zu fühlen, die ſeine harte und holperige Verſe unſerm Ohr anthaten. Man muß den Horaz ohne allen Geſchmack geleſen, und gar nichts bey ihm gefühlt haben, wenn man den Verfaſſer dulden kann. Unſer Urtheil iſt hart, aber wir müſſen, wo möglich, den Verf. erſchrecken, daß er die übrigen Oden ſeines Dichters unangetaſtet läßt, damit ungelehrte Leſer nicht den Überſetzer mit dem Horaz verwechſlen und beyde verlachen. Wir halten uns für verbunden, ein ſolches Urtheil mit Beweiſen zu unterſtützen. O. 1. glänzender Zweig. [115] Wer hat einen Zweig glänzen ſehen. O. 3. quem mortis timuit gradum: Welche Todesart macht ihn bleich; welche macht ihn nicht bleich? Nachen voll Frevelmuth (impiae rates) wer hat von ſolchen Nachen gehört? — — Mit ſolcher Urtheilskraft überſetzt der Verf. für mich Schutz, ein geſchmettert Schiff. Oder Marſiſches Schwein ihm durch die Garne brach; für, oder ein Marſiſches Schwein. Er wählt ein Soglamm — der bleyweiſe Todt — — Welcher Jüngling geſchlank; warum alſo nicht auch welche Jungfer zart? — — Das Roſſenernährende Argos — — Sieh dort

Sorakte da ſtehn — — Sogleich als der Sturm ſich legt. — — Nichts blüht zu ſeiner Hoheit aufwärts — — So ſchreibt er deutſch. Daß der neuewunderklagenden Pyrrha Zeit zurückkehrte, da der Fluß, zu ſehr von der Göttinn Sklav, am linken Ufer, Jupiter zuwider, Iliens Rächer, umher ſchweifend ſtürzte, welche bang klagte; eine herrliche Strophe aus der 2. Ode. Und der Vater der Winde, dich, der den Sudwind befreyte. Wer ſollte nicht ſchwören das: der den Sudwind ꝛc. gienge auf dich; aber dennoch gehts auf den Vater. Durchflochtene Baumgarten von ſanftrieſelnden Bächen. Marcus vom Atlas beredter Enkel. So conſtruirt er.

Sing ich itzt Romūl ŏdĕr auch des Pompil
Ruhige Herrschaft; ŏdĕr sie die Stolzen
Fascen des Tarquin, ŏdĕr von des Cato
preiswĕrthĕm Tode.
Sing ich itzt freudīg vŏll vŏm Geist der Musen
Regul die Scaurēn und den Paulus welcher
Pöner besiegēnd nŭn der Helden Tod starb
oder dich Fabriz.

Der Maurſche Fußknecht. So wohl klingend [116] dichtet er. Die ſklaviſche Treu im Überſetzen iſt in jeder Zeile zu belachen. Aber hier und da kommen auch Fehler vor, die mit den zweyhundert Schlafbechern eines ältern Überſetzers um die Wette eifern. Z. B. Monumenta regis; heißt nicht Königs Schlöſſer, ſondern der Pallaſt des Numa. Nefas. O. 3. heiſt hier nicht Laſter, ſondern Entheiligung. Stabulis gaudet, nicht, das Vieh freut ſich in den Ställen; ſondern der Ställe. Qui nunc te fruitur credulus aurea; heißt nicht, der ſich an dir als Gold freut, ſondern, wenn man ja im Deutſchen, in einer Ode, die, unſerm Geſchmack nach, zu gemeine Trope ertragen kann; der dich leichtgläubig als ſein goldenes Mädgen liebte. Finire vitae labores, heiſt nicht des Lebens Beſchwerden endigen; ſonſt hätte Horaz ſeinem Freund gerathen, er ſolle ſich zu todt trinken, finire heiſt beym Cicero und andern,

Gränze ſetzen, und ſo verſtehn wir es auch hier. Decorus mos palaestrae, heiſt nicht, die geſchmückte Fechtſchule, ſondern überhaupt, der Anſtand in den Leibesübungen. Was ſollen wir aber dazu ſagen, wenn der Verfaſſer den Vers: Ne viriles cultus in caedem et lycias proriperet cateruas; ſo überſetzt: daß nicht männliche Tracht und Lycias ins Feld zum Mord ihn fortriß. Wer in aller Welt mag der Lycias geweſen ſeyn? Sollte ein Überſetzer des Horaz nicht wiſſen, daß unter Lycias Cateruas, die Trojaner verſtanden werden, weil die Lycier ihnen zu Hülfe gekommen waren. Wir wetten, ſein Minellius hätte es ihm ſagen können. — — Wir wollen übrigens den Verfaſſer in ſeinem Fleiß nicht ſtören. Vermuthlich hat er das Fach noch nicht gefunden, zu welchem die Natur ihn beſtimmt. Zu einem Überſetzer des Horaz iſt er aber nicht gebohren worden, und wir müſſen aus Ehrfurcht für dieſen großen Dichter und für das Publikum die Fortſetzung dieſer Überſetzung inſtändig verbitten.

[117] Frankfurt und Leipzig.

Über den Werth einiger deutſcher Dichter und über andre Gegenſtände den Geſchmack und die ſchöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechſel, 1. Stück. 1771. 8. 20 Bogen.

Es iſt eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten ſoll, wie es dieſe Verf. in Anſehung der allgemeinen Orthodoxie des Geſchmacks ſind, gegen die ſie ſich auflehnen. An Gellert, die Tugend, und die Religion glauben, iſt bey unſerm Publiko beynahe Eins. Die ſogenannten Freygeiſter in Sachen des Genies, worunter leyder! alle unſre jetztlebende große Dichter und Kunſtrichter gehören, hegen eben die Grundſätze dieſer Briefſteller, nur ſie ſind ſo klug, um der lieben Ruhe willen, eine eſoteriſche Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß dieſe Verf. die Regeln einer Erbauungsſchrift verkannt, und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bey ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, ſchlafenden, und blinzenden Theil des Publikums curiren, und

ſie fangen dabey an, daß ſie ihm ſeine Puppe nehmen — — Bilderſtürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert iſt bey ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: Das iſt zu hart! Gellert iſt gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Oßian, Klopſtock, Shakeſpear und Milton ſtehen, nach dem Maaßſtab, womit Warton mißt, und wo ſelbſt Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief ſeiner Heloiſa nicht geſchrieben hätte; Allein hört er deswegen auf ein angenehmer Fabuliſt und Erzähler zu ſeyn, einen wahren Einfluß auf die erſte Bildung der Nation zu haben, und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wuſt der elendeſten Geſänge zu verbannen, und wenigſtens wieder einen Schritt zu einer [118] unentbehrlichen Verbeſſerung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Eſprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und ſich wundern, wenn der gemeine Haufen, nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftſtellern hat? Nicht allein bey uns, ſondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menſchen, der wahren Gläubigen, immer eine unſichtbare Kirche bleiben. Der Recenſent iſt Zeuge, daß der ſelige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, welche die einzige iſt, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorleſungen über den Geſchmack hat er ihn nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leßing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen nennen hören. Bey der Ehrlichkeit ſeines Herzens läßt ſich nicht anders ſchlieſſen, als daß ſein Verſtand ſie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bey der gebrochenen Conſtitution ſeines ganzen Weſens die Stärke des Helden vor Wuth des Raſenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieſer Welt vertritt, anrieth, nichts von dieſen Männern zu ſagen. Wir wünſchten daß die Ausfälle der Verf. weniger heftig wären; die Redensarten dethroniſiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen

klingen zu feindlich, oder zu niedrig. Indeſſen iſt dieſe Schrift kein Gewäſche, wie man ſie unter dieſem Titel dem Publiko hat aus den Händen raiſonniren wollen. Unter der nachläſſigen Weitſchweifigkeit dieſer Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journaliſten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterſchied der Fabel S. 142. und 148. die Rettung Miltons gegen die Ausmeſſungen des Herrn Prof. Käſtner. S. 164. [119] über das Lehrgedicht, S. 195. und die vortrefliche Gedanken über Wielands Verdienſt als Lehrdichter in der Muſarion, S. 196. die Rangordnung Gellerts mit Duſch und Utz, S. 200. den Augenpunkt woraus ſie die Gellertſche Moral betrachten, S. 243. und 250. und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden ſieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deswegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freylich nicht die beſten gewählt, und bey den Erzählungen die ſchwache Seite Gellerts, das iſt, die Mahlerey unterſucht, und ihn am Ende gar mit Arioſto gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Produktion mit allen ihren ſauren Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutſchen Geſchmack, deutſches Gefühl nennen würden.

Leipzig.

Horazens Oden von Kutner. 1771. 8. 6 Bogen. An Herrn Clodius.

Haben denn unſre junge Versmacher ſonſt auf der Welt nichts zu thun, als den Horaz zu überſetzen? Wenn man glaubt, man hätte eine elende Überſetzung aus der Hand gelegt, ſo kommt die andere. Und was ſoll denn das Überſetzen endlich alle helfen? Ungelehrte verſtehen ja doch die halben ſchielend ausgedruckten Anſpielungen auf alte Hiſtorie und Mythologie ſelten; und Gelehrte müſten allen Geſchmack verlohren haben, wenn ſie eine gefolterte, wäſſerige, geſchmackloſe Überſetzung dem Original vorziehen wollten.

Der neue Überſetzer, den wir vor uns liegen haben, hat nicht den geringſten Begriff von edlem Ausdruck, Schwung des Styls, Harmonie der Dichtkunſt, Reinlichkeit der Sprache; Er fühlt dem Horaz nichts nach; fin=[120]det zu keinem Gedanken die rechten Worte; weiß keiner Wendung Anmuth, keinem Bilde Ausdruck, keiner Periode Geiſt zu geben. Was ſoll das Ahnen Volk. Wer gräbt mit der Hacke. Wer wird unter einem Dach von Geſträuchern liegen; Wer wird von der Polyhymnia verlangen, daß ſie die Leyer beſayten ſoll? Wer anders als Hans Puff und Compagnie wird dem Virgil wünſchen, daß er wohlbehalten anlange; wer wird ein Mädgen mit Wohlgeruch beſeüchtet ſehn; wer wird von einem Frauenzimmer ſagen, ſie iſt golden im Genuß? Wer den Horaz nur halb verſteht, wer nur ein wenig Begriff von der lateiniſchen Wortfügung hat, und nicht vielleicht gar ipso für den Dativus hält, wird die Stelle: Vnde nil maius generatur ipso, nimmermehr ſo überſetzen: Aus ihm entſpringt nichts größers als er iſt. Wer wird nihil illi secundum in der Stelle nec viget quidquam simile aut secundum Od. XII. ſo überſetzen, ihm iſt nichts nachzuſetzen. Quam minimum credula postero (die) verſchieb nichts auf den andern Tag; und eine Menge andere Stellen wollen wir gar nicht anführen. Nie haben wir geglaubt, daß Horaz ſo ganz abſcheulich verſtellt werden könnte. Der große, feurige, edele, gefühlvolle Dichter, der uns durch die Gewalt ſeiner Lieder dahin reiſt, erhebt, begeiſtert, der wird unter der Hand unſerer Überſetzer ärger als ein Gratulant, und würde ſelbſt vor den Amphiktyonen, dem Gottſched weichen müſſen. — — Armer Horaz! wie ſehnlich wünſchte er:

Nec praue factis decorari versibus optem
Ne rubeam pingui donatus munere, et una
Cum scriptore meo capsa porrectus operta
Deferar in vicum vendentem thus et odores
Et piper et quidquid chartis amicitur ineptis.

Und nun gehts ihm noch ſchlimmer!

[121] Nro. XVI. Den 25. Februar 1772.

Halle.

Bey Gebauer iſt gedruckt: **Allgemeine nordiſche Geſchichte. Aus den neuſten und beſten nordiſchen Schriftſtellern und nach eigenen Unterſuchungen beſchrieben, und als eine geographiſche und hiſtoriſche Einleitung zur richtigen Kenntniß aller Skandinaviſchen, Finniſchen, Slaviſchen, Lettiſchen und Sibiriſchen Völker, beſonders in alten und mittleren Zeiten, herausgegeben von Auguſt Ludwig Schlözer. 4. 3 Alph. 11 Bog.**

Die engliſche allgemeine Welthiſtorie hat auſſer dem eignen Werthe, den ſie, als Magazin von Materialien betrachtet, immer behaupten wird, das vorzügliche Verdienſt um die Litteratur, daß ſie den Fleiß verſchiedener würdiger, beſonders deutſcher Gelehrten, zu genauerer Bearbeitung der Geſchichte aufgefordert hat. Dagegen hat ſie, durch eine verdrießliche Art von Nachgeburt, mechaniſche Auszugsmacher, wie ſie Herr Schlözer mit Recht nennt, über uns gebracht, die nun, auf ihre Urkunde geſtützt, mit großer Fertigkeit hiſtoriſiren, und bey aller ihrer trocknen Geiſtloſigkeit ſich des ſüßen Troſtes freuen, daß ſie nicht gern ihr [122] Original übertreffen wollten. Das gegenwärtige Werk gehört zwar gewiſſermaßen zur allgemeinen Welthiſtorie, und ſoll als der 31te Theil derſelben angeſehen werden; es iſt überdieſes würklich, dem gröſten Theil nach, ein Auszug oder Überſetzung fremder Schriften: allein man würde Hrn. Schl. ſehr Unrecht thun, wenn man ihn mit jenen gelehrten Händen in eine Claſſe ſetzen wollte. Wir wollen unſre Leſer in Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen; ſollten wir auch bey einem ſo wichtigen und gemeinnützigen Werk die gewöhnliche Gränzen einer Zeitungsrecenſion in etwas überſchreiten. Den Anfang macht eine vorläufige Abhandlung des Hrn. Prof. Schöning zu Soroe, von der Unwiſſenheit der alten Griechen und Römer in der Erd- und Geſchichtkunde des Nordens. Herr Schöning geht darin die Nachrichten der alten Schriftſteller nach der Reihe durch, und überall begleitet ihn Herr Schlözer mit

guten Anmerkungen, worunter beſonders die Geſchichte des Börnſteinshandels S. 34 — — 37. und die Kritiken über die nordiſchen Nachrichten des Mela, vorzüglich aber des Plinius S. 103 — — 124. wichtig ſind. Das alles füllt 206 Seiten, und macht den dritten Theil des Werks aus. Wozu ſoll uns eine ſo weitläuftige Geſchichte der Unwiſſenheit? Die alten Geſchichtſchreiber und Geographen, die von dieſen ihnen ſo entlegenen Ländern auf Geradewohl von Hörenſagen etwas hinſchwatzten, konnten uns freylich keine deutliche Begriffe vom Norden in ihren Schriften geben, da keine in ihrem Kopf waren: aber ſo viel mehr kann man in dieſem Fach ihre Weisheit ihren trocknen Commentatoren überlaſſen. Wir wünſchten alſo, Herr Schlözer hätte dieſe Abhandlung, die ohnehin Excrescenzen genug hat, in einen Auszug gebracht, und ſeine eigne Gedanken mit dem Text verwebt, wie er bey einigen folgenden gethan. In einen Aus-[123]zug können wir uns nicht einlaſſen, ohne den andern, wenigſtens in unſern Augen, wichtigern Abhandlungen den Platz zu nehmen. Die eigentliche nordiſche Geſchichte fängt Herr Schlözer mit einem Abriß der nordiſchen Geſchichte überhaupt an, S. 209 — — 262. Zuerſt beſtimmt er den vieldeutigen Ausdruck der nordiſchen Geſchichte nach der geographiſchen Lage der Völker, und der innern Verbindung ihrer Geſchichte, wodurch freylich Völker unter dieſen Titel kommen müſſen, die ihrer Lage nach nicht gegen Norden liegen, aber doch in die nordiſche Geſchichte gehören. Er theilt, um dieſes ungeheure Feld zu überſehen, die ganze nordiſche Geſchichte in drey Hauptclaſſen: die Skandinaviſche, die Slaviſche, (die 24 Unterabtheilungen hat, und vorzüglich gut auseinander geſetzt iſt;) die Lettiſche, welche die Littauiſche, Preußiſche, Livländiſche und Curländiſche zu Specialhiſtorien hat. Alle dieſe Völker geht er einzeln durch, bemerkt bey jedem Staat die Epochen, wann er angefangen, wann er zuerſt in der Geſchichte erſchienen, wann er chriſtlich geworden, ſeine erſte Annaliſten bekommen, und, was vor dieſem vorhergeht, die Epoche der Schreibkunſt, ſo oft es

möglich iſt. Er ſtellt darauf in eben dieſem Cap. eine allgemeine Betrachtung über den Reichthum der nordiſchen Geſchichte an, und giebt ein Verzeichniß der älteſten und vornehmſten nordiſchen Annaliſten. Dieſe Reihe fängt 875. mit dem norwegiſchen Dichter Thiodolf an, deſſen Gedichte Snorro, der Isländer, 350. Jahr darnach ſammlete; aber in dem 9ten Jahrhundert kommen doch nur Reiſebeſchreiber vor, und in dem zehnten Biographien einzelner Heiligen, bis endlich im 11ten der Ruſſiſche Neſtor mit eigentlichen Völkerannalen auftrat, und im 12ten unter andern nordiſchen Völkern Nachfolger bekam. Auf dieſen ſpäten Anfang der nordiſchen Autorſchaft gründet [124] Herr Schlözer ſeinen Lieblingsſatz, daß die nordiſche Geſchichte erſt mit dem 9ten Jahrhundert anfange; verſteht ſich die edlere Art von Geſchichte, die zugleich den Nebenbegriff von Vollſtändigkeit, und ununterbrochenem Zuſammenhang in ſich ſchließt. Der Beweiß iſt, weil ein Volk ohne Schreibkunſt auch ein Volk ohne Geſchichte iſt, und die Schreibkunſt iſt erſt mit dem Chriſtenthum, alſo meiſt im zehnten Jahrhundert im Norden aufgekommen. Der Grundſatz iſt richtig, aber nur in der Einſchränkung auf einheimiſche Geſchichte. Überhaupt aber ſcheint uns die Epoche der Schreibkunſt noch lange nicht die Epoche vollſtändiger und zuſammenhangender Geſchichte zu ſeyn. Nie hat ein Volk ſeine Schreibkunſt mit eigentlicher Geſchichte oder Annalen angefangen, und auch die Nordiſchen nicht; es gehören Jahrhunderte dazu, bis ſie dazu allgemein genug wird. Nach dieſer Beſtimmung müßte alſo die nordiſche Geſchichte erſt mit dem zwölften Jahrhundert anfangen; denn das Leben eines Heiligen, oder die Reiſe eines Isländers ſind noch keine Völkergeſchichte, und treffen auch nur einen kleinen Theil des Nordens nach dem Umfang, den ihm Herr Schlözer giebt. Zuletzt zeigt Herr Schlözer die Quellen der vielen Fabeln an, welche die nordiſche Geſchichte beflecken. Dieſe ſind der unbeſtimmte Ausdruck Scythien, das der Alten ihre terra incognita war, und von Skandien bis Indien gieng; die Ethymologie, die Tradition, und die Stoppler. Im 2ten Cap. handelt

Herr Schlözer von den Stammvölkern des Nordens, S. 263 — — 344. Er verſteht unter dieſer Benennung mit Leibnitz und Bayer diejenige, quos aliunde venisse nulla memoria est. Die allererſten Einwohner des Nordens kann niemand wiſſen. Was man bisher davon gefabelt, gründet ſich auf eine falſche Auslegung von 1 Moſis Cap. X. aber dieſer Troſt ver= [125] ſchwindet, wenn man die vernünftigere Erklärung des Herrn Michaelis der Bochartiſchen vorzieht. Die alten Griechen helfen uns eben ſo wenig. Wir kennen die wenigen Völker, die ſie uns beſchreiben, wohl hiſtoriſch, das heißt, wir wiſſen viele ihrer Staatsveränderungen, aber nicht Genealogiſch; denn wir wiſſen nichts von ihren Sprachen, und folglich auch nichts von ihren Verwandſchaften, weder unter ſich, noch unter andern Aſiatiſchen und Europäiſchen Völkern. Dieſen letztern Weg, den Leibnitz vorgezeichnet hat, betritt Herr Schlözer. Vorausgeſetzt, daß ſo viel Hauptvölker ſind als Hauptſprachen noch jetzt im Norden geredet werden, forſcht er nach, wie viele Hauptſprachen noch heut zu Tage im Norden geredet werden; dieſe klaſſificirt er wieder nach Mund= arten, und beſtimmt darnach auch die Völkerklaſſen nebſt ihren Unterabtheilungen. Findet er keine Spuren, daß dieſe Völker erſt in ſpätern Zeiten in den Norden eingewandert, ſo nimmt er an, daß ſie von je her im Europäiſchen Norden gewohnt haben, und nennt ſie, als ſein non=plus=ultra, Stammvölker. Auf dieſem Wege findet der Herr Ver= faſſer fünf Hauptſprachen, und alſo auch eben ſo viele Stammvölker, Samojeden, Finnen, Letten, Slaven und Ger= manier, die er wieder in ihre Aeſte vertheilt. Das Sla= viſche Stammregiſter hat wohl noch am meiſten Be= richtigung nöthig, und fordert einen eignen aller Slaviſchen Mundarten kundigen Mann. Zuletzt handelt der Herr Ver= faſſer noch von den Kymren, Galen, und Basken, weil ſie mit unter dem unendlichen Namen der Celten be= griffen ſind, und daher öfters zur Verwirrung der nordiſchen Geſchichte gemisbraucht werden. Er äuſſert hierbey aus einer Stelle des Cäſars (im Anfang ſeines Buchs vom

Gall. Kr.) einen mehr als wahrſcheinlichen Gedanken über die Herkunft dieſer Völker. Die Basken oder die heutigen Einwohner von Ober- und Niedernavarra und Biscaya, hält er vor die [126] Aquitanier des Cäſars. Die Galen, deren Name und Sprache noch in Schottland und Irrland leben, ſind die eigentlichen Gallier und Celten deſſelben im engern Verſtand, die Urbewohner der Alpen, und des ganzen mittleren Galliens, des ganzen Brittaniens und aller dortigen Inſeln. Die Kymren ſcheinen ihm, mit dem Verf. des neuſten Irrländiſchen oder Galiſchen Wörterbuchs, das aber damals Herr Schlözer, ſoviel wir ſehen, noch nicht kannte, die Belgen des Cäſars. Dieſe zogen, noch vor dem Cäſar nach Brittanien über, drängten die dortigen Galen nach Schottland, wurden aber auch wieder von den Römern, Picten und Sachſen in die Gebürge von Wales verdrungen, wo ſie noch jetzo ſind. Die andern zurückgebliebenen Belgen verlohren ſich unter fremden Völkern; nur ein Haufe verlief ſich in das ferne Bretagne, wo ſie noch jetzo unter dem Namen der Hreyzads leben.

Das 3te Cap. enthält die Geſchichte der Slaven vom Jahr 495 — — 1222. aus den Byzantinern beſchrieben von Herrn Stritter. Es ſind Stellen aus den Byzantinern über die allgemeine Slaviſche Geſchichte in eine Art von Zuſammenhang gebracht.

Das 4te Cap. liefert einen allgemeinen Abriß des aſiatiſchen Nordens. In dieſem ganzen Cap. ſpricht Herr Fiſcher. Herr Schlözer hat weiter nichts gethan, als daß er aus deſſen Sibiriſcher Geſchichte, und zwar aus der ganzen Einleitung derſelben, einen getreuen und gedrungenen Auszug gemacht hat. Wir wollen aus einem Auszug eines genug bekannten Buchs keinen neuen Auszug machen.

Im 5ten Cap. folgt eine nähere Beſchreibung des Finniſchen Nordens, beſonders in Anſehung Skandinaviens, von Hrn. Schöning, S. 437 — — 490. Herr Schlözer hat, wie er verſichert, das däniſche Original, wie alte Treſſen aus- [127] gebrannt: was übrig geblieben,

beſteht in ſeltnen, oder vielmehr ganz neuen Nachrichten vom Norden, dies und jenſeits der Oſtſee, ſeit dem 9ten Jahrhundert. Die Finnen begreifen die Finnen, im engern Verſtand, die Lappen, Permier oder Biarmier, und die Quänen unter ſich: dann Skritfinnen kommen nur bey den Ausländern vor, und bedeuten nichts anders als die Finmärker. Sie ſind eine von den Samojeden ganz verſchiedene Nation, und mit den Syranen, einigen Arten der Oſtacken, und den Ungarn Geſchlechtsverwandte. Den Isländiſchen Sagen nach, waren die Permier oder Biarmier, am weiſſen Meer und um die Dwina, die reichſten, mächtigſten, und berühmteſten aller Finnen in dieſen Gegenden. Hier hatte der Götze Jomala einen Tempel, deſſen Pracht auf eine fabelhafte Art beſchrieben wird. Die nordiſchen Freybeuter plünderten ihn daher oft, ſo wie dieſe ganze Gegend. Andre Norweger handelten dahin. Nur die Permier und die Finmärker hatten Könige, die eigentlichen Finnen nicht. — — Finmark hatte in den alten Zeiten einen weit größern Umfang als jetzo; es lief bis an das alte Quänland, oder heutige Norrland, herab. Das Land ſcheint ſchon vor Harald Harfagers Zeit, und alſo vor dem 9ten Jahrhundert unter den Norwegern geſtanden zu haben: aber erſt nach Einführung des Chriſtenthums ließen ſich die Norweger in Finmark wohnhaft nieder. Sie verpachteten entweder die Einkünfte der Finmark, oder ſie ſetzten einen, zwey oder mehrere Vaſallen nach Helgeland oder dort herum. Dieſe zogen den Winter auf die Gebürge, blieben den Winter über da, und durchzogen das ganze Land, theils um den Tribut zu erheben, theils mit den Finnen zu handeln; beydes war mit einander verbunden, und letzteres, der Finmarkshandel, wurde als ein Regale angeſehen. Solche Steuereinnehmer ſind öfters zu verſte-[128]hen, wenn die alten Sagen finmärkiſche Könige nennen. Harald Harfager führte endlich auch hier die Despotie ein. Der Verf. geht darauf zu dem Oſtwärts von der Botniſchen Bucht liegenden Finnland und Lappland über. Erſt in der Mitte des 12ten Jahrhundert unterjochte und bekehrte Erick der Heilige die Finnen, oder vielmehr den Theil

des Landes um das heutige Abo. Auf der nördlichen Gränze hingegen machten die Tawaſter, in Verbindung mit den Kareliern den Sueden noch viel zu ſchaffen, und zu Abwehrung ihrer Einfälle baute Birger Jarl Stockholm. Im 13ten Jahrhundert brachten endlich die Sueden beyde Völker zum Gehorſam und Chriſtenthum. Andre Finnen flüchteten, um dem Chriſtenthum und den ſchwediſchen Schatzungen zu entgehen, unter den Nordpool oſtwärts vor der Botniſchen Bucht, und fiengen hier eben ſo ein Leben an, wie vor ihnen die Lappen auf den nordiſchen Alpen dieſer Bucht: allein die Birkarle, oder ſchwediſche Einwohner in Tawaſter, machten ſie endlich durch Liſt Steuerpflichtig. In der Unions Zeit überſchritten die Birkarle dieſe Gränzen, wodurch nachmals die ſchwediſche Herrſchaft in Lappland und Finnmark ſo ſehr zunahm. — — Vom ruſſiſchen Lappland ſind die Nachrichten mangelhafter. Kareliens, nebſt einem Theil von Kexholm bemächtigten ſich die Ruſſen zuerſt von Ingrien aus. Die Novgoroder verbreiteten endlich ihre Herrſchaft bis zum weiſſen Meer hinauf, und ſeit der Zeit hört der Handel der Norweger nach Permien auf. Sie vergaßen ſogar das Land, wie Grönland, und erſt die Engländer fanden es zu Ende des 16ten Jahrhundert wieder. Wir ſchließen mit einer Anmerkung über den ungeheuren Umfang des alten norwegiſchen Reichs. Es faßte nicht nur das ganze ſchwediſche Lappland, ſondern auch alles übrige bis ans Eismeer, Finnland, und das weiſſe Meer hin in ſich. (Die Fortſetzung folgt.)

[129] Nro. XVII. Den 28. Februar 1772.

Fortſetzung des Auszugs aus Schlözers allgemeiner Geſchichte des Nordens.

Als ein Anhang folgt eine kleine Abhandlung des vortreflichen Hrn. Ihre, von dem alten Quenland. Dieſer Name begreift das ganze Land von Helſingland an, bis zum innerſten Buſen der Oſtſee, oder das heutige Angermannland, Weſtbotnien und ganz Norrland. Wo Quenland aufhörte, fieng Schweden an, das alſo damals enge Gränzen hatte. Quenland heißt eigentlich ein Weiberland. Die

Annaliſten des mittlern Zeitalters nannten es daher, nach ihrer albernen Gewohnheit, die einheimiſche Namen mit Griechiſchen oder Scythiſchen zu vertauſchen, das Amazonenland, und Unwiſſende betrügen ſich dadurch leicht, wie Rudbeck, und ſuchen alles, was die Alten von Amazonen ſagen, in Schweden. Von den Thaten der Quenen lieſt man wenig; dann die neuangekommenen Gothen ſcheinen ſie bald in die Enge getrieben zu haben. Doch hatten ſie Könige, und oft mit den Sueven Händel. Auch hatten ſie eine eigne Sprache, und Buchſtaben, die von den Gothiſchſuediſchen verſchieden waren. Die Quenen ſcheinen nach der Zeit, wie ſie den Suediſchen Kronprinz Amund mit ſeinem ganzen Heer, nicht durch Tapferkeit, ſondern durch Liſt und Vergiftung, überwunden hatten, von den [130] Sueden Lappen aus Verachtung genennt worden zu ſeyn: dann in verſchiednen Germaniſchen Mundarten kommt lopp, lupp, loſ, für Gift vor. Die Lappen ſehen würklich dieſen Namen auch noch heut zu tag als einen Schimpfnamen an.

Das VI. und VII. Cap. begreift eine nähere Beſchreibung des Ruſſiſchen Nordens, in der Mitte des zehenden Jahrhunderts, nach den Nordiſchen und Byzantiniſchen Schriftſtellern. S. 491——571. Es ſind zwey Abhandlungen des berühmten Bayers, die in den Jahren 1744. und 1747. in dem 9ten und 10ten Theile der Schriften der Petersburger Akademie, unter dem Titel Geographia Russiae abgedruckt worden ſind; aber erſt nach des Verf. Tod, und ehe er die letzte Hand daran gelegt. Herr Schlözer hat daher zu mancherley Berichtigungen Gelegenheit gehabt.

Das VII. Cap. handelt von den Reiſen der Skandinavier nach Conſtantinopel, und in andre Länder, ſeit dem 9ten Jahrhundert. Der erſte Abſchnitt redet von den Skandinaviern überhaupt, und iſt ein Auszug aus einer Akademiſchen Diſputation, die 1758. zu Upſal unter Herrn Ihre gehalten worden. Girkia und Girkialant bezeichnet zwar an manchen Stellen der Nordiſchen Schriftſteller das eigentliche Griechen-

land: allein vor dem 11ten Sec. in welchem die Skandier häufiger nach dem Orient zu wallfarthen anfiengen, waren auſſer dem faſt ganzen Europäiſchen Rußland, und dem Byzantiniſchen Kayſerthum, alle Küſten an der Oſtſee, vom Finniſchen Meerbuſen bis zur Weichſel hin, überhaupt alle Länder nach Oſten bis ans ſchwarze Meer, unter der Benennung von Griechenland begriffen. Dieſe Bemerkung iſt in der Auslegung der Runſteine wichtig. Die Normänner reiſten auf zweyerley Wegen nach dem eigentlichen Griechenland: entweder über die Oſtſee, die damals Austur-[131]Veg hieß, durch Rußland und die benachbarten Länder, oder auch zur See durchs mittelländiſche Meer, den Vestur-Vegin. Der Austur-Veg war der gewöhnlichſte: aber dieſen betraten auch die Skandinavier weit eher, als im 11ten Jahrhundert, wie Herr Schlözer aus den Rußiſchen Annalen bemerkt. Die Reiſenden waren entweder Pilgrime oder Krieger. Die letzten ſuchten fremde Kriegsdienſte, um dadurch berühmt und reich zu werden; aber ſie thaten dieſes nicht in ganzen Heeren, wie manche träumen, ſondern einzeln. Sie machten zu Conſtantinopel die Leibgarde der Kayſer unter dem Namen der Wäringer aus. Dieſer Name heißt ſoviel als Foederati: denn vaere heißt Angelſächſ. pactum, foedus. Nur muß man nicht denken, als wenn alle Wäringer, oder doch die allererſten, Skandinavier geweſen wären. Die Griechiſchen Kayſer hatten lange vorher, und ſchon ſeit Conſtantins des Großen Zeiten, Gothiſche Trabanten, und ſie hießen auch lange vorher Foederati: nachdem aber dieſes Corps noch durch Normänner verſtärkt war, wozu nachher noch Römer und Griechen kamen, ſo wurde endlich der Normänniſche, wiewohl etwas vergriechiſchte Namen, βαραγγοι, gemein. Der zweyte Abſchnitt handelt von den Reiſen der Isländer insbeſondre, und iſt ein Auszug aus einer lateiniſchen Abhandlung Joh. Erichs (Leipzig 1755. 8.) Die Isländer überließen ſich noch mehr als andre Skandinavier dem Triebe zu reiſen: nicht aus Neugierde allein; ſie wollten durch Reiſen berühmt, reich und geſittet werden. Die letztere Abſicht ſollte man von jenen

Zeiten kaum vermuthen: aber man ſah damals ſehr auf Artigkeit der Sitten, und der Norwegiſche Hof insbeſondre wurde unter verſchiednen Königen vor eine Schule derſelben gehalten. Aus dieſen Urſachen legten ſich die Isländer ſehr eifrig auf Kaufmannſchaft: dann der Handel bahnte damals, ſo wie eh- [132] mals die Seeräuberey, den Weg zu Hof und Ehrenſtellen, aber dafür fordert auch der Königsſpiegel von einem Kaufmann, auſſer der Natur und Sternkunde, ſelbſt die Rechtsgelehrſamkeit. Auf dieſe legten ſich die Isländer ſchon vor der Einführung des Chriſtenthums bey ihnen; und ihre nachherigen geſchriebene Geſetze enthalten deutliche Spuren, daß den Verfaſſern auswärtige Rechte bekannt geweſen ſind, die ihnen nicht ſelten zum Muſter gedient haben. Der meiſte Handel gieng nach Dublin. Andre Isländer beſuchten auswärtige Höfe in England, Dännemark, Rußland, Sueden, und beſonders Norwegen, und nahmen Dienſte. Die letztern hießen Hirdmen, in Singul. Hirdmadr, von hird, curtis, aula. Der Hirdmänner Amt war, den König überall zu begleiten, ſeine Befehle zu erwarten, und ſich beſtändig in Kampfſpielen und kriegeriſchen Exercitien zu üben. K. Olaf Tryguesſon ſchwamm ſelbſt mit ſeinen Leuten im Fluß Nid um die Wette. Öfters übernahmen ſie auch das Amt der Hofpoeten: denn ſeit Islands Anbauung (im 9ten Säc.) bis ins 13te Jahrhundert war es Sitte bey den Isländern, die Thaten der Fürſten zu beſingen. Als Hofpoeten hatten ſie den Rang vor allen andern Hofbeamten, und waren zugleich geheime Räthe. Aus dieſem Hofleben der alten Isländer macht der Verf. einen richtigen Schluß auf den Werth der alten Sagen, beſonders wenn ſie Vorfälle ihres Zeitalters erzählen. Auſſerdem reiſten die Isländer auch nach Conſtantinopel, und nahmen Dienſte unter den Wäringern, noch häufiger aber, nach Einführung des Chriſtenthums, nach Rom. Doch kamen ſie meiſt alle, wie Schweizer, wieder: die größten Vortheile konnten ſie nicht immer in fremden Landen halten. In Anſehung der Wiſſenſchaften, und beſonders des hiſtoriſchen Studiums, war das 11te, 12te, und 13te Jahrhundert das goldne Zeitalter [133] der

Isländer, die Zeit, da Isleif, Sämund, Thorlak und Are Frode blühten.

Das VIII. und IX. Cap. enthalten zwey vortrefliche Abhandlungen des Herrn Ihre über das Alter der Runen in Schweden, und ihren Urſprung überhaupt. Odin, ein Zeitverwandter des Pompejus, brachte in Schweden den Gebrauch auf, zum Andenken der Verſtorbenen große Steine aufzurichten: aber daraus folgt noch nicht, daß ſie mit Runen beſchrieben geweſen. Die gewöhnlichen Gründe vor das Alter der Runen, das einige freygebig genug bis zur Sündfluth ausdehnen, ſind unzulänglich. Aus dem Saxo Grammaticus, der Olafs Sage und Rimbert, dem Biographen des heiligen Ansgarius, läßt ſich nur ſoviel beweiſen, daß ſie ſchon vor dem 9ten Jahrhundert in Schweden bekannt, und nicht allein bekannt, ſondern, wie Herr Ihre aus der großen Anzahl der Runen Metzen ſchließt, auch allgemein im Gebrauch geweſen. Ihre Epoche mag alſo bis ins 5te oder 6te Jahrhundert reichen, wenn man annimmt, daß dergleichen Entdeckungen ſich nicht auf einmal ausbreiten. Wer aber hat ſie nach Skandien gebracht? Odin gewiß nicht: Snorro würde ſonſt einer ſo wichtigen Sache, wie die Schreibkunſt iſt, unter den übrigen Anſtalten Odins gewiß nicht vergeſſen, und Odin eher die Ulfiliſchen Buchſtaben hergebracht haben, die weit älter, als er und Ulfilas, und ſeiner Sprache weit gemäßer waren. Erfunden haben ſie die Skandinavier noch weniger. Einen ſo gewaltigen Flug des menſchlichen Genies kann man von Völkern dieſer Art nicht erwarten, zumal da bey ihnen keine Noth dieſe Kunſt, wie bey andern Völkern, erfand. Auſſerdem iſt das Runen Alphabet der Skandiſchen Sprache allzuwenig angemeſſen. Es fehlen ihm 9 nothwendige Buchſtaben, und dagegen hat es bey aller ſeiner Armuth zwey überflüſ- [134] ſige, das r Finale und das th (Thus.) Die Runen müſſen alſo auswärts nach Schweden gekommen ſeyn; aber aus keinem der übrigen Nordländer. Nun ſagt Rhabanus Maurus, im 9ten Jahrhundert, ausdrücklich, daß die Marcomannen, das heiſt, die Bewohner der March, beſonders die ſogenannten Ditmarſen, die nebſt den

Holſteinern und Stormaren Nordalbingien bewohnten, Runen gehabt, und weil er davon als von einer zu ſeiner Zeit ganz gewöhnlichen Sache ſpricht, ſo müſſen ſie längſt erfunden geweſen ſeyn. Darauf vergleicht der Verf. die Alemanniſche Sprache mit den Runen, findet 16 Runen für ſie hinreichend; und glaubt nun ſicher genug zu ſeyn, daß die Runen bey den Alemannen zu Hauſe ſind. Aber nicht zu gedenken, daß einige Gründe des Herrn Ihre gegen die Erfindung der Runen in Skandien auch gegen die Alemannen gelten, wie kommt er von den Nordalbingiern auf die Alemannen? Die Nordalbingier waren keine Alemannen: ſie waren ſowohl in ihren Sitten als Sprache (Platdeutſch und Oberſächſiſch oder vielmehr Fränkiſch) ſehr von einander verſchieden, und kein Schriftſteller weiß etwas von Alemanniſchen Runen. Herr Schlözer bemerkt dieſen Sprung: er ſelbſt aber macht gleich darauf einen vielleicht noch größern. Man hat in den neuern Zeiten Runen in Tundern bey den Wenden am Tollentner See, und in Spanien gefunden: und was folgt daraus? Daß urſprünglich ganz Europa eine Schrift, ſo wie eine Sprache, gehabt, daß vermuthlich die Phönicier dieſe Kunſt zuerſt in unſern Welttheil gebracht, oder daß ſie vielleicht gar ſchon durch die Moſaiſchen Javaner oder Griechiſche Pelasger aus Kleinaſien nach Italien, und nach Spanien zu den Turdetanern, gekommen. Auf dieſe Art wird freylich der Gordiſche Knoten auf einmal zerhauen: aber der Weg iſt weit, und der Bey=[135]ſpiele zu wenig. Uns wundert, daß bey dieſer ganzen Unterſuchung noch niemand auf den für die Römer ſo furchtbaren Zug der Cymbern und Teutonen gefallen. Dieſe Völker riſſen höchſt wahrſcheinlich einen Theil der vor ihnen liegenden Nordalbingier mit ſich fort; dann aus der Cymbriſchen Halbinſel und den übrigen kleinen Inſeln allein, konnte unmöglich, die Ambronen mitgerechnet, ein ſo ungeheurer Völkerſchwarm losbrechen. Sollten ſie wohl, oder vielmehr ſollten ihre Barden oder Skalden, die ſie immer mit ſich führten, auf dieſer zehnjährigen Expedition in Gallien, Spanien und Italien, nicht Römiſche und Griechiſche

Buchſtaben, ſowohl aus den öffentlichen Monumenten und Tempeln, als durch Gefangne haben kennen lernen? und dieſes vorausgeſetzt, ſollte es nicht eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß ſich auf einem ſo langwierigen Zug, und bey ſo weniger Hoffnung eines guten Ausgangs, manche wieder in ihr altes Vaterland verlaufen, und dieſe Kunſt, ſo unvollkommen ſie ſie auch gefaßt, als eine Beute mitgebracht haben? Aus dieſer einzigen Hypotheſe würden ſich alle Schwierigkeiten leicht erklären laſſen: warum die Runen eine ſo offenbare und große Ähnlichkeit mit den lateiniſchen Buchſtaben haben, und zum Theil ganz lateiniſch ſind? Warum Dännemark von den alten Isländern das Runenland, und Odin, der die ſchon bekannten Runen vermuthlich nur weiter ausgebreitet, das Runenhaupt (Runhofdi) genannt werde? Dann daß dieſes nur auf die Zauberrunen gehen ſoll, iſt doch weiter nichts als Commentar. — — Warum ſich auch in Spanien Runen finden? Die Sueven und Vandalen, die ſich im 5ten Jahrhundert in Spanien niederlieſſen, kamen urſprünglich von den Gegenden der Oſtſee, u. ſ. w. Wenigſtens wäre dieſes alles eine Muthmaßung mehr, und eine, die doch was erklärte — — Aber wir ſchließen, und getrauen unſre Weitſchweifigkeit [136] nicht zu entſchuldigen, wenn es nicht der Auszug ſelbſt thut. Unſre Leſer werden, wie wir hoffen, in Stand geſetzt ſeyn, den Werth des Werks ſelbſt zu beſtimmen: wie viele Verbindlichkeit man Herrn Schlözern ſchuldig iſt, für das, was er aus andern genommen? Und wie viel Ehre ihm macht, was er ſelbſt gethan. Überall ſieht man den forſchenden Geiſt, und hört den Mann von Genie reden. Wir rechnen Hrn. Schlözer zu den wenigen wahren Geſchichtforſchern, den Mascovs, und Olenſchlagers unſrer Nation; ein Fach der deutſchen Litteratur, das, die Sammler, Compendienmacher, Taglöhner und Polygraphen abgerechnet, noch immer vorzüglich dünne beſetzt iſt.

Engliſche Litteratur.

The Expedition of Humphrey Clinker. By the Author of Roderick Random. 12. 3 Vols. 7 S. 6 d. 1771.

Dieſes Werk reicht zwar nicht an den Roderick Random und Peregrine Pickle, es iſt aber doch über Ferdinand Fathom, und die Adventures of an Atom, von eben dem Verfaſſer.

An Historical Collection of the Several Voyages and Discoveries in the South Pacific Ocean. Vol. II. Containing the Dutch Voyages. By Alex. Dalrymple, Esq. 4. 1771.

Dieſer Band enthält die Reiſen des le Maire und Shonten, Abel Janſen Taſman, und Jacob Roggewein. Hierzu kommen noch verſchiedene Stücke von der Hand des Sammlers, worunter das merkwürdigſte ein Wörterbuch von den Sprachen iſt, die man auf den von le Maire und Shonten entdeckten Inſeln gefunden hat.

[137] Nro. XVIII. Den 3. März. 1772.

Frankfurt und Leipzig.

C. Kramers Abhandlung über die Frage: wie in Deutſchland über die ausbrechenden Religionsbeſchwerden zu verfahren ſey? ꝛc. ꝛc. 1770. 8. nebſt Anhang 143 S.

Der Weſtphäliſche Friede unterſcheidet ſich darin von andern Friedenſchlüſſen, daß in ihm auſſer den Staatsverhältniſſen der intereßirten Mächte und Stände zugleich auch viel Rechte der Unterthanen gegen ihre Landesherrn feſt geſetzt werden; wenn andere blos die Begründung der Rechte unter den Fürſten ſelbſt zum Vorwurf haben. Natürlicherweiſe ſind dieſe nicht ſo vielen Auslegungen, Verdrehungen, Eingriffen und Einſchränkungen ausgeſetzt als jene; und eben ſo natürlich iſt es, daß die Streitigkeiten über dieſe viel kürzer und beſſer beygelegt werden können, als diejenige, welche aus dem Weſtphäliſchen Frieden über die Rechte des Stärkern und des Schwächern entſtanden, und die, weil ſie blos durch die Feder geführt werden, nun ſo häufig angewachſen ſind, als ſie vielleicht vor dem Schluß des Friedens waren. Das Traurigſte iſt, daß man ſich in ſo langer Zeit nicht darüber vereinigen konnte: Wem die Entſcheidung dieſer Streitig-

keiten zukäme? Einige wollten das in dem Friedensin-
[138] ſtrument feſt geſetzte Entſcheidungsmittel der Localcom-
mißionen annehmen, andere wollten blos die höchſten Reichs-
gerichte auch in dieſen Fällen erkennen. Zu dieſen gehört
mit allen Catholiken und einigen Proteſtanten auch der Ver-
faſſer. Er beweiſt ſehr überflüßig, daß vor dem Weſtphäliſchen
Frieden die höchſten Reichsgerichte auch über die Streitigkeiten,
die in weltlichen Dingen aus Religionsſtörungen entſtunden,
ſprechen konnten und oft geſprochen haben. Nachher kommt
er auf den Weſtphäliſchen Frieden: und da in dieſem eine
eigene Art, wie die Religionsbeſchwerungsſachen abzuthun
ſeyen, unleugbar feſt geſetzt worden iſt, ſo behilft er ſich mit
dem Unterſchied zwiſchen den Wiederherſtellungen der vor dem
Friedensſchluß vorgegangenen und bey der Exſecutionscommißion
und Deputation damaliger Zeiten angezeigten Beſchwerungen;
und denen die nachher entſtehen. Jene, glaubt er, ſeyen allein
nach der im Weſtphäliſchen Frieden vorgeſchriebenen Art durch
Localcommißion zu entſcheiden geweſen, dieſe aber müßten an
die hohen Reichsgerichte gebracht werden. Er gründet ſeine
Beweiſe 1) auf §. 7 Art. 17. I. P. Aber die Worte: sine
iam exortum sit, beweiſen zu viel, und der ganze §. wird
vom Verfaſſer ſehr übelangewendet, da er auf den Frieden
überhaupt und nicht auf die Religionspunkte allein gehet.
2) Auf §. 54. Art. 5. Welcher §. aber auch kein Gebot,
ſondern nur eine Vorſicht enthält, nach welcher die hohen
Reichsgerichte, wenn ſolche Fälle dort angebracht würden,
wie freylich jedem freyſteht, zu billiger und unparteyiſcher
Entſcheidung derſelben mit Gliedern aus beyden Religionen
beſetzt werden ſollen, 3) auf die Exſecutionsedikte, welche blos
auf die vorliegende Turbation giengen. Werden aber des-
wegen die folgenden ausgeſchloſſen? 4) auf die Exſecutions
Receſſe, welche nahmentl. blos den ſich ante primum exau-
torationis terminum meldenden Turbirten die [139] Weſt-
phäliſche friedensmäßige Reſtitution zuſagten. Daraus folgt
aber nur, daß die damalige Deputation nicht mit vorher
angezeigten Beſchwerungen ſich abgeben wolle; aber gar nicht
das, was der Verfaſſer beweiſen will; daß nehmlich, wie er

§. 33. ſagt: „Wer ſich bis dahin nicht gemeldet von dieſem privilegirten Reſtitutionsweg auf ewig für präcludirt anzuſehn ſey.“ 5) Auf die von den A. C. Verw. in der Weidiſchen Sache gethane Vorſtellung, worinnen ſie freylich ſchon geſchehene Reſtitutionen von neuen Turbationen unterſcheiden; denn ſie ſind in ſich verſchieden; aber ſie verweiſen deswegen dieſe nicht an die hohen Reichsgerichte. 6) Der über die Exſecution aufgerichtete Vergleich, deſſen der Verfaſſer §. 37. gedenkt, ſchränkte ſich blos auf die Liſte der restituendorum ein. 7) Gründet ſich der Verfaſſer auf die Reſolution, wodurch die von den Ständen angeſuchte Hemmung der ſchon rechtshängigen Religionsſachen abgeſchlagen wurde. Würden aber die hohen Stände die Hemmung geſucht haben, wenn ſie von des Verfaſſers Sätzen ſo völlig überzeugt geweſen wären? 8) Auf den J. R. A. wo doch deutlich die in Nürnberg oder hier eingegebene oder noch hinführo einkommende Caſus ꝛc. angeführt werden, 9) auf §. 193. des J. R. A. wo der Schluß von den Worten; Weg Rechtens; Mandata; gehöriger Orten; auf die Reichsgerichte nicht anders als durch eine offenbare petitionem principii gezogen werden kann. 10) Auf §. 124. des J. R. A. welcher aber wieder blos von den freywillig angehängten Sachen erklärt werden kann. Wir beſcheiden uns gar wohl, daß wir über den Gegenſtand dieſer Abhandlung nicht zu urtheilen haben; und unſere kurze Anmerkungen, denen wir noch vieles beyſetzen könnten, giengen auch nur dahin, zu zeigen, daß der Verfaſſer in der Wahl ſeiner Gründe nicht ſehr glücklich geweſen iſt, und daß viele andere dieſe Fra= [140] ge weit gründlicher erörtert haben. Nun iſt nach dem Mem. C. E. de 11. Apr. 1770. die ganze Sache allem fernern Streit enthoben und klar, daß die Religionsbeſchwerden an die hohen Reichsgerichte zu weiſen ſeyn, um dort nach Anleitung des Weſtphäliſchen Friedens und der W. C. exſecutiviſch entſchieden zu werden, jedoch mit Vorbehalt des C. E. den Beſchwerten mit Interceßionalien an Händen zu gehen, und bey klaren Stöhrungen Localcommißionen zu erbitten. Wobey auch die Fälle, in welchen von Auslegung des Verſtandes des Weſtphäliſchen

Friedens die Rede iſt, als welche aus den erſten Grundſätzen an den Reichstag gehören; oder ſolchen, wo A. C. und Catholiſche Theile machen: oder die nach dem §. 6. Art. 17. J. R. A. ſchon über 3 Jahre rechtshängig waren; auch, wenn wir nicht irren, diejenige ausgenommen bleiben, wo zwiſchen dem beleidigten und dem Stöhrer 3 Jahre lang die Güte vergebens geſucht worden iſt, wie die partikul vel im §. 6. Art. 17. I. P. anzuzeigen ſcheinet. Dieſes Memorial, nebſt andern ſchon in den öffentlichen Akten enthaltenen hierher gehörigen Staatsſchriften, hat der Verf. ſeiner Abhandlung angehängt. Wenn er mehr im Geiſt der Unterſuchung, als im Geiſt der Behauptung geſchrieben hätte, ſo würde er einen andern Gang genommen haben; und dann würde er §. 19. den §. 6. Art. 17. des Weſtphäliſchen Frieden nicht von drey Jahren nach dem Frieden verſtanden haben; da ſie offenbar von drey Jahren nach angefangener jeder Controvers zu verſtehen ſind; noch weniger würde er, der als ein Privatſchriftſteller auftratt, die Wirklichkeit des C. E. das K. M. und das Reich längſt anerkannt hat, nicht durch das unbeſcheidene ſo genanntes, das er immer braucht, wenn er des C. E. erwähnt, in Zweifel haben ziehen wollen.

[141] Wittenberg und Zerbſt.

ıfindſame Reiſen durch Deutſchland von S. .er Theil. Bey Zimmermann, 8. 22 Bog.

Aláss the poòr Yorick! Ich beſuchte dein Grab, und fand, wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Diſtel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindſame Reiſen durch Deutſchland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur ſchade! inwendig ſteckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweyten Ritt nicht wagen; allein eine freundſchaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er ſie nennt, hat ihm geſagt: er ſoll ſchwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeſchlecht gehören, mit denen er ſo viel im 1ſten Cap. ſeines Traums zu thun

hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt werden neben Pennylaß! Wir als Policeybediente des Litteraturgerichts ſprechen anders, und laſſen den Herrn Präceptor noch eine Weile beym Leben. Aber, ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnütze und ſchwatzende Schriftſteller Morgenländiſche Radices raſpeln, Varianten ausleſen, Urkunden ſchaben, tironiſche Noten ſortiren, Regiſter zuſchneiden und andre dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Es iſt alles unter der Kritik, und wir würden dieſe Maculaturbogen nur mit zwey Worten angezeigt haben, wenn es nicht Leute gäbe, die in ihren zarten Gewiſſen glauben, man müſſe ein ſolches junges Genie nicht erſticken. Um unſern Leſern nur eine Probe zu geben, welche ſchwere Handthierung wir treiben, dem Publiko vorzuleſen, ſo ziehen wir einige Stellen aus. Eine kindiſche Nachahmungsſucht, die der Herr Präceptor mit ſeinen Schülern in Imitationibus Ciceronianis et Curtianis nicht lächerlicher [142] treiben kann, giebt den Schlüſſel zu allen den Palliaſſeſtreichen, womit er ſeinem Meiſter Yorick vor unſern Augen nachhinkt. Yorick empfand, und dieſer ſetzt ſich hin zu empfinden; Yorick wird von ſeiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber ſteht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute ſagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recenſenten ſagen? Alle ſeine Geſchöpfe ſind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von ſeinen Weſen ſoll handeln laſſen, ſo greift er in die Taſche und gaukelt aus ſeinem Sacke was vor. Ein Pröbchen Yorickſche Apoſtrophe. Bey Gellerts Grab findet er in der Dämmerung ſeine Beckerin wieder, die ihm ehemals den Dukaten geſchenkt hatte. Hier ruft er aus: „Komm mit! Und warum komm? De Gustibus non est disputandum, könnte ich hier füglich antworten: aber ich will de gustibus diſputiren, um mein ganzes deutſches Vaterland, wenn es ſich von einem jungen Menſchen will belehren laſſen — zu belehren, welch einen falſchen und unrichtigen Gebrauch es von den Wörtern: Du,

Er, Sie, Ihr, Sie, zu machen gewohnt ist. Überhaupt zu reden ist es seltsam und lächerlich, daß man sich durch ein Sie von andern muß multipliciren lassen, so wie man selbst andere damit multipliciren muß — — so wie es widersinnig ist, daß ich von jemanden, als von einer ganz fremden Person, spreche, den ich vor mir sehe, höre, — — und fühlen kann, wenn ich will — — Allein Deutschland weiß das so gut, wie ich, ohne es ändern zu können — — Also muß ich davon schweigen. Um wie viel aber würde nicht das Übel vermindert werden, wenn man den Gebrauch der Wörter dergestalt fest setzte." Er führt [143] endlich die Beckerin in sein Wirthshaus, und legt sie schlafen. Er erwacht sehr früh und hört den Hofhund bellen. „Das war mir unleidlich — — bey jedem Hau fürchtete ich, meine Mutter würde aus ihrem Schlaf auffahren — — Ich suchte in dem ganzen Zimmer nach einem Stück Brod herum. Nichts war zu finden — — Aber sollte denn ein Hundemagen nicht Biscuit verdauen können, dachte ich — — und damit eilte ich mit einem großen Stück in der Hand nach dem Hofraume — — die Bestie wollte rasend werden, so bald sie mich erblickte. — — Das ist eine Bestie κατ' ἐξοχην sagte ich, und damit ergriff ich in vollem Eifer den Stock und bläuete ihm Stillschweigen ein — — Laß es gut seyn, redete ich ihn nach einigen Minuten abbittend an — — Ich will dir deine Schläge reichlich vergütigen — — Die arme Bestie krümmte sich jämmerlich — — Ich wünschte, daß ich ihm keinen Schlag gegeben hätte, oder daß mir der Hund wenigstens die Schläge zurückgeben könnte — — Aber dachte ich bey mir selbst, vielleicht verstellt sich das listige Thier nur! Nach seiner Höhe, Länge und Dicke zu rechnen, können ihm die paar Püffe, die ich ihm gegeben habe, unmöglich so wehe thun — — Noch nie hat mein von der Wahrheit in die Enge getriebenes böses Gewissen eine so feine Ausflucht ersonnen." (Ein schöner Pendant zu Yoricks Scene mit dem Mönch!) „Der Hund fuhr fort zu winseln — — hätte ich gestohlen, und man ertappte mich auf frischer That, so glaube ich immer es würde mir nicht ängstlicher zu

Muthe seyn, als mir bey dem Lamento des Hundes war" — — Endlich wird der Hund mit Eau de Lavande begossen; — — denn der Herr Präceptor sieht Blut — — „Der Hund ließ mit sich machen. Er roch den lieblichen Geruch des Wassers und leckte, und wedelte mit dem Schwanze — — Nun konnte [144] ich mich nicht länger erhalten ihn zu streicheln, ob ich gleich für seinem Bisse noch nicht sicher war — — Eine so großmüthige Überwindung des erlittenen Unrechts schien mir einer kleinen Gefahr mehr als zu würdig zu seyn. Die Hundegeschichte hatte in meiner Seele eine kleine Säure zurück gelassen, die mit den Freuden schlechterdings incompatibel war, die ich dem angebrochenen Tage bereits en gros bestimmt hatte. Ich suchte sie los zu werden, und folglich war ich sie auch schon halb los — — Es kam darauf an, daß sich meines Wirths Küchenmagd aus ihren Federn erhob. Sie that es — — Ich überraschte sie in ihrem Neglige, und machte dadurch sie und mich so beschämt, daß ich ihr geschwind ein Stück Fleisch für den Hund abforderte" ꝛc. ꝛc. Der Mann hat auch ein Mädchen, die er seine Naive nennt, und er thut wohl daran, wie jener, der auf sein Schild zum Bären schrieb: das ist ein Bär. Ein Gemälde von der schönen Naiven! Sie fragt ihn, ob es sein Ernst sey, wenn er sagt daß sie ihn zum glücklichsten Sterblichen mache — — „Sie zog mich ans Fenster — — nickte mit dem Kopfe, daß ich mich bücken sollte — — ergriff mich mit beyden Händen bey dem Kinne — — drehte meinen Kopf langsam hin und her — — Ihre Augen fielen bald in die Fronte, bald in die Flanke der meinigen — — diese drehten sich allemal nach der Seite der Attaque."

Von Wendungen eine Probe! „Jedoch ut Oratio mea redeat, unde — — O küssenswürdiger Cicero, durch dieses herrliche Commandowort denke ich von meiner Abschweifung eben so geschwind wieder nach Hause zu kommen, als eine Kugel in die Köpfe der Feinde durch Tann, Tapp, Feuer." — — Endlich bekommt der Verf. S. 73. ein ganzes Bataillon Kopfschmerzen, weil er was erfinden soll; und wir und unsere Leser klagen schon lange darüber.

[145] Nro. XIX. Den 6. März. 1772.

Gießen.

Bey Kriegern iſt gedruckt: **Bibliothek der Griechiſchen Litteratur zum Academiſchen Gebrauch, von Joh. Fridr. Chriſt. Schulz, Prof. der Morgenländiſchen und Griechiſchen Litteratur in Gießen, 1772. 14 Bog.**

In unſern Bibliothekariſchen Zeiten werden ſich unſre Leſer unter dieſem Titel Kritiken über Schriften der Griechiſchen Litteratur denken: aber nichts weniger. Es iſt eine Art von Tabelle über die Griechiſchen Schriftſteller, nach einem ſehr weitläuftigen Plan. Erſt wird das Leben eines Autors mit ein paar Worten angegeben; dann folgen die Schriften, ſelbſt alle einzelne Abhandlungen, die beſten Ausgaben, Erläuterungsſchriften, und ſogar auch Nachahmungen. Auf dieſe Art kommt hier manches vor, das man in andern Büchern dieſer Art vergeblich ſuchen wird, und von dieſer Seite kann es auch mehr als Anfängern zu einem bequemen Regiſter dienen. Es wird uns erlaubt ſeyn, einige Anmerkungen zu machen, welche die Brauchbarkeit dieſes nützlichen Buchs auf die Zukunft vielleicht noch mehr erweitern können. Der Herr Prof. läßt die Schriftſteller nicht, wie gewöhnlich, nach der Zeitordnung auf einander folgen. Er ordnet [146] ſie vielmehr nach den Gegenſtänden ihrer Schriften, ſo daß einzelne Theile ihrer Werke, wenn ſie verſchiedne Materien behandeln, auch unter verſchiednen Fächern vorkommen. Dieſe Methode ſcheint uns für Anfänger ſehr unbequem, und bey einem ſo kleinen und leicht überſehbaren Felde von Litteratur überflüßig. Wer die Schriften Plutarchs überhaupt kennt, weis doch wohl ohnehin, daß ſeine Leben zur Geſchichte, und ſeine Moraliſche Stücke zur Philoſophie gehören. Hier aber muß er ein bischen Syſtem theuer genung bezahlen; die Zeitrechnung wird ihm ſchwerer; er kann die Gelehrſamkeit eines Jahrhunderts nicht anders, als aus zehnerley Fächern berechnen; er muß, um die Schriften eines Autors auf einmal zu überſehen, ſie ſehr oft aus drey bis vier Cap. zuſammenleſen, und ſich durchs ganze Buch herum

citiren laſſen. An der Vollſtändigkeit überhaupt haben wir nichts auszuſetzen; ſie iſt uns von mancher Seite nur allzugroß. Was ſollen dem Anfänger alle die Schiffbrüchige Autoren, von denen wir meiſtens nur einige Zeilen übrig haben? Er muß viel Geduld haben, wenn er ſich von S. 45——49. nur allein durch 35 Comiſche Schriftſteller dieſer Art durcharbeiten will. Es wäre genug geweſen, nur diejenigen anzuführen, die in ihrem Fach Epoche gemacht, wie Menander, und in Anſehung der übrigen auf die Sammlungen ſolcher Fragmente zu verweiſen. Eben dieſe Vollblütigkeit haben wir in Anſehung der vielen, beſonders ausländiſchen Überſetzungen bemerkt, die zum Theil längſt von ihren eignen Nationen vergeſſen ſind. Wen unter uns intereßirt denn wohl des Caſtellvetro Italieniſche Überſetzung der Poetik des Ariſtoteles vom Jahr 1570. oder die Böhmiſche des Joſephus 1553? Aber es iſt immer der Fehler unſrer arbeitſamen Litteratoren, daß ſie in der Vollſtändigkeit ihr Hauptverdienſt ſetzen; freylich ein [147] leichtes Verdienſt! Wer die Litterargeſchichte ſo weitläuftig treiben will, muß ohnehin eine größere Compilation zur Hand haben; dem Anfänger vereckelt es nur dieſes Studium. Von einer andern Seite iſt uns das Buch zu wenig vollſtändig; es fehlen zu viele Bücher, die nothwendig hieher gehören. Bey den Überſetzungen wollen wir uns nicht aufhalten: wir vermißten aber gleich Anfangs die Goldhagiſche von Pauſanias, und andre minder wichtige. Auch iſt der Verf. der Lemgoer Überſ. des Dionyſius von Halicarnaß kein Ungenannter; auf dem Titel ſteht: Johann Lorenz Benzler. Neben dieſer könnte die ſchöne Lat. Üb. des Ämilius Portus ſtehen. Wir kommen zu den Originalen. Daß unter den ſpätern Werken der Griechen Cointus, Coluthus, die Griechiſche Anthologie, und andre fehlen, die dem Anfänger wenigſtens dem Namen nach nicht unbekannt ſeyn dürfen, daß Suidas nur beyläufig in einer Parentheſis vorkommt, läßt ſich vielleicht mit beſondern Abſichten des Verf. entſchuldigen. Aber neben dem Aquila, Symmachus und Theodotion ſollte doch Nonnus nicht vergeſſen worden ſeyn.

Eben ſo ungern vermißten wir den für die Griechiſche Litteratur ſo wichtigen Athenäus, den Deipnoſophiſten, für den wir allenfalls den Maſchinenmeiſter dieſes Namens hingegeben hätten. Die Grammatiker fehlen ganz: die Herrn Auditores werden alſo des Heſychius und Pollux Wörterbücher, wenn ſie ſie nicht von Schulen mitgebracht, nicht kennen lernen. Wir könnten noch eine ziemliche Nachleſe halten, wie Kenner bey der Vergleichung bald finden werden; aber es mag genug ſeyn. Eben ſo hätte der Verfaſſer in der Angabe der Editionen immer etwas vollſtändiger ſeyn können, zumal da er ſie nur mit einem Wort bemerkt. Eine gute Kenntniß und richtige Beurtheilung der brauchbarſten Ausgaben iſt [148] gerade die Hauptſache, warum ein junger Menſch ein Collegium von der Art beſuchen ſoll: das übrige findet er an hundert Orten. Wenn man aber einem Anfänger von einem wichtigen Schriftſteller etwa nur eine prächtige Engliſche oder Holländiſche Ausgabe hernennt, die er wohl niemals kaufen, oder, wenn er es will, ſelten haben kann, vielleicht niemals zu Geſicht bekommt, ſo hat er dadurch weiter nichts, als einen gelehrten Namen mehr gelernt. Dieſe muß er wiſſen, aber noch mehr diejenige, die ihm am meiſten vorkommen, und er am erſten nützen kann. Hier und da bemerkten wir nicht einmal die beſte Ausgabe, und unter den guten und leicht zu habenden Handeditionen fehlen viele, auch mehrere neuerlich abgedruckte einzelne Stücke der Alten. Zuweilen ſtreut der Verfaſſer kleine Urtheile ein, die wir nicht immer unterſchreiben möchten. Sappho war gewiß mehr, als im eigentlichen Verſtand die Karſchin der Griechen.

In der Vorrede kündigt Herr S. zum Vortheil derer, die dieſe Schrift, ohne weitern Unterricht als ein Handbuch, gebrauchen wollen, ein weitläuftiges Werk an, das im eigentlichen Verſtand kritiſch ſeyn ſoll. In dieſem will er ſonderlich den Plan eines jeden einzelnen Aufſatzes dieſer Schriftſteller, ein kritiſches Verzeichniß aller ihm bekannten Ausgaben, nebſt einer Anzeige ihrer Vorzüge und Fehler, ſo wie auch aller ihm bekannten Handſchriften, und eine genaue Beurtheilung

deſſen, was der Fleiß der Commentatoren ſchon daran gethan hat, und was ihm noch künftig zu bearbeiten übrig gelaſſen iſt, mittheilen. Der Plan iſt groß: wenn ihn der Herr Prof. glücklich ausführt, ſo wird er mehr als unſer zweyter Fabricius ſeyn. Auch verſpricht er eine neue Ausgabe des Ariſthänets und Heliodors.

[149] Göttingen.

Muſenalmanach. 1772. bey J. C. Dieterich, 230 S. 12. ohne den Kalender und das Regiſter.

Der Muſenalmanach des Herrn Boie iſt dieſes Jahr das angenehmſte Portefeuille für den wahren Kenner der deutſchen Dichtkunſt. So wohl im äuſſern als inneren Werthe hat er ſehr vieles vor den erſten beyden Jahrgängen voraus. Die zu den Monaten gehörige Kupfer fehlen dieſesmal, allein dagegen findet man nach den berühmteſten Gemmen des Alterthums artige Zeichnungen von Herrn Meil, zu Vignetten. Die Gedichte ſind durch die ganze Sammlung ſo wol gewählt, daß man nicht ein einziges wegſtreichen könnte, das ganz und gar ſchlecht wäre. Unter vielen blos angenehmen, minder wichtigen Stücken finden ſich Produktionen unſrer erſten Köpfe. Für Eingebungen des wahren Genies halten wir, nach unſrer Empfindung, auſſer den Werken Ramlers, Gleims, Denis beſonders, alles, was ſich von Herrn Claudius herſchreibt, die Stücke unter O. M. O. Frh. v. N. Schmitt, Barde Ringulph. Neben an ſtehen diejenige, die leichter Witz, und gute Verſification empfiehlt, wie alles von Herrn Zachariä, Gotter, Blum, Eſchenburg u. ſ. w. Die minder bedeutende finden ſich wohl unter den Buchſtaben J. P. U. Ur. V. Vn. Wm. X. Y. Den Einfällen des Herrn Henßler wünſchten wir zum Epigramm mehr Neuheit und Salz, und das Dörfchen des Herrn U. ſetzen wir auch nicht in unſre Geographie des Geſchmacks. Im Ganzen macht indeſſen dieſe Sammlung Deutſchland Ehre, und wir hoffen, daß Herr Boie durch die Sorgfalt, womit er alles ſchlechte zu entfernen ſucht, künftig mehr wahre Dichter einladen werde, auch die in dieſem Jahrgang noch

mittelmäßige Pro-[150]duktionen durch reichhaltigere Werke des Genies zu verdrängen. Wenn wird die Muse Deutschlands endlich ohne Rücksicht auf Parterr und Publikum dichten, nicht aufmerken, ob sie gehört wird, sondern ob sie begeistert ist!

Unsern Lesern wird es nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen folgende zwey Gedichte aus dem beliebten Almanach hier abschreiben.

Das Vergnügen.

Es gleichet das Vergnügen einem Kinde,
Das uns die lange Zeit versüßt;
Das man entzückt in seine Arme schließt,
Ob man ihm gleich, an welcher Linde
Es einst gebohren ward, nicht aus den Augen liest.
Was mich betrifft, ich küß es, wo ichs finde;
Und rathe jedem wohlgemeynt,
Er küß es ebenfalls geschwinde,
Und herzlich, wann es ihm erscheint.
Nur grübl er nicht zu viel, wenn es gefallen sollte,
Wer seine Eltern sind. Es ist dem Grübeln feind,
Und fliehet dann gewiß, und weint.
Entflohe Psychen nicht der allertreuste Freund,
So bald sie ihn beleuchten wollte? O.

An die Nachtigall.

Er liegt, und schläft an meinem Herzen,
(Mein guter Engel sang ihn ein,)
Und ich kann fröhlich seyn und scherzen,
Kann jeder Blum und jedes Blatts mich freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir den Amor nicht wach! Claudius.

[151] Leipzig.

Journal für die Liebhaber der Litteratur. 2tes Stück, bey Christian Gottlob Hilscher, 8.

Schulübungen, und zwar von den elendesten! Virgil und Horaz werden in die schwerfälligste Prose zerstückt, und

auf dem Sylbenmaaß von Ramler und Zachariä die deutlichsten Worte hergezählt. Ich möchte nicht der Herr Senator Lochner in Görlitz seyn, dem das Ding zugeschrieben wird.

Marpurg.

M. J. Friedrich Rommershausen Vorlesungen über seinen Entwurf zu einer Einleitung in das A. T. zum besten der Anfänger, herausgegeben mit Anmerkungen von D. Carl Wilhelm Robert, der Gottesgelahrtheit ordentlicher Lehrer. 1772.

Der Herausgeber hätte entweder dieses Buch vorher von der unzähligen Menge von Fehlern säubern sollen, die es itzt verunstalten, oder um seiner und Rommershausens Ehre willen das sollen seyn lassen, was es nun ist; unverdaute Hefen eines jungen Magisters, der der Sache nicht gewachsen war, von welcher er ein Collegium las. Herr Robert hat Anmerkungen dabey gesetzt; aber die sind sehr unbedeutend. Wie war es dem Manne möglich, damit wir doch nur ein Beyspiel anführen, S. 251. den seel. Rommershausen grundgelehrt beweisen zu lassen, daß die LXX bey Psalm XXIX, 2. nicht den samaritanischen, sondern den hebräischen Text vor sich gehabt haben, wenn er von der Materie spricht, ob der Pentateuchus derselben aus dem Hebräischen oder Samaritanischen gemacht sey? Welcher Anfänger hat wohl je einen solchen Schnitzer gemacht? Aber was soll [152] man von demjenigen sagen, der solche Schnitzer unter seiner Garantie zum Besten der Anfänger heraus gegeben hat?

Englische Litteratur.

The drunken News-writer; a Comic Interlude: as it is performed at the Theatre Royal in the Haymarket with a new sung, set to music and sung in Character, 8. 6. d.

Hier macht der trunkne Zeitungsschreiber, wie im Pygmalion des Rousseau, die einzige spielende Person des Stücks aus. Ungemein viel Laune herrscht durchgehends.

The Captives: or the History of Charles Arlington, Esq. and miss Louisa Sommerville. 12. 3 Vols. 7 S. 6 d. 1771.

Wunderbare und unglaubliche Geschichten, die eben so sehr beleidigen als die gemeine Manier, womit sie gesagt sind.

Dido; a Comic Opera. 1 S. 1771.

Es ist die travestirte Geschichte der Dido und des Äneas, von eben dem Verf. der den Homer in burlesken Versen geliefert hat.

Summary and free Reflections on various Subjects. 12. 2 S. 1771.

Eine übelgerathene Nachahmung der unzusammenhängenden Manier des Montaigne. Der Geist des Originals fehlt.

Litteraturneuigkeiten.

Schwedenborg ist vor kurzem mit Tod abgegangen.

Herr Prof. Riedel geht nicht nach Wien, obgleich sein Beruf eine ausgemachte Sache war. Die wahre Ursach davon liegt theils in der Ferne, theils in der Nähe.

[153] Nro. XX. Den 10. März. 1772.

Leipzig.

Le Comedie di Terenzio tradotte in versi sciolti da Nic. Fortiguerri col Commentario tedesco. 1772. 1 Alph. 8 Bog.

(Ist in der Fleischerischen Buchhandlung allhier zu haben für 1 fl. 20 kr.)

So sehr sich verschiedene Gelehrte über die Übersetzungen der Alten beschweren, und sie als die Haupturſachen des Verfalls von der Kenntniß der gelehrten Sprachen ansehen, so gerne sehen wir sie, wenn sie wohl gerathen sind. Nicht der Sprachen Kenner, sondern der lesende Theil des Publikums, von welchem so wenige die alten Sprachen zu lernen Gelegenheit haben, setzt den Geschmack fest; und wenn dieser Theil die alten kennt, und durch gute Übersetzungen nach ihnen sein Gefühl bildet, so ist immer mehr Hoffnung zu einem allgemeinen guten Geschmack vorhanden, als wenn die

Schriftſteller des Alterthums blos in den Cabinetten der Gelehrten verſchloſſen bleiben. Fortiguerri hat den Italieniſchen Schönen, und den ungelehrten Leſern dieſer Nation alſo einen angenehmen Dienſt erwieſen, da er ihnen den Terenz in ihrer eigenen Sprache zu leſen gab. Seine Überſetzung iſt auch, ſo weit wir ſie zuſammen gehalten haben, noch ganz [154] richtig, ob man ihm gleich, ich weiß nicht was für einen Zwang, und eine gewiſſe lateiniſche Wortfügung anmerkt, die einem Italieniſchen Ohr noch viel empfindlicher ſeyn muß, als dem unſrigen. Allzugroße Treu im Überſetzen macht wirklich untreu. Z. B. Wenn Terenz ſagt, bona verba quaeso! das im Deutſchen etwa durch, ey das wäre, und im Italieniſchen vielleicht durch das comiſche: Cospetto oder dergleichen zu überſetzen wäre, ſo ſagt Fortiguerri: buone parole in grazia. Wenn Terenz gleich im Anfang der Andria ſagt:

Quod plerique omnes faciunt adolescentuli
Ut animum ad aliquod studium adiungant; aut equos
Alere, aut canes ad venandum, aut ad philosophos,
Horum ille nihil egregie praeter caetera
Studebat, et tamen omnia haec mediocriter.

So läßt ſich der Italiener durch das studium und studebat ſo verführen, daß er den Sinn ganz verkehrt ausdrückt. Bey ihm ſagt der Alte:

Ora siccome gli alteri giovanetti
Che dansi a qualche studio, o di Cavalli
O di Cani da Caccia, o pur d'andare
A questo o a quello Filosofo, nessuna
Egli di queste cose egregiamente
Apprese, ma però di tutte n'era
Mezzamente istrutto, ed io godeane.

Darüber hätte ſich der Vater wohl nicht freuen ſollen. Anſtatt studio, ſollte hier offenbar passione, oder inclinazione ſtehn; anſtatt apprese, etwa si abandonava, si fogava oder dergleichen; anſtatt mezzamente istrutto, vielleicht pigliava qualche gusto, [155] oder ſo etwas; und denn wäre der Sinn des Terenz herausgekommen, der ſagen will: Pamphilus

hätte keine Hauptleidenſchaft gehabt, ohne deswegen ganz indolent oder unempfindlich zu ſeyn. Wir könnten noch mehr dergleichen Stellen anführen. Die gedrungene ſententiöſe Schreibart des Terenz vermiſſen wir oft ganz. Z. B. den bekannten und vortreflichen Zug in dem Heaut. homo sum, nihil humani a me alienum puto, giebt der Überſetzer durch folgende zween langweilige Verſe:

Uomo son io e ciò che ad uomo s'aspetta
Stimo negozio proprio e m'appartiene.

Oft iſt es ihm aber auch geglückt, dem Geiſt des Terenz ziemlich nahe zu kommen, wie z. B. in der rührenden Klage des Clinia, Heaut. A. 2. S. 2. v. 15. Da ſagt der Italiener:

O Giove, e dove mai la fede alberga!
Mentre io per tua Cagion lascio la patria
E vo ramingo per paesi strani,
Fuori di senno per amarti troppo.
Tu in questo mentre ti facesti ricca
Antifila, e in cotante aspere sciagure
Ingrata mi lasciasti!

Auſſer der Muſik in dem Lateiniſchen, für welche der rührende Fall, ingrata mi lasciasti, uns nicht ganz ſchadlos hält, und auſſer der bitteren Verweilung auf dem langen Wort conlocupletasti, das dem Jüngling ſo tief durch die Seele drang, iſt dieſe Stelle ſehr genau und mit der ganzen Empfindung ausgedruckt worden, die ihr eigen iſt. Auch ſolche Stellen ſind nicht ſelten, und die Italiener können mit ihrem Überſetzer wenigſtens eben ſo zufrieden ſeyn, als die Franzoſen mit ihrer Dacier und vielleicht auch mit ihrem Monnier — — Aber was ſollen denn nun wir mit dieſer Überſetzung [156] thun? „Italieniſch ſollen wir daraus lernen," ſagt der Herausgeber. Und warum ſollen wir denn nicht eine fremde Sprache lieber aus ſolchen Büchern lernen, in welchen wir zugleich Geiſt, Denkungsart und Wortfügung der Nation fühlen und faſſen können? Ein Überſetzer mag noch ſo gut ſeyn, ſo wird er doch nie ſeiner eigenen Sprache treu genug ſeyn, um auch ſich nicht oft nach derjenigen zu fügen, aus welcher

er überſetzt. Er muß die Gedanken verbinden, wie ſie ihm vorgeſchrieben ſind; er kann die Begriffe nicht vortragen, welche ſeiner Nation original ſind, und in welchen die Sprache immer ihre meiſte Stärke hat; er muß oft umſchreiben, muß ſich oft mit uneigentlichen, unbeſtimmten Ausdrücken befriedigen; und ſieht aller Kunſt zum Trotz doch immer ſo aus, als wie ein Chineſer, der zum erſtenmal ein deutſches Kleid anlegt. Wir wiſſen es alſo dem Herausgeber wenig Dank, daß er uns mit einem Buche beſchenkt hat, das uns zum Leſen überflüßig und zu Erlernung der Sprache wohl gar ſchädlich iſt. Wir hätten lieber gewünſcht, daß er uns einen guten Dante oder Petrarca oder einen Zappi oder einen Boccagio wohlfeil hätte abdrucken laſſen, oder daß er uns, wenn er für die Schüler beſorgt ſeyn wollte, lieber eine Scelta, aber in beſſerm Geſchmack, als diejenige iſt, die wir ſchon haben, aus urſprünglichen Italieniſchen guten Büchern hätte ſchenken wollen. Doch wollten wir dabey die deutſchen Noten, die er dem Terenz beygefügt hat, verbitten. Wer Italieniſch lernen will, der muß ſich es nicht verdrießen laſſen, ein Wörterbuch zur Hand zu nehmen; und kommen ſchwere Wortfügungen und alte Wörter vor, ſo können ſie durch leichtere und bekanntere in den Anmerkungen erklärt werden. Ohne dieſes betreffen die deutſchen Anmerkungen des Herausgebers von dieſem Terenz meiſt ganz geringe Kleinigkeiten, die der Schüler, welcher den Terenz [157] erklären ſoll, längſt wiſſen muß. Z. B. daß Spagliare irren, Saviezza Weisheit, Sciagura Unglück, Tosse der Huſten heiſt, u. d. g. brauchte wohl nicht in einer Anmerkung erinnert zu werden, oder es hätte zu einem jeden Wort eine geſetzt werden müſſen.

Nürnberg.

Bibliotheca librorum rariorum universalis, oder vollſtändiges Verzeichniß rarer Bücher, aus den beſten Schriftſtellern zuſammen getragen und aus eigner Erfahrung vermehrt, von Johann Jacob Bauer. Erſter Theil 1770. 8. 1 Alph. Zweyter Theil 1771. 1 Alph. Dritter Theil 1771. 1 Alph. (der vierte und letzte Theil wird künftige Oſtermeſſe erſcheinen.)

Der Einfall, den Freunden der gelehrten Geſchichte die ganze Summe der ſeltnen Bücher vor Augen zu legen, iſt in der That nicht verwerflich, und man könnte deswegen den Verfaſſern ein ganz artiges Compliment machen, wenn ſie nur ihr Werk mit mehr Fleiß und Genauigkeit ausgeführt hätten. In der That aber haben ſie etwas ſo unvollſtändiges geliefert, daß man ſich wundern muß, wie Herr Bauer und diejenige, die ſein Werk fortgeſetzt haben, noch eine ſo große Menge ſeltner Bücher haben übergehen können, da ſie doch die Schriften, worinnen ſie dieſelben hätten finden können, mehr als einmal angeführt und folglich ſelbſt in den Händen gehabt zu haben ſcheinen.

Vor dem erſten und dritten Theile ſteht von Schriften, worinnen Nachrichten von alten und raren Büchern gegeben werden, ein Verzeichniß, das man wohl nirgends vollſtändiger finden wird. Indeſſen hätten doch noch einige Bücher hier angeführt [158] werden ſollen, die den Sammlern zur Vermeidung vieler Fehler gute Dienſte hätten leiſten können: Unter andern Oudini Commentar. de Scriptor. Ecclesiasticis, Gottf. Olearii Biblioth. Scriptor. eccles. Fabricii Biblioth. mediae et infimae latinitatis etc. Dieſe und dergleichen Bücher empfehlen wir zum voraus ſehr zum Nachleſen bey der Verfertigung der Supplemententheile. Man kann daraus von manchen Büchern viele ſeltnere Ausgaben, als in dieſer Bibliothek angeführt worden, und zugleich viele Schriftſteller kennen lernen, deren Schriften ſehr ſelten geworden ſind, und die man gleichwohl hier übergangen hat.

Im erſten Theile ſind nicht allein einige ſehr ſeltne Schriften von dem Erzbiſchoffe Anthoninus, z. B. ſein Confessionale von 1478. und die drey Theile vom Historiali oder den Chronicis zu Baſel 1491. von Frobenius gedruckt, ganz ausgelaſſen, ſondern auch ſelbſt von der S. 24. angeführten Summa theolog. moralis hat man noch ungleich ältere und ſeltnere Ausgaben, als die Basler von 1511. Wenigſtens hätte die erſte überaus rare Edition von dieſem großen Werke, welche zu Nürnberg 1477 — — 1479. herauskam, und die ſich der Recenſent in einer benachbarten

Univerſitätsbibliothek geſehen zu haben erinnert, nicht vergeſſen werden ſollen. Nächſt dieſer hat man noch viele ſehr ſeltne Ausgaben von dieſem Werke, welche ebenfalls in dem Jahrhunderte der erfundnen Buchdruckerey zu Nürnberg, Venedig, Memmingen, Strasburg ꝛc. veranſtaltet worden ſind; wovon Röder in ſeinem Catalogo, Olearius, Fabricius und viele andre nachgeſchlagen werden können. Von den Schriften Petri de Aquila und Joh. de Ausmo findet man hier nicht die geringſte Nachricht. (vid. Oudinus l. c. Tom. III.) Von des Auguſtini epistolis hat man eine viel ältere und koſtbarere Edition, welche Fabricius in [159] Bibl. Lat. libr. IV. pag. 3. anführt. So iſt uns auch von ſeinem Buche de Trinitate, eine ſehr alte Edition, ohne Jahrzahl und Druckort bekannt; welche ſo wie die vorhergehenden in der Univerſitätsbibliothek zu Gießen befindlich ſind. S. 71. ſollte von den Epistolis St. Bernardi die rare Basler Edition von 1494. nicht ausgelaſſen worden ſeyn. Unter den ſeltnen Editionen der lateiniſchen Bibeln fehlen unter andern die von Ulm 1480. (vid. Engelii Biblioth. Select. part. 1. pag. 18. und Biblioth. Bunau. Tom. 1. pag. 13.) die von Nürnberg 1482. welche Röder in ſeinem Catalogo anführt, die von Lion 1520. in Folio durch Joh. Maricon ꝛc. Zu den rareſten Editionen von Boetii libr. de Consolat. philos. gehöret vornehmlich die Hagenauer vom J. 1491. in 4to. Von Durandi Rationali diuinorum officiorum giebt es noch mehr ſehr rare Editionen; und die auſſerordentlich ſeltne Decretales Pontificum, zu Baſel 1496. gedruckt, ſucht man hier vergebens.

Dem zweyten Theile ſind, nicht unſchicklich, die Weſtphäliſchen Briefe über die Bücher, welche auf obrigkeitlichen Befehl verbrannt worden, vorgedruckt; die aber freylich noch ſehr unvollſtändige Nachrichten über dieſe Materie enthalten. Auch in dieſem Theile fehlen viele der ſeltenſten Bücher, Z. B. die Edition von des Hieronymus Briefen, welche zu Maynz 1470. von Peter Schoiffer von Gernsheim, der noch gewiſſermaßen unter die Erfinder der Buchdruckerkunſt gerechnet werden kann,

iſt gedruckt worden. Hieronymi liber de vitis patrum etc. iſt auch 1482. und 1483. zu Nürnberg herausgekommen. (vid. Roederi Catal.) Von Iustiniani institutionibus iſt die Basler Edition vom Jahr 1481. nicht angeführt worden. Wie viele dergleichen Nachläßigkeiten könnten wir noch anführen, wenn wir Raum und Zeit dazu hätten. Aber gnug [160] für dießmal zum Beweiſe, wie viel noch an der Vollſtändigkeit dieſer Bibliothek fehlet.

Berlin und Leipzig.

D. A. F. Büſchings — — Chronologiſcher Grundriß der allgemeinen Weltgeſchichte zum Gebrauch der Gymnaſien. Zweyte Auflage, 1771. 8. 56 S.

Ob die hier angebrachte Abtheilung nach Jahrtauſenden, ſo wie die nach Jahrhunderten, eben ſo vorzüglich iſt, und ob gegenwärtiger Grundriß, ſo wie er jetzt ausſieht, bey dem hiſtoriſchen Unterricht ſo große Erleichterung verſchaffen werde, als manche mit Hrn. B. glauben möchten, wiſſen wir nicht. Uns dünkt, manches, beſonders in der ältern Geſchichte, hätte entweder kürzer gefaßt, oder weggelaſſen, und dafür mehreres aus der Neuern, die doch immer der intereſſanteſte Theil der Geſchichte bleibt, und worin ſich die meiſte Gewißheit noch erhalten läßt, hergeſetzt werden können. Dahin rechnen wir die Hauptveränderungen, die in der Reiche Verfaſſung und innerlichem Wohlſtand, namentlich in der Einrichtung des deutſchen Reichs vorgegangen; die größten Regenten jedes Reichs; merkwürdigſten Kriege und Friedensſchlüſſe; wichtigſten Erfindungen in den Künſten und Wiſſenſchaften und dergleichen. — — Allemal glauben wir aber, daß Synchroniſtiſche Tabellen, darauf in verſchiednen neben einander ſtehenden Columnen, die wichtigſten Punkte aus der bürgerlichen- (dieſe könnte wieder etliche Columnen nach den Hauptreichen ausmachen) Kirchen- und Gelehrten Geſchichte verzeichnet wären, in allem Betracht vorzüglicher ſeyn würden, für den Lehrer bey dem hiſtoriſchen Unterricht, ſo wie für den Liebhaber und Anfänger, welche ſie im hiſtoriſchen Studio weit beſſer, als einen Leitfaden gebrauchen

und den Zusammenhang und die Verbindung der Weltbegebenheiten dadurch eher einsehen lernen könnten.

[161] Nro. XXI. Den 13. März. 1772.

London.

An Enquiry into the general Effects of Heat; with observations on the Theories of Mixture. In two Parts. Illustrated with a Variety of Experiments tending to explain and deduce from Principles some of the most common Appearances in Nature, with an Appendix on the form and use of the principal Vessels containing the Subjects on which the Effects of Heat and Mixture are to be produced. 8. 2 S. Nourse, 1770.

In dieser Untersuchung, über die verborgene Hitze, finden wir viel Wahres und hier und da neue Aussichten. Der Autor schreibt diese Beobachtungen dem D. Black Prof. der Chemie zu Edinburgh zu. Er glaubt, daß die Körper einen gewissen Grad von Hitze verschlucken, der verborgen und unbeobachtet in gewissen Umständen bleibt; und daß die flüßige Körper einen großen Theil dieser verborgnen Hitze enthalten, die, wenn sie auch nicht gleich merklich würkt, d. i. von einem Körper zum andern übergeht, doch die Flüssigkeit zuwegebringt, oder unterhält. Er behauptet, daß die verborgene Hitze niemals verschwindet, oder ihren Einfluß zu Erhaltung der Flüßigkeit verliehret, bis die Kälte so sehr die Oberhand hat, daß [162] sie das Fluidum zum Gefrierpunkt bringt; daß sie alsdann nach und nach verschwindet, sonsten würde der flüßige Körper auf einmal in Eis verwandelt werden; welches aber nicht geschieht, indem die Kälte immer nach und nach wächst, und von langer Dauer ist, ehe das Fluidum eine solide Gestalt annimmt.

Die Absorption der verborgenen Hitze sieht man auch bey dem Übergang eines soliden Körpers in einen flüßigen, wie Eis zu Wasser. Hier wird eine sehr große Quantität Hitze absorbirt, ehe das Eis zu schmelzen anfängt, eine mehr denn hinlängliche Quantität, um die Temperatur über den Gefrier-

punkt zu bringen, wenn die alſo abſorbirte Hitze merklich würkte, oder durch einen Thermometer könnte abgemeſſen werden. Was wird denn aus dieſer großen Portion Hitze, die unläugbar in das Eis übergegangen iſt? Sie iſt vom Eis abſorbirt, und liegt unmerklicher weiſe in ihm verſteckt.

Er fragt ferner: nach einem ſtrengen Froſt wird das Wetter gemeiniglich ſehr warm; woher kommt es, daß das Eis, das der Hitze der Luft ausgeſetzt iſt, nicht ſogleich ſchmelzt? Und warum bleibt es noch in langen Stücken über der Erde liegen? Unterſucht man es mit dem Thermometer, ſo wird man finden, daß jedes Stück bis auf den Gefrierpunkt abgekühlt iſt. Man kann nicht läugnen, daß es von der Hitze afficirt wird, ſie wird aber nicht ſichtbar; alſo wird ſie vom Eis verſchluckt und bleibt verborgen. Auch bey den Eisgruben müßte es aller Vorſicht ohngeachtet doch ſchmelzen, wenn alle Hitze, die es annimmt, merklich würkte; allein das geſchieht nicht, ſondern ſie bleibt abſorbirt verborgen, und hat keine Circulation. Folgendes Experiment entſcheidet. In ein Gefäß ward Waſſer geſetzt, das bis zum Gefrierpunkt abgekühlt war, in ein anders Eis. In der erſten halben Stunde fand man die [163] Veränderung der Wärme in dem Gefäß mit Waſſer, ſo bald es in die warme Stube gebracht wurde, 7. 8. Grad über dem Gefrierpunkt: in dem Eis bemerkte man nichts, auſſer daß es ein wenig geſchmolzen war, und das, was geſchmolzen war, fand man durch das Thermometer eben ſo kalt wie das Eis. So hiengen die Gefäße $11\frac{1}{2}$ Stunde bis das Eis ganz geſchmolzen war. Da nun jedes Gefäß von der Wärme des Zimmers, in die es war geſetzt worden, ohngefehr 7 Grad Hitze jede halbe Stunde annahm, ſo iſt klar, daß das Gefäß mit Eis am Ende der $11\frac{1}{2}$ Stunde über 140 Grad Hitze angenommen habe; oder die Quantität von Hitze, die in das Gefäß übergieng, muſte währender Zeit zu dieſer ermeldeten Anzahl von Graden geſtiegen ſeyn. Aber dieſe Hitze würkte nicht bey der Schmelzung des Eiſes; denn ſonſten hätte es ſich eben ſo gut, wie beym Waſſer in der erſten halben Stunde zeigen müſſen, da die 7. 8. Grad Hitze in das Eis getreten waren; ſondern dieſe Würkung

zeigte ſich nicht eher, als am Ende der 23 halben Stunden, wann erſt 140 Grad Hitze und drüber nach und nach in dieſe Subſtanz übergegangen waren. Dieſe Hitze würkte alſo nicht merklich, ſondern ſie war verborgen und abſorbirt.

Man könnte den Einwurf machen: daß die durch die Luft mitgetheilte Hitze nicht in das Eis eindringe, ſondern von ihr zurück geſtoſſen werde: aber, das kann nicht ſeyn. Denn wenn man eine Quantität warm Waſſer auf das Eis ſchüttet, ſo ſchmelzt dieſe Subſtanz gewiſſermaßen augenblicklich, ohne im geringſten die Hitze zurück zu ſtoßen, die es einzunehmen genöthigt wird. Durch dieſe Theorie erklärt ſich auch das Experiment der künſtlichen Kälte aus Schneewaſſer und Salz. Wenn dieſe beyden Subſtanzen gemiſcht werden, ſo wird die merkliche Kälte zur verborgenen, daher muß die Miſchung nun merklich [164] kälter ſcheinen; zu gleicher Zeit würkt die verborgne Hitze gewöhnlicher weiſe und hält die Miſchung flüſſig, die ſich ſonſten zur Conſolidation neigte. Um mich vom Daſeyn der verborgenen Hitze bey Fluidis, die ſchon den Punkt der Evaporation erreicht haben, zu überzeugen, thu ich eine geringe Quantität Waſſer in eine mit Kork feſt zugemachte Phiole, ſetze ſie in den heißen Sand, ſogleich bringe ich ſie verſchiedene Grade über den Siedungspunkt. Der Dampf, der ſich erhebt, hat keine Luft, und nachdem ich gewartet bis ich glauben kann, daß alles Waſſer in Dampf aufgelößt iſt, nehme ich den Stopfen weg, in Hoffnung daß nun das Ganze verſchwinden, und in Dampf werde verwandelt, und mit Gewalt aus der Phiole geſtoſſen werden. Dieſes geſchieht aber nicht. Nimmt man den Mechaniſchen Druck weg, ſo erfolgt ein Kochen und eine heftige Bewegung des Waſſers, während welcher ein Theil dieſes Fluidi mit einer Quantität Dampf zu der Phiole heraustritt. Das überbliebene Waſſer ſinkt zum Siedungspunkt zurück, ob es gleich zuvor weit darüber geſtanden hatte. Was wurde nun aus dieſer Quantität Hitze? Wurde ſie annihilirt? Es ſcheint nicht in dem Waſſer, ob es gleich die Minute zuvor merklich in daſſelbe würkte, in dem es den Liquor in dem Thermometer verſchiedene Grade über den Siedungspunkt erhob.

Dieſe merkliche Hitze wird in verborgene verwandelt, und ob ſie gleich nicht mehr merklich zu würken ſcheint, ſo bleibt ſie doch in dem Waſſer. Folgendes Experiment entſcheidet.

Eine große Quantität Waſſer wird in die Machina Papiniana gethan, einem heftigen Feuer ausgeſetzt, und alsbald entſteht eine Wärme von 300 Grad über dem Siedungspunkt. Nachdem ich lange den Dampf in dieſer wachſenden Hitze eingeſchloſſen, urtheilte ich, daß, wann ich die Luft zuließe, die ganze Maſſe Waſſer augenblicklich verdünſten würde. Aber [165] ich betrog mich, obgleich, da ich den Druck wegthat, eine Quantität Dampf zu verſchiedenenmalen gegen die Decke des Zimmers mit Ungeſtüm ſprützte; ſo blieb doch bey weitem der größere Theil Waſſer im Gefäß zurück, und das, was übrig blieb, ſunk ſogleich zum Siedungspunkt zurück, das iſt 300 Grad niedriger, als es ſtand, ehe man den Druck wegthat, dieſe Hitze muß zuverſichtlich vom Waſſer abſorbirt, und aus ihrer merklichen und ſichtbaren Form in eine verborgne ſeyn verwandelt worden; dann nichts anders hätte eine ſo augenblickliche Veränderung hervorbringen können.

Leipzig.

Die ganze Lebensgeſchichte unſers Herrn Jeſu Chriſti nach der Zeitordnung und einer ungezwungenen Harmonie aller vier Evangelien entworfen von D. Johann Friedrich Bahrdt, gedruckt bey B. C. Breitkopf und Sohn 1772. 88. S. 8.

Der ältere Hr. D. B. liefert uns hier eine Harmonie der vier Evangeliſten, welche wir, ihrer Gründlichkeit und gedrungnen Kürze wegen, allen Liebhabern der Schriftauslegung mit recht empfehlen können. — — Der Hr. Verf. hat ſeine Arbeit vornehmlich für die Leipziger Catecheten beſtimmt, welche Auftrag haben, in ihren Nachmittagspredigten die Lebensgeſchichte Jeſu in harmoniſcher Ordnung mit Vergleichung aller vier Evangeliſten vorzutragen. Ein Inſtitut, welches wir an mehreren Orten eingeführt zu ſehen wünſchten, wo noch mit heiliger Einfalt über die lieben Evangelien und Epiſteln ſo eifrig als über die alten Kirchenlieder, gehalten

wird. Vorzüglich hat uns S. 6. die Stelle gefallen, wo der Hr. D. zu dem durch Christum vollbrachten Erlösungswerk, nicht nur die Begnadigung sondern [166] auch die Heiligung der Menschen rechnet und selbst die Stelle Röm. 8, 3. 4. also umschreibet: „daß Gott Christum in einer sündhaften Menschenähnlichen Natur, in die Welt gesendet hat, um der Sünde willen, zu einer solchen Abschaffung derselben, daß die Gerechtigkeit die das Gesetz erfodert, in uns erfüllet werde, dadurch eben die Genugthuung, die er (Christus) für uns geleistet hat, auch in uns vollendet, werden muß ꝛc." Auch darinnen hat der Hr. D. unsern völligen Beyfall, daß er das N. T. für nützlicher als das alte, und die Lesung und Erklärung des erstern für unsere Zeiten brauchbarer erklärt.

Frankfurt am Mayn.

Die Wayfen, ein Schauspiel in ungebundener Rede und fünf Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. 8. 9 Bog. mit Andräischen Schriften, kostet bey dem Verleger 24 kr.

Azelide, eine Wittwe, eine tugendhafte Dame, giebt Nervillen, einem armen Wayfen aus Großmuth eine gleich gute Erziehung mit Emilien, ihrer Tochter. Sie müssen sich beyde als Bruder und Schwester ansehen und lieben lernen. Allein Emiliens Schönheit und vorzügliche Eigenschaften machen bald, daß Nerville noch etwas anders, als brüderliche Liebe, für sie fühlt. Doch sie ist die Tochter seiner Wohlthäterinn. Mehr braucht er nicht, um seine Liebe zu verbergen. Unterdessen wird er auf seinen Reisen mit Darimant, einem Unglücklichen, bekannt, welchem er einen wichtigen Dienst leistet. Er gewinnt ihn sehr lieb, und nimmt ihn mit sich nach Paris, ob er ihn gleich nicht in Azelidens Hause sehen läßt. Denn sein unglücklicher Freund will unbekannt bleiben; er selbst weiß weiter nichts von ihm, als daß er aus Indien komme, wo er sich lange aufgehalten, und daß er ein Schiff von [167] daher erwarte, welches seine erworbene Reichthümer mitbringen soll. Azelide und Emilie wissen dennoch etwas von dieser gemachten Bekanntschaft

des Nerville — — Heute entdeckt nun auf einmal Azelide der Emilie, daß ſie ihre Tochter nicht ſey, daß ihre Mutter bey ihrer Niederkunft geſtorben, und daß ſich Ariſt, ihr Vater, darauf nach Indien begeben, um ſeine ſchlechten Umſtänden zu verbeſſern, daß ſie aber ſeit der Zeit keine Nachricht von ihm gehabt habe. Dieſe Entdeckung zerreißt Emiliens Herz auf verſchiedene Art. Am Ende bleibt ſie doch am meiſten darauf hängen, daß ſie ihren Vater ausfindig machen will. Dazu kann ihr Nerville durch ſeinen Freund behülflich ſeyn, der ſelbſt in Indien geweſen iſt. — — Kurz, es entdeckt ſich nun, daß Darimant ſelbſt Ariſt und der Vater Emiliens iſt. Er hat aber eben die traurige Nachricht erhalten, daß das erwartete Schiff verunglückt iſt, und will wieder nach Indien. So ſchwer es ſeiner Tochter wird, ihre Pflegemutter und Nervillen zu verlaſſen, ſo will ſie doch mit ihrem Vater. Nerville, der nun gegen Azeliden kein Geheimniß mehr aus ſeiner Liebe macht, kann ſich eben ſo wenig von Emilien trennen, und will auch mit. Dieß zwingt Azeliden, eine neue Entdeckung zu thun, daß nemlich Nerville ihr wahrer Sohn ſey. Nach dem anſtändigen Lermen, den eine ſolche Entdeckung auf dem Theater hervorbringen muß, verlangt Nerville die Einwilligung ſeiner Mutter zu einer Verbindung mit Emilien. Azelide macht ihm Hinderniſſe, die aber dadurch glücklich gehoben werden, daß Ariſt durch eine zweyte Nachricht erfährt, der größte Theil ſeines Vermögens ſey bey dem Schiffbruch gerettet worden; und Nerville und Emilie werden Mann und Frau. — — Der Plan iſt gut angelegt und hat einen natürlichen Gang. Dieſes Stück gehört unter die rührenden; und nicht unter die titulairrühren- [168] den, ſondern wir haben es wirklich nicht ohne Empfindung leſen können. Bey der Vorſtellung muß es noch mehr gewinnen; wenn nur nicht manche Scenen für den Zuſchauer zu didactiſch ſind. Ich bedaure jede gute Sentenz und moraliſche Lection, wenn ſie dazu gebraucht wird, um uns in einem Drama verdrüßlich zu machen, da ſie an einem andern Orte eine gute Wirkung hätte thun können. Die

Überſetzung ſcheint, bis auf einige Unrichtigkeiten, ganz gut zu ſeyn. Wegen ihrem Wohlſeyn; wegen mir, wegen welchem ꝛc. iſt wider die Gramatik, weil wegen den Genitiv erfordert. Sagt man ja doch meinetwegen, weſſentwegen ꝛc. — — Man ſchreibt feſt, ob man gleich Veſtung ſchreibt. — — Einen Vorſchlag machen muß heißen: einen Vorſchlag thun.

Paris.

Theorie du Luxe, ou Traité dans le quel on entreprend d'etablir que le luxe est un ressort non seulement utile, mais même indispensablement necessaire à la prosperité des états in 8. 1771.

Luxus begreift bey dem Verf. alle Dinge, die in den Händen der Künſte eine andere Geſtalt gewinnen, und von denen der Menſch auſſer den freywilligen Produktionen der Natur Gebrauch macht. Wir glauben, daß der Verf. auch in dieſem Verſtande, nach dem ihm der Beweis ſeines Satzes allzuleicht wird, die mit der Holzaxt zugeſchnittne Tiſche und Bänke zum Luxus rechnen muß.

[169] Nro. XXII. Den 17. März. 1772.

Leipzig.

Verſuch über Shakeſpears Genie und Schriften, in Vergleichung mit den Dramatiſchen Dichtern der Griechen und Franzoſen. Überſetzt von Eſchenburg. 1771. 8. 17 Bog.

Wir wundern uns über die Gutherzigkeit des Publikum, wenn es, wie man ihm ſchon zugetraut hat, dieſe Rhapſodie eines jungen Menſchen, der ſich ohne Beruf an die Vertheidigung Shakeſpears wagt, als ein Meiſterſtück aufnehmen wird. Aber noch mehr wundern wir uns über die Gutherzigkeit des Engländers, der auftritt, und Voltairen eine Thorheit predigt und den Franzoſen ein Ärgerniß. Wer ſieht nicht aus dem Titel, daß hier Waſſer mit dem Sieb geſchöpft wird, und daß, wenn Vergleichung je unnütze war, ſie es hier iſt. Voltaire ſucht Shakeſpear lächerlich zu machen.

Er aber hat ſchon lange im Rath der Amphictyonen Sitz und Stimme verlohren, wenn von einem Engländer und einem Rival die Rede iſt. Voltaire lacht, daß ſich die ganze Nation zu einem Schauſpiel dränge, wo Geiſter, Raſende, Hexen, Feen und Unholde die Akteurs ſind. Eben dieſes Faktum hätte ihn, wenn er Philoſoph wäre oder ſeyn wollte, aufmerkſam machen ſollen. Eine ganze Nation, und zwar eine [170] ſolche, die an Kenntniſſen aller Art es mit allen andern Nationen aufnimmt, betrügt ſich nicht in der Wahl ihres Vergnügens, und das chicaniren kommt hier zu ſpäte. Hätte er die Urſachen dieſes allgemeinen Aberglaubens an Shakeſpears Schönheiten aufgeſucht, er würde ſie bald gefunden haben.

Der Autor iſt beſcheiden, und ſagt ſelbſt von ſich, er ſey zufrieden, wenn es von ihm heiße, daß auch Er ein Buch mehr in der guten Sache des großen Shakeſpear geſchrieben habe. Ein Buch mehr nach Pope, Warburton, Johnſon, Theobald, Dodd, Hanmer, Upton, Warton und Edwards wäre nicht überflüßig, wann er Beobachtungsgeiſt und Gefühl genug hätte, mehr zu ſehen als Sie. Ganz Unrecht hat er nie; denn er vertheidigt die Sache der Natur und Shakeſpears: Allein alles, was er vorbringt, iſt ihm ſo fremde, die Ideen andrer weiß er ſo wenig zu verfolgen, ſie unter den wahren Geſichtspunkt zuſammenzubringen, daß er uns mitſchwitzen macht. Er fängt von Ledäs Ey an; (O wenn doch Boſſu aufſtehen, und den Verfaſſer brüderlich umarmen könnte!) zeigt uns, was Drama und Epos iſt, und demonſtrirt mit dem Finger in der Höhe, daß bey dem Drama die allgemeine Abſicht aller Zeiten, die Erreichung gewiſſer moraliſcher Endzwecke durch die Vorſtellung einer Fabel geweſen ſey. Nachher lehrt er uns, daß das Drama eine Nachahmung menſchlicher Handlungen durch Handlung ſelbſt ſey; ſieht in der Iliade ein moraliſches Gedicht, das für den Politiſchen Zuſtand von Griechenland, die vielfältige Regenten zur Eintracht zu ermuntern aufgeſetzt worden; in der Odyſſee aber ein Werk das ſich vor die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur überhaupt ſchicke. Und dieſer Held ficht für Shakeſpear! Gegen Voltairen! Wir übergehen die unkluge Aus-

fälle gegen die Franzoſen, die er doch ſo gerne gewinnen möchte, und denen er [171] mit Angſt und Mühe beweiſt, daß ihre Dramatiſche Dichter nichts taugen. Wir glauben aber, Theaterſtücke für Franzoſen werden und dürfen nie anders ſeyn, als ſie ſind. Das hiſtoriſche Drama vertheidigt er weitläuftig mit dem Exempel der Griechen, und vergißt, daß es hier darauf ankomme, zu erklären, nicht, warum Shakeſpear vaterländiſche Geſchichte behandelt, ſondern warum er ſie ſo und nicht anders behandelt. Und dann hätte er ſagen können, Shakeſpear ſchrieb nicht für Leſer des 18. Jahrhunderts, ſondern für Zuſchauer ſeiner Zeit, die keine Geſchichte auf dem Theater annahmen, als wie ſie ſelbſt geleſen hatten. Der gemeine Mann ſelbſt weidete damals ſeine Liebe zum Wunderbaren und Auſſerordentlichen an den tragiſchen Begebenheiten des Vaterlands, und dieſe Geſchichten ſtanden neben ſeinen Gebetbüchern und Romanen. Alles was auf dem Theater vorgeſtellt wurde, es mochte nun wahr oder erdichtet ſeyn, muſte doch in allen kleinen Zügen mit dieſen Geſchichten und Romanen übereinſtimmen, und dieſes iſt der Grund, warum in den Paſtoral- oder Operaſtücken unſers Dichters im tragikomiſchen, und hiſtoriſchtragiſchen ſo viele Scenen und Perſonen vorkamen, die uns übel zuſammenhängend, überflüßig, rhapſodiſch ſcheinen. Sie waren in der Rhapſodie der Novelle, und alſo wäre dem Dichter übelgerathen geweſen, wann er einen Zug hätte wollen auslaſſen, worauf das Volk gepaßt hätte. Von dieſem Zwang, den ſein Zeitalter dem Dichter auflegte, hätte er ausgehen ſollen, und zeigen, wie er mitten unter dieſen Klippen nicht ſcheitert, wie er den Helden zwar alles das thun läßt, was ihm die Geſchichte vorſagt, aber in ſeine Geſinnungen eine ſolche Conſiſtenz zu legen verſteht, daß die dem Anblick nach widerſprechende Handlungen doch aus einer Quelle fließen. Kurz die Zauberey des Genies, das, wie bey Cervantes, alle Nar- [172] ren, Helden und Schöpfe mit einem Intereſſe zu umkleiden weiß, das uns nie kalt und ſchläfrig läßt, und als Schöpfer aus Thon Menſchen macht, die ſeinem Bilde ähnlich ſind. Endlich geräth er in der Vertheidigung Falſtaffs

bey dem 1ſten Theil Henrich des IV. und dem Charakter Huberts und Königs Johann beym 2ten Theil auf das, was er längſt und dringender hätte ſagen ſollen, und beichtet, daß Shakeſpear aus ſeinen Stücken kein Gemälde einer einzigen Leidenſchaft, keinen Charakter des Patrioten und Liebhaber u. ſ. w. habe machen wollen. Er durfte es auch nicht im hiſtoriſchtragiſchen; denn alle Mühe und Kunſt den Knoten zu ſchürzen und zu löſen, alle Situation, die er für dieſes ſein Abſtraktum zugeſchnitten hätte, wären verlohren geweſen, wann bey den Einmal bekannten Namen und Geſchichte eine Anekdote für den Zuſchauer wäre zu Grund gegangen. Alle Werke Shakeſpears ſind daher fliegende Blätter aus dem großen Buche der Natur, Chroniken und Annalen des menſchlichen Herzens, aber keine Tugendlehren in Kapitel gebracht und durch redende Exempel erläutert.

Über die Hexen und Geiſter Shakeſpears iſt der Proceß ſchon zu lang geführt worden, als daß wir uns dabey aufhalten dürften — — Aber dem Verfaſſer ſieht man es an, daß ſie ihm bey aller ihrer Vertheidigung, doch noch den erſten Schrecken abzujagen haben. Bey Analyſirung des Otho und Cinna des Corneille wird dem Franzoſen, mit gleichem Maaß vergolten. Was der Verf. zu Vertheidigung von Shakeſpears Cäſar ſagt, ſcheint uns auch nicht ganz richtig. Er glaubt, Shakeſpear habe Brutus zum Helden des Stücks machen wollen, deswegen ſey Cäſar zu ſtolz. Cäſar iſt wie er ſeyn ſoll. Ein Menſch, der 10 Jahr lang Stetigkeit genug hat, auf einen einzigen Endzweck zu arbeiten, und dieſen Endzweck dahin ausführt, daß er ſich eine Krone durch die [173] Freyheit und die Ruhe des Vaterlands und der Welt erkauft, der darf Geſinnungen äuſſern, die Stolz athmen; allein Größe der Seele wird man nie in dieſem Geſchöpf Shakeſpears verkennen, wer ſie zu fühlen vermögend iſt. Übrigens zeigt ſich auch hier, was wir oben von den Novellen geſagt haben, und Shakeſpear, wie der Verf. ſelbſten bemerkt, folgt Schritt vor Schritt dem Plutarch. Wir haben ſchon ſo viele mit Anmerkungen und Verbeſſerungen herausgegebene Engliſche Werke, ſo viele Auszüge allgemeiner Weltgeſchichte

u. dergl. Selten aber fällt es uns ein auf eignem Grund und Boden zu ſtehen. Wäre nicht Herr Ebert und vielleicht Herr Eſchenburg ſelbſt im Stande, auf wenigen Bogen zu ſagen, was dieſer Engländer halb wahr und kalt geſagt, und nicht geſagt hat?

Lauſanne.

Hippocratis opera. Tomi IV. praefatus est Albertus de Haller. Sumptibus Franc. Grasset et Socior. 1771.

Man weiß, daß der Herr von Haller die älteſten mediciniſchen Schriftſteller nach und nach herauszugeben willens iſt, und daß eheſtens Aretäus folgt. Mit den Werken des Hippokrates macht er hier den Anfang. Er theilt ſie in die wahren, ungewiſſen und untergeſchobenen Bücher ein. Jene enthält der erſte, dieſe der zweyte und dritte, und die letztere der vierte Band in ſich. Bey jedem Buche, das wieder in beſondre Kapitel abgetheilt iſt, geht eine kleine Vorrede, die ſo wohl den Inhalt des Buchs überhaupt in ſich begreift, als auch ſonſt noch verſchiedene Erinnerungen macht, voraus. Über jedem Kapitel aber ſteht der beſondre Inhalt deſſelben. Es iſt zu weitläuftig die Bücher jedes Bandes namentlich nach der Reihe, wie ſie Herr v. H. gewählt [174] hat, herzuſetzen, aber zu erinnern iſt es, daß ſie hier in einer andern und neuen Ordnung erſcheinen. Eigentlich hat Herr v. H. nur eine Lateiniſche Verſion liefern wollen, jenen Ärzten zu lieb, die das Griechiſche nicht verſtehen, und doch gerne den Hippokrates leſen möchten. Ob dieſe Abſicht wirklich durch die neue Ausgabe erreicht werde, nimmt ſich der Recenſent die Erlaubniß gegen den großen Mann zu zweifeln. Ärzte, die das Griechiſche nicht verſtehen, verſtehen auch, wenige Bücher des Hippokrates ausgenommen, gar ſelten, was die bisherigen Überſetzer ſagen wollen. Ihr Latein iſt meiſt zu gezwungen, oft allzugriechiſch. Eine neue Überſetzung aber zu liefern, hat Herr v. H. nicht Muſſe genug; bey welcher man freylich von ihm eine ganz verſtändliche und vollkommene erwarten könnte. In der Vorrede zum vierten Bande ſagt Herr v. H. noch, daß er bey der Correktur der

Bogen, einige Wörter ſeiner zum Grunde gelegten Verſion, durch andere, die die Sache beſſer ausdruckten, gegeben hätte; nur ſagt er nicht, was dieß für eine Verſion ſey. Der Recenſent hat verſchiedene durchgeblättert, und gefunden, daß es des Charterius ſeine ſey, dabey bemerkt, daß die im Charterius mit anderer Schrift gedruckten Wörter und Redensarten meiſt abgeändert worden. Dem ſey wie ihm wolle, ſo verdient Herr v. H. nicht ſowohl von denen Ärzten, die ſich mit lateiniſchen Verſionen kümmerlich behelfen müſſen, als vielmehr von denjenigen, die auch den griechiſchen Text leſen können, für ſeine neue Ausgabe vielen Dank: vornehmlich deswegen weil ſie correct, bequem, abgetheilt, und mit dem Inhalt jedes Buchs und Kapitels verſehen iſt. Für Ärzte endlich, die ſtudieren, iſt dieſes Buch, wegen der noch nachfolgenden Schriftſteller nicht wohl zu entbehren.

[175] Augſpurg.

Die Vorſehung, ein Lehrgedicht, von Guſtav Adolph von Amann, 1771. 3¼ Bog.

Der Verfaſſer eines philoſophiſchen Lehrgedichts hat zwo Pflichten auf ſich. Er muß Philoſoph, er muß Dichter ſeyn. Beydes vermiſſen wir am Hrn. Verfaſſer. Er iſt nicht Philoſoph; denn alle ſeine Beweiſe gründen ſich blos auf eine hypothetiſche Induction, und ſagen mehr nicht, als was hundertmal ſchon geſagt worden iſt: Er iſt nicht Dichter; denn das mechaniſche der Poeſie macht den Dichter noch nicht aus. Einen reinen fließenden Vers zu ſchreiben, und auch dieſes thut der Verfaſſer nicht immer, einen reinen Vers zu ſchreiben, ſagen wir, iſt heut zu Tag kein Verdienſt. Der Einfluß des Genies berechtigt allein zu dem ehrwürdigen misbrauchten Namen eines Dichters. Überdieſes hat auch der Verf. ſeinen Gegenſtand noch gar nicht durchdacht. Er ſetzt der Vorſicht blos den Zufall entgegen. Es ſtehen aber noch andere Dinge im Wege, die ohne Offenbahrung immer ein Räthſel geblieben wären. Niemand würde es dem Verfaſſer übel genommen haben, wenn er aus der Offenbahrung, die Lücken der Vernunft ergänzt, aus ihr die Lehre der Vorſehung mit

der Freyheit des Menschen vereinigt, und aus ihr die Hypothese von dem Fatum erläutert hätte. Wenn man sicher wäre, daß jeder Leser Verstand genug hätte, den Geist zu treffen, in welchem ein Schriftsteller schreibt, so könnte ein Mann von Genie solche Gegenstände blos als Philosoph bearbeiten, und in dieser Gestalt, sich in den Gränzen der bescheidenen Vernunft oft einen Scepticismus erlauben; aber, da man gewohnt ist, den Schriftsteller nicht nach der Person zu beurtheilen die er annimmt, sondern nach derjenigen welche er wirklich auf sich hat; da man glaubt, wer auf dem Theater Scapin ist, sey Scapin im ganzen Leben; so ra-
[176] the ich keinem Dichter, in dem Mantel des Philosophen aufzutreten, dessen Löcher so vielen ärgerlich an denjenigen sind, die einen bessern Mantel haben, und ihn aus Caprice auf einige Stunden von sich legen, um zu sehen, wie sie der andere kleidet, und wie weit er ihnen reicht.

Dresden und Leipzig.

Thrasybulus. Oder von der Liebe zum Vaterlande. Bey Johann Nic. Gerlach Wittwe und Sohn, 1771. 8. 56 S.

Eine Schulchrie, die ohngeachtet sie nur drey und einen halben Bogen beträgt, doch zum Durchlesen viel zu lang ist. Wir dachten indessen bey ihrem Anblick, da wir sahen daß sie gut gedruckt war, und eine saubere Vignette hatte, wie der Abbe Olivet, wann er mit allem seinem Enthusiasmus vor die Schönheiten der Alten, die Menge Menschen zu einer schlechten Tragödie stürzen sahe: Cela ne fait point de mal à personne.

Frankfurt am Mayn.

Lucile ein Singspiel in einem Aufzuge. Aus dem Französischen übersetzt, und von dem Übersetzer selbst herausgegeben. 1772. 8. 4 Bog. 8. 4 Blätter mit Musik, mit Andräischen Schriften, kostet bey dem Verleger 24 kr.

Gar eine rührendseynsollende Operette! Man muß sie etwa sehen oder hören; im Lesen hat sie wenig oder gar

kein Verdienſt. Dieſe Überſetzung empfiehlt ſich dadurch, daß die Muſik des Quatuors beygefügt iſt, welches ſo ſehr bewundert und von ſo manchem jungen Herrn getrillert worden, und welches gewiß dem teutſchen Texte ſein Glück nicht zu danken hat. Es thut mir, zum Exempel, um gedachten jungen Herrn, der unſtreitig viel delicatesse de Sentiment haben wird, ſehr leid, wenn er ſingen muß: Sey freundlich und geh ihm an die Hand — — Sey nur nicht karg — — Genau und richtig — — Betrüge nicht — — Sey niemals flüchtig ꝛc.

[177] Nro. XXIII. Den 20. März. 1772.

Hamburg.

Bode verlegt: **Anleitung zum Geſpräch über die Religion, in kurzen Sätzen, beſonders zur Unterweiſung der Jugend, von Julius Guſtav Alberti, 179 Seiten 8. nebſt einem Anhang unter dem beſondern Titel: J. G. A. Lehren der Religion. Zweyter Theil: Eine Sammlung von Schriftſtellen, welche denſelben theils zur Erläuterung theils zur Beſtätigung dienen. 111. Seiten.**

In der Vorrede dieſer leſenswürdigen Schrift klagt H. A. mit Recht über den Verfall des Chriſtenthums, über Lauligkeit in der Religion, und beſonders über den erſtaunenden Leichtſinn und die Sicherheit, mit welcher die Chriſten in allen Ständen ſich der Herrſchaft ihrer Leidenſchaften unterwerfen, und dabey doch der von Chriſto verheißenen Seeligkeit ſich getröſten; und er iſt darin der Meynung, die Hr. D. Bahrdt in ſeinen Vorſchlägen geäußert hat, daß die Quelle dieſes Verderbens vornehmlich in dem Mangel eines guten Unterrichts in der Religion zu ſuchen ſey. Man unterrichtet die Kinder von Wahrheiten, die ſie nicht verſtehen, und man begnügt ſich, ihnen Formuln beyzubringen, die auf das Herz keinen Eindruck machen. Das gilt von [178] dem Unterricht der Schulen, aber auch von dem, der aus academiſchen Lehrbüchern geſchöpft wird. — — Beſonders wird die Lehre von Gott und Jeſu Chriſto mehr gelehrt, als für die Beſſerung des Herzens brauchbar, vorgetragen.

Die deutlichen Begriffe von dem, was ein Menſch thun muß, um nach den Forderungen des Evangelii ſelig zu werden, werden faſt gänzlich vernachläßiget. Die große Frage: Wie muß ich es anfangen, wenn ich von meinen Fehlern und Leidenſchaften mich losarbeiten und ein guter Menſch und ächter Chriſt werden will? bleibt immer unbeantwortet. Auch fehlt es, beſonders in dem jugendlichen Unterrichte an der nöthigen Erklärung der bibliſchen Geſchichte, wie fern man durch ſie zur Überzeugung in der Wahrheit der chriſtlichen Religion geführt wird. Insbeſondere mangelt eine gute Auswahl beweiſender Schriftſtellen, ſo daß der Lehrling in den Jahren der Reife oft in die Verſuchung kommt, nichts mehr zu glauben, weil er ſieht, daß ihm in den wichtigſten Dingen, untaugliche Beweiſe waren aufgedrungen worden. Ferner vermißt man durchgängig eine bequeme Ordnung des Vortrags, nach welcher man von dem Leichten zum Schwerern fortſchreitet; und daher mit den Lehren der natürlichen Religion den Anfang macht. Endlich giebt auch die catechetiſche Methode der meiſten Lehrbücher für Kinder in Frag und Antwort nur allzuoft Gelegenheit, daß die Religion ein unbrauchbares Memorienwerk wird. — — Hr. A. hat deswegen die Verſuche zur Verbeſſerung des Lehrvortrags, die ſchon manche würdige Männer gewagt haben, auch mit einem eigenen vermehren, und ein Modell geben wollen, wie ein Unterricht für Kinder eingerichtet werden müſte, wenn er von den obgedachten Mängeln frey ſeyn ſollte. — — „Wie weit ich nun dieſe Abſicht erreicht habe — — ſagt der beſcheidene Hr. Verfaſſer — — dar=[179]über erwarte ich das Urtheil verſtändiger Leſer — — ja — — ich bitte ſie inſtändig um ihren Rath, Erinnerung und Unterweiſung — — Nur das erkläre ich ſo feyerlich als möglich: wenn unter denen, die mich belehren wollen, ſich irgend einer finden ſollte, der ſich auch nur von ferne die Abſicht merken ließe, meine Rechtgläubigkeit in Verdacht zu ziehen; ſo werde ich, ſobald mir dieſe Abſicht in die Augen fällt, nicht weiter Wiſſenſchaft davon nehmen — — Ich kenne aus der Kirchengeſchichte das heilloſe Geſchlecht ſolcher polemiſchen Seelen,

die über jeden — — Lärm ſchlagen — — zumal — — wenn ſie ſich in einer Lage befinden, wo ſie mit ihren Streitſchriften eine Art eines vortheilhaften Gewerbes treiben können. — —“ So viel von der Vorrede. Wir wollen nun unſern Leſern kürzlich ſagen, was uns an dem Buche ſelbſt gefällt und nicht gefällt. Überhaupt genommen iſt es dem Ruhm eines Alberti angemeſſen. Ein edler und reiner Ausdruck: Ordnung und Deutlichkeit des Vortrags; endlich der möglichſte Fleiß in der Auswahl der Materien: das ſind die Eigenſchaften, welche dieſe Schrift über unzählige ihres gleichen erheben. — — Indeſſen ſind einige Kapitel dem Herrn Verfaſſer vor allen andern wohl gerathen. Dahin gehört Kap. 13. wo es uns vorzüglich gefallen hat, daß wir kein ſo leeres Geſchwätz über das Ebenbild, Fall, Zurechnung der Sünde Adams u. d. g. gefunden haben. S. 77. ſind die Weiſſagungen der Propheten von dem Meßias, von ihrer wahren Seite vorgeſtellt. S. 79. Iſt der ſeltne Satz, welcher in ſeiner gehörigen Einſchränkung und Erklärung weniger verkannt werden ſollte, anzutreffen: daß die Erſcheinung des Meßias hauptſächlich auf die moraliſche Verbeſſerung des Menſchen abziele. Das Kap. 15. von der Glaubwürdigkeit der Nachricht von Chriſto, iſt vortreflich; ſo wie uns Kap. 20. das, was von den [180] Wirkungen des heil. Geiſtes geſagt worden, ausnehmend gefallen hat. Die angehängten bibliſchen Sprüche haben ſowohl durch ihre Abſonderung von dem erſten Theil, als durch ihre faſt durchgängig gute Auswahl unſern völligen Beyfall. — — In Kap. 17. wo von dem Modus der Erlöſung und der Gottheit Chriſti gehandelt wird, haben wir nicht völlige Befriedigung gefunden — — Gewundert haben wir uns, daß Kap. 17. von dem äußerlichen Gottesdienſt der Alten z. B den Opfern u. d. g. nichts geſagt worden. Auch wünſchten wir, daß noch mehr polemiſche Worte, die nur Zeichen gewiſſer Vorſtellungsarten ſind, und gar nicht zum Weſen unſres Glaubens gehören, wären weggelaſſen worden. Es iſt unſers Erachtens ein Hauptmittel zur Verbeſſerung des Lehrbegriffs unſeres Chriſtenthums, zur Vermeidung aller

ferneren Ketzermacherey und Intoleranten Wortſtreits, und zu allmähliger Vereinbarung der diſſentirenden Kirchen zu einem allgemeinen, ſimpeln, und dem Vortrag Chriſti und ſeiner Apoſtel gemäßen Religionsſyſtem, daß man alle die Worte wegwerfe, und aus den Lehrbüchern, vornehmlich denen für Kinder, verbanne, welche in der Bibel nicht ſtehen, und für die Polemik erdacht worden ſind.

Leipzig.

Gedanken über eine alte Aufſchrift, bey Weidmanns Erben und Reich. 1772. 8. 62 S.

Sie reden was ſie wollen, mögen ſie doch reden! was kümmerts mich. So heiſt die Aufſchrift. Zwo Arten von Menſchen leben nach dieſer Maxime, ſagt der Verf. die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker. Jene weil ſie glauben, die andern Menſchen wären nur Fröſche; dieſe entweder, weil ſie kein Verdienſt haben, und ſich weder [181] über dieſen Mangel ärgern, noch ungerecht genug ſind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das ſie nicht haben; oder weil ſie ſehen, daß ſie es doch niemand recht machen können. Dieſe, ſagt der Verf. handeln am klügſten, und zum Beweis zeigt er in einer philoſophiſchen Laune, an welcher man den Dichter der Muſarion, und des Agathons nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt; Endlich ſchließt er mit der Grundmaxime ſeiner menſchenfreundlichen Moral, daß man die Menſchen, ertragen ſoll, ohne ſich über ſie zu ärgern. Dieſe wenige Blätter enthalten eine Menge vortreflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünſcht, daß der Verfaſſer, dem man ſo gerne zuhört, uns auch den Wachspuppenzuſtand vorgeſtellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Maxime ſeiner Inſchrift zu folgen. Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter tauſenden haben ſie kaum zween.

Ohne Anzeige des Orts.

Poesies de Mr. D. 1771. 8. S. 124.

Die Dichtkunſt und alle ſchöne Künſte ſtrömen aus den

Empfindungen, ſind nur den Empfindungen gewiedmet, und ſollten nur durch ſie beurtheilt werden! Bey den Poesies de Mr. D. haben wir aber gerade nichts empfunden, als das, was ein armer Recenſent ſo oft empfinden muß, Langeweil! Die geſchmackloſeſten Concetti herrſchen in den Galanten; Antichamberwitz in den Comiſchen; Alletagsgedanken in den erhabenen Stücken; denn die ſogenannte Oden gegen die Liebe, gegen die Vorurtheile, und der Geſang Moſis ſollen doch wohl von dieſer Claſſe ſeyn! Die Verſe ſind faſt alle proſaiſch: der Ausdruck oft fehlerhaft; Z. B. des agremens chés elle repandus; oft unerträglich preciös; Z. B. Une mala- [182] die met ses charmes à contribution; die pointe oft abentheuerlich: Z. B. Wenn er von einer Schönen Unempfindlichen am Clavier ſagt:

Tel Neron autre fois une harpe à la main
Chantoit en contemplant le funeste destin
De Rome qu'il livroit à la fureur des flames.

Zur Probe der Galanterie surannée des Verf. wollen wir ein Stückchen ausſchreiben, vor dem ſelbſt Voiture, der gröſte Concettiſt erſtarrt ſeyn würde.

Les quatre saisons.

Je trouve en Celiméne à la fleur de ses ans
Un abregé de la nature.
L'haleine qu'elle souffle est pure
Comme le Zephir du Printems.
Contemplés un peu sa figure:
Dans le feu de ses yeux et l'eclat de son tein,
Voiés d'un bel Eté la brillante peinture,
Et dans la rondeur de son sein
L'embleme des présens que donne
Une riche et feconde Automne.
Mais quels fruits en attendre? Un etrange revers
Nous fait voir en son coeur la glace de l'hiver.

Man hätte die Vergleichung eben ſo ſinnreich noch viel weiter treiben können. — — Dieſe Gedichte beſchließt ſtatt der Farce ein Brief, welcher eine Maſchine des Herrn

von Campell beſchreibt, die Schach ſpielt, und zwar nicht allein gegen einen lebendigen Spieler, ſondern auch mit einer ſolchen Vernunft, daß ſie dem Verf. einen Stein zurecht ſetzte, den er auf ein falſches Feld geſetzt hatte! — — So weit hat es die Kunſt gebracht! Wir bitten den Herrn von Campell, zum Troſt der Freunde ſolcher franzöſiſcher Gedichte, auch eine Maſchine, die Verſe macht [183] zu verfertigen; doch wir vermuthen faſt daß ſchon eine vorhanden ſeyn muß!

London.

Nugae antiquae being a miscellaneous of original Papers in Prose and Verse, written in the Reigns of Henry VIII. Edward VI. Mary, Elizabeth, James I. by Sir John Harrington, the Translator of Ariosto and others who lived in those times. With an Original Plate of the Princess Elizabeth; engraved, 1554. 12. 3. S. 1769.

Unſre Überſetzer, die ſo gerne jeden Roman überſetzt liefern, ehe er beynahe ſein Tageleben in London verlebt hat, würden zuweilen beſſer thun, wenn ſie uns dergleichen Schriften entweder ganz überſetzten, oder Auszüge davon lieferten. John Harrington iſt, wie bekannt, der Verf. vieler Epigrammatiſchen Gedichte, und der Überſetzung des Arioſto, die ungemein zu ſeiner Zeit geſchätzt wurde. Dieſe Sammlung enthält unter andern ſchätzbaren Gedichten auch Briefe, die einem Biographen, der Charaktere damaliger Zeiten behandelt, nicht gleichgültig ſeyn können. Unter andern hat uns ein Brief gefallen, den Harrington an ſeinen Freund Sir Hught Portmann ſchreibt, und worin er ihm in ſeiner altengliſchen treuherzigen Sprache ein intereſſantes Bild der damaligen Unruhen und des Hofes macht. Er ſagt: I left my oxen and sheep, and ventured to Court, where I find many lean kinded beastes and some not unhorned. Von der Königin Elizabeth ſagt er bey den damaligen Unruhen: She disregarded every costlie cover that cometh to her table, and taketh little but manchet and succory potage. Every new message from

the city doth disturbe her; and she frowns on all the Ladies. Das hätte ſie auch nun wohl ohne die Unruhen gethan. She walks [184] much in her privy chamber and stamps with her feet at ill news and thrusts her rusty sword at times in to the arras in great rage. Iſt das nicht ein Zug, der verdiente durch Zeichnung und Kupferſtich aufbehalten zu werden, und der uns vielleicht erklärt, wie eine Frau, die immer ihren Degen an der Seite trug, ihn, wenn ſie allein war, wüthend herauszog, und in die Tapete ſtieß, wie dieſe Frau über das Leben ihrer Verwandtin und Nebenkönigin einen ſo harten Ausſpruch thun konnte? The dangers are over, and yet she allways Keeps a Sword by her table.

Frankfurt am Mayn.

Beliſar, ein Schauſpiel in ungebundener Rede und fünf Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit Andräiſchen Schriften, 1772. 8. 6½ Bog. koſtet bey dem Verleger 20 kr.

Es ſind wohl unter den Marmonteliſchen Erzählungen einige, die ſich mit Glück für das Theater bearbeiten laſſen; ob aber Beliſair mit darunter iſt, davon hat uns wenigſtens gegenwärtiges Stück nicht ſehr überzeugen können. Es iſt vollkommen, wie Leßing ſagt, im Canzleyſtile der Comödie abgefaßt. Allein ein heroiſches Stück, worin weder Liebe, noch intereſſante Situationen ſind, und wo eine prahleriſche ſtoiſche Tugend die ganze Verwickelung macht, ein ſolches Stück kann das Herz nicht ſehr in Bewegung ſetzen. Der unveränderliche Eifer des Beliſairs für einen Kayſer, der einem die Augen ausſticht, wenn man ihm lange genug gedient hat, iſt vielleicht dasjenige, was die Franzoſen für dieſes Sujet einnimmt.

[185] Nro. XXIV. Den 24. März. 1772.

Cleve und Leipzig.

Hofmann verlegt: **Wilh. Alb. Bachiene, öffentlichen Lehrers der Aſtronomie und Geographie, und Predigers zu Maſtricht, u. ſ. w. Hiſtoriſche und Geographiſche**

Beſchreibung von Paläſtina, nach ſeinem ehmaligen und gegenwärtigen Zuſtande. Aus dem Holländiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Gottf. Arn. Maas, Conrector des Königl. Gymnaſium zu Cleve, 1771. des zweyten Theils zweyter Band, 1 Alphabet 3 Bogen nebſt 2 Landcharten.

Dieſes Werk enthält, wie vielen ſchon aus den erſten Theilen bekannt ſeyn wird, eine Art von kritiſcher Geographie über Paläſtina, in der zugleich alle Stellen der heil. Schrift erklärt werden, die aus der Geographie ein Licht erwarten können. Dieſer Plan würde in dem vorigen Jahrhundert, zumal unter den Landesleuten des Hrn. B. Folianten erzeugt, und durch Etymologiſche Weisheit und läſtige Gelehrſamkeit ſeinem Verfaſſer das Vorrecht ſo vieler großer Männer erworben haben, immer gelobt, und wenig geleſen zu werden. Aber Herr B. hat dieſe Abwege glücklich vermieden; er weis [186] gelehrt zu ſeyn, und ſehr viel nützliches, auch Neues, zu ſagen, ohne zu ermüden; und auch der Ungelehrte, wenn er nur hier und da ein Hebräiſches und Griechiſches Wort vertragen kann, wird die unterhaltende Abwechslung von alter und neuer Geographie, Geſchichte und Philologie, in einen ſimplen natürlichen Vortrag gekleidet, angenehm finden. Dieſe Vorzüge mit dem guten Exegetiſchen Geſchmack des Verfaſſers und der ganzen Einrichtung des Werks zuſammengenommen, geben ihm vor allen andern ſeiner Art einen weſentlichen Vorzug; oder vielmehr, ſie machen es, wenigſtens in der alten Geographie von Paläſtina, zu dem einzigen ſeiner Art. Wir hoffen daher mit einem fruchtbaren Auszug keinem unſrer Leſer läſtig zu ſeyn, zumal da ohnehin das Werk ſchon weitläuftiger wird, als daß es allen in die Hände kommen ſollte, denen es nützlich wäre. — — Dieſer Theil fängt mit der Gegend um Jeruſalem, und zuerſt mit Bethlehem an. Die Stadt hat ihren Namen (Brodort) vermuthlich von der fruchtbaren Gegend, in der ſie liegt. Zu den Zeiten der Erzväter hieß ſie Ephrata, nachher aber ſcheint nur die umliegende Gegend dieſen Namen behalten zu haben, und Bethlehem Ephrata heißt in der bekannten Weiſſagung

Michä wohl nichts anders, als Bethlehem in dem Diſtrickt Ephrata. Zuweilen wird ſie durch den Zuſatz Bethlehem Juda von einem andern Bethlehem im Stamm Zebulon unterſchieden. In der Theilung des Landes fiel ſie dem Geſchlecht Davids zu, daher ſie auch den Namen der Stadt Davids führt. Dieſe Familie ſcheint ſich aber, wie Hr. B. aus den Beyſpielen des Joſephs und der Maria ſchließt, zu Chriſti Zeit von Betlehem weggezogen zu haben, vermuthlich aus Furcht vor dem Herodes, dem die Abſtammung des damals erwarteten Meßias nicht unbekannt war. Aber Herodes, der überhaupt kei- [187] ne Religion hatte, bekümmerte ſich wohl wenig um den Meßias, ehe ihn die ſogenannten Weiſen aus Morgenland aufmerkſamer machten; er wuſte nicht einmal den Ort, wo Chriſtus ſollte gebohren werden, und überhaupt hätte ihm bey der damaligen Beſchaffenheit der Jüdiſchen Geſchlechtsregiſter die Familie Davids nicht bekannt ſeyn können. Die Herberge, in der Maria niederkam, war ein öffentliches Gaſthaus, worin Reiſende mit ihrem Vieh einziehen, und ſich einige Tage aufhalten konnten, nach Art der heutigen Karavanſerai. Der Ort enthält heutzutag etwa 200 Hausgeſinde von armſeligen Mohren, Griechen und einigen wenigen lateiniſchen Chriſten. — — Jericho, oder die Palmenſtadt, war ehmals nach Jeruſalem die anſehnlichſte Stadt im Lande. Der Ort wurde vermuthlich bald nach Joſua Tode wieder zu einem Flecken erbaut, 2 Sam. X, 5. Hiel, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Nachkommen der Rahab, der auf dieſe Art ſeine Vaterſtadt ehren wollte, umgab ſie nur mit Mauern und Thoren, erfuhr aber auch in ſeiner Familie den darauf verkündigten Fluch, Veſpaſian zerſtörte ſie zum zweitenmal, aber Hadrian baute ſie wieder auf, bis ſie endlich im ſogenannten heiligen Krieg von neuem verwüſtet wurde. Jetzt ſtehn auf ihrer Stätte kaum noch zehn elende Hütten, und auch die Palmbäume, und Balſamſtauden, die ehmals dieſe Stadt ſo berühmt machten, findet man nicht mehr, aber wohl den Baum Zackum, aus deſſen Frucht man das ſogenannte Zachäusöhl preßt. Bey Gilgal erinnert der Verf. daß

man nach 5 Moſ. XI, 30. dem Berg Ebal und Griſim gegen über, noch ein zweytes Gilgal annehmen müſte, und hält es vor ſeltſam, daß man dieſes überſehen. Es haben aber ſchon andre vor ihm eben den Gedanken gehabt. Bethel hies in den ältern Zeiten Luz, und empfieng jenen Namen zuerſt von Jacob; daß aber auch die Heid- [188] niſchen Cananiter dieſen neuen Namen gegen den Landesüblichen ſollen vertauſcht haben, wird uns aus Richt. I, 26. ſehr unwahrſcheinlich. Die Iſraeliten nannten ſie freylich immer nach ihrer Art. Bethel wurde bekanntlich unter Jerobeam der zweyte Sitz der Abgötterey, und von dem abgöttiſchen Theil der Einwohner waren vermuthlich die Kinder, die den Eliſa ſchimpften. Sie ſcheinen daher nicht ſowohl ſein Alter, oder ſeine körperliche Schwachheit, als vielmehr ſein Lehramt, und den Dienſt des wahren Gottes verſpottet zu haben, und hieraus läßt ſich die ſchwere Strafe derſelben erklären. In einem ſo gebirgigen Lande, wie Paläſtina, deſſen Städte auch meiſtens auf Bergen lagen, bekamen natürlicher weiſe viele dieſer Städte von Bergen, Hügeln und Anhöhen ihren Namen. Daher haben öfters viele Städte einerley, oder ſehr wenig verſchiedne Namen, ein Umſtand, der die Überſetzer und Ausleger zu häufigen Verwirrungen verleitet. Die Schwierigkeit wird dadurch noch gröſſer, daß öfters in den Städteregiſtern der Stämme eine Stadt, die auf der Gränze liegt, z. B. Kiriath Jearim, zu beyden Stämmen gerechnet wird, eben als wenn es zwey verſchiedne Städte wären. Alle dieſe Abwege hat der Herr Verfaſſer glücklich vermieden glücklicher, als alle ſeine Vorgänger. Solche Bergſtädte waren vorzüglich Gibeon, Rama und Mizpa. Weil Gibeon in dem Verzeichnis der Cananitiſchen Königs Städte nicht vorkommt, auch nie ein König dieſer Stadt genennt, und in ihren Tractaten mit den Iſraeliten nur von Älteſten geredet wird, ſo hält ſie der Verf. für einen freyen Republicaniſchen Staat; eine in den älteſten Zeiten des Orients freylich ganz ungewöhnliche Verfaſſung. Rama in Benjamin iſt von Rama in Ephraim nicht verſchieden. Die Verwirrung rührt aus dem irrigen Vor-

urtheil, daß das Gebirg Ephraim ſich nur durch den Stamm Ephraim zie=[189]he, da es doch unter dieſem Namen bis nach Jeruſalem lief. Bey dieſer Gelegenheit erklärt der Verf. S. 226. das ſchwere Allegatum Matth. II, 18. auf eine ſehr gezwungne Art; ein Character, der ſeinen Schrifterklärungen nicht ſelten eigen iſt. Der Herr Überſetzer nimmt daher, nach Herr Büſchings Beyſpiel, eine Accommodation an, und macht dabey eine, wie wir glauben, richtige Anmerkung: Man könnte gar wohl die Auslegungsregel annehmen: Erfüllt werden, bedeute im neuen Teſtament oft ſoviel, als: „Da iſt eingetroffen, da iſt in einem andern, aber ähnlichen Verſtand wahr geworden, was der Prophet ſagt.“ Durch dieſe Regel könnten verſchiedne große Schwierigkeiten vermieden werden. Sie iſt auch auf den gemeinen Sprachgebrauch, und wir ſetzen hinzu, auf die damalige jüdiſche Hermenevtic und Allegaten Methode, gegründet. Indeſſen bedarf dieſe Regel freylich einer gehörigen Einſchränkung, wozu aber hier der Ort nicht iſt. — — Mizpa im Stamm Juda und Benjamin hält der Verf nicht, wie Bonfrerius, vor einerley. Die letztere iſt wahrſcheinlich diejenige, wo öfters das Volk in Staatsangelegenheiten zuſammen kam. Zoar, wo Lot ſeine Rettung fand, lag nach Herr B. an der Mittägigen, nach dem Hrn. Ueb. aber an der Mitternächtigen Spitze des Salzmeers, unweit der Mündung des Jordans, und der Zuſammenhang in 1 Moſ. XIII, ſcheint allerdings der letztern Meynung günſtig zu ſeyn. Unter den Städten des Gebirgs Juda hält ſich der Verfaſſer beſonders bey der gleichlautenden Stadt Juta auf. Er hält ſie mit Reland für diejenige Stadt, in der Maria die Eliſabeth beſucht; wider die allgemeine Meynung ſowohl der älteſten Kirchenväter, als der heutigen Landeseinwohner, die einſtimmig Hebron dafür ausgeben. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Meynung be=[190]ruht allein auf dem in der That nicht unerheblichen Grund, daß man keine Urſache ſieht, warum Lucas den Namen der Stadt verſchwiegen, und nur überhaupt eine Jüdiſche Stadt angegeben haben ſollte?

Dann der andre Grund, daß Juta gerade eine Prieſterſtadt geweſen, in der man alſo den Prieſter Zacharias am erſten ſuchen könne, thut wenig zur Sache, weil auch Hebron eine war: und noch weniger der irrige Gedanke, daß Lucas in jenem Falle nicht πολις Ιουδα, ſondern πολις της Ιουδαιας, wie Καναι της Γαλιλ. habe ſagen müſſen. Beydes iſt gut Griechiſch, man nehme eine Auslegung an, welche man wolle, und auch Matthäus ſagt Ηγεμονες Ιουδα, nicht της Ιουδαιας. Hingegen wird die Stadt Juta im Hebr. und übereinſtimmend damit in den LXX. und der Vulg. durch ein ט geſchrieben, und Lucas braucht ein Δ, eine Schwierigkeit, die nicht zu verachten iſt. Auch hätte in dieſem Fall Maria wenigſtens eine Reiſe von 25 Stunden zu thun gehabt, welches für einen Beſuch etwas weit ſcheint. — — Das heutige Hebron, ein geringes Dorf, ſteht nicht mehr auf dem Platz der alten Stadt. Unter den Söhnen Calebs kommt im B. Joſua ein Hebron vor. Einige haben daher einen Einwurf gegen die Authenticität der Moſaiſchen Geſchichte genommen, die dieſe Stadt weit eher unter dieſem Namen anführt, als jener Hebron gebohren worden, von dem doch, wie ſie voraus ſetzen, die Stadt den Namen hat. Allein man darf nur bemerken, daß dieſer Caleb nicht der Sohn Jephunneh, dem der Diſtrict Hebron zufiel, ſondern der Sohn Heſrons, und alſo ein ganz andrer Caleb geweſen. Machpelah hieß nach Hrn. Bach. nicht die Höle, ſondern vielmehr das Feld, oder der Acker, den Abraham gekauft. Wenn die Länge des gelobten Landes von Mitternacht nach Mittag ſo oft durch die Entfernung [191] von Dan bis Berſaba beſtimmt wird, ſo muß man darunter nichts anders verſtehen, als daß Berſaba, die äußerſte merkwürdige Stadt gegen Mittag geweſen: dann in der That lag ſie von den Mittägigen Gränzen noch über 6 Stunden weg. — — Aber wir müſſen abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden, und auch das, was wir geſagt, wird hoffentlich zureichen, unſer Urtheil zu beſtätigen. Wir ſetzen noch hinzu, daß Hr. Bach. in Anſehung des heutigen Zuſtandes von Paläſtina mit den neuern Reiſebeſchreibern nicht

immer ſo kritiſch zu Werk geht, als Herr Büſching, aus dem ihn daher der Herr Überſ. ein Mann, den man nicht mit den gemeinen Überſetzungsfabrikanten in eine Claſſe ſtellen muß, öfters theils berichtiget, theils erweitert. Aber dieſes iſt auch wohl bey weitem die unwichtigſte Seite, von der man den Werth dieſes Buchs zu beurtheilen hat.

Ohne Anzeige des Orts.

Baſedows politiſche und moraliſche Reden. 1771. 8. 332. S.

Wer hier — — *ὁπα τε μεγαλην ἐκ στηθεος Και ἐπεα νιφαδεσσιν ἐοικοτα χειμεριῃσιν* (mächtige Stimme der Seel und Worte, wie rauſchende Ströme) erwartet, der wird ſich ſehr betrogen finden; wer aber ſich unterrichten will und keinen gar großen Begriff von dem Namen Reden mitbringt, der wird auch in den meiſten Reden dieſer Sammlung, den Geiſt eines wirklich großen und ehrwürdigen Baſedows nicht vermiſſen. Außer einigen bloßen Überſetzungen franzöſiſcher akademiſcher Complimente; ſind die meiſten dieſer Reden von dem Herrn Herausgeber ſelbſt bey Gelegenheiten — — aber bey ſolchen, bey welchen das Redenhalten nur Feyerlichkeit nicht Nothwendigkeit iſt — — gehalten worden. Man kann [192] deßwegen dem Herrn Verfaſſer ſeine Rede von der Souveränität eben ſo wenig zur Laſt legen, als man uns, denen der Name politiſche Freyheit ſo ſüße ſchallt, die Beurtheilung derſelben anmuthen kann. Diejenige, welche unter dieſen Reden uns am beſten gefallen hat, iſt die von der politiſchen Tugend, welche dieſer neuen Ausgabe angehängt iſt; denn die erſte Ausgabe iſt im Jahr 1761. unter der Aufſchrift Reden von der glückſeligen Regierung Friedrich des V. herausgekommen. Dieſe neue Rede enthält wichtige Wahrheiten, und iſt aus einem warmen, von ſeinem Gegenſtand durchdrungenen Herzen gefloſſen. Wir empfehlen ſie allen unſern Leſern vorzüglich. Sie hat in uns den Wunſch wieder erneuert, daß man, zumal in Freyſtaaten wichtige Gelegenheiten veranſtalten möchte, wo Patrioten, mit dem Feuer der Beredtſamkeit, die immer

zum gemeinen Beſten mehr erkaltenden Herzen ihrer Mitbürger wieder erwärmen, den Regenten Wahrheit, dem Beamten Treu, dem Volke Tugend predigen, und ſich und andere wieder zu den großen Empfindungen ſtimmen könnten, ohne welche keine große Thaten, keine edle Verläugnungen mehr möglich ſind. — — Aber freylich müſten alsdann nicht, hier der Bann, und dort Injurien Proceſſe neben den Roſtren ſtehn.

[193] Nro. XXV. Den 27. März. 1772.

London.

An historical Essay on the English Constitution; or an impartial Inquiry into the elective Power of the People, from the first Establishment of the Saxons in this Kingdom, wherein the Right of Parliament to tax our distant Provinces is explained and justified, upon such constitutional Principles as will afford an equal Security to the Colonists as to their Brethren at home. 8. 4 S. Dilly 1771.

Obgleich dieſe Schrift von der Alten Sächſiſchen Verfaſſung, nicht mit Beweiſen und Urkunden unterſtützt iſt, ſo iſt es doch mehr als eine ſcheinbare Hypotheſe, und alle Fakta laſſen ſich beynahe aus der in Deutſchland noch lange fortgedauerten Sächſiſchen Regierungsform erklären: ſo wie man die Spuren, die ſich davon noch bey uns finden, aus ihrer Fortdauer in England beſtärken und erläutern kann. Um ſie zu ſtudieren giebt der Verf. 4 Quellen an, 1) die großen Überreſten derſelben, die heut zu Tage noch ſo wohl in dem äußern als innern Bau der Engliſchen Staatsverfaſſung übrig ſind; 2) Diejenigen Einrichtungen, die heut zu Tage der Form nach noch ſubſiſtiren, ob ſie gleich zu dem urſprünglichen Endzweck nicht mehr dienen, 3) [194] das dämmernde Licht der Geſchichte, 4) Die bekannten Veränderungen des Staatsſyſtems, die ſeit Wilhelm des erſtern Zeiten, an die Stelle der erſten Einrichtungen getreten ſind. Der Verf. findet bey den alten Saſſen Könige, ohne eben auf ihren Urſprung zurückzugehen, den wir in die Zeiten der erſten Römiſchen Eroberungen ſetzen, wo die noch freyen Saſſen,

zur Nothfreundſchaft der Römer verbunden, einen Haupt-bürgen, oder einen König nöthig hatten, an den ſich die Römer halten konnten. Er gedenkt auch des Unterſchieds nicht in gemeine und vollkommene Könige, d. i. die zugleich Prieſter waren; von welchem Unterſchiede man bey allen Völkern in ihrem erſten Urſprunge Spuren findet. Wir machen hier ferner die Bemerkung, daß in England wohl keine andre als gemeine Könige waren; der König war nur Richter, und hatte kein Recht, (das er als Oberſterprieſter gehabt hätte,) über Leben und Tod, ſelbſt im Kriege nicht. Und es iſt ſo wahr, daß die Nation ſich dieſes Vorrecht vorbehalten hat, daß auch noch heut zu Tag nur das Parlament dem Feldherrn zu Kriegszeit Gewalt über Leben und Tod giebt. Das ganze Land ſagt der Verf. theilte ſich in thidings ein, die wir in unſrer Sprache Mannie, Mark, Gemeinheit nennen würden. Es gab zweyerley Arten von Thidings, town thiding und rural thiding; und wir erkennen auch hier den frühen Unterſchied unſrer Edlen von den gemeinen Wehren, oder bloſen Männern. Jede von dieſen Thidings wählte alle Jahr ihren Oberſten oder Richter, der für die innere Policey ſorgte, und den die Communität mit der executiven Gewalt bekleidet hatte. Jede aber war unabhängig von der andren, übte vor ſich ihre geſetzgebende Gewalt aus, und ſorgte zugleich mit dem jährigen Richter für das Beſte der ganzen Mannie oder Thiding. Die erſte Verbindung welche dieſe Thidings unter [195] einander hatten, war bey dem Einfall der Feinde zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung. Sie nennten dieſes wapentake oder weapontake, das vollkommen mit unſerm deutſchen Heerbann, Waffenverein, (Heermund) übereinſtimmt. Dieſe neue Vereinigung hatte ihre beſondere Verſammlung, die ſie wapentake-court nennten. Wenn ſich nun verſchiedne dieſer wapentakes vereinigten, ſo entſtand ein Shire, und dieſe hatten wieder ihr beſonders Shiregemot oder Shire-Parliament, wo über das Beſte des ganzen Shire berathſchlagt wurde. Die Mitglieder des Shiregemot waren die oberſten Beamten oder jährige Richter

der Thidings, welche die Thidings allzeit vorſtellten. Bey dieſen Shiregemots wurden die oberſten Bediente des Shire erwählt, deren Wahl bereits durch die Repräſentanten des Volks und nicht durch das ganze Volk geſchahe. Dieſes macht die Bemerkung der Geſchichtſchreiber wahr, welche ſagen, daß die oberſten Bedienten der Shires allzeit wären erwählt worden by their peers. Dieſes Shiregemot hatte nichts mehr über ſich als den hohen Gerichtshof des Königreichs oder das Parliament. Der oberſte Bediente des Shire hatte eben die Jurisdiction in dem Shire, als der König in dem Königreich. Er hatte alle executive Gewalt, und commandirte die Militz en Chef. Alle Unkoſten der inneren Regierung giengen nur jedes Shire blos an. Man ſetzte die Einkünfte gewiſſer Ländereyen dazu aus, und jeder Freeholder oder Wehr trug auch das Seinige dazu bey. Dieſes ſubſiſtirt heut zu Tage noch, obgleich auf eine verſchiedne Art; denn die innere Regierung des Königreichs iſt keine Ausgabe des Staats, und gründet ſich auf das billige Principium, daß diejenige Koſten, die nur einen Theil betreffen, auch nur von dieſem Theil getragen, und alle Unkoſten die das Ganze angehen, von dem Ganzen getragen werden. Auf eben dieſe Art entſtand [196] aus den Shires das Königreich, und allzeit geſchah es nach gleichen Grundſätzen. Der König war nur der oberſte Richter, der zugleich mit den Repräſentanten oder oberſten Beamten jedes Shire gemeinſchaftlich das Beſte des Ganzen beſorgte. Der König ſtand in des Volkes, und das Volk in des Königs Obhut, und wir beſtätigen dieſe Bemerkung durch die 30000 Thrymſe, die das Wehrgeld des Königs beſtimmten; von denen 15000 dem Volk und die andre Hälfte den Verwandten des Königs zufielen. Wenn über das Wohl des ganzen Volks traktirt wurde, ſo giengen die unmittelbare Deputirte, das iſt die zeitigen oberſten Beamte des Thiding zuſammen, um ſich wegen des Intereſſe ihrer Conſtituenten zu berathſchlagen, und die Mehrheit der Stimmen entſchied allzeit dasjenige, was dem ganzen Staatskörper vortheilhaft ſchiene. Dieſe Verſammlung war der Saſſen wittenagemot.

Die Town thidings exiſtiren heut zu Tage noch; allein das rural thiding iſt nicht mehr ſo ſichtbar, wenn es nicht des highst Constable's division iſt, der noch heut zu Tage in ſeinem Diſtrikt von großer Autorität, und ein ſo alter Friedensrichter iſt, als einer im Königreich. Die Rechte des Volks blieben immer eben dieſelbe. Überall waren keine andre Repräſentanten, als die oberſten Beamten der Communitäten, die von ihrer Wahl und zwar nicht länger als ein Jahr exiſtirten. Dadurch ward denn die Dauer der Parlamenter von ſelbſt beſtimmt. Wenn unter der Heptarchie eine Vereinigung zur allgemeinen Vertheidigung nöthig war, ſo wählte man einen dieſer Könige zum Generaliſſimus, und gab ihm von jedem Staat eine gewiſſe Anzahl Deputirte zu. Unter Alfred dem groſſen ward dieſes Conſeil als eine ſeparate Branche dem wittenagemot inkorporirt, ſo daß es noch immer des Königs großes Conſeil bliebe, und zugleich eine [197] Branche der geſetzgebenden Gewalt war, wie es heut zu Tage noch iſt. Dieſes wird durch die Bemerkung bewieſen, daß das Parlament bis auf Henrich den VII. noch immer einwilligen mußte, wenn einer von dieſen Deputirten, das iſt, ein Reichsbaron (Baron of the Realm) ſollte gemacht werden. Da die 7 Königreiche in Eins vereinigt waren, abolirte man wegen der gar zu großen Menge, und wegen der Schwierigkeiten bey Staatsgeſchäften die Rural thidings, conſtituirte aber dafür zwey neue Corps: die abgeſonderte Branche des wittenagemots, die den König allzeit begleitete, oder die Barons of the Realm: und ſtatt der rural thidings creirte man die Shire's Elections, wo allzeit zwey Glieder erwählt wurden, das Shire im Parliament vorzuſtellen: und dieſe Repräſentanten ſind urſprünglich die Knights of the Shire. Dieſe zwey Corps waren ſo von einander unterſchieden, daß heut zu Tage noch das Unterhaus behauptet, ein Lord des Oberhauſes könne nie in ihren Wahlen collidiren, weil er ein Mitglied der beſondern Branche des wittenagemot iſt. Mit den Boroughs oder Towns ward weiter nichts vorgenommen, als daß ſie künftig jede, ſo wie das Shire, zwey Glieder zu dem großen Parliament ſchicken

ſollten. So wurden die 7 Königreiche unter einen König oder oberſten Beamten, und einem Parliament vereinigt. Das neue Parliament beſtand alſo 1) aus den Reichsbaronen, die durch die beyderſeitige Einwilligung des Königs ſowol, als des Wittenagemot erwählt wurden, 2) aus den Knights of the Shire, welche die Rural thiding der Shires wählten, 3) Von den Burgess oder Deputirten, die das Volk der Städte vorſtellten, und die von jedem Einwohner, Freeholder, Wehren, erwählt wurden. Drey Punkte machten die ganze Staatsverfaſſung der Saſſen aus, 1) ein Staatsrath für allgemeine Angelegenheiten. 2) Ein Gerichtshof für die Vollſtreckung [198] der Geſetze, 3) Eine oberſte Magiſtratsperſon, die über alles wachte. Der Autor verdammt nach dieſen Sächſiſchen Grundſätzen natürlicher weiſe das lange Parlament von 1640. und ſeine Akte, wodurch die Rechte des Volks violirt, und der Freyſtaat in eine Fixe und ſtändige Ariſtokratie verwandelt worden.

Frankfurt am Mayn.

Julie oder der gute Vater, ein Schauſpiel in ungebundener Rede und drey Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn D* M überſetzt. Mit Andräiſchen Schriften, 1772. 8. 5 Bog. Koſtet bey dem Verleger 15 kr.**

Unglücksfälle und Ungerechtigkeit der Menſchen haben Liſimon, einen Mann von Stande, aus der großen Welt gebracht. Er lebt mit Julien, ſeiner einzigen lieben Tochter auf einem Landguthe, das ihm übrig geblieben iſt. Nachdem er das prächtige Elend der großen Welt hat kennen lernen, ſo findet er hier ſein wahres Glück. Seiner Tochter hat er ihren eigentlichen Stand verborgen, weil er ſie zu keiner andern, als der glücklichen Lebensart beſtimmt hat, die ſie jetzo führen. Damis, ein Edelmann, lernt Julien in ihrer Einſamkeit kennen, und verliebt ſich in ſie. Liſimon widerräth ſeiner Tochter dieſe Liebe, wegen der vorgegebenen Ungleichheit des Standes. Eigentlich befürchtet er, wieder dadurch in die große Welt verwickelt zu werden. Julie gehorcht ihrem Vater, den ſie über alles liebt. Damis

erfährt unterdeſſen Juliens wahren Stand, und glaubt nun über alle Hinderniſſe zu ſiegen. Indem bekommt er aber die Nachricht, daß er durch einen verlohrnen Proceß um ſein Vermögen gekommen iſt. Er liebt Julien zu aufrichtig, als daß er ſie unglücklich machen wollte; und iſt im Begriff, ſie zu verlaſſen. Allein eben durch ſeine Armuth und durch ſeine gute Denkungsart wird er dem Li- [199] ſimon erſt ſchätzbar. Er bekommt Julien, und ſie leben zuſammen vergnügt in dem glücklichen Mittelſtande. Das Stück hat einen ſehr ſimplen Plan, einen guten Dialog, und iſt im rührenden Geſchmacke; außer daß ein Bedienter etlichemal erſcheint, um die Herrn und Damens lachen zu machen. Ich fürchte aber ſehr, unſre rührenden Comödien, die jetzt ſo ſehr Mode ſind, werden eine andre Art hervorbringen, die man die ruhige nennen kann, wobey man weder lachen, noch weinen wird. — — Die Überſetzung iſt uns, ſo viel man ohne das Original urtheilen kann, gut vorgekommen. Daß mein Verſpruch fruchtlos bey Ihnen ſeyn wird (S. 36.) ſoll wohl heißen: daß Sie mir mein Versprechen vereitlen werden. Unter den Zügen der Pflicht ſich verbergen, iſt undeutſch; und wegen erfordert ein für allemal den Genitiv.

Nachricht an das Publikum.

Unſre deutſche Litteratur iſt beſonders durch Hülfe der Journaliſten ſo ſehr zu einer Trödelbude geworden, wo falſche Waare gegen falſche Münze ausgetauſcht wird, daß ein ehrlicher Mann, der ſein Schild mit aushängt, wenigſtens alle Gelegenheit ergreiffen muß, um das Publikum zu überführen, daß man im Grunde ein ehrlicher Mann bleiben könne, ob man ſich gleich in verdächtiger Geſellſchaft hat betreten laſſen.

Wir ſind von auswärtigen Freunden erinnert worden, daß dem Herrn Prof. Robert in Marburg, durch unſre Recenſion der Rommershauſiſchen Einleitung in das A. T. (S. N. XIX. S. 151.) Unrecht geſchehen ſey. Wir haben das Buch ſelbſt nachgeſehen, und dieſen Vorwurf in der That gegründet gefunden. Herr Robert iſt weit von dem

kindiſchen Fehler entfernt, den der Recenſent ihm zur Laſt legt; weit entfernt einen Samaritaniſchen Codex [200] der Pſalmen mit Schülermäßiger Unwiſſenheit zu erträumen. Er ſagt nur, daß, wenn in den LXX. Leſearten vorkommen, die eine Buchſtabenverwechslung vorausſetzten, welche im Hebräiſchen wahrſcheinlich geſchehen könnte, nichts; wenn ſie aber nicht wahrſcheinlich im Hebräiſchen, deſto mehr aber im Samaritaniſchen vorgefallen ſeyn könnte, viel daraus für die Meynung, daß die LXX. bey dem Pentateuch einen Samaritaniſchen Codex vor Augen gehabt, geſchloſſen werden könne. Von jenem Fall führt er nur Beyſpielsweiſe, und gar nicht zu einiger Beweiskraft ein Exempel ſolcher Stellen aus dem Pſ. XXIX an; und dieſer kritiſche Gang iſt gar nicht ſelten bey denen, welche über dieſe Frage geſtritten haben. Deſto weniger iſt es dem Recenſenten zu verzeihen, daß er die Worte eines rechtſchaffnen und gelehrten Mannes verdreht, oder, wie wir lieber glauben, flüchtig darüber hinausgeſehen hat. Der Direktion iſt es unmöglich, die Recenſionen alle mit den Büchern ſelbſt zuſammen zu halten. Ihre Schuldigkeit erfordert es hingegen, bey ſolchen Vorfallenheiten, ſobald ſie ihr bekannt werden, das Publikum von den ſich einſchleichenden Ungerechtigkeiten und wichtigen Irthümern zu benachrichtigen. Wahrheit und Unpartheylichkeit iſt unſre einzige Richtſchnur, und wir bringen ihr dieſe Opfer ſo von ganzem Herzen, daß wir bey andern Fällen, wo wir beſcheiden erinnert werden, mit eben der Ehrlichkeit die Fehler unſrer Recenſenten, wenn ſie von Wichtigkeit ſind, anzeigen, als wir fortfahren werden, freymüthig nach unſrer Empfindung zu urtheilen.

[201] Nro. XXVI. Den 31. März. 1772.

Leipzig.

Erſte Gründe einer Phyſiologie der eigentlichen thieriſchen Natur thieriſcher Körper, entworfen von D. Johann Auguſt Unzer. 8. 2 Alph. 3 Bog.

Es dürfte vielleicht unſern Leſern ſonderbar vorkommen, nach Hallern noch eine Phyſiologie zu ſchreiben; und doch können wir ſie verſichern, daß die gegenwärtige noch nicht

überflüßig seyn würde, wenn sie das wäre, was sie zu seyn verspricht; wenn der darin enthaltene Schatz von Wahrheiten dem Gange der Natur gemäß geordnet, anschauender vorgetragen, und nicht ohne Noth mit so viel ungewohnten Ausdrücken, überflüssigen Beywörtern und niedrigen Wiederholungen verunstaltet wäre!

Die Natur des beseelten Thiers ist der Inbegriff physischer, mechanischer, organischer, nerviger und sogenannter psychologischer Kräfte, die alle zusammen nach eigenen Gesetzen in bestimmter Subordination und Coordination wirken. Die mechanischen Ärzte haben bisher alle Verrichtungen des Menschen gröstentheils von physischen und mechanischen Kräften hergeleitet, und bey denjenigen Wirkungen, welche sie daraus nicht erklären konnten, die Vorstellungskraft der Seele mit zu Hülfe genommen. [202] Stahl, Whytt, und deren Schüler hingegen räumten der Vorstellungskraft der Seele bey Verrichtung aller thierischen Handlungen eine fast unumschränkte Herrschaft ein, und vernachläßigten die physischen, mechanischen und organischen Kräfte zu sehr. Beyde Partheien übersahen demnach gröstentheils die in der Mitte stehenden Kräfte, die aus den physischen, mechanischen und psychologischen ein Ganzes machen; und diese sind der eigentliche Gegenstand unsers Verfassers.

Das Werk ist in 3 Theile, jeder Theil in verschiedne Kapitel, die Kapitel in Abschnitte, und die Abschnitte in Paragraphen zertheilet. Der erste Theil betrachtet die thierische Natur in ihrer Gemeinschaft mit der Vorstellungskraft der Seele des Thiers. Der zweyte Theil betrachtet die thierische Natur nach ihren blos thierischen Kräften (Nervenkräften.) Im dritten Theile wird die thierische Natur im Ganzen betrachtet, wo ihre wesentlichen Eigenschaften bey den verschiednen Arten von Thieren, ihr Ursprung, ihre Fortdauer, der Zustand ihrer Vollkommenheit, das ganze System der thierischen Kräfte in demselben, ihr Verfall, und endlich ihr Untergang in Erwegung gezogen werden. Die anatomische Beschreibung vom Baue der Nerven ist von dem Herrn von Haller geborgt.

Wir bemerken, daß die ſogenannte pſychologiſche Kraft, in ſo fern ſie ein Gegenſtand der Heilungskunſt, eine erhöhete verfeinerte Nervenkraft iſt, die nach beſondern ihr eigenen Geſetzen wirket, zu deren Einſicht man durch Kenntniß der Kräfte und Geſetze der Organen und Nerven aufſteigen muß; die verſchiedenen niedern Nervenkräfte haben alſo mit ihren Wirkungsgeſetzen zuerſt, und dann in Gemeinſchaft mit der pſychologiſchen Kraft ſollen betrachtet werden. Den zwo Hauptgattungen der Nervenkräfte die Namen, äußrer ſinnlicher Ein-[203]druck und innerer ſinnlicher Eindruck beyzulegen, kommt uns von dem Herrn Verf. wunderlich vor. Das, was die Kraft zu wirken veranlaßt, iſt doch wohl von der Kraft ſelber noch verſchieden? Die Reitzbarkeit wird der Muskelfaſer abgeſprochen und von den Nerven hergeleitet; aber, wie uns dünkt, ohne zureichende Gründe. Die Ausdrücke Seel, Seelenkräfte, Seelenwirkungen, und die Unterſuchungen vom Sitze der Seele und der Gemeinſchaft des Leibes und der Seele gefallen uns nicht. Wozu ſoll dieſes alles dem Arzte dienen? Man iſt gewohnt mit dem Tone dieſer Namen gleich dogmatiſchtheologiſche Begriffe zu verbinden, da doch die Seele in dieſem Sinne nie ein Gegenſtand des Arztes ſeyn kann. Hätte der Verf. des Artikels Sensibilité im Dictionaire Encyclopedique, ſtatt dem Menſchen zwo Seelen zu geben, geſagt: der Menſch habe verſchiedene erhöhete Nervenkräfte, wovon die Werkzeuge der Vorſtellungs- und Überlegungskraft im Gehirne und der Empfindungskraft in der Herzgrube ſeyn, und hätten die großen Männer Stahl und Whytt die erhöheten Nervenkräfte nicht Seelenkräfte genennt, ſo würden viele ihren Scharfſinn nicht bis itzt noch Unſinn nennen. Und was verſtunden die älteſten Ärzte unter Anima vegetativa, sensitiva, Animus, Anima und Mens anders, als verſchiedene Gattungen Kräfte, die vielleicht alle als Wächter des Lebens und Vergnügens im Menſchen beyſammen angetroffen werden?

Heilbronn.

Briefe eines Prinzen Hofmeiſters über Baſedows Prinzenerziehung und hauptſächlich über deſſen Agathokrator. 1771.

Es ſind hingeworfne Gedanken über Baſedows Agathokrator. Das übertriebene in B. Projekten [204] aufzufinden, iſt eine leichte Sache. Ob aber auch dazu der Verf. Beruf hatte, und ob ſeine Philoſophie die menſchenfreundliche Träume des Altonaer Philoſophen zu berichtigen hinlänglich ſey, das wollen wir aus einigen Proben unterſuchen. In dem 1ſten §. glaubt er, man müſſe mit B. dem Prinzen nie Zorn oder Langeweile erwecken, aber ihn bey Zeiten dazu gewöhnen, weil ſo viel Langeweile in ſeine ganze künftige Beſtimmung eingewebt ſey. Und die Mittel dazu Herr Hofmeiſter? Glauben Sie hier an eine Art von Inokulation? §. 4. Iſt der Hofmeiſter gegen die Geſellſchaft junger Leute, worin ihn B. will erzogen wiſſen. Warum? Weil es bey den meiſten Hofanſtalten dem Hofmeiſter zu viel Mühe und Beſchwerlichkeiten machen würde. §. 8. §. 16. Sagt er über das Studieren, und über die Nothwendigkeit dem Prinzen die geringere Stände kennen zu lernen, über Baſedows Vorſchläge dazu u. ſ. w. etwas; allein, immer kommt alles darauf hinaus: Es iſt bey Hofe nicht thunlich. Im zweyten Brief, wo er auf die Haupthinderniſſe bey der Prinzenerziehung kommen will, ſagt er doch kein Wort davon, aus Furcht, weil er ſelbſt ein Prinzenhofmeiſter iſt, Geheimniſſe zu verrathen. Allein wir glauben, es war möglich den Zuſammenſtoß ſo vieler wunderbaren Dinge darzulegen, die an allen Höfen die wahre Bildung eines jungen Herrn erſchweren, ohne dabey in Anekdotenſucht zu verfallen. Hier war der Punkt, wo alles zuſammenfließt, was das Auge des Philoſophen zur Rettung und Aufklärung des moraliſchen Betragens der großen Herrn entdecken mag, und was der Trübſinn und die Kurzſichtigkeit ſo mancher politiſcher Schriftſteller überſchlägt. Der Verf. iſt gegen Baſedows Bekenntniß ſeiner ſogenannten Alethiniſchen Religion; wir auch: und es war von ihm ſchlecht calculirt, wann er glaubte, allen Sekten zu gefallen, [205] wenn er von der

Dogmatik einer jeden insbesondre nur historisch rede. Der 3te Brief rügt Basedows Einfall, in den ersten Jahren den Leibarzt zum Hofmeister zu machen. Alle Vergehungen des Gehorsams als eine Krankheit zu behandeln, hält der Verf. mit Recht für zugespielt. Basedow sagt: „die zur Erziehung des Prinzen bestimmte Gesellschaft hat Befehl vom Könige, in allen unschädlichen Dingen nach dem Willen des Prinzen zu verfahren.“ Der Verf. behauptet mit Recht, die Relation des Befehlens und Gehorchens gehöre nicht für den Prinzen und seine Hofmeister. Am Ende steht ein vortreflicher Brief des Duc de Montausier an Ludwig XIV. über die Erziehung des Dauphin. Blos seinetwegen verdienen diese Blätter in den Händen aller derer zu seyn, denen diese Materie Berufs halber interessant ist. Hier spricht Herz und Kopf eines großen Mannes mit aller Wärme, die ihm sein Sujet eingiebt. Wir wundern uns, daß sich der Verf. mit seinen hingeworfnen Gedanken in eine so gefährliche Nachbarschaft gewagt hat.

Paris.

Ma Philosophie; à la Haye et se trouve à Paris chés Delalain. 1771.

Dieses Werk des Herrn Dorat sehen wir, so wie die Musarion unsers Wielands, als den Schlüssel zu seiner ganzen Philosophie an. Es ist die feinste Composition, wo der Geist der wahren Weisheit unter Rosen und Myrthen der Freude lacht, und die Thoren dieser sublunarischen Welt

Nicht lasterhaft, nur lächerlich sie findt.

Zuweilen beklagt er sich zwar über die Insekten, die an der Blume des Genies nagen, und die den Wandrer auf den Pfaden der Wahrheit und Natur durch ihr Zischen aufmerksam machen. Allein es [206] währt nicht lange, sondern bald erlaubt ihm der Geist der allgemeinen Toleranz, sie in milderem Lichte zu betrachten. Wir wollen eine der schönsten Stellen für unsre Leser hierher setzen:

Tous les matins, dans le silence,
Je vais bruler un grain d'encens

Sur l'autel de la tolerance;
Je persifle avec assurance
Ces Egoistes sourcilleux
Qui ne permettent pas qu'on pense,
A moins qu'on ne pense comme eux.
Trop fier pour descendre à l'intrigue,
Je fuis les sentiers tortueux:
La Palme qu'emporte la brigue,
Cesse d'en être une à mes yeux.

— — — — — — — — — —

Je ne me laisse point charmer
A l'eclat d'un luxe sterile.
Plus mon ami peut m'être utile,
Moins j'ai du plaisir à l'aimer.
J'honore les rangs et les titres,
Mais sans jamais m'en étayer:
Au coin de mon humble foyer,
Mes sentimens sont mes arbitres,
Et je m'appartiens tout entier.
Ma gauloise philosophie
Borne là ses modestes voeux,
Et dans mon délire joyeux,
Je tiens à ma superficie,
Pourvu qu'elle cache un heureux.

[207] Leipzig.

Die Jägerinn ein Gedicht. 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakteriſiren es zum deutſchen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unſrer Älterväter; aber auch nicht das geringſte Wildſchöne, trutz Titel und Vignette nicht einmal Waidmanns Kraft, das iſt zu wenig. Des Dichters Wälder ſind licht, wie ein Forſt unſrer Kameralzeiten, und das Abentheuer verpflanztet ihr ſo glücklich in ein Beſuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß ſeine Akkorde nicht mit Bardengewalt ans Herz reiſſen. Die ſpröde

Kunigunde, der er lang ſein Leidenſchäftchen vorgeklimpert, ſchmilzt endlich und ſpricht: Ich liebte dich geheim ſchon längſt! Nothwendig zur Wahrſcheinlichkeit der Entwicklung, nur kein Kompliment für die Harfe. Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutſche, ſeinen Beruf verkannt hat. Er iſt nicht für Wälder gebohren. Und ſo wenig wir das Verfahren ſeines Hrn. Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied, mit leidiger Grabmiſanthropie, ihm die Harfe zertritt; ſo ſehr wir fühlen, daß ſie das nicht verdient; ſo ſehr wünſchten wir, er möge ſie gegen eine Zitter vertauſchen, um uns, an einem ſchönen Abend, in freundlicher Watteauiſcher Verſammlung, von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzuſingen. Er würde unſre Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit geſellſchaftlichem Freudedank belohnen.

Nachricht an das Publikum.

Herr Regierungsrath Wieland in Erfurth hat ſich durch ſeinen Freund, den Herr Hofkammerrath [208] Jacobi zu Düſſeldorf, einen Bruder des Dichters, bewegen laſſen, eine neue Ausgabe ſeines Agathons auf ſeine eigene Rechnung zu veranſtalten, und dazu den Weg der Subſcription einzuſchlagen. Sie wird aus 4 Theilen in 8. jeder zu 20 Bogen ohngefähr beſtehen, und unter anſehnlichen Verbeſſerungen viele neue Zuſätze enthalten. Danae wird ihre Geſchichte erzählen, und Archytas wird in verſchiedenen Unterredungen ſeinem Freunde Agathon ſeine Philoſophie vorlegen.

Der Pränumerationspreis iſt für 1 Exemplar auf Holländiſches Papier, 5 Reichsthaler Leipziger Curs oder 1 Louisdor, für eins auf inländiſches Schreibpapier, 3 Reichsthaler und 8 gute Groſchen, Leipziger Curs, oder 4 Reichsthaler Frankfurter Curs.

Um die deutliche Angabe des Namens und Charakters eines jeden Pränumeranten bittet der Herausgeber ſehr, weil ſolche in alphabetiſcher Ordnung dem Werke vorgedruckt werden ſollen.

Zum Beſten des Dichters, um ihn nicht ganz der Früchte

ſeiner Talente und Bemühungen beraubt zu ſehen, wird dieſe Ausgabe von ſeinem Freunde veranſtaltet, und er hofft von der Nation, da ſie ſich dieſes Werk mit ſo vielem Vergnügen, als eine der ſeltenſten Compoſitionen, zugeeignet hat, deren ſich keine neben ihr rühmen kann, daß ſie dieſer Unternehmung nicht durchaus Beyfall und Unterſtützung verſagen werde.

Der Verleger dieſer Anzeigen erbietet ſich von allen Freunden der Wielandiſchen Muſe Pränumeration anzunehmen, und alles, was ſie hierin verlangen dürften, zu beſorgen. Die Pränumeration iſt bis künftigen May offen, und das Werk wird ſpäteſtens zu Ende des Jahrs fertig ſeyn.

Auch werden Pränumerationen allhier angenommen, von dem Herrn F. E. Baur, der Weltweisheit und der freyen Künſte Doktor.

[209] Nro. XXVII. Den 3. April. 1772.

Bern.

Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbahrung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geſchichte Uſongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung, 1772. 8. 223. S.

Dieſe Briefe waren Anfangs als ein Anhang zum Uſong beſtimmt. Allein weil dieſes ein Buch iſt, wo Liebe, Krieg, und Geſchäfte des gemeinen Lebens vorkommen, ſo konnten, ſagt der Verf. in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermiſcht werden. Auch verwahrt ſich der Herr Präſident dagegen, daß blöde Leſer in dieſen Briefen eines Vaters an ſeine Tochter, nicht ihn ſuchen ſollten. „Dieſe beyde Namen hat man beybehalten, ſagt er, weil ſie die unſchuldigſten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich ſind — — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an Mich ſelber zu denken, wenn ich von Gott ſpreche.“ Dieſe Briefe ſind hauptſächlich gegen die ſtolzen Weiſen unſers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders, als den Strafrichter des ſchändlichen Menſchengeſchlechts ſehen; die da glauben, das Geſchöpf ſeiner Hand ſey kein Ungeheuer;

dieſe Welt ſey in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das [210] Wartezimmer des künftigen Zuſtandes, und die ſich vielleicht gar vermeſſen, zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort ſtrafen. Der Hr. Verf. beſtreitet dieſe, nach ſeiner Meynung, der Moralität ſo nachtheilige Sätze mit allem Eifer. „Dieſer Stolz ſagt er, S. 18. iſt der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen ſeinen Sitz.“ S. 20. Bey Gott iſt kein Vergeſſen: das Vergeben iſt eben ſo wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangne Böſe behält ewig ſeine Stärke, und ewig ſeine Folgen. S. 22. „Der Menſch wird mit der Quelle alles Übels, mit dem Eigenwillen gebohren. Dieſer Eigenwille herrſcht in einem Kinde unumſchränkt noch ehe, als es andre Beyſpiele geſehen hat; es ſträubt ſich mit ſeinen ſchwachen Gliedern gegen allen Zwang.“ Auch die beſten Menſchen ſind in dem Herzen Räuber und Mörder: „Denn S. 24. eine neue Philoſophinn hat es gerade herausgeſagt: Wenn Wünſche tödten könnten, die Beſitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens geweſen.“ Oft hat der Herr Präſident mit ſchmerzhaftem Lächeln geſehen, „wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eiferſucht das Verdienſt verkleinern, das dem ihrigen gleich hoch zu wachſen drohen möchte; wie ſie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern.“ Wir haben es auch geſehen. Allein wir ſchließen nicht daraus, daß alle Waſſer, die getrübt werden können, Kothlachen ſind. Noch eine bisher neue Philoſophie über die Dinge dieſer Welt, haben wir aus dieſer Schrift gelernt. S. 191. ſagt der Verfaſſer: „Hätte Gott die ſündigen Menſchen hier und in der Ewigkeit der Herrſchaft des Laſters übergeben, ohne Beweiſe ſeiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, ſo wäre er nicht mehr der Richter der Welt geweſen und ſeine vernünftige Geſchöpfe hätten bey ihrer [211] Tugend keine Belohnung.“ Alſo, wenn Gott nicht ausdrücklich geſagt und verboten hätte: Haſſe deinen Bruder nicht, ſo würde mein Haß keine ſchädliche Folgen gehabt haben. Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zer-

rüttet, und das Laſter meine Seelenruhe nicht geſtört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die ſicherſten Nachrichten. Der Menſch beſteht, wie wir aus dem Katechismo wiſſen, aus Augenluſt, Fleiſchesluſt, und hoffärtigem Weſen. Daraus zieht der Verfaſſer ſein Syſtem des künftigen Zuſtandes. „Wolluſt und Geitz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über“ S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wolluſt haben, und weil dort kein Gold iſt. Aber der Stolz geht über.“ Von allen Wegen der Vorſehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. „S. 200. der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menſchlichen Herzens am angemeſſenſten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrſcht.“

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbahrung, die öfters Luftſtreiche ſind: die Raiſonnements über die Geſchichte der Menſchheit zu den Zeiten des Erlöſers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweiſe für das Chriſtenthum, von denen man ſo wenig, wie von einem Bündel Ruthen fordern darf, daß ſie alle gleich ſtark ſeyn ſollen. Auch gegen Ordnung und Compoſition darf man nichts ſagen, wenn man nicht in die Ketzerliſte eingetragen ſeyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beyden entgegengeſetzten Partheyen zu bedenken, ob es dem höchſten Weſen anſtändig ſey, jede Vorſtellungsart von ihm, dem Menſchen, und deſſen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiſte zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böſe [212] angeſehen haben will, auch vor ihm gut und böſe ſey, oder ob das, was in zwey Farben vor unſer Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtſtrahl vor ihn zurückfließen könne. Zürnen und Vergeben ſind bey einem unveränderlichen Weſen doch warrlich nichts, als Vorſtellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Menſch das thun ſolle, was wir alle Gut nennen, ſeine Seele mag nun eine Kothlache, oder ein Spiegel der ſchönen Natur ſeyn, er mag Kräfte haben, ſeinen Weg fortzuwandeln, oder ſiech ſeyn, und eine Krücke nöthig haben.

Die Krücke und die Kräfte kommen aus einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug!

Amsterdam und Paris.

Quatrieme, douzieme et quinzieme nuits d'Young, traduites en vers françois par Mr. Doigni du Ponceau in 8. à Amsterdam, et se trouve à Paris, chés J. P. Costard 1771.

Ein neuer Übersetzer des Young, der aber Youngs Nächte nach der französischen schwachen Verdauung einrichtet, alles hübsch klein schneidet, gehörig diluirt, und nach Landesart präparirt. Seine Versification und Sprache ist nicht ohne Verdienst; allein wer wird hier Young wieder erkennen, wo oft ein einziger Gedanke des Originals, der kurz hintokkirt war, in geleckter Manier ausgemahlt wird, und so viele Züge und Bilder, die sich der feurigen Einbildungskraft Youngs bey einem Gegenstande zudrängten, übergangen und verwischt sind? Man vergleiche folgende Stellen mit dem Original:

L'orgueil aime à monter, et cherche les hauteurs,
La molle volupté se traine sur les fleurs,
Pride like an Eagle, builds among the stars,
But Pleasure, Larklike, nests upon the ground.
[213] L'Esprit sophiste, adroit courtisan, plein de zèle
A créé pour lui plaire, une raison nouvelle.
In subtle Sophistry's laborious Forge,
Wit hammers out a Reason new, that stoops
To sordid scenes and meets them with Applause.
Qui souple et complaisante, eveille ses desirs,
Et dans tous les momens caresse ses plaisirs;
L'enchanteur seduisant étale ses prodiges,
Il éblouit les yeux de ses brillans préstiges,
L'ame dans une douce et charmante langueur
Perd, par degrés sa force et sa noble vigueur,

Et tombant dans les bras de l'aveugle folie,
Sans crainte, et sans remords s'affoiblit et s'oublie.

Welche Weitſchweifigkeit! Les prodiges et les brillans préstiges, la charmante langueur ſind ein ſchlechter Erſatz für folgende Youngiſche Gedanken:

A thousand Phantoms, and a thousand Spells,
A thousand Opiates scatters, to delude
To fascinate, inebriate, lay asleep
And the foold Mind of Man delightfully confound.

Und welche Tirade langweiliger Verſe gegen die einzige Zeile Youngs!

Detestable talent, art vil et seducteur
Qui du front des humains efface la pudeur! — —
Le Coupable Ecrivain qui s'applaudit de plaire
De sa sainte vertu reclame le salaire.
La Licence sans frein regne de toutes parts
Le vice est encensé dans le temple des arts;
Les muses de nos jours vont, d'une main impure,
Des Graces sans pudeur, détacher la ceinture.

[214] Was ſagt Young?

Wit calls the Graces the chaste zone to loose.

Ferner haben wir bemerkt, daß die Metaphern und allegoriſchen Bilder Youngs, die dicht hinter einander wie die Pfeile von dem Bogen des Starken fliegen, bey dem Überſetzer durch zwey, drey, ſechs Zeilen matte Proſe vorher angekündigt und erklärt werden, am Ende aber doch in verſtümmelter Geſtalt erſcheinen. Faſt an allen wichtigen Stellen hat der Franzoſe, das Recht ausgeübt, das er ſich immer in der Fremde erlaubt, alles nach ſeinem Kopfe einzurichten, und glaubt, Verſtellen und unter einander werfen, ſey Anordnen.

Leipzig.

Vermiſchtes Magazin eine Wochenſchrift, bey Biſchel, 1. Band 6 Stücke 8. 380. S.

Eine Geſellſchaft von (vermuthlich) Studenten, wirft hier die Mücken, die ſie in ihren Nebenſtunden mit Pfeilen erſchoſſen haben, aus dem Fenſter ins Publicum. Man kann es wirklich keinem Menſchen übel nehmen, wenn er in den Stunden, da er ſonſt nichts gethan hätte, Bücher ſchreibt; doch, wenn er es nicht beſſer macht, als die Verf. dieſes Magazins, ſo rathen wir ihm immer, ſich einen andern Zeitvertreib zu ſuchen. Wenn man unter ſo vielen Steckenpferden zu wählen hat, ſo iſt es in der That Eigenſinn, gerade auf das zu ſteigen, welches nie ſo ganz Steckenpferd iſt, um nicht auch oft den Reuter ſehr unſanft abzuwerfen. Es kommen in dieſem Magazin proſaiſche Verſe, und gereimte Proſa, Satyren, Betrachtungen, Epigramme und ſogar auch ein proſaiſches Heldengedicht die Reformation vor, welches nebſt allem übrigen, was wir die Geduld hatten zu leſen, unter der Kritik iſt. Wir ſchweigen alſo davon — — Aber Eins müſſen wir [215] ſagen, die Verfaſſer trotzen ſehr auf ihren Eifer für die Religion. Wir loben ſie deßwegen; doch bitten wir ſie zugleich, erſt zu lernen, was Religion iſt. Denn in allen ihren ſo genannten geiſtlichen Aufſätzen und Verſen glimmt nicht ein Funken davon; und man iſt endlich das Geleyer von der Tugend und Religion überdrüßig, wo der Leyermann mehr nicht ſagt als: wie ſchön iſt die Tugend! wie ſchön iſt die Religion! und wie iſt die Tugend und Religion doch ſo ſchön! und was iſt der für ein böſer Menſch, der nicht laut ſchreyt: ſie iſt ſchön u. ſ. w. Was thun die Leute, die ſo ohne Gefühl mit den heiligſten Dingen tändlen, was thun ſie anders, als daß ſie einem blauen Schmetterling nachlaufen? Und mit aller ihrer Schwärmerey werden ſie doch keinen Pedrillo bekehren.

München.

Ein Päckchen Satyren aus Oberdeutſchland, 8. 136 S.

Dieſe Herrn Satyriker ſetzen ſich in der Vorrede gegen

die Kunſtrichter von Niederdeutſchland in Vertheidigungsſtand. Das haben ſie ſich aber wohl gar nicht träumen laſſen, daß man ihnen auch in Oberdeutſchland ſagen würde, daß ihre ſo genannte Satyren höchſtelend ſind. Die beſte Welt iſt eine erbärmliche Poeſie, und die übrige Proſe theils matte Copie von Rabnern, theils monotoniſches Geſchmier und witzloſes Gewäſch. Ein Satyriker muß den Menſchen ganz, aber vornehmlich auf ſeiner lächerlichen und ſchlechten Seite kennen. Dieſe muß er nicht nach der Oberfläche, ſondern in ihrer ganzen Tiefe, entweder mit Juvenaliſcher Stärke, oder mit Rabneriſchem Witz zeichnen. Iſt er dazu unfähig, ſo überlaſſe er das Satyriſiren andern; denn nichts iſt eckelhafter, als Spott ohne Witz. Wir hätten ger-[216]ne die Verfaſſer ſanfter beurtheilt; aber die Schreibſucht hat ſo ſehr um ſich gegriffen, und die meiſten Schriftſteller ſind ſo unfühlbar gegen ſanfte Streiche, daß man das Publikum blos durch den Damm einer harten Kritik gegen die Überſchwemmung von ſchlechten Büchern, die täglich mehr um ſich greift, verwahren kann. Das ſchlimmſte, was auch aus einer ſolchen Härte folgen kann, iſt, daß dieſe Herrn Satyriker und ihres Gleichen zu ſchreiben aufhören; und dieſes iſt ein großer Vortheil für ſie und für ihre Leſer.

Kupferſtiche.

Fiquet hat die Suite berühmter Männer durch den tragiſchen Dichter, Crebillon vermehrt. Das Gemälde, nach dem er gearbeitet hat, iſt von Aved, und eben daſſelbe, nach dem ſchon Balechou gearbeitet hat. Die ganze Sammlung beſteht nun aus Voltaire, la Fontaine, Corneille, J. B. Rousseau, Moliere, Descartes, J. J. Rousseau und Crebillon. Alles, was wir zu Ehren der Talente des Hrn. Fiquet bey J. J. Rouſſeau erinnert haben, gilt auch hier.

Le Vieillard à la Toque, portrait gravé d'aprés Rembrant et la Chute du Jour petit païsage gravé au bas du Portrait, par mr. de Marcenay.

Man kann von dieſer meiſterhaften Überſetzung ſagen, daß der Geiſt Rembrants in den mancherley Tinten und

ihren zauberiſchen Übergängen, und in dem edlen Charakter des Kopfes unter der Hand des Herrn Marcenay nichts verlohren hat. Die Figur hat ein Ordensband um, und eine Art von Mütze auf dem Kopfe. Man kann ſie als den Pendant der Dame à la Perle oder der Dame à la Plume anſehen.

[217] Nro. XXVIII. Den 7. April. 1772.

Zürich.

Joh. Caſpar Füeßlin raiſonirendes Verzeichniß der vornehmſten Kupferſtecher und ihrer Werke zum Gebrauche der Sammler und Liebhaber. Bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie. 1771. 8. 360. S.

Die zu Leipzig aus dem Engliſchen überſetzte Abhandlung von Kupferſtichen gab Herrn F. Anlaß, gegenwärtiges Werk auszuarbeiten, das durch ſeine Vollſtändigkeit, und Berichtigung der Ordnung bey den Charakteren der Meiſter ſehr groſſe Vorzüge vor der Arbeit des Engländers hat. Die Einleitung enthält I. einige Grundſätze der Mahlerey in ſo weit ſie auf die Kupferſtiche angewendet werden können. II. Anmerkungen über die verſchiedenen Arten der Kupferſtiche. III. Regeln bey Sammlung derſelben. Alsdann folgen die Meiſter nach den verſchiedenen Schulen; die Deutſchen und Schweizer, die Niederländer, die Italiäner, die Franzoſen, die Engländer. Bey jedem Künſtler iſt eine kurze Anzeige ſeiner Lebensumſtände, und dann folgt ein kleines Verzeichniß ſeiner beſten Werke. Mancher jetztlebender Dilettante und Meiſter wird es vielleicht nicht geneigt aufnehmen, ſeinen Namen entweder nicht in dem Verzeichniß der großen Män-
[218] ner zu finden, oder doch eine Auswahl unter ſeinen Werken wahrzunehmen, die er vielleicht ſo ſtrenge nicht würde angeſtellt haben. Wir unterſchreiben indeſſen beynahe alle Urtheile des Herrn F. der mehr als viele andre Künſtler hier Richter ſeyn kann, weil er nicht allein ſeit langen Jahren die Kunſt mit ſo vielem Erfolge lehrt und ausübt, ſondern auch in ſeiner Vaterſtadt die reichſten Kunſtſammlung
ſich findet. Unſre Leſer werden uns erlauben, aus

leitung einige gemeinnützige Bemerkungen auszuziehen. In der Zeichnung und Zuſammenſetzung ſind die Wirkungen bey einem Gemälde und einem Kupferſtich einerley. In Anſehung der Haltung hat ein Gemälde den Vorzug. Der Duft z. B. den die Entfernung einer Sache giebt, kann nicht wohl durch etwas anders, als durch die natürliche Farbe, vorgeſtellt werden; und dieſe kann blos der Pinſel geben. In Abſicht auf die Vertheilung des Lichts laſſen ſich die Gemälde nicht wohl mit den Kupferſtichen vergleichen. Der Mahler hat tauſend Tinten, dadurch er den Übergang vom Licht zum Schatten mit einer unendlichen Abwechſelung ausdrücken kann. Der Kupferſtecher hat nur ſchwarz und weiß. Allein die Regeln von Licht und Schatten laſſen ſich bey Kupferſtichen noch unzweydeutiger anbringen, als in Gemälden. Ein mittelmäßiger Kenner kann in einem Kupferſtiche weit eher der Maſſe des Lichts und ihrer Austheilung durch alle Mitteltinten nachſpüren. Noch ein Unterſchied: ſtimmen in einem Gemälde die Tinten nicht überein, und iſt das Ganze nicht harmoniſch, ſo wird dieſer Fehler oft im Kupferſtiche unſichtbar, und in dieſem Falle kann er ſchätzbarer ſeyn, als das Gemälde ſelbſt; weil er die Schönheiten läßt, und die Mängel verbirgt. Die Regeln der Perſpektive laſſen ſich bey den Kupferſtichen vielleicht auch genauer beobachten, weil die [219] Schraffirungen alle auf Einen Punkt oder auf Eine Seite laufen.

In Anſehung der Zeichnung findet der Kenner der Anatomie würklich noch eine ſchärfere Richtigkeit im Kupfer, und kann wenigſtens der wahren Linie durch alle Krümmungen durch Licht und Schatten leichter folgen. Dieſer Vortheil fällt bey der ſchwarzen Kunſt weg, weil hier die Behandlung beynahe wie in einem Gemälde geſchieht. Der Ausdruck aber iſt offenbar mehr in des Mahlers als des Kupferſtechers Gewalt. Die Stärke des Ausdrucks liegt eben ſo ſehr in dem Kolorit als in der Veränderung der Züge. Ja dieſe haben ohne Farben oft eine ganz verkehrte Wirkung. Heftige Leidenſchaften die blos durch die Linien der Zeichnung angedeutet werden, fallen zuweilen ins Groteske. Die

Farbe macht die verſtellte Züge erträglicher. Bey einem Portrait fallen die mannigfaltigen Nuanzen der Haare und Geſichtsfarben, bey den Thieren die vielen Arten von Wolle und Federn, bey den Landſchaften die verſchiednen Tinten der Tags- und Jahrzeiten im Kupferſtiche völlig weg. Deswegen ſind die radierten Blätter des Claude Lorrain trockne Abriſſe von ſeinen herrlichen Landſchaften.

Die Kennzeichen der Größe eines Gegenſtandes, nach dem er in der Ferne mehr oder weniger von der Luftfarbe angenommen hat, iſt auch dem Kupferſtecher unmöglich anzugeben. Auch die Veränderung der Luft durch eine fremde Tinte einer ſtarken ſich mit ihr vermiſchenden Farbe liegt auſſer den Gränzen ſeiner Kunſt. Dieſes empfindet man bey Feuersbrünſten. Ferner iſt er nicht im Stande das durchſcheinende des Kolorits auszudrücken, das aus der Verſchmelzung zweyer Tinten übereinander entſteht, ſo daß man jede gleichſam beſonders entdeckt. Der Mahler kann die feurige Röthe über die Wangen einer jungen Schönheit verbreiten, und ihr [220] wenn ſie geſtorben, die Bläſſe des Todes geben. Der Kupferſtecher kann keines von beyden. Endlich iſt er auſſer Stande, die glatten, polirten, oder ſcheinenden Körper vorzuſtellen, welche oft ihr ſchönes Anſehen den auf ſie fallenden Farben zu danken haben. Er iſt weder vermögend den Unterſchied des glänzenden ſilbernen Gefäſſes von dem rothen Wein, der darin enthalten iſt, zu unterſcheiden, noch dem Harniſch des Helden den rothen Widerſchein zu verſchaffen, den die ſcharlachene darüber gezogene Weſte demſelben mittheilt.

Der Charakter der eigentlichen ſo genannten Kupferſtiche iſt, daß ſie ſcharf und genau; der geetzten Blätter daß ſie mit einer freyen Hand, und der Werke der ſchwarzen Kunſt, daß ſie ſehr ſanft gemacht ſind. Weil ſo wohl das Kupferſtechen als das Radieren ſeine beſondre Vortheile und Mängel hat, ſo haben die Künſtler ſich bemüht, das Gute von beyden zu vereinigen, und das Freye des Letzteren mit der Richtigkeit des Erſteren zu verbinden. Daher ſind die meiſten neueren Kupferſtiche erſtlich geetzt und nachher mit

dem Grabſtichel nachgearbeitet. Der Verf. glaubt ein ganz geſtochnes Blatt ſey ſelten ohne Steifigkeit. Unter den radierten Blättern habe man ſchon eine größere Abwechſelung von vortreflichen Stücken. Im Ausdruck der Muſkeln hat das Kupferſtechen vor dem Radieren ohne Zweifel große Vorzüge. Große Blätter überhaupt ſollen eher in Kupfer geſtochen als radiert werden. Das Radieren ſchickt ſich beſſer zu Skizzen und leichten Zeichnungen; und die Landſchaft iſt überhaupt der wahre Gegenſtand der Radiernadel; mit dem Grabſtichel geendigt wird ſie ſchwer. Das Fleiſch, das ſanftwallende Haar, die Falten der Gewänder, die blinkenden Waffen werden durch nichts beſſer ausgedrückt als durch die ſchwarze Kunſt. Am Ende folgen einige Warnungen für die Sammler. 1) Man [221] muß ſich bey dem Sammlen nicht vornehmen das ganze Werk eines Meiſters zu beſitzen. 2) Für keinen Namen eine blinde Achtung hegen. 3) Nicht von der Seltenheit eines Blatts auf ſeinen innerlichen Werth ſchließen. 4) Nicht Copien ſtatt Originalen kaufen. 5) Sich vor ſchlechten Abdrücken in Acht nehmen. Ein Kupferſtich leidet 500 gute Abdrücke; eine radierte Platte nur ein paar hundert; und wenn das Scheidewaſſer recht ſcharf gefreſſen hat, höchſtens 300. die ſchwarze Kunſt 100 gute Abdrücke.

Wir empfehlen überhaupt dieſes Werk als ein Claſſiſches Buch allen Liebhabern und Kennern der Kunſt.

Halle.

Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorſehung auf alle Tage des Jahrs. 1772. 8. 93. S.

Die Betrachtungen der Natur ſind unſtreitig am beſten geſchickt, eine denkende Seele zu Gott zu erheben. Der Verf. hat alſo nebſt vielen andern auch eine ganz lobenswürdige Unternehmung gewagt, da er die Menſchen durch die Creatur zum Schöpfer zu führen ſucht. Er legt aus dem Reiche der Natur, ſo wie die verſchiedenen Jahrzeiten die Scenen ändern, oder wie die andern Umſtände es erfordern, Gegenſtände vor,

geht ſie kürzlich durch, zieht Lehren heraus, und ſchließt dann meiſtens mit einem Gebet.

Dagegen haben wir nichts; aber warum weiſt er jeder Betrachtung den Datum an, auf welchen ſie gemacht werden ſoll? Warum hat er nicht erſt tiefere Blicke ins Reich der Natur geworfen? Warum ſind alle ſeine Betrachtungen ſo einförmig, ſo kalt, ſo unbeſtimmt? Manche ſind uns befremdlich vor- [222] gekommen. Z. B. die vom 22. Jenner Pflicht ſich im Winter zu erbauen. Wie kommt dieſe Pflicht zum Winter? Eigentlich will freylich der Verf. nur von den Gelegenheiten reden, die der Winter zur Erbauung giebt; Aber wie zwingt er dieſe Erbauung herein? „Du ſieheſt, ſagt er, wie vergänglich der Schnee iſt, wie leicht das Eis ſchmilzt, wie kurz die Tage ſind: Kann dieſes nicht alles dich an die Hinfälligkeit des Lebens erinnern? Du ſitzeſt in einem warmen Zimmer, und genießeſt deinen Unterhalt; Sollteſt du nicht dabey an deine arme Brüder zurück denken, welche weder Holz, noch Kleidung, noch Brod haben? Du bemerkeſt den kurzen Zwiſchenraum zwiſchen Tag und Nacht; ſollte dir dieſes nicht zur Ermunterung dienen, die Kürze deines Lebens zu bedenken, und jede Stunde wohl auszukaufen? Du ſieheſt, mit welcher Unvorſichtigkeit ſich viele dem Eis anvertrauen: kann dir dieſes nicht die Unbedachtſamkeit der Menſchen abbilden, welche ſich dem Genuß der Lüſte dieſes Lebens überlaſſen.“ Wahrhaftig, wenn man ſo glücklich iſt ſich mit Empfindung ſolcher Gelegenheiten zur Erbauung zu Nutze zu machen; ſo wird es einem nie daran fehlen. Aber wie oft wird uns hier nicht die kalte Einbildungskraft für Empfindung verkauft? Wir glauben, daß die Erbauung nichts ſey, als eine neue Belebung der Begierde nach wahrer Vollkommenheit, und dieſe vortrefliche Wirkung iſt keine Folge ſolcher Tändeleyen; am wenigſten richtet ſie ſich nach dem Datum. Dieſe almanachsmäſſige Erbauung nützt ſelten mehr als die Prophezeyung der Witterung. Man lieſt Sonnenſchein und fühlt Regen. Sie macht dabey das Chriſtenthum zu einer Art von Puppenſpiel, und hat ſelten Einfluß auf das Herz. Wann werden doch einmal unſre fromme Männer mit Geiſt und Stärke

fromm zu ſeyn lernen! Wann werden ſie begreifen lernen, [223] daß wir Gott im Geiſt und in der Wahrheit, nicht mit dem Gaukelſpiel einer leeren Phantaſie dienen ſollen? Die elenden Verſchen, die der Verfaſſer einmiſcht, ſind eines ſolchen Schatzkäſtchens werth!

Leipzig.

Die Apotheke, eine komiſche Oper, in zwey Aufzügen. In der Dykiſchen Buchhandlung, 1772. 6 Bogen.

Der Apotheker Enoch hat eine Tochter Krönchen und eine Nichte Fiekchen. Indeſſen daß der Vater ausgegangen iſt, einem Dechanten wegen zu viel genoßner Auſtern ein Clyſtier zu ſetzen, kommt der Advocat Reiger ins Haus, mit der Tochter zu charmiren. Krönchen kann ihn auch wohl leiden. Der Vater aber hat andre Abſichten, und meynt ſie ſoll den Medikus Herrn Vincent heyrathen. Er findet, ehe er ins Haus tritt, Reigers Hund vor der Thüre, der zu ſeiner Hündinn will. Er weißt ihn mit dem Stock ab, und voller Bosheit über den Hund, empfängt er den Herrn nicht viel beſſer, der nicht entwiſchen konnte, weil ihm der Fuß eingeſchlafen war. Nun deklarirt Enoch, daß Krönchen keinen andern, als einen Mediciner haben ſoll. Darüber fällt das Mädchen in Ohnmacht. Die Leute laufen herbey, und der erſte Aufzug ſchließt ſich mit einem Chor, das dem Parterr die Lehre ſingt, daß man in allen weiblichen Ohnmachten nicht ſo ſchnell um Hülfe zu rufen hat.

Im zweyten Aufzug entdeckt ſich aus den rothen Augen, und dem eiferſüchtigen Schluchzen Fiekchens, daß ſie gerne Herrn Vincent haben möchte. Enoch erwartet die Viſite von Herrn Vincent Vater und Sohn, und läßt ſich deswegen barbieren. Der Barbier iſt nebſt Enoch der beſte Charakter. Der arme [224] Teufel iſt hypochondriſch, und ſingt ganz drollichtes Zeug über dieſe gelehrte Krankheit. Unter dem Barbieren kommt die Viſite, Krönchen will nicht in die Stube, der Proviſor ſchiebt ſie mit Gewalt herein. Kurz und gut ſagt ſie dem jungen Herrn Vincent, daß ſie ſeine ehliche Hälfte unmöglich werden könnte. Der junge Herr Vincent

der ſich auf einem Ball in ein Mädchen verliebt hatte, das er für Enochs Tochter hielt, das aber Fiekchen war, erhohlt ſich wieder von dieſer Erklärung. Er glaubt nunmehr, Enoch habe zwey Töchter. Dieſer betheuert höchlich, daß er nur eine Einzige habe. Indem tritt Fiekchen mit dem Caffe auf. Hier erkennt Herr Vincent das Ideal ſeiner Göttinn. Man erklärt ſich von beyden Seiten. Herr Reiger kommt dazu, und die beyden Mädchen heyrathen nach Wunſch.

Wir bitten noch immer, bey den Scenen des niedrigen Lebens unſre junge Dichter die Natur zu ſtudieren, und ihre Charakter, denn hier auch müſſens Charakter ſeyn, nicht aus der Luft zu greiffen. An Shakeſpear können ſie ſehen, was man aus den Narren und den Clowns machen könne, wenn man Kopf hat. Hier iſt auſſer dem Barbier und dem Apotheker beynahe alles verunglückt, und die Verſe, die Vaudevillen enthalten ſollen, die das Parterr nachſingt, ſind unerträglich ſchlecht. Auch die Dedikation an Herrn Bauſe hätten wir dem Verfaſſer geſchenkt. Sie iſt nichts als ein Geſchwätz.

[225] Nro. XXIX. Den 10. April. 1772.

Göttingen und Gotha.

L. R. de Caradeuc de la Chalotais, Königl. Franzöſiſchen General Procureurs im Parlament von Bretagne, Verſuch über den Kinderunterricht. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede, die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit der Baſedowſchen Erziehungsprojekte betreffend. Bey Dietrich, 1771. 8. 260 S.

Das Buch wird in Deutſchland auf eine andre Art merkwürdig, als es in Frankreich geweſen. Dort ward es von einem Generalprocureur, der das eben nicht ſchreiben durfte, geſchrieben und im Parlamente — — niedergelegt, aufbewahrt, le Procureur General du Roi entré à la Cour les Chambres assemblées, a dit: Messieurs etc. etc. la Cour a decerné acte au Procureur General du Roi, du depôt qu'il fait presentement sur le Bureau d'un

Memoire sur l'Education etc. etc. In Deutſchland wirds die Streitglocke über gewiſſe gute, ziemlich allgemein anerkannte Vorſchläge zu beſſerer Erziehung. Es wird alſo für uns doppelt beträchtlich: das Buch an ſich, und die Würkung, die es in Deutſchland thun ſoll. Das Buch an ſich iſt ſimpel, ſchön und wahrhaftig leſens- und anwendenswerth. [226] Noch kennet der Recenſent, der auch Jahre mit dergleichen Ideen umgegangen, keinen Erziehungsvorſchlag, der ſich ſo ſehr den Menſchenverſtand, die ſchlechte, gute Art, oder höher die Richtigkeit zu denken empfohlen ſeyn ließe: der ſich ſo wenig bey Nebendingen und piis desideriis aufhalte, Einges für uns weithergeholte ausgenommen, was es aber für Frankreich nicht iſt: und hier nun überhaupt macht dieſes Buch gegen Baſedow einen erſchrecklichen Kontraſt, und wo es überhaupt der Leſer ſo innig fühlte: das Ding iſt möglich! wenn nur Hände da wären, es iſt leicht! Von allen dieſen Seiten iſt dem guten Chalotais, deſſen Andenken die ganze Provinz Bretagne noch in ſeinem Elende ſegnend ehret, die beſte Aufnahme zu wünſchen. Jedweder ächte Deutſche wird fühlen: daß auf ſolchem Wege beſſere Menſchen gebildet werden könnten, als durch unſre Kathedral- und Küchenerziehungen: Leute, die die Augen im Kopf, nicht vor der Bruſt, weder im Herzen noch im Gebetbuch tragen. Er wird fühlen, daß, da es hier nur auf Einrichtung und Bücher ankommt, wir in Deutſchland wiſſenſchaftliche Anfangsanweiſungen beſſer hätten, als Frankreich, zur Bildung aber wir leicht, nur mit Wahl und Geſchmack, entlehnen könnten. Er wird finden, daß, wenn dieſer Plan höchſtens das Schwache hat (welcher menſchliche Plan hats nicht!) daß er im Übermaaße politiſche Raiſonneurs bilden könnte, die freylich in Deutſchland faſt noch weniger ihre Welt finden, als in Frankreich, er alſo geläutert, erſetzt, nationaliſirt werden könne und müſſe — — das Chalotais! Aber nun Schlözer zu Chalotais? Es wäre gut, wenn er die vorige Arbeit über ſich genommen und ſeinen Autor nationaliſirt hätte! Deutſche Bücher ſtatt der franzöſiſchen! Deutſche Bedürfniſſe ſtatt franzöſiſcher: (wie ſelbſt der verachtete Gott-

ſchedianer M. Schwabe, mit ſeiner Beaumont gethan). [227] Herr Prof. Schlözer hat das nicht gethan: Seine Anmerkungen zu Chalotais ſind unbeträchtlich, oder, was man ihm noch mehr vergiebt, Anekdoten. Deſto mehr Anmerkungen gegen Baſedow! Eine 92 Seiten lange Vorrede! und allerdings haben Anmerkungen und Vorrede viel Recht. Baſedow hat freylich keinen feſten, formirten Plan weder gehabt, noch jetzo noch. Er hat freylich wenig Materialien, einen ſchlechten Geſchmack und eine Unordnung in alle ſeine Werke gebracht, die kaum ausſtehlich iſt. Baſedow hätte freylich erſt arbeiten, durchdenken, lernen ſollen, ehe er Geld forderte: das hätte ihm auch gleich Anfangs jemand, und jeder wohlhabende Menſchenfreund, der nichts geben wollte, zuruffen können. Aber nun, die Sache blos dabey anfangen? Nur immer die geſammleten Ludwichs beneiden? Von dieſem Nervus rerum gerendarum anfangen und damit endigen? Herr S. thut ſeinem Eindrucke ſelbſt Schaden. Wer ihm materiell in allem Recht giebt, wer es ſelbſt eingeſteht, daß der Elementarſchreiber nicht eben den Beutel des Publikum zu ſeiner Reiſecaſſe, Correſpondenzcaſſe u. ſ. w. machen durfte; der wird immer auch einſehen, daß ihn nicht der geitzige, der eigennützige Baſedow, ſondern nur der warme B. der ſchwache B. der hypochondriſche B. dazu gemacht habe, und alſo mindſtens verzeihen, oder auf ſich ſchmälen, daß er einen ſolchen Mann in Penſion genommen. Überdem hat Herr S. neuer Plan eben ſo viel Schädliches, als B. nur haben kann. Dieſer hat warme, leere, unordentliche Stellen; jener, ſieht man, hat nichts als eine Akademiſche Pädagogik im Kopf: ein Lehrbuch, auf Akademien ſehr gut; aber möge Hr. S. nur leſen, was Bako von dem Schädlichen der Kompendien ſagt, wie ſie heucheln! wie ſie die Wiſſenſchaft, als ein ſcheinbares Ganze, übertleiſtern! wie ſie der wahren Bildung und in- [228] ſonderheit dem Fortgange der Cultur, wenn die Lücken einmal überſtrichen ſind, auf immer ſchaden! Alſo Iliacos intra muros peccatur et extra! Die Herren ſollten ſich vertragen; ſie ſind aber zu entfernt, als daß ſie ſich vertragen könnten.

Drittens hat Herr S. offenbar übertrieben, und dadurch daß er die Sache ins Lächerliche ſpielt, gewinnt er nicht den Leſer. Wer iſt cyniſcher, der B. der eine Lehre vom Urſprunge der Menſchen gut gemeint und ſo edel, als er weiß, den Kindern vorzulegen, oder vielmehr zu entwenden ſucht; oder der S. der hier 7 mal dieſe Worte ausſucht, zuſammenhäuft, abdrucken läßt, um nur den Altonaer Philoſophen als den Diogenes im Faſſe zu brandmalen? In unſerm ſittigen Jahrhundert würkt ſo was freylich bey der Menge; aber deſto mehr verachtet ein edler Mann, der Gründe hat, ſolche illecebras furti, die ihn vielleicht bey den Edlen verächtlicher machen können, als den er verächtlich machen will. Herr S. tadelt an B. die Sucht der Terminologie; und wir kennen keinen reichern Mann an Kunſtworten, ſelbſt in dieſem Buche, als Herr S. Er tadelt an B. den Mangel der Kenntniß an Erziehungsſchriften, und — — wir wollen aus dieſem Buche nicht auguriren. Fürs Publikum iſt dergleichen Friktion guter Köpfe immer nützlich: die Kieſelſteine geben einen Feuerfunken. Aber warum reiben ſich denn eben die Herren, da jeder ſeinen Weg gehen könnte? Herr S. hat eine gewiſſe Ordnung, Präciſion und Nettigkeit in den Ideen: er hat hiſtoriſche und Lehrkänntniſſe. Gut! Er ſollte uns alſo kleine Muſter von Lehrbüchern inſonderheit hiſtoriſche Lehrbücher geben, deren wir noch ſo ſehr benöthigt ſind. Herr B. hat das Alles nicht. Er hat aber eine gewiſſe Wärme, und eine gewiſſe Spekulationsgabe; jene um Gährung, dieſe um Anſchaulichkeit gewiſſer Vorurtheile und Forderniſſe zu machen. Hat er die gemacht, iſt ſein Amt vorbey, [229] und es kommt ein Dritter, der Elementarbuch und Geſchichte von Corſika in einen Tigel wirft, um vielleicht wieder ein gülden Kalb zu machen. Dieſes güldne Kalb aber wird dann wieder Gott! es wird darum getanzet und geſpielet. Wenn das iſt, warum reiben ſich die Herren? liegt Altona und Göttingen ſo nahe beyſammen?

Frankfurt und Leipzig.

Briefe vom Herrn Boyſen an Herrn Gleim. 1ſter und 2ter Theil 1772. 8. 267. S.

Dieſe Briefe enthalten allerley Urtheile und Nachrichten, die von dem Mancherley zeugen, woraus die Litteratur des Herrn B. zuſammengeſetzt iſt. Sogar Rabbiniſche und Arabiſche Gelehrſamkeit dient dem Herrn Verf. zur Unterhaltung mit der Muſe unſers Anakreontiſchen Dichters. Da, wo das Herz ſpricht, erſcheint Hr. B. inſonderheit zu ſeinem Vortheil; denn Beſcheidenheit, Dankbarkeit, und Zuverſicht in das Urtheil ſeines Freundes herrſcht überall. Eine der glücklichſten Begebenheiten ſeines Lebens war wohl dieſe, daß ihn die Vorſehung erſah, ein Beförderer des großen Winkelmanns zu werden. Er traf ihn in einem Wirthshauſe vor Heimersleben als einen dürftigen ſchlechtgekleideten Candidaten an: er erinnerte ſich, ihn in Halle oft auf den öffentlichen Bibliotheken geſehen zu haben, wo er die griechiſche Autoren las, weil ihm die Mittel fehlten, ſie ſich anzuſchaffen. „Mit einer Wehmuth, ſagt Herr B. die mein ganzes Herz durchdrang, entdeckte er ſich mir, und bat mich, ihn nach Seehauſen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geſchrieben hätte, daß ich mit der Vollmacht, einen geſchickten Nachfolger auszuſuchen, wäre verſehen worden.“ Herr B. that es, und mit gutem Erfolge. Allein jedermann glaubte bald in [230] Seehauſen, daß Herr B. mehr für Winkelmann als für die Schule geſorgt hätte. Winkelmanns Schüler verringerten ſich täglich, und der neue Conrektor konnte nicht predigen! Allein, er überſetzte dafür den Herodot, und erklärte ihn mit einer Art von Inſpirationsgabe. Er verlangte weg; allein B. konnte ihn nicht nach Bergen bringen, wie er gerne gewünſcht hätte; Winkelmann nahm ſich alſo vor, ſo lange in Seehauſen zu bleiben, bis er ſich ein kleines Kapital geſammlet hätte, um nach Egypten zu gehen, und bey den Pyramiden die Kunſt der Alten zu ſtudiren. Die Herren Rathmänner in Seehauſen thaten ſich damals gewiß ſehr vieles über die Träumereyen ihres Conrektors zu Gute, und ſie dachten nicht daran, daß das Genie der Weiſſagungen

mancher kurzſichtigen Rathmänner ſpottet, und Dinge zu Stande bringt, deren Unmöglichkeit die Maulwurfspolitik längſt berechnet, und in das Feenreich verwieſen hätte.

Leipzig.

Jo. Henr. Nob. Dom. de Berger Oeconomia iuris, ad usum hodiernum accommodata, editio septima novis accessionibus adaucta studio Caroli Godofredi Winckleri, sumtibus Jo. Fried. Junii 1771. gr. 4. ohne Regiſter und Vorrede, 950. S.

Eine neue Ausgabe eines der ſchätzbarſten Syſteme des Römiſchdeutſchen Rechtes mit aller typographiſchen Schönheit, die es verdienet. Herr Winkler hat eine Gedächtnißrede Joh. Wilhelm Bergers auf ſeinen Bruder, den Verfaſſer des Buches, eine ſciagraphiſche Tabelle, eine Collation der Bergeriſchen Öconomie mit den Pandecten, und viele kurze, nützliche Anmerkungen beygefügt, die aber noch nützlicher ſeyn würden, wenn ſie nicht blos aus neuen Sächſiſchen Verordnungen und Leipziger Facultäts- [231] ausſprüchen genommen wären. Berger müßte nicht allein zum Beſten der Sachſen berichtiget und vermehrt werden!

Paris.

Epitres sur la Vieillesse et sur la Verité suivies de quelques Pieces Fugitives en Vers, et d'une Comedie nouvelle en Prose et en un acte qui a pour titre, le Mariage de Julie par Mr. Saurin de l'Academie françoise, chés la Veuve Duchesne.

Wir wünſchen über das Alter und über die Wahrheit, lieber den Greis von Ferney, deſſen Accente alle weit jügendlicher und ſtärker tönen, als die von den Pariſer Dichterlingen zu hören, die entweder zu Greis oder zu unmündig ſind. Wir haben auf dem ganzen Wege durch dieſes Gedicht nichts angetroffen, das uns weder zur Linken noch zur Rechten im Guten oder im Böſen aufgehalten hätte. Wir glauben, man fängt in Paris ganz und gar an, für die

Ausländer und die Colonien zu arbeiten. Am Ende ſteht ein neuer verunglückter Verſuch, Popes Heloiſa zu paraphraſiren. Die Comödie haben wir angefangen; allein trotz unſers mühſeligen Handwerks, ſchlechte Bücher zu leſen, und der dabey erworbenen oder zu erwerbenden Geduld, nicht durchkommen können.

Kupferſtiche.

Von **Demarteau** ſind uns nach Röthelart folgende ſchöne Blätter zu Geſicht gekommen.

Nro. 263. La France temoigne son Affection à la ville de Liege. in 4. Dieſes Blatt zeigt alles, was Herr Demarteau feines in der Röthelart liefern kann. Frankreich iſt in Frauengeſtalt mit den gewöhn= [232] lichen Emblemen auf einer Wolke, und nimmt die Stadt Lüttich auf, die vor ihr niederkniet. Dieſes Stück ward bey der Gelegenheit verfertigt, da Frankreich gegen Lüttich das Droit d'aubaine aufhob.

Nro. 265. Nach Bouchardon. Ein großer niederſehender Satyrenkopf mit großem Haupthaar, und einem in Bildhauermanier bearbeiteten Bart in groſſen ſich windenden Maſſen.

Nro. 274. Nach Domenichino. Ein lieblicher Frauenkopf, den man vom Rücken ſieht; das Geſicht im Profil in die Höhe gewendet. Das Geſicht iſt ganz im Schatten, und die Haare ſind mit einer Binde umwunden. Ein ſchöner Jungenkopf en Face liegt ihr über den Schultern, und drückt ſich auf ſie an.

Nro. 275. Ein nach Guido gezeichneter großer Kopf, der den größten Charakter enthält; er iſt beynahe ganz im Profil.

Nro. 279. Nach Barbus und Nro. 283. Nach Carl Vanloo. Zwey der treflichſten Frauenköpfe. Der erſtere iſt ein mit Sehnſucht und Liebe in die Höhe ſehendes Geſicht im Profil.

Nro. 284. Nach Bonnet ein Frauenkopf, der Ernſt

und Würde verräth, in die Höhe ſieht, und das Haupthaar fliegend hat.

Nro. 286. Nach einem Basrelief von Bouchardon ein ſchlafender Schnitterknabe mit einer Sichel in der Hand.

[233] Nro. XXX. Den 14. April. 1772.

Leipzig.

Ernſt Chriſtian Weſtphals, der Rechte und Philoſophie Doktor und der erſtern ordentlichen Profeſſor, Verſuch einer ſyſtematiſchen Erläuterung der ſämmtlichen römiſchen Geſetze vom Pfandrechte. In der Weygandiſchen Buchhandlung, 1770. 8. 456. S.

Herr W. wird uns verzeihen, wenn wir ſein Buch nicht mit dem vollen Munde loben, wie andere Journaliſten gethan haben. Wir haben nun einmal ſo unſern eignen Kopf, und ein Menſch, der durch das Präjudiz des Journaliſtenanſehens gefeſſelt wird, kommt uns gerade ſo lächerlich vor, als der Knabe, der ſich von ſeinem Schulmeiſter zur Strafe mit einem Faden Zwirn an den Ofen binden läßt; doch zur Sache.

Das Buch beſteht aus Text und Noten. Der Text iſt eine ſyſtematiſche Abhandlung vom Pfandcontrakt und Pfandrecht. In den Noten werden die Sätze des Textes mit Geſetzen dokumentirt, die der V. wörtlich anführt, auch größtentheils erläutert, ſo daß man die ſämmtlichen Geſetze aus dem corpore juris vom Pfandrecht auch die fugitiven, hier beyſammen findet. Die ſyſtematiſche Abhandlung iſt nicht übel; aber, die Erläuterung der Geſetze nicht [234] ſelten ſehr ſeicht und unzulänglich. Und dieß war kein Wunder! Die litterariſchen Kenntniſſe des Verf. waren, als er das Buch ſchrieb, höchſt eingeſchränkt. Er kannte beynahe keine kritiſche Schriftſteller, als den Cujaz und Anton Faber (welchen letzten er in Parentheſi zu merken, für den Autor der Semestrium hält, ſ. die Einleitung auf dem vierten Blatte.) Als er mit ſeiner Arbeit fertig war, lehrte ihn Hommels corpus juris cum notis variorum, daß es auch noch andere Commentatoren über die Geſetze vom Pfandrecht giebt. Er brachte alſo die Erklärungen, die er hier noch kennen lernte,

zu groſſer Beſchwerlichkeit des Leſers in einen Anhang. Was aber Hommel nicht angeführt hat, kennt auch Herr W. nicht. Beyma der doch über die ſämmtlichen Titel der Pandekte und des Codicis vom Pfandrechte commentirt und ebenfals alle einzelne Geſetze erläutert hat, iſt ihm ein unbekannter Mann. Bey dem L. 8. quibus in causis hätte billig Herr von Lüttichau angeführt werden ſollen. Doch wer kann die Unterlaſſungsſünden unſers Verf. alle zählen? Will man eine Probe von ſeiner Denkart haben, ſo leſe man die erſte Stelle, die uns auffällt, Seite 149. Wann die Frage zu beantworten iſt: Was hat ein Mündel für ein Recht auf eine Sache, die mit ſeinem Gelde erkauft worden iſt? ſo iſt ein Unterſchied zu machen, ob jemand mit dem Gelde, das dem Pflegbefohlnen noch eigen war, gekauft, oder ob der Pupill jemanden Geld zur Erkaufung einer Sache vorgeſtreckt hat. Im erſten Falle hat entweder der Vormund oder ein anderer, der das Geld des Pupillen in Händen hat, etwas damit für ſich erkauft. Hat der Vormund gekauft: ſo kommt dem Pupillen eine ſtillſchweigende privilegirte Hypotheck, auch utilis actio ad vindicandum zu; ſie entſtehe nun aus einem Eigenthum, wie einige wollen, oder unmittelbar aus der Billigkeit, wie an-[235]dere glauben. Hat ein anderer mit des Pupillen Geld etwas für ſich erkauft, ſo muß man billig ein gleiches behaupten. Leihet endlich der Pupill Geld zu Erkaufung einer Sache weg: ſo findet das gemeine Recht ſtatt, er hat keine Legalhypotheck, aber ſein Pfandrecht iſt privilegirt, wenn er ſich ausdrücklich eins geben läßt. So denken wir uns die Sache in ihrer Ordnung. Nun leſe man unſern V. im angeführten Ort, und urtheile! Nur etwas aus dieſer Stelle anzuführen. „Das letztere Geſetz (L. 7. pr. qui pot. in pign.) ſagt er, erklärt man gemeiniglich von dem Fall, da der Ankauf mit des Mündels Gelde nicht von dem Vormunde ſondern von einem dritten geſchehen. Man behauptet, daß auch in dieſem Falle ein Unmündiger eine ſtillſchweigende Hypotheck habe. Der Beweis aber iſt ſehr ſchwach, (Wir dächten nicht.) Wenn die Abſicht des Geſetzes wäre, dem Mündel ein ſtillſchweigendes

Pfandrecht in dieſem Falle zu ertheilen: ſo gehörte es unter den Titel In quibus caus. pign. nicht aber unter den, worunter es ſteht." (ein ſeltſames Argument! Das Pfandrecht von dem wir reden iſt ein ſtillſchweigendes privilegirtes. Warum konnte denn davon nicht im Titel qui potiores in pign. geredet werden?) „Überdem iſt es aus dem 3. Buch der Diſputationen des Ulpians genommen, in welchem nicht von ſtillſchweigenden Hypothecken, ſondern von der Rangordnung der Gläubiger geredet worden. (Aus gleichem Grunde ſchwach!) Auſſerdem iſt auch mit keinem Wort eines dritten Mannes, der die Gelder des Pupillen verwendet hätte, gedacht." Eben darum weil das Geſetz ganz allgemein ſagt: si nummis pupillorum res comparata, ſo kann man keinen Unterſchied machen, ob der Vormund oder ein anderer die Gelder des Mündels verwendet hat. Wir müſſen aus Mangel des Raums [236] abbrechen. Kurz, Reichthum an Begriffen hat unſer Autor, aber ſie ſind oft nicht tief eindringend, nicht gründlich genug. Und lucidus ordo? Nun, man leſe das Buch und fühle ſich an die Stirne!

Bamberg und Würzburg.

Die Wolken. Eine Comödie aus dem Griechiſchen des Ariſtophanes, überſetzt, und mit einer Zugabe von Ariſtophaniſchen Briefen begleitet von J. J. Herwich. 8. 173 S.

Von einem Überſetzer des Ariſtophans kann man nicht mit einem kritiſchen Geitz jede Sylbe ſeines Originals wiederfordern, aber den Geiſt des Dichters muß er wenigſtens durchgehends herrſchen laſſen. In dieſer Überſetzung iſt zwar dieſer Geiſt nicht ganz verraucht, allein wenn man auch die Wortſpiele und das Pasquillantiſche Salz, das der erſten Comödie eigen war, abrechnet, ſo bleiben doch noch auf allen Blättern Stellen genug zurück, in welchen wir, die vielleicht unnachahmliche Leichtigkeit des griechiſchen Dialogs, die Stärke, das Comiſche, kurz die ganze griechiſche Rotundität vermiſſen. Der Sinn iſt zwar größtentheils getroffen; doch finden wir ihn auch manchmal, wo nicht verdreht, wenigſtens lange nicht

beſtimmt genug ausgedruckt. So heiſt z. B. 145. *τους αὐτης ποδας.* ſo viel, als nach Flohſchuen gemeſſen. So wie Hr. H. überſetzt, kann man die Auflöſung des lächerlichen Problems nicht verſtehen. Das *παιπαλη* würden wir des Wortſpiels wegen weis überſetzt haben. v. 325. *παρα την εἰσοδον.* heiſt nicht, itzt ſind ſie herunter. *τερατωδες.* heiſt wunderbar, nicht bezaubernd, v. 368. *τις ὑει.* nicht wer regnet; ſondern wer läßt regnen. *τον αὐτου νεων βαλλει;* kann nicht überſetzt werden, [237] Jupiter ſchleudert; weil Sokrates ja den Jupiter leugnet. *γυμνος* heiſt auch nicht nackend, ſondern ohne Oberrock; komiſch etwa, im bloßen Wams. Wir haben noch viele Stellen mehr angeſtrichen, die wir aber hier unſrer Gränzen wegen nicht anführen können. Den Ausdruck, armer Teufel, der etlichemal vorkommt, wollen wir nicht rügen, weil dieſes blos eine Ausrufungsformel iſt, die nichts bedeutet; wie aber Ariſtophanes von Stoiſchen Mienen reden konnte, ſehen wir nicht ein. Dieſe Überſetzung ſoll übrigens nur ein Verſuch ſeyn und die übrigen Stücke des Ariſtophans ſollen nachfolgen. Wir erwarten ſie mit Begierde; denn nur nach öftern Verſuchen kann eine ſolche Arbeit, wenn ſie doch einmal unternommen werden ſoll, vollkommen werden; Aber iſt, wie wir nicht entſcheiden wollen, eine Überſetzung des ganzen Ariſtophans möglich und anzurathen; und will Hr. H. dabey glücklich in ſeinen Bemühungen ſeyn, ſo rathen wir ihm, die Klotziſchen Homeriſchen Briefe und die Clodiuſiſchen Alltagsbetrachtungen über die Griechen, die auſſer ihm noch niemand als Hauptbücher angeſehn hat, ganz zu vergeſſen, und vielmehr die Stelle der kritiſchen Wälder die er S. 15. ſeiner Vorrede anführt, aber ſehr ſchief commentirt, recht zu ſtudieren: Sie ſagt mehr als Clodius und Klotz jemal fühlen konnten. Vertheidigungen des Ariſtophans, dergleichen die Vorrede enthält, erwarten wir nicht. Man nehme doch die Alten und die Neuen wie ſie ſind. Das Vertheidigen iſt ſo advocatenmäßig; und der beſte Advocat denkt vornehmlich an ſeinen Clienten, und nur bey-

läufig an die Wahrheit. Wir wünſchen lieber, daß Hr. H. uns das Genie des Ariſtophans ſchilderte; eines Manns, der mit dem feinſten Witz und der luſtigſten Laune, das ſtärkſte Gefühl der wahren Größe und des Patriotiſmus verbande, der alles ſagen konnte, was er fühlte, und [238] der vielleicht den ſinkenden Staat wieder zu ſeiner alten Größe erhoben haben würde, wenn nicht die Satyre eben dadurch den Haß gegen das Laſter ſchwächte, weil ſie lachen macht, wo man verabſcheuen ſollte. Findet Herr H. dieſen Fingerzeig treffend, ſo bitten wir ihn, ihm in den Ariſtophaniſchen Briefen, die auf dem Titel nur verſprochen, aber noch nicht geliefert worden ſind, zu folgen. Sollen uns in denſelben wichtige kritiſche Unterſuchungen geſchenkt werden, ſo werden wir ſie mit Dank annehmen; aber wir möchten uns doch wohl alle Betrachtungen über die eckelhaften drey Einheiten verbitten, an die uns die Anmerkung S. 77. erinnert; wie wir dann überhaupt hoffen, daß die Ariſtophaniſchen Briefe keine Ähnlichkeit mit den Anmerkungen haben werden, die bey dieſer Überſetzung ſtehn. Noch erinnern wir, daß verſchiedene ausſchweifende Stellen, die ſich nur griechiſch leſen laſſen, in dieſem Stück theils verſteckt, theils übergangen worden ſind. Wir ſehen nicht, wie der Herr Überſetzer mit einer ſo jungfräulichen Miene, die wir übrigens ſehr billigen, bey den übrigen Stücken dieſes Komikers zurecht kommen wird, und wir beſorgen, daß wir entweder einen ganz verſtümmelten Ariſtophan zu erwarten haben, oder daß er immer, wenigſtens unſern Schönen, die nicht ſo viel Muth haben als Frau Dacier, deren Lieblings Dichter er war, ein verſchloßnes Buch bleiben muß.

Paris.

Voiage autour du monde par la fregate du Roi la Boudeuse et la flute L'Etoile, en 1766. 1767. 1768. 1769. Par Mr. de Bougainville, 4. 1771.

Die eigentliche Beſtimmung dieſer 2 Fregatten beſtund darin, den Spaniern die Colonie, welche die Franzoſen auf den Maloniniſchen Inſeln im Jahr [239] 1764. geſtiftet

hatten, und welche die Krone Spanien zurückforderte, wieder zu übergeben. Dieſe Reiſen enthalten die nützlichſten Bemerkungen über die Lage der Örter, die Abänderung und Neigung der Magnetnadel, über die Fehler der geographiſchen Charten, und die damit nothwendig vorzunehmenden Verbeſſerungen. Der Verf. beſtimmt aufs neue den Urſprung des Paraguey, oder Rio de la Plata, die Lage von Buenos Aires, von Montevideo, hält ſich aber hauptſächlich bey den Maloniniſchen Inſeln auf. Er beſchäftigt ſich hier lange mit der Naturhiſtorie dieſer Inſeln, beſchreibt eine Art von Gummibaum, der in Europa noch ganz unbekannt iſt, und deſſen Harz vor leichte Verwundungen ungemein heilſam ſeyn ſoll; eine Art von Schwanen mit ſchwarzem Halſe, eine unbekannte Art von Pongonie u. ſ. w. Der Verf. war ein Augenzeuge von der Vertreibung der Jeſuiten aus Montevideo. Von den Indianern, die unter der Regierung dieſer Geſellſchaft ſtanden, ſagt der Verf. „Sie hatten kein Eigenthum und waren einer ſolchen Gleichförmigkeit im Arbeiten und Ruhen unterworfen, daß ihnen das Leben dadurch zur Laſt wurde. Sie giengen ohne die geringſte Betrübniß aus der Welt, und ſtarben ohne gelebt zu haben. Wenn ſie krank wurden, ſo geſchah es ſelten, daß ſie wieder vom Lager aufſtanden, und wenn man ſie fragte, ob ſie ungern ſtürben, ſo antworteten ſie, Nein, und zwar mit einer Miene, die zeigte, daß ſie aufrichtig ſprachen.“ Man ſieht aus dieſen Umſtänden, wie freudig die Indianer die Spanier aufnahmen, da ſie in die Colonie einrückten, um ihr Gefängniß zu erbrechen. Von den Patagonen verſichert der Verf. daß er nie einen über 5 Fuß 9 bis 10 Zoll geſehen habe. Allein das, was ſie zu Rieſen macht, iſt die ungemeine Breite ihrer Schultern und Lenden, ihr großer Kopf und [240] ihre ſtarke Glieder. In dem Südmeer hat er eine Nation von größerer Statur angetroffen als die Patagonen. Von der Magellaniſchen Meerenge und dem Cap-Rond macht er eine fürchterliche Beſchreibung. Die Gebürge ſind mit einem Schnee von blauer Farbe bedeckt, der ſo alt iſt als die Welt. Der Recenſent

erinnert ſich in Faucigny auf den ſogenannten Montagnes Maudites eben auch Schnee von verſchiednen Farben geſehen zu haben. Zwiſchen dem Cap-Rond und dem Cap-Forward hat der Verf. ein Vorgebürg entdeckt, das 150. Fuß über das Meer erhoben war, und aus Horizontalen Lagen petrificirter Muſcheln beſtand. Im Ganzen iſt dieſes Buch eins der merkwürdigſten ſeiner Art, und es verdient vor vielen ſeines Gleichen nächſtens durch eine Überſetzung bey uns bekannter zu werden.

Kupferſtiche.

Les douceurs de l'Eté von **Moitte** nach **Boucher** in einem ovalklein Folio. Die ſchönſte Boucherſche Figur, die nackend da ſitzt wie ſie aus dem Bade kommt, und ſich von der Aufwärterinn abtrocknen läßt. Auf einem Piedeſtall ſieht man zween Jungen, die mit einem Ziegenbock ſpielen. Die Ausſicht iſt ganz mit Geſträuch geſchloſſen.

Le Fanal exhaussé. Eins der treflichſten Blätter **Vernets** von **Willem Byrne** geſtochen. Sechs der ſchönſten Vernetſchen Figuren ziehen eine Schaluppe mit allen Kräften ans Land. Das Meer iſt in voller Bewegung, und man ſieht aus der Angſt der am Ufer ſtehenden Perſonen, und einem Schiffe, das in Gefahr iſt, wie nothwendig die Errichtung des Leuchtthurms war, von dem das Blatt den Namen führt. Das linke Ufer, wo er auf einer Anhöhe ſteht, iſt mit den ſchönſten Ruinen bedeckt.

[241] Nro. XXXI. Den 17. April. 1772.

Magdeburg und Frankfurt an der Oder.

Der Deutſche, 1ſter 2ter und 3ter Theil. Bey dem Commercienrath Hechtel, 1771. 8. 720. S.

Dieſe Wochenſchrift unterſcheidet ſich von den gewöhnlichen ſehr zu ihrem Vortheil, durch die Wahl der Materien, durch den männlichen Vortrag und den Geiſt des Patriotiſmus, der den Verfaſſer nie verläßt. Vermuthlich hat er gefühlt, wie traurig es ſey, wenn man mit Achtung für ſich und das Publikum ſchreibt, und nicht allzeit Muſe genug übrig hat,

zu geſetzten Zeiten, wo die wöchentlichen Blätter erſcheinen ſollen, ſeine Materien auszuarbeiten. Die Ausgabe der einzeln Stücke iſt alſo im September ſchon mit dem 37ſten Stück unterbrochen worden und der Verleger verſpricht die übrigen zu Anfang dieſes Jahrs ſeinen Leſern auf einmal zu liefern. Er ſagt ſeinen lieben Landsleuten recht deutſche Wahrheiten. Er glaubt, es fehle uns an Nationalſtolz und an Neigung zum Vaterländiſchen; wir ſeyen zu ſehr in das Ausländiſche verliebt. Dann handelt er von dem Glauben der alten Deutſchen in Anſehung ihrer Herkunft; beſchreibt ihre Wohnplätze, Häuſer und unterirrdiſche Wohnungen; ihre Kleidung; die Sorgfalt, die ſie auf ihre Haare wendeten, und die Einfalt ihrer Speiſen. Er widerlegt [242] den Irrthum, daß ſie Menſchenfreſſer geweſen wären, und ſich von rohem Fleiſch genährt hätten. Dabey führt er die Damen in die altdeutſche Küche zum Gerſtenbrey. Er berührt ihren Glauben an eine Gottheit, die ſie für zu groß hielten, als daß man ſie in Tempel einſchließen könne, und die ſie deswegen in Haynen verehrten; er handelt von ihren Opfern, Gottheiten und Prieſtern; den Ordalien, der Kinder Probe, und dem Paradies der Deutſchen, Valhalla. Der Verfaſſer bemerkt, daß ſich unſre Väter ſpät verheuratheten, und die Ehe ſehr heilig hielten. Der Ehebruch war ſehr ſelten, und wurde ſehr hart beſtraft. Sie hatten kein Geld: Die Braut brachte nicht dem Bräutigam, ſondern er der Braut eine Morgengabe, und dieſe beſtand in einem aufgezäumten Roß, etlichen zuſammengeſpannten Ochſen, einem Schild, Schwerdt und Lanze. Unſre Väter theilten ſich in Gelehrte, Edelleute, Freye vom bürgerlichen und Baurenſtande, und in Knechte. Die Druiden waren würklich der erſte Stand, und giengen den Edlen vor, weil man ſie von Gott begeiſtert, und ihm angehörig glaubte. Selbſt der König, wenn er vollkommne Gewalt über Leben und Tod haben wollte, mußte Prieſter oder Druide zugleich ſeyn. Die zweyte Art von Gelehrten waren die Barden, oder, wie ſie in der Nordiſchen Mundart genannt wurden, Skalden. Dieſe waren die Dichter, Tonkünſtler und Geſchichtſchreiber der Nation. Sie begleiteten das Heer zur

Schlacht, und goſſen durch ihre Geſänge Muth und Tapferkeit in die Seelen der Streitenden. Die Druiden ſtanden unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte, von dem vermuthlich auch die Barden mögen abgehängt haben. Der Stand, welcher an Anſehen zu nächſt an die Gelehrten gränzte, war der Adel. Der Urſprung der Edlen ſcheint beynahe ſo alt zu ſeyn als Deutſchland ſelbſt Der König war nichts als die erſte Magiſtratsperſon, und war ganz [243] in ſeinen Entſcheidungen von der Meynung der Verſammlung abhängig. Die Knechte brauchte man nicht zur Aufwartung und häuslichen Geſchäften; ſie waren Leibeigene, und wenn ſie ihren Herrn die vorgeſchriebene Zahl von Kleidungsſtücken und Vieh, nebſt einer beſtimmten Menge Getraides geliefert hatten, ſo waren ihre Pflichten erfüllt. Unſre Vorfahren handelten in der Erziehungsmethode etwas anders, als ihre Nachkömmlinge. Alle ihre Tugenden waren beynahe Leibesübungen, und ſie glaubten, eine ſtarke Seele wohne in einem ſtarken Körper. Wir gehen näher zum Ziele, und brauchen nur wenige Bücher, um leben und handeln zu lernen. Ferner kommen noch ſehr angenehme Nachrichten, von dem Gott der Beredtſamkeit, Braga und ſeinem Weibe Iduna vor, von den Barden, den Minniſingern. Die Obergottheiten beſchäftigten ſich überhaupt damit, die Welt zu regieren. Sie trugen aber das Detail der Geſchäfte gewiſſen Untergottheiten oder Engeln auf, die man Landvattir nennte. Dieſe nun hatten wieder ihren Chef, der Landäs hieße. Die Elfen, Dyſen und Valkirier waren eine Art von guten und böſen Genien, und die Nornen ihre Parcen. Dieſe Nachrichten können genug ſeyn, um unſern Leſern dieſe nützliche Schrift ihrem Inhalt nach bekannt zu machen. Wir hätten gewünſcht, daß man nicht immer das Sittengemälde unſrer Vorfahren zum Text gebraucht hätte, um eine ſcharfe Epanorthoſe an ihre Nachkommen anzubringen. Wäre es philoſophiſcher behandelt, und nicht ſo ſtückweiſe nach jeder Tugendrubrick zerriſſen worden, ſo wäre es ungleich intereſſanter. Es wäre alsdann eine merkwürdige Beylage zur Geſchichte der

Menſchheit. Wir ſehen, daß alle Züge, die Tacitus niedergeſchrieben, noch heut zu Tage auf alle Völker, die in gleichem Grade der Cultur ſtehen, angewendet werden können, und ſeine Nachrichten [244] bedürften nicht mehr erkünſtelte Commentarios, ſondern nur Fakta unſerer neuen Reiſebeſchreiber zur Beſtätigung. Denn wir fürchten, der wahre Philoſoph wird noch lange anſtehen, ehe er entſcheidet, dieß war Deutſch, und nicht allen Wilden gemein. Auch hätte der Verfaſſer die Mühe nicht nöthig gehabt alsdann das zu entſchuldigen, was in dem Grad der Verfeinerung, worin die alten Deutſchen ſtunden, eine nothwendige Folge ihrer Situation war; er würde empfunden haben, daß mit gewiſſen ſogenannten Tugenden wieder etwas parallel lauft, das wir nothwendige Laſter nennen möchten; und daß in der Moraliſchen, wie in der Phyſiſchen Welt, nie Gift ohne Gegengift fortſchreitet. Auch die Deklamationsſprache iſt uns zuweilen läſtig geworden, ſo wie wir bemerkt haben, daß aus gewiſſen Faktis nicht immer die Folgen gezogen waren, die aus einem Crayonſtrich des Tacitus ein ausgeführtes Gemälde gebildet hätten. Daß der Verf. Herr Kretſchmann, dem wir ſehr viel lyriſches Talent zu erkennen, unſern Barden nennt, und ihn an die Seite Klopſtocks ſetzt, dieſes mag wohl ein Erratum der Freundſchaft ſeyn, und wir müſſen eingeſtehen, daß wir in unſern Gegenden, noch nicht erleuchtet genug ſind, um ſo weit zu ſehen.

Caſſel.

Carl Philipp Kopps, Fürſtlich Heſſen-Caſſeliſchen Oberappellationsgerichtsraths, ausführliche Nachricht von der älteren und neueren Verfaſſung der geiſtlichen und Civilgerichte in den Fürſtl. Heſſen-Caſſeliſchen Landen. Erſter oder hiſtoriſcher Theil. Im Verlag bey Johann Jacob Cramer, 1769. 4. 4½ Alph. Anderer oder praktiſcher Theil. Ebendaſelbſt 1771. 4. 2½ Alph.

Ein claſſiſches Werk, das einen wahren Kenner der vaterländiſchen Rechte ankündigt; einen Mann, [245] der nicht gleich manchen, si dis placet! herrlichen Germaniſten, aus Hert, Senkenberg, Grupen, Dreyer, Olenſchlager,

wie die Apotheker eine Mixtur aus Gläſern und Büchſen, ſein Buch zuſammen geſchüttet hat; einen Mann, der aus den Quellen, den ehrwürdigen deutſchen Rechtsbüchern, aus der Geſchichte, aus Urkunden geſchöpft hat; der Forſcher und Denker iſt, der mit ſeiner Beleſenheit den Leſer unterrichtet und unterhält, ihn nicht ermüdet und zerſtreut, ihm nicht den Wunſch auspreßt: O daß doch der Mann nicht ſo gelehrt ſeyn möchte! Man wird in einer gelehrten Zeitung weiter nichts als eine kurze Anzeige des Inhalts erwarten. Der erſte Band beſteht aus 4 Stücken. Das erſte enthält eine Geſchichte des Heſſiſchen Landrechts in den mittleren Zeiten. Heſſen war in zwey pagos, den Sächſiſchen und Fränkiſchen eingetheilt; im erſten galt Sächſiſches, im letzten Kayſerrecht und Schwabenſpiegel. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wurde das römiſche Recht in den heſſiſchen weltlichen Gerichten eingeführt. Das zweyte Stück handelt von der Gerichtsbarkeit der Biſchöffe in weltlichen Sachen und ihren weltlichen Gerichten; von deren Jurisdiktion in geiſtlichen Sachen; von den Sandgerichten, den Eingriffen der geiſtlichen Gerichte in die weltliche Gerichtsbarkeit der Stände. Überall wird die Beſchaffenheit dieſer Dinge beſonders in der Maynziſchen Diöces, und am Ende die Verfaſſung der geiſtlichen Gerichte in Heſſen gezeigt. Drittes Stück von den Grafſchaften und Centen in Heſſen, den Landgerichten und der Landgräflichen oberſten Gerichtbarkeit; von den Centgerichten, Stadtgerichten, Oberhöfen, von einigen Particulargerichten; von den Friedensgerichten, Gaſtgerichten. Viertes Stück von den Proceſſen in den alten Heſſiſchen Gerichten. Den Beſchluß dieſes Bandes macht ein Anhang von wichtigen und inſtruktiven [246] noch ungedruckten Documenten. Der zweyte Band zeigt die jetzige Verfaſſung der Heſſiſchen Gerichte. Man ſuche hier keine Compilation aus Brunnemann, Stryk, Ludovici ꝛc. mit Heſſiſchen Verordnungen verbrämt. Nur allein die Heſſiſchen Geſetze über den Proceß ſind epitomirt, digerirt und in ein Syſtem gebracht. Die Verſchiedenheit des gerichtlichen Verfahrens bey den Untergerichten, Regierungen,

geiſtlichen Conſiſtorien und dem Oberappellationsgericht macht, daß dieſer Theil in 4 Bücher zerfällt — — Möchten doch mehrere Patrioten durch dieſes Beyſpiel gereizt, die Gerichtsverfaſſung ihres Vaterlandes ſo vortreflich als Herr Kopp des ſeinigen beſchreiben!

Preßburg.

Neue Schauſpiele aufgeführt in den Kayſerl. Königl. Theatern zu Wien. Erſter Band, 8. 1 Alph. 2 Bog.

Dieſe Sammlung enthält fünf Drame, oder Schauſpiele, oder Luſtſpiele, oder Trauerſpiele — — die Verf. wiſſen ſo wenig als wir, was ſie daraus machen ſollen, aus der Wiener Manufaktur. In allen hat tragikomiſche Tugend, Grosmuth und Zärtlichkeit ſo viel zu ſchwatzen, daß der geſunde Menſchenverſtand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier iſt der Inhalt der Stücke; denn wir wollen ſie nicht umſonſt geleſen haben. Die Kriegsgefangnen: wenn nicht die Veſtung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangnen übergegangen wäre; ſo hätte ein entlaufner Feldwebel einen Haufen ſehr moraliſch ſententiöſer Leute, wider ſeinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit, an den Galgen gebracht. Gräfin Tarnow: Zwey entſetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar gewor-[247]den, wenn nicht durch eine gewiſſe Excellenz ein Wunder geſchehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalſchaubühne erhört worden ſind. Schade, daß die Exzellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, ſie wäre ſonſt am Ende der Welt geweſen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hanchen. Ein Herzog, ein Graf und ein Cammerdiener reißen ſich um ein Mädchen. Der Cammerdiener wird vom Herzog erſtochen; Der Herzog, der dazu ſchon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Oncle iſt, doch ohne es zu wiſſen, verſteht ſich wegen des decorum, der Herzog läſt ſich unter einem falſchen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hundert tauſend

Dinge gehindert die Decke zu beſchreiten; und da alſo das Mädchen nach deutſchen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt; ſo heurathet ſie den Grafen; Man ſchießt, ſticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, ſpricht Sentenzen, verſöhnt ſich und, wie am Schluß verſichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder geſcheid.

Der Tuchmacher von London. Einen Augenblick ſpäter und Lord Falkland, und Vilſon lagen in der Themſe; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Henrich, Betſi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieſer Sammlung ſoll nächſtens der zweyte Theil nachfolgen; denn ſeit dem Thalia und Melpomene durch [illegible]ittelung einer franzöſiſchen Kuplerinn mit dem Nonſenſe [illegible]t treiben, hat ſich ihr Geſchlecht vermehrt wie die Fröſche!

[248] Amſterdam.

[illegible]ales belgiques, 1772. 12.

Unter dieſem Titel kommt in Amſterdam ein Journal [illegible]raus, welches eine gute Portion monatliches Futter, für alle leſende und redende Geſchöpfe, vom Zeitungspolitiker an, bis zum Algebraiſten, aus allen Theilen der Welt zuſammen trägt. Hier und da werden Raiſonnements eingemiſcht, die bisweilen ein wenig voreilig ſcheinen mögen, aber deswegen ſind es auch Zeitungsraiſonnements. Oft finden wir ſie gegründet, wie z. B. die über den Schaden der allzu großen Anzahl der milden Stiftungen S. 75. u. d. g. Nachrichten aus der Welt; aus den Akademien, von Preisfragen, von Erfindungen; kurz

> Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
> Gaudia, discursus, parvi est farrago libelli.

Der Verleger dieſer Blätter nimmt jährlich Subſcription zu 4 fl. Poſtfrey bis hierher an.

Kupferstiche.

Recréation de la Table von **Jordans**, und von **Motte** gestochen. Ein Alter singt mit der Brille, ein junger Kerl spielt auf dem Dudelsack, verschiedene Kinder auf Pfeiffen, eine Frau singt nach Noten. Das Trinkgeschirr auf der Tafel ist sehr gut gearbeitet, und überhaupt alles weit angenehmer und liebreicher behandelt, als in dem Roi de la feve. 6. Livres.

[249] Nro. XXXII. Den 20. April. 1772.

Frankfurt am Mayn.

Kleiner Versuch über die Wunder nach Huttewillischem, Bonnetischem und Hollmännischem Leitfaden, nebst einigen Zusätzen über die Mendelsonischen und Kölbelischen Religionsstreitigkeiten von J. B. Kölbele, 1772. 8. 285. S.

Herr Abt Jerusalem erinnerte den Hrn. Verf. er sollte der Bonnetischen Palingenesie genauer nachdenken. So wie es nun Leute giebt, welche nicht denken können, ohne zu reden, so giebt es auch viele, die es nicht können ohne zu schreiben, Herr K. schrieb also von den Wundern! Er widerlegt die Huttewillische und Bonnetische Hypothesen; und erklärt sich für die Hollmännische Meinung. Seiner Widerlegung geben wir Beyfall: Wir würden aber einen andern Weg genommen und blos allein gezeigt haben, daß der Einwurf von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze, dem diese Philosophen durch ihre Hypothesen entgehen wollen, kein Einwurf sey; weil wir weder die Beschaffenheit der Naturgesetze kennen, noch im Stande sind zu sagen, was Gott thun kann oder nicht. Der Herr Verf. folgt aber diesen beyden Philosophen Schritt vor Schritt, und vergißt die Sache im Ganzen einleuchtend zu ma= [250] chen; auch thut er ihnen Unrecht, wenn er denkt, sie wollten die Wunder so erklären wie sie sind; sie wollen, wie wir der Billigkeit nach glauben, nur gegen die, die ihre Möglichkeit leugnen, zeigen, wie sie möglich sind. Die Hollmännische Meyn= ung von den Wundern thut uns nicht Genüge, und die

beyden Charakter derſelben ſind viel zu unſicher. Der Schluß von den Wundern auf die Lehre, und von dieſer auf jene, bleibt immer ein Zirkel; weil eine alte Lehre kein Wunder braucht, und eine neue den Anhängern der alten immer falſch ſcheint. Wir glauben überhaupt, man ſollte mehr die hiſtoriſche Wahrheit der Wunder unterſuchen; die philoſophiſche Unterſuchung von ihrer Möglichkeit würde bey wahren Philoſophen, die gewiß nicht leicht etwas für unmöglich halten, bald berichtigt ſeyn. Hätte man dieſem Gedanken gefolgt, ſo würden wir mit vielen Schriften dieſer Art, und auch mit dieſer vorliegenden verſchont worden ſeyn; wäre aber dieſe nicht heraus gekommen ſo würde vielleicht, zu des Hrn. Verf. Ehre auch der unglückliche Zuſatz weg geblieben ſeyn, den er ihr anhängt, und welcher auf eine ſolche Art eingeleitet wird, daß ſelbſt alle Gönner und Freunde des Herrn Verfaſſers, die er dem Publikum ſo ſorgfältig vorrechnet, einen Abſcheu davor haben müſſen. Das wunderbare Gemiſch von algebraiſchen und aſcetiſchen Blühmchen; die fliegenden Feuerpfeile und den labenden Sturmwind; S. 99. und 180. die unanſtändigen hundertmal wiederholten Ausfälle auf alle die Journaliſten, die den Herrn Verf. nicht loben; den Ton, den er annimmt, kurz ſeine ganze Autorſchaft würden wir, die wir den körperlichen Zuſtand des Hrn. D. K. in der Nähe zu ſehen Gelegenheit haben, gern auf Rechnung der Hypochondrie und einer ſiechen Seele geſetzt haben; ſo gar den lächerlichen Stolz, womit er der Mendelſoniſchen und Kölbeliſchen Re- [251] ligionsſtreitigkeiten gedenkt, da doch kein Streit zwiſchen dieſen beyden ſo unendlich verſchiedenen Männern iſt, als der, daß dieſer mit Gewalt ſtreiten will, und jener nicht. Dieſes und das Feldgeſchrey, womit Hr. K. alle Ketzermacher zum Streit auffordert, ſelbſt den unartigen Grimm, worinnen er die ſanftmüthigen und vernünftigen Lehrer des Evangelii, die nur lehren nicht fechten wollen, todte Hunde nennt; alles dieſes würden wir der Hypochondrie zu gefallen gern überſehen haben; aber keine Hypochondrie in der Welt, ſelbſt nicht der brauſendſte Religionshaß, konnte einen billig denkenden

vernünftigen Mann verleiten oder berechtigen, die Ehrfurcht, die das denkende Publikum dem rechtschaffnen Israeliten Mendelssohn weihet, für die Frucht eines niederträchtigen Gewerbs so offenbar fälschlich und hämisch auszuschreyen. Nur ein Mann, bey dem der Religionshaß und die Disputirsucht Leidenschaft geworden ist, konnte schreiben: „Gemeine Journalisten können leichtlich den Juden schuldig seyn; von reichen Juden Geschenke nehmen, bey reichen Juden schmarutzen, auch durch der Juden Vorschub ein kleines Ämtchen suchen. Kein Wunder! wenn sie Mendelssonen Altäre bauen, u. s. w." Denkt der H. K. so ganz unmenschlich, daß er gegen einen großen Theil der Menschen darum keine Pflichten zu haben glaubt, weil sie Juden sind? Liest er so ganz ohne Gefühl, ist er so ganz ausgestopft von Vorurtheilen, daß er den Beyfall, den die Mendelsonischen Werke bey allen Vernünftigen erhalten haben, wo anders suchen kann, als in ihrem innern Werth? Warlich, wenn Mendelssohn alle Schätze, über die er gebieten kann, anwenden wollte, seine Schriften verschreyen zu lassen; er würde es eben so wenig können, als er damit den Kölbelischen mehr als ein ephemerisches Lob erkaufen könnte. Wenn Hr. K. den [252] Mann, der ihn mit nichts beleidigte, als mit der Gelassenheit, mit welcher er seinen Zudringlichkeiten ausweicht, der Wahrheit aufrichtig sucht, der die Religion seiner Väter nicht ohne Überzeugung verlassen will; und dessen Charakter eben so rein als sein Lebenswandel untadelhaft ist; wenn er den noch immer mit gröbern Beleidigungen anfallen will, als diejenigen waren, die er vorher ausstieß, und die das orthodoxeste Publikum nicht billigen kann, so darf er sich nicht wundern, daß er, auch da, wo er die Wahrheit sagt, nichts Gutes stiftet, und daß jeder Leser von Gefühl denen beystimmt, die ihn geiseln. Wenn Hr. K. gegen die Kritik so unempfindlich ist, als er, trotz den unaufhörlichen Seitenblicken auf die Journale, uns glauben machen will; so sey er doch wenigstens empfindlich gegen wahres Verdienst. Zu seinem Glück ist Mendelssohn mit zu viel Wahrheit Philosoph, als daß er auf einen solchen Gegner achten, oder

solche von dem ganzen Publikum verabscheute Angriffe rügen sollte.

Göttingen und Gotha.

Der einzige Weg zur Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist. Bey Johann Christian Dietrich, 1772. 8. 72 S.

Unsre Leser werden eben so erschrecken wie wir, wenn wir ihnen sagen, daß wir bey Aufschlagung dieser Bogen auf eine Tabelle stießen, die überschrieben ist: der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit, der ein jeder Mensch fähig ist. Sie ist so groß als irgend eine genealogische Tabelle eines Fürstl. Hauses, das seine Ahnen unmittelbar von dem Trojanischen Kriege herleitet. Alle Colonnen stehen in tiefer Schlachtordnung, und sind hübsch perpendicular mit A, B, C, herunter gezeichnet. Wir wollen die Colonne vom Beten nur hier einrücken, um ei-[253]nen Begriff zu geben, wie die Materien geordnet sind.

Zu bitten

für mich:	für andere:
nur nicht hinfort die Gaben Gottes mit Undank zu genießen, und so denn	
I) Leben und Eifer zum Guten; und dazu Gesundheit, Ruhe, Zufriedenheit bis zur Munterkeit des Gemüths;	I) im Hause Ehegatten, Kinder, Eltern, Geschwister, Gesinde;
II) Allenfalls aber mit Gottes Willen auch Züchtigung und Trübsal;	II) Andre Verwandten;
III) nur nicht hinfort in Sünden; vielmehr insonderheit Mäßigkeit, Keuschheit, Gnügsamkeit, Demuth, Selbstverleugnung, Aufrichtigkeit, Wahrheit, Dank-	III) Freunde, vornehme und geringe, bekannte und unbekannte, hier und anderwärts;
	IV) Amts- oder Standsgenossen, Untergebene, oder Anvertraute, ꝛc.
	V) Obern, Land, Stadt, ꝛc.
	VI) Kirche und Schulen, das Reich, die Christenheit, das ganze menschliche Geschlecht;

barkeit, Liebe, Freude, Gehorſam, Klugheit, Muth und Stärke, Vertrauen auf Gott, Treue und Eifer zum Guten.

IV) Segen des Berufs, und des täglichen und ſonntäglichen Gottesdienſtes.

VII) Alle Nothleidende, Irr- und Ungläubigen.

VIII) Feinde.

Dieſes iſt das Skelet eines Buchs, das in einem beſtändigen andächtigen Selbſtgeſpräch, aber nach Anleit. dieſer tabellariſchen Ordnung ſo fortgeht, das das ganze Vater Unſer in einer durch bibliſche Stellen beſtätigten Paraphraſe enthält, und ſich mit den Worten [254] ſchließt: Denn dein iſt das Reich und die Kraft, und die Herrlichkeit, in alle Ewigkeit, Amen. Man kann unmöglich begreiffen, wie weit eine gute Abſicht, die ſchief ausgeführt wird, der wahren Religion und Andacht ſchaden könne, wenn man die wunderbare Einrichtung der herrlichſten geoffenbarten und natürlichen Wahrheiten in dieſem Buche nicht geſehen hat. Wir wünſchen von Herzen, daß es den Spöttern keine neue Waffen gegen den Weg der Gottſeligkeit in die Hand geben möge!

Jena und Leipzig.

Caroli Friederici Walchii, introductio in controversias juris civilis, recentiores inter JCtos agitatas, sumtibus Straussii, 1771. 8. 426 S.

Wenn dieſer Autor nur die neueren Controverſen beſchrieben hätte, die von den juriſtiſchen Polemikern noch nicht erzählt ſind; oder wenigſtens, wenn er nicht bloße Supplemente ſchreiben wollte, etwas beſſeres als ſeine Vorgänger geliefert, die noch nicht beſchriebenen neuen Streitigkeiten vollſtändig abgehandelt hätte; ſo könnten wir ihn loben: Da er aber das alles nicht gethan hat, nun, ſo lobe ihn, wer da kann und will! Uns ſind Walchs Controversiae, nach Vinnius und Cocceji, eine Iliade nach dem Homer; eine Sammlung von Fragen, worüber noch niemand geſtritten hat, ſondern wo es nur dem V. beliebt, etwas anders als

alle Rechtsgelehrten zu glauben, z. B. Seite 186. §. 14. Fragen, über die kein vernünftiger Menſch je im Ernſte ſtreiten wird, z. B. ob die Weiber Menſchen ſind? S. 16. Fragen, die von andern ſchon unendlich beſſer beurtheilt ſind, z. B. S. 350. bey denen der Verfaſſer nicht einmal ſich das kleine Verdienſt gemacht hat, die neueren Schriften wenigſtens zu suppliren, z. B. S. 234. §. 16. da iſt nichts von Hert, Pufendorf, [255] Cramer, ꝛc. Endlich eine Sammlung, worin nicht wenige der neueſten und merkwürdigſten Controverſen fehlen. Nur die anzuführen, die uns ſogleich beyfallen, nicht ein Wort von dem Streit: ob die Succeſſion in die Güter der Abweſenden ex nunc oder ex tunc geſchieht? ob das Vermächtniß verlohren geht, wenn man ein Teſtament als inofficiosum impugnirt und verlohren hat? von Ludovici und Böhmers Streit über die Unterſchreibung der Teſtamente auf dem Couvert? von Böhmers und Dunius Controvers über die Codicille? Böhmers und Averanius über die Renunciation auf den Vellejaniſchen Rathsſchluß, und, welches das aller unverzeihlichſte iſt, nichts von Grupens Streitigkeit mit den beyden Böhmer, Vater und Sohn, wegen der pupillariſchen Subſtitution? Ickſtatts und Cramers wegen der Computation der Läſion über die Hälfte? ꝛc. ꝛc. Mit einem Worte, Herr Walch hätte etwas beſſeres als dieſes Werkchen ſchreiben können; denn er hat ſchon wirklich beſſere Dinge geſchrieben.

Leipzig.

Wie ſoll ein junges Frauenzimmer ſich würdig bilden? 1772. 8. 64. S.

Zwey und ſechzig moraliſche Geſetze oder Maximen; das iſt Dräte, an welchen weibliche Marionetten gezogen werden ſollen. Die Natur hat uns Federn gegeben: Warum will man dieſe nicht lieber bearbeiten, dieſen nicht lieber ihr freywilliges Spiel geben? Im Vorbericht verſpricht der Verf. Alltagsgedanken, mit ausdrücklichen Worten; wir haben aber doch einen neuen Gedanken gefunden, den wir noch bey keinem Moraliſten geleſen haben. Der Verf. räth nähmlich

in der 39. Maxime dem theuren Annchen, dem er ſein Werkchen wiedmet, ihre Mie- [256] nen vor ihrem Spiegel zu ſtudieren. Wir bitten unſere und des Verfaſſers Leſerinnen, ſich nur zu guten Empfindungen zu gewöhnen, und dann ihre Mienen laufen zu laſſen, wie ſie wollen.

Paris.

Le Spectateur François pour servir de suite à celui de Marivaux, journal composé de quinze Cahiers de trois feuilles qui paroissent dans le Cours de l'année.

Es iſt dieſer Zuſchauer ein ſpäter Nachkömmling des Engliſchen. Da ſo viele Leute ſollen und müſſen amuſirt werden, ſo geſchieht es hier auf eine Art die nicht die unangenehmſte iſt. Hier und da haben wir wahre Kenntniß des Menſchen, wenigſtens des Franzöſiſchen Menſchen gefunden. Dieſer Unterſchied iſt eben nicht ſo ungereimt. Denn die neuern Bemerkungen der Naturforſcher geben nun einmal die Vermuthung, daß es auch in andern Himmelsſtrichen ziemlich gut organiſirte Menſchen gebe, die, ob ſie gleich nicht von Natur franzöſiſch ſprechen, doch nicht mit den Pongos zu vermiſchen ſeyen; und der Ritter Linne arbeitet wirklich an einer Abhandlung, wo er es eben ſo gut aus unſern Pflanzen, als aus den Sibiriſchen beweiſen wird.

Kupferſtiche.

L'insomnie amoureuse in der Manier des rothen Crayons nach La Grenee von Bonnet geſtochen. Eine reitzende nackende Figur ſieht man von Rücken mit dem einen Knie auf dem Bette; mit dem Kopfe dreht ſie ſich nach dem Amor, der unter dem Bette hervorguckt. Sie lächelt ſanft auf ihn herab; der ganze Körper ſcheint von Wolluſt geſchwellt.

[257] Nro. XXXIII. Den 24. April. 1772.

Zürich.

Gedanken von der bürgerlichen Freyheit. Der Ausgelaſſenheit und Zweytracht in freyen Staaten entgegen-

geſetzt. Aus dem Engliſchen überſetzt, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie, 1771. 8. 193 S.

Der Verf. Dr. Brown, hat in England den Zunamen des Miſanthropen bekommen, weil er in dieſer Schrift die Lieblingsvorurtheile der Nation beſtreitet. Wir wollen ſeine Grundſätze in einem kurzen Auszug unſern Leſern bekannt machen. Der thieriſche Naturſtand ohne Geſellſchaft iſt wider die Natur. Bey der natürlichen Entwicklung der menſchlichen Kräfte, äuſſern ſich bald neue Bedürfniſſe: Die Nothwendigkeit wechſelſeitiger Hülfe, und eines beſtimmten Eigenthums. Die bürgerliche Freyheit iſt die Einſchränkung der Begierden jedes Einzelnen, und die Richtung derſelben zu dem allgemeinen Wohlſtand der ganzen Geſellſchaft. Viele glauben mit Mandeville, der Geſetzgeber habe nur mit den Handlungen, und nicht mit den Meinungen, Gedanken und Verrichtungen der Seele zu thun. Allein, tugendhafte Sitten und Grundſätze, ſind die einzige dauerhafte Grundlage der bürgerlichen Freyheit, ſo wie Privatvermögen und Wohl- [258] ſtand des Einzelnen die Baſis der Reichthümer der Nation. Es ſind nach dem Verf. drey Grundſätze, welche die Sitten der Menſchen beherrſchen, und die bürgerliche Freyheit befeſtigen können: 1.) Der Religion; 2.) der Ehre; 3.) des Gewiſſens. Ein früher und heilſamer Unterricht zwingt die natürliche Freyheit eines jungen Herzens nicht, ſondern lenkt ſie nur nach dem beſten Endzweck. Dieß wird aus der Geſchichte des Spartaniſchen Freyſtaats beſtätigt, und nachdem der Verf. das, nach unſern Ideen, unnatürliche dieſer Verfaſſung, ſo gut er konnte, entſchuldigt, ſo zeigt er, daß Lykurg eben auch ſeinen Staat auf Grundſätze der Religion, der Ehre und des Gewiſſens gebaut habe. Daraus folgert er, daß der Menſch, in ſeinem wilden Zuſtande, die ſtrengſten politiſchen Einrichtungen anzunehmen fähig ſey, und man ſehe aus dem ſo lang behaupteten einförmigen Zuſtand dieſer Republik die Falſchheit der heutigen politiſchen Maxime: daß Zwey-tracht einem freyen Staat unentbehrlich ſey. Der Mangel an Sitten und Grundſätzen erzeugte in Athen

die beſtändige Erſchütterungen und den baldigen Ruin des Staats. Der erſte Fehler war: man gab der Jugend keine dem Genie des Staats angemeſſene Erziehung; der zweyte: die Einführung einer reinen, gänzlichen Demokratie. In der Römiſchen Republik kommen die Strenge der Spartaniſchen, und die Schwäche der Athenienſiſchen Maaßregeln zugleich vor. Es herrſchte in Rom eine durchs Religionsſyſtem des Staates geſtärkte Vaterlandsliebe, wozu noch der Grundſatz der Ehre, Gleichheit des Eigenthums, Mäſigkeit des Vermögens, und Einfalt der Lebensart kam. Allein, es fehlte 1.) eine durch Staatsgeſetze ſichergeſtellte Auferziehung; 2.) kam dazu eine unbeſchränkte Eroberungsſucht; 3.) die Liebe zu Neuerungen, da Rom allzeit etwas von den Einrichtungen und Gewohnheiten der eroberten Nationen an- [259] nahm. Der Verfaſſer macht nun die Anwendung auf Großbritannien, und klagt beſonders über den Unglauben, und den gänzlichen Mangel der Sittlichkeit, der durch die ſo genannte Schriften für die Freyheit zu denken ſey erzeugt worden. Catos Brief und der unabhängige Whig ſind Beyſpiele davon. Die eine dieſer Schriften ſollte die bürgerliche, die andre die religioſe Freyheit vertheidigen; aber beyde zieleten durch den Hauptton, welcher darin herrſcht, auf nichts geringers, als alle diejenige Grundſätze aufzulöſen, welche allein vermögend ſind, die wahre Freyheit in der Kirche und dem Staat zu unterhalten. Die Ausgelaſſenheit und eigentliche Freyheit im Denken, glaubt der Verf. herrſche nur in den ganz hohen Ständen und in den niedrigſten, der Mittelmann aber, den er das eigentliche Volk nennt, und worunter er den Landedelmann, den begüterten Pachter, den Handelsmann und alle beſchäftigte Stände rechnet, ſey dieſen Verſuchungen nicht unterworfen. Die Kennzeichen der wahren Freyheit und Vaterlandsliebe ſetzt er darin: 1.) die Freunde der Freyheit werden ſich immer bemühen, die Wagſchaalen der vertheilten Gewalt im Gleichgewicht zu erhalten, worin die Geſetze zum Beſten der Freyheit ſie geſtellt haben; 2.) den beſten Maaßregeln getreu bleiben, ohne eine vorzügliche Achtung dieſer oder jener Perſon; 3.) überhaupt in ihren Reden und

Handlungen ſich immer gleich ſeyn; 4.) den Pöbel nicht aufhetzen; 5.) nie unglimpflich gegen ganze Partheyen verfahren, die ihrer Meynung nicht beypflichten; 6.) den Privatcharakter deren, die nicht gleicher Meynung mit ihm ſind, nicht zu beflecken ſuchen. Die Mittel gegen die Ausgelaſſenheit und Zweytracht im Staat giebt der Verf. in folgenden an: 1.) Iſt es die Standhaftigkeit des Fürſten; 2.) der Muth ſeines Miniſters; 3.) die Vorſicht, daß das Eigenthum in gewiſſe geſetzmäßige [260] Schranken geſetzt werde; 4.) die Wachſamkeit über die allzugroße Eroberungen; 5.) die Einſchränkung des Übermaaßes der Handelſchaft; 6.) die unmittelbare Sorgfalt, gute Sitten und Grundſätze zu pflanzen. Das weſentliche Hauptmittel aber, worauf er im ganzen Buche dringt, iſt eine allgemeine wohl vorgeſchriebene Verbeſſerung der Erziehung der Jugend.

Hannover.

Im Verlag von Förſters Erben: **Herrn Georg Lyttletons Anmerkungen über die Bekehrung und das Apoſtelamt Pauli, zum Beweiſe von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, in einem Briefe an Hrn. Gilbert Weſt: Aus dem engliſchen überſetzt von F. C. Hahn, Superintendent zu Willshauſen. Nebſt einer Vorrede des Hrn. Conſiſtorialraths Göttens. 1771. 8. 128 S. und 32 S. Vorrede.**

Dieß iſt die dritte Auflage dieſer Überſetzung eines unter uns bekannten Buchs, davon die erſte 1748. und die andre 1751. erſchienen. Wir wollen uns deßwegen blos auf eine kurze Anzeige einſchränken. Lyttletons Beweis kommt darauf hinaus: „Er erzählt die Bekehrung Pauli aus der Schrift, und ſchließt daraus: Paulus müſſe entweder ein Betrüger oder Betrogner ſeyn, oder es müſſe das, was er von ſeiner Bekehrung erzählt, wahr, folglich die chriſtliche Religion eine göttliche Offenbahrung ſeyn. Da er nun aber weder ein Betrüger, noch Betrogner geweſen, ſo bliebe nichts übrig, als daß die Erzählung von ſeiner Bekehrung wahr, mithin die chriſtliche Religion eine

göttliche Offenbahrung ſey.“ Wir wünſchten, daß man ſich nicht mehr ſo häufig, als bisher, mit den äuſſern Beweisgründen [261] von der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion beſchäftigen möchte, hingegen mehr mit den inneren, welche wohl durchgearbeitet und ins Licht geſetzt bey dem gröſsten Theil der Chriſten zur Überzeugung von ihrer Religion bewundernswürdigen Nutzen ſchaffen, und wohl auch manche Unglaubige zurückführen würden. Eins der gröſsten Verdienſte dieſer Schrift, welches wir mehrern von ähnlichem Innhalt wünſchten, iſt die Kürze. Die Überſetzung des Hrn. H. iſt richtig und getreu, aber mehrerer Reinigkeit und Zierlichkeit fähig. In der Vorrede giebt Hr. G. von den mancherley alten und neuen Anfällen gegen das Chriſtenthum, von den Vertheidigungen dagegen, von dem Nutzen, den die dadurch veranlaſste nähere Unterſuchung geſtiftet hat, (und wie wir hoffen, noch ſtiften wird) von den Lebensumſtänden und Schriften des Hrn. L. u. a. m. Nachricht. Sie iſt ſonſt ſo geſchrieben, wie man 1748. meiſtens geſchrieben, und wie noch einige 1771. ſchreiben — — auch bey dem zweymaligen Nachſehen 1751 und 1771. unverändert, wiewol mancher Veränderungen höchſt bedürftig, ſo geblieben, wie ſie 1748. war, einen kleinen unerheblichen Zuſatz ausgenommen. Es giebt alſo noch Theologen, die auf dem Pfad der Kenntniß ſtille ſtehen, und bey denen es heiſst: Was ich geſchrieben habe, das habe ich geſchrieben.

Paris.

Epitre à Racine. Par Mr. Blin de Sainmore à Paris chés Delalain et chés le Jai 1771. 8.

In dem Vorberichte beſchwert ſich Mr. Blin de Sainmore, daß er dieſes Gedicht an die Akademie, um mit um den Preiß des vorigen Jahres zu ſtreiten, 8 Tage vor dem geſetzten Termin eingeſandt hätte, daß es aber durch einen unerhörten Zufall der [262] Akademie nicht ſey vorgeleſen worden. Er wählt alſo den Weg des Drucks, um nicht ganz umſonſt gearbeitet zu haben. Nach einem Eingang an die Muſe des Racine ſchildert er das Gemählde von dem Zeitalter Ludwig

des XIV. Nachher kommt er auf das jetzige, und glaubt, daß noch einige Dichter, die durch die Werke dieſes großen Mannes ſind gebildet worden, übrig wären, um den Einſturz des ganzen franzöſiſchen Helikons zu verhüten. Er ermahnt dieſe Dichter, die Alten zu ſtudieren, und beſchließt mit einer Anrede an Racine, wo er ihm dieſes Gedicht dedicirt. Uns als Fremden iſt es vielleicht erlaubt, ein ſchiefes Urtheil von dieſem Werke zu fällen. Als Barbaren fühlen wir vielleicht nicht das Verdienſt der franzöſiſchen Verſification und Sprache, und verlangen immer Gedanken, Bilder, und Pathos für unſre Nordiſche Imagination, die nur an ſtarke Getränke gewöhnt iſt. Wir glauben alſo, daß die Akademie durch die Unrichtigkeit der Poſten nicht ſo gar viel verlohren hat.

Jeremie. Poeme en 4. Chants, avec sa prière et sa Lettre aux Captifs prêts à partir pour Babylon, Dedié à Madame, par Mr. Desmarais. Ouvrage orné de fig. en taille douce. à Paris chés J. Dépres 1771.

Unter der Zeit, daß die Vorſehung zugiebt, daß in England einer der elendeſten Reimer, den erhabenſten dramatiſchen Dichter des Alterthums, den Verf. des Buchs Hiob, in einer neumodiſchen Schellenjacke auftreten läßt, ſo erlaubt ſie auch einem Doktor der Sorbonne, daß er ihren Propheten im Marionettenſpiel, unter Verkündigung der ſiebenzigjährigen Dienſtbarkeit, zum Volke Iſrael ſagen läßt:

Vous reverrés helas! cette aimable Patrie.

Nur in Paris iſt die Verunſtaltung dieſer Dichterſprache möglich. Das Verbrechen wird indeſſen ge- [263] ringer, wenn man bedenkt, daß der Doktor der Sorbonne nur den Dichter aus der Vulgata kennt, und aus ihr überſetzt hat.

Preßburg, Frankfurt und Leipzig.

Müller J. H. F. Genaue Nachrichten von beyden K. K. Schaubühnen in Wien, mit Kupfern 8. 112 S.

Herr Müller erzählt uns hunderterley Dinge vom Wiener Theater, um die wir uns gar nichts bekümmern. Warlich! Deutſchland iſt wenig daran gelegen, wann dieſe oder jene Actrice in dieſem oder jenem Stück einſchlafen ge-

macht hat; und wie der Einſager, der Comödienſchornſteinfeger, der Parthienſchreiber, Schreiner, Zettelträger, Thorſteher und Kutſcher heiſen. Es iſt uns freylich lieb, daß man in Wien endlich das Extemporiſiren und den Hanswurſt verbannt hat; aber die Wiener Schaubühne blos deßwegen zu einer Nationalſchaubühne zu machen; das iſt der ganzen Nation beleidigend. Wenn nicht die Akteurs und Aktricen in einer eigenen Schule angewieſen werden, die Natur und den Homer, den Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Plautus, Terenz und Schakeſpear zu ſtudieren; wenn ihre Seelen nicht durch eine eigene Erziehungsart zu großen Empfindungen gebildet werden, die ſie in ihrem ganzen Leben ausdrucken müſſen; wenn unter ihnen keine Originalgenies aufwachſen; wenn dieſe Genies nicht mit etwas anders, als mit Geld, belohnt werden; wenn Dichter und Schauſpieler nicht eine feine Sprache lernen; wenn ſie nicht Zutritt an den Höfen oder vielmehr in die wahrhaftig große Welt erhalten; wenn ihre Zuhörer ſelbſt nicht mit fühlbaren ſtarken Seelen zu ihnen kommen; wenn nicht wahre Vaterlandsliebe, wahre Tugend, wahre Großmuth, wahre Liebe, wahres Gefühl des Guten, [264] des Schönen, des Großen den Dichter zu ſchreiben, den Schauſpieler zu reden, den Zuſchauer zu hören, begeiſtert, ſo iſt alle Bemühung, der Bühne eine eigenthümliche Größe und ihren wahren Werth zu geben, ganz vergeblich. So wie itzo die Sachen ſtehen, kommen uns die großen Theatergebäude und Anſtalten nicht anders vor, als wie das rothe Kiſſen mit goldenen Spitzen, und der himmelblaue Baldachin des wohlthätigen Froſches und der weißen Katze! — — und trotz allen den ſchönen Dingen, die Herr Müller uns erzählt, ſelbſt die Büſten der Akteur und Aktricen nicht ausgenommen, die er hat ſtechen laſſen, müſſen wir ihn im Namen der Nation bitten, der Wiener Schauſpielergeſellſchaft vor der Hand den großen Titel einer Nationalgeſellſchaft nicht zu ertheilen, ſondern erſt zu warten, bis wir eine Nation ſind, bis Wien der Repräſentant derſelben iſt, und bis die dortige Truppe den Charakter derſelben angenommen hat.

Kupferstiche.

La Sentinelle en defaut, et l'Epouse indiscrete. Dieſes ſind zwey in dem Geſchmack des Boccacio, von Baudouin gemahlte, und von Launay geſtochene Blätter. Wir wünſchten für die Sitten, daß dergleichen ſchlüpfrige Sujets nicht mit ſo vieler Kunſt behandelt würden. In dem erſten iſt eine alte Frau, die ein junges Mädchen bewacht, die eben ihren Liebhaber empfängt, eingeſchlafen; und in dem zweyten ſieht hinter auf einem Stuhl gelegten Matratzen eine Frau ihrem Manne zu, wie er ſich beym Bettmachen mit ihrem Kammermädchen rauft.

[265] Nro. XXXIV. Den 28. April. 1772.

Frankfurt am Mayn.

J. D. Michaelis Moſaiſches Recht. 1ſter Theil. 1770. Th. 2. 1771. 8. bey Garbe.

Alle die guten Talente, durch die ſich bisher die Schriften des Herrn Hofrath Michaelis dem Publikum unſres Jahrhunderts empfohlen haben, liegen, vielleicht noch in mehrerm Lichte, auch im Moſaiſchen Recht der Welt vor Augen. Ein ſehr populärer Vortrag; eine Gabe, Gegenſtände mit geſunder Vernunft zu behandeln, die ſonſt nur mit Gelehrſamkeit, oder gar mit Gottesgelehrſamkeit behandelt wurden; eine Geſchicklichkeit, Schwächen zu verbergen, leere Lücken zu überſtreichen, Dingen einiges Unterhaltende zu geben, die es faſt verlohren hatten; neben an auch eine Miene gelehrter Zuverſicht, oder Hinläßigkeit, wie ſoll ich ſagen? Gelehrſamkeit zu verläugnen, auch wo ſie ſeyn ſollte, ſich auf Lehrſtunden, auch gegen Leſer zu berufen, die dieſe Stunden nicht beſuchen wollen, und dann, wenigſtens ſich in denen gelieferten oder noch zu liefernden Schriften, immer in einer Art ſeliger Allgnugſamkeit zu zeigen — — alle das charakteriſirt jede Schrift des Verfaſſers, und dieſe in einem noch höhern Grade. Das Moſaiſche Recht iſt ſchon ſo oft behandelt worden; niemand aber hat es, [266] zum Theil in der Wahrheit, noch

mehr aber nach der Miene des Autors, wie Er behandelt — — Die ganze Schrift ſoll nichts weniger als, da alles in unſerm Jahrhundert Geſetze giebt, oder zur Geſetzgebung hilft, ein Esprit des Loix Juives ſeyn, und es iſt ganz im Ernſt, daß ſich auf 60 Seiten der Verf. als den jüdiſchen Montesquieu ankündiget. Darüber wird nun mancher, ehe er die Schrift geleſen hat, lachen, und noch mehrere, wenn ſie die Schrift geleſen, zürnen; im Ganzen aber bleibts indeſſen fürs Jahrhundert immer gut, daß, wie es auch ſey, die Geſetze Moſes à la Montesquieu betrachtet werden; ſollte es auch zu nichts dienen, als die ſtarren Augen des Stupors etwas zu regen, der für unſre Gerichte und Conſiſtorien Moſes Recht als Gottes Recht zum Theil noch immer ewiget. Im Ganzen alſo dieſen Materien ſehr viel Werth zugeſtanden, wann und wie ſie Michaelis behandelt hat, wirds dem Recenſ. auch erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß im Einzeln ihn faſt kein Stück, kein Theil befriedigt habe. Nach den langen, ewig langen Präliminarien, es ſey gut Moſes Geſetze zu kennen, ſoll das Staatsrecht der Juden kommen; alſo zuerſt eine Charte von Paläſtina — — eine Charte, die keine Charte iſt. Von Weſten und Mittag läßt der Verf. das Land noch ganz offen; und die übrigen Gegenden beſtimmt er — — ſehr groß, bis an Euphrat und die Wüſte Arabiens hinein; wie uns dünkt aber, noch immer theils ohne gehörige Beweiſe, ohne zureichende hiſtoriſche Data, und dann am meiſten ohne alle Rückſicht, wenn? und wie lange, Iſrael da und da etwas beſeſſen? was der Beſitz geheißen? und was jeder Strich und Strecke dann zum Weſen ſeines Staats beytragen oder nicht beytragen können? Unterſuchungen hierüber würden oft ein andres Reſultat geben; der jüdiſche Staat aber, der uns in dieſem Buch nicht anders als eine fliegende, dichte- [267] riſche Republik vorkommt, würde dadurch auch an Wahrheit gewinnen. Jetzt ſoll das Land nur groß werden, um die und jene Zahl Einwohner zu haben, wenn dieß und jenes zu verificiren; ſollt es auch darüber gar zu einem Staat werden, wie die weiland berühmte Inſel Atlantis, oder Bileduls-

gerid auf den alten Charten Africas. Vom Recht der Iſraeliten ans Land, beurtheilt M. die Meinungen oder Beſchönigungen andrer ſehr ſcharf, ſelbſt, wo ſie nicht zu weit von ſeiner Meinung abliegen, (wie z. B. bei des D. Nonne ſeiner, recht verſtanden, zu beweiſen wäre) und Hrn. M. eigne Berechtigung befriedigt endlich doch eben ſo wenig. Die Väter der Iſraeliten waren da geweſen; aber wann? wie ſtark? wie lange? und was hatte Iſrael für Recht, ein 300. Jahr verjährtes, und freywillig aufgegebnes Recht, und auf die Weiſe, wieder zu fordern? Die Gabe, fremde Geſichter ſehr glatt abzuwiſchen, und ſein Eignes ſehr zu ſchminken, iſt überhaupt des Verfaſſers große Gabe. Nun kommen Grundmaximen des jüdiſchen Staatsrechts, (der geneigte Leſer erſchrecke nicht über die Worte: es ſind nur Worte!) und die ſind, der Dienſt Eines Gottes, die Abſondrung von andern Völkern, Gründung des Staats auf dem Ackerbau u.ſ.w. Bey keiner hat uns der Verf. im mindſten Gnüge gethan: denn nichts iſt eigentlich aus dem orientaliſchen Geiſt der Zeit, des Volks, der Sitte erklärt, ſondern nur überall Blumen eines halb Orientaliſchen, gut Europäiſchen commonsense herüber geſtreuet, die weder den tiefen Forſcher, noch den wahren Zweifler, und den Morgenländer, der Aber ſeines Stammes fühlet, am wenigſten befriedigen werden. Gewiſſe Dinge von dieſen ließen ſich auch ſelbſt mit der zuverſichtlichen Miene des Hrn. M. gewiß nicht ganz geben; wer aber mit der Geſchichte nur buhlet, nur die Gabe hat aufzuſtutzen und einzuklei- [268] den, wo man die Wahrheit eben nackt ſehen will,

— — — — Phyllida meam non habeto!

Hier iſt alles nur immer im Geiſte unſres Jahrhunderts behandelt, dem guten Moſes politiſche Maximen geliehen, die ſelbſt bey uns doch nur oft loci communes ſind, und jenem Volk, jener Zeit, jenem Geſetzgeber wahrhaftig fremde waren. Es iſt Schade, daß die eignen Arbeiten dem Hrn. M. ſo viel Zeit wegnehmen und weggenommen haben, daß er dieſe wahre Sitte des Morgenlandes und den Geiſt der Geſetze in dem-

ſelben, nicht in den heutigen Reſten derſelben gnug, oder lebhaft gnug hat ſtudieren können; er würde, nach Maaßgabe, die heutige Verfaſſung dieſer alten Geſchlechter, die Abgötterey, das Prophetenrecht, die Abſonderung der Nation, die demokratiſche Form, die Beſchäftigung der Leviten, und das Recht der Kriege nicht blos, nicht in das Licht, ſondern auch nicht mit der Haltung und Farbenart gemahlt haben — — jetzt iſt Alles ein lichtes Utopia, ein Schweben zwiſchen Himmel und Erde. Inſonderheit fehlt doch die Hauptfrage faſt durchgängig: Wann ſind denn dieſe Geſetze, und wie lang erfüllet? durch welche Mittel und von wem in Gang gebracht? Wer hat z. B. das Volk, ein Volk ganz andrer Sitten, zum Ackerbau gewöhnt, gebildet? — — Wir wollen nicht einmal die leidige Grundfrage hinzuthun: Wann ſind denn eigentlich die Geſetze gegeben? Hat Moſes denn, wenn er für eine künftige Zeit und ein entferntes Land Geſetze gab, immer ſo ſchön geweiſſaget? — — Wir ſehen, Hr. M. meynt auch, das Geſetz Moſes in Stein gegraben und mit Kalk übertüncht, könne ſich auf Garizim noch Einmal finden — — So viele Reiſende ſind, faſt zu dem Zwecke, da geweſen: die Samaritaner haben da ihr Zion — — würden mit dieſer Einen Entdeckung die Autenticität ihres Pentatevchs beweiſſen — — und [269] nichts iſt noch gefunden: da doch alle jüdiſche Berge kahl ſind, und Jahrtauſende einen Stein auf dem Gipfel nicht mit Erde bedecken, ſondern von Erde blößen. Im Privatrechte der Juden ſind viel nützliche Erläuterungen, von Eigenthum, Kauf und Verkauf, Ehe u. ſ. w. Das alles war leichter, weil die Geſetze ſelbſt ins Detail gehen, und die Erörterung hierüber auch mehr nach dem Genie des Hrn. M. zu ſeyn ſcheint: denn es gehört zu ihr nur Aufmerkſamkeit auf die Dinge des gemeinen Lebens, und eine Gattung Philoſophiſchen Sensus communis, auf den der Verf. nur zu ſehr alles hinzieht. So bald aber wieder, z. B. bey der Blutrache und Gefühl der Ehre der Morgenländer, die Frage den Geiſt der Nation, das wahre Gefühl einer Zeit, eines Clima, eines Volks, die wahre

Philoſophie eines Geſetzgebers im Großen betrifft — — ſo iſt alles verzogen, und bey einigen Erörterungen, ob z. B. Moſes und Joſua große Generale geweſen? iſt uns der Sophiſt, der vor Hannibal redete, erſchienen. Die Schreibart des Verfaſſers iſt nur oft zu populär — — nachläßig, ſchleppend, ſich ungemein viele Dinge verzeihend, die nicht dahin gehören, und in Allem nichts minder als Montesquieu. Der ſoll über dieſen Gegenſtand gewiß nachkommen, wie Elias! und wäre der Gegenſtand, wäre ein Moſes deſſen nicht werth, was Lykurg, Numa, Solon, und faſt Manko-Capak ſo oft genoſſen.

Leipzig.

Die alte Frau, oder die weiſe Schriftſtellerin zum Beſten junger Frauenzimmer. Erſtes Bändchen. Bey Engelhard Benjamin Schwickert 1771. 8. 190. S.

Hier ſpricht ein Leipziger Student unter der Maſke einer alten Frau, vollkommen wie eine alte Frau, [270] mit der Erfahrung eines Studenten. Dieß Unglück hat noch in der deutſchen Literatur gefehlt, daß alle junge Leute die Crudităten ihres Gehirns, und alle Pinſel ihre Compilationen unter dem Gebrauchszettel fürs Frauenzimmer, los zu werden ſuchen. Wenn wird der Philoſoph, der gelebt und geliebt hat, Ehegatte und Vater iſt, ſich ermuntern laſſen, für unſre Töchter, Gattinn und Mütter zu ſchreiben, und auf das, was der kurzſichtige Kopf und der Miſanthrop weibliche Schwachheiten nennt, und was wir den Keim und die Grundlage aller weiblichen Tugenden nennen würden, das Gebäude der Pflichten und der Glückſeligkeit zu bauen? Allein, alle Väter und Mütter, die dieſen Namen verdienen, kennen den Werth der Wirkſamkeit in der engeren Sphäre ihrer häuslichen Glückſeligkeit zu gut, als daß ſie ſie ſo leicht erweitern ſollten, und wer eine Familie zu erziehen hat, umfaßt ſelten das menſchliche Geſchlecht mit ſchriftſtelleriſchem Wohlwollen. Aber eine Sternheim dürften wir bitten, das Journal ihrer Beobachtungen, das ſie für ihre Familie aufgeſetzt hätte, durch Copien von ihrer Freundinn bekannt

zu machen — — und denn würde uns die Vorsehung ferner für allen Studenten und alten Weibern in Gnaden behüten.

Chemnitz.

Kurzer Unterricht in den schönen Wissenschaften für Frauenzimmer. Erster Theil 1771. 8. 513 S. ohne Vorrede und Zueignungsschrift.

Der Verf. nennt sich unter einer kriechenden und für unsre Zeiten ganz unschicklichen Dedikation an die Fr. Gräfin von Hoym, Hohl. Ein Franzose würde aus diesem Namen eine Pointe machen, und uns zeigen, wie es eigentlich in dem Kopfe des Verfassers aussähe. Wir aber, die wir Swifts Lehre gegen [271] die Punsters wissen, enthalten uns dieser Sünde. In der Vorrede entfällt seinen Augen eine Thräne, die sich in folgende Klagen ausschreibt:

Er ist nicht mehr! Ach der Geliebte,
Mein bester Gellert ist nicht mehr.
Den meine ganze Seele liebte,
Mein Freund, mein Gellert ist nicht mehr!

Dieß Stückchen Gefühl solte von rechtswegen seine Leser vorbereiten, ihn nicht für einen Compilator zu halten. Indessen sind uns gegen sein eignes Denken wichtige Zweifel aufgestoßen, wenn wir gesehen haben, daß der Mann, der seinen Fingerhut voll Empfindung allen Schönen darbietet, nie die Pierische Quelle selbst gekostet hat. Nach einem trocknen und seichten Wortverzeichniß der Mythologie, geht er zu seinen Nachrichten vom Homer über; Hier wird nichts von ihm gesagt, als aus dem Batteux der Innhalt der Ilias und Odyssee ihren Büchern nach abgeschrieben, und hinten einige Stellen, allein in der elendesten Übersetzung, hingeklekt. Nichts von dem Geist Homers, seines Zeitalters, seiner Sitten, seiner Sprache, seinem Versbau! Lauter Dinge, die auch jedem Frauenzimmer zu wissen nöthig waren, wenn es nur einigermaßen seine Schönheiten empfinden will. Nichts von dem Popischen Homer, als daß es die beste Übersetzung sey. Sie ist die beste, als ein modernes Meisterstück der Harmonie und Sprache, und auch die schlechteste, wenn man

nur einen Funken des Homeriſchen Geiſtes in ſeiner urſprünglichen Bildung aufhaſchen will. Mit dem Virgil verfährt er eben ſo, und überſetzt wieder einige der herrlichſten Stellen in die abgeſchmackteſte Proſe. S. 131. bricht er in die Worte aus: „Kann man ſich wohl der Thränen enthalten, wenn man eine Mutter über den Tod ihres Sohns klagen hört, [272] wie die Mutter des Euryalus!“ Auch wir brechen in Thränen aus über den Verluſt der Schönheiten Virgils, und entſetzen uns über den Herrn Hohl, der ſie, wie Polyphem S. 131. die Menſchen fraß, daß ihre Gliedmaßen ſich noch bewegten. So ſchlüpft er über Milton, Glovern, Peyne, Butlern, weg, zieht einige Stellen an, aber ſagt kein Wort eigne Empfindung, die ſie in ſeiner Seele gewiß zurückgelaſſen hätten, wann er ſie ſtudiert hätte. Er entſchuldigt ſeine Compilation damit, daß er nie geglaubt hätte, beſſer über dieſe Werke urtheilen zu können, als Ramler, Batteux, Leßing, u.ſ.w. Aber wie traurig muß es im Kopfe ausſehen, in dem keine Saite anſchlägt, als die von dieſen Männern iſt berührt worden! Bey den italiäniſch Epiſchen Dichtern iſt er weitläuftiger; denn hier hatte Meinhard ſchön vorempfunden! Nun paßiren Voltaire, Fenelon, Boileau, Klopſtock, Bodmer, Wieland, Zachariä, Duſch, Uz und Thümel, die Muſterung als Epiſche Dichter. Alsdann geht er zum Drama über, und nachdem er den Kram der 3 Einheiten ausgelegt, compilirt er über die alten dramatiſchen Dichter alles, was Ramler, Batteux, Leßing, Clodius u. ſ. w. darüber geſagt haben. Stünde auf dem Titel nicht, fürs Frauenzimmer, ſo wäre dieſem Verf. auch nicht die geringſte Entſchuldigung für die Schändlichkeit ſeiner Arbeit übrig geblieben. Dieſe Schrift, die noch in unſern Zeiten erſchienen iſt, mag einen Mann auffordern, der das wichtige Werk, alle Empfindungen des Schönen, in allen Zeitaltern und Formen dem beſſern Geſchlechte genießbar zu machen, unternimmt, der aber von der Natur und Erfahrung mehr Beruf dazu hat, als Herr Hohl.

[273] Nro. XXXV. Den 1. May 1772.

Göttingen.

Leß, Dr. Gottfr. Lehre der christlichen Mäßigkeit und Keuschheit, in 12 Predigten, 1772. 8. 438 S.

Herr D. Leß, vor den wir eine wahre Hochachtung haben, lehrt hier seine Gemeinde in 12. Predigten, wie Christen essen, trinken, sich kleiden, und sich vergnügen sollen. Warum Christen? Wir haben einen hohen Begriff von der christlichen Religion, und eben deßwegen glauben wir, daß sie uns zwar neue Wahrheiten, aber keine Pflicht lehrt, von welcher wir nicht schon als Menschen unterrichtet, und durch unsern Verstand überzeugt würden. Die Wirkung der Religion Christi suchen wir darin, daß durch sie unsere gesunkene Seelen erhoben, daß unsere ohnmächtige Kräfte gestärkt, daß wir zur wahren Tugend durch die Versicherung des göttlichen Beystandes belebt, in der Verehrung, der Liebe, dem Zutrauen auf Gott befestigt; in der Kleinmuth und Verzweiflung nach hundert und hundertmaliger Verachtung Unserer selbst, und Empfindung unserer Nichtswürdigkeit aufgerichtet; und ohngeachtet unserer Flecken und unserer Unvollkommenheit dennoch überzeugend versichert werden, daß wir künftig dem vollkommensten Wesen genähert und ewig glückselig [274] werden sollen. — — Irren wir uns nicht in diesen Begriffen, so ist der Einfluß der christlichen Tugend, als Christlich betrachtet, nicht bey jeder einzeln Art von Pflichten besonders vorzustellen, sondern er erstreckt sich auf den ganzen Umfang unserer moralischen Verfassung, stärkt jede gute Neigung, adelt jede gute That, giebt jeder Hoffnung künftiger Vollkommenheiten neues Leben und neue Festigkeit. Wir hören freylich oft Christum neue Pflichten vorschreiben; wir wissen freylich, daß Paulus vor seinem Übergang nicht wußte, daß Lust Sünde wäre; aber, wenn wir die Sittenlehre Christi und des Apostels prüfen, so werden wir finden, daß beyde, selbst den Glauben an den Beystand, und die Gnade Gottes nicht ausgeschlossen, schon den Heyden bekannt, und nur im Gegensatz der Lehren der Pharisäer, oder höchstens in Ansehung der näheren Ent-

wickelung neu waren. — — Wir wollen damit ſagen, daß wir moraliſche Predigten zu leſen wünſchen, worinn die Vernunft Bewegungsgründe zur Tugend angebe, und die Religion nur gebraucht würde, dieſe Bewegungsgründe zu erhöhen, zu beleben und eindringend zu machen! — — Sey mäßig und keuſch; denn ſonſt wirſt du ein ſchlechter Menſch. Zweiffelſt du, ob du ſtark genug biſt, dieſer Schlechtigkeit zu entgehen, ſo wiſſe, daß Gott dir durch Chriſtum Beyſtand verſprochen hat; wiſſe, daß dir durch ihn eine Größe zugeſagt wird, von welcher die Freude, die du itzo ſchon bey jeder guten Handlung empfindeſt, kaum ein Vorſchmack iſt.

Leipzig.

D. Jo. Christ. Dan. Schreberi — — Spicilegium Florae Lipsicae. Prostat in bibliopolio Dykiano 1771. 8. m. Pag. 148.

Ein Buch, das die Pflanzen einer gewiſſen Gegend enthält, ſollte in Abſicht der Enumeration, ſo viel [275] möglich, vollſtändig ſeyn: es ſollte bloß bey den Trivialnamen, oder höchſtens bey einer einzigen Beſchreibung eines einzigen Syſtems bleiben, und keineswegs ſchon tauſendmal bis zum Ekel abgedruckte Beſchreibungen noch einmal wiederkäuen. Crambe bis cocta iſt arg: wie mag einem bey der millies cocta werden? Es ſollte ſich durchaus nach den Klaſſen, Geſchlechtern und Arten ſeines einmal angenommenen Syſtems richten, und davon nicht abweichen, wenn nicht ſo vieler Syſteme, als Floren ſind, werden ſollen. Daß es den Ort, wo die Pflanze wächſt, treulich anzeige, verſteht ſich, wenn es dabey ſeinem Verfaſſer mehr Ehre machen ſoll, als ein bloſſer ſimpler Catalogus machen kann; und wenn der Leſer auch etwas hinzudenken, und darüber reden ſoll; ſo hätte jener, unbeſchadet des angenommenen Syſtems, Gelegenheit genug, ſich bey den Gattungen, Arten u. ſ. f. in das Kritiſche der Botanik einzulaſſen; denn rund von unſern botaniſchen Syſtemen zu reden, ſo iſt keines, das nicht hin und wieder einen Zuſatz, oder eine Feile zuließe. Auf die Art käme auch der Verfaſſer nicht in die ängſtliche Verlegen-

heit, wie ein Alphabet vollgedruckt werden möchte, in die er eben ſo gewiß kommt, als der, der aus einem Bücherkatalogus von achtzehnhundert Bänden, ein dickes Buch ediren will. — — Der Recenſent hält dieſen Prologus nicht nur als eine Erinnerung an die neuern Florenſchreiber für nöthig, ſondern er glaubt auch, der Werth des Spicilegii des Herrn Hofrath und Profeſſor Schrebers, könne nun von unſern Leſern, nachdem er ihnen mit ihrer Erlaubniß vorher etwas Licht und Schatten entworffen, ſelbſt beſtimmt werden.

Es ſind zwanzig Jahre, als Herr Böhmer die Floram Lipsiae indigenam herausgab, und es hatte das Anſehen, als wenn in der Enumeration der Leipziger Pflanzen für Niemand etwas übrig gelaſſen [276] wäre. Nur Herr Schreber dachte, für ihn möchte doch wohl noch etwas da ſeyn. Seine Hoffnung betrog ihn nicht, und wirklich iſt auch ſein Verzeichniß um einige hundert einheimiſche Pflanzen ſtärker, als das Böhmeriſche. Seine Excurſionen ſind nach Gegenden geſchehen, die den Weiden und Überſchwemmungen bisher ausgeſetzt waren, und wo ſich folglich in ſo langer Zeit Boden und Pflanzen abändern konnten. Er hat auch die Ketſchauer Gegend beſucht, in die Böhmer nicht gekommen war. Das Syſtem, das Herr Schreber erwählt, iſt des Herrn Ludwig ſeines, dem er ſein Buch dedicirt. Hin und wieder ſcheint er doch vom angenommenen Syſtem abzugehen, beſonders in der 15ten und 18ten Klaſſe. In der erſtern liefert er einen beſondern Abſchnitt von den Gräſern, und den ihnen ähnlichen Gewächſen. In der letztern handelt er von den Schwämmen, nach dem Gleditſch; von den Mooſen, nach dem Dillenius. Die zweifelhaften Pflanzen ſind nach dem Herrn von Haller vorgetragen, worunter denn die crustaceae und filamentosae ſtehen. Überall ſind die loca natalitia angezeigt. Kritiſche Anmerkungen findet der Recenſent hin und wieder, die Trivialnamen des Linnäus, deſſen Beſchreibungen, nebſt einigen andern vom Bauhin, Moriſon, Rupp, Haller, und ſonſt berühmten Botaniſten. Für die Freunde des Linneiſchen Syſtems iſt auch geſorgt, indem ſie nach demſelben einen conspectum plantarum

Lipsiensium finden. Die plantae cultae ſind beſonders berührt. Die neuen Pflanzen, die Herr Schreber entdeckt, ſind mit einem Sternchen gezeichnet, ſo wie die, die ſeit der Böhmeriſchen Flora verlohren gegangen, mit einer Nulle.

[277] Greifswalde.

Correspondence entre S. A. R. le Prince Gustave de Suede avec S. E. le Senateur Schaeffer. 1772. 8. 260. S.

Der Herr Graf ſuchte in dieſen Briefen den Verſtand des damaligen Kronprinzen, nunmehrigen Königs von Schweden, zu üben. Auf die Ausbildung des Verſtands zielen faſt alle Gegenſtände, die hier vorkommen — — Das königliche Herz des erhabenen Eleven war groß gebohren. Wir haben dieſen Briefwechſel mit dem Vergnügen geleſen, das ein jeder fühlen muß, wenn er in einem großen Monarchen Eigenſchaften ſieht, die weder die Geburt noch die Krone ſchenken konnte: Aber, zwo Maximen haben wir darin vermißt, die doch, unſrer Meinung nach, durchgehends in einer Fürſtlichen Erziehung herrſchen ſollten: die, welche David ſeinem Sohne gab: Sey ein Mann! und die, welche Fingal dem Seinigen einprägte: Bend the Strong in Arms, but spare the feeble Hand. Be thou a Stream of many Tides against the foe of thy people, but like the gale that moves the grass to those who ask thy aid. (Demüthige den kühnen Streiter; aber ſchone des ſchwachen Arms; Sey ein Strom von tauſend Fluten wider den Feind deines Volks; aber denen, die deine Hülfe ſuchen, ſey ein Weſt, der im Graße ſpielt.) — — Doch dieſe Maximen verwebt die Natur ſelbſt in große Seelen; bey ihnen hören ſie auf Maximen zu ſeyn, und werden bloß Gefühl.

München.

Brauns H. Verſuch in proſaiſchen Fabeln und Erzählungen. 1772. 8. 187. S.

Dieſen Fabeln hat der Herr Verf. für ſeine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, ſagt er, [278] nicht ohne

Selbſtgefälligkeit; „vielleicht etliche junge Leute ſich hervorthun, und ihm Fabeln nachſchreiben könten, ſo wie gleich etliche Bändchen freundſchaftlicher Briefe erſchienen wären, ſeit dem Er einen Verſuch in freundſchaftlichen Briefen geſchrieben hätte; Dieſen jungen Leuten nun, meynt er, wären die ächten Begriffe von der Fabel ſehr nöthig.“ — — Nöthig ſind ſie freylich, ſowohl den böſen jungen Leuten, die Hrn. B. Fablen nachſchreiben, als allen andern, die ſich ohne Genie in dieſes Feld wagen; aber aus Hrn. B. Theorie werden ſie eben nicht ſehr erleuchtet werden. Er ſagt: „die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meiſtentheils thieriſche Handlung, worunter ein gewiſſer Satz aus der Sittenlehre verborgen liege.“ Unbeſtimmter kan man wohl nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander geſetzt. Wir glauben, daß ſie im Anfang nichts war, als eine Art von Induktion, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nemlich andere belehren oder überreden, ſo zeigte man ihnen den Ausgang verſchiedener Unternehmungen in Beyſpielen. Wahre Beyſpiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete alſo andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr ſagt als vor Augen ſteht, immer abgeſchmackt iſt, ſo gieng man aus der menſchlichen Natur hinaus, und ſuchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und ſo fabulirte man fort, bis die Menſchen mehr anfiengen, zu räſoniren, als zu leben. Nun erfande man Axiomen, Grundſätze, Syſtemen, u. d. gl. und mogte die Induktion nicht mehr leiden; zugleich entſtunde das Unding der honeten Companie, zu welcher ſich Dichter und Philoſophen ſchlugen. Dieſe wollten der Fabel, die mit der Induktion gefallen war, wieder [279] aufhelfen. Sie ſchminkten ſie alſo, puderten ſie, behängten ſie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwiſchen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, ſondern amuſiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man ſich von der erſten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr

zurückkehren, und ſchnitte die Auswüchſe ab; allein, man konnte doch mit der Induktion nicht fort kommen, und behalf ſich alſo mit dem bloßen Witz; da wurde die Fabel Epigramm. — — So würde die Geſchichte der Theorie ausſehen, die wir von der Fabel ſchreiben würden. Beyſpiele von der letzten Gattung würden wir genug in Hrn. B. Fablen antreffen. Wir würden aber ſchwerlich welche daraus wählen; denn die meiſten ſind entweder ſchlecht erfunden, oder abgenutzt, oder falſch, oder alltäglich. Hr. B. verſpricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus dieſem Verſuch auf ihren Werth ſchließen, ſo wollten wir ſie verbitten; aber — — liceat perire poetis! und warum ſollte Hr. B. auch nicht ſo viel Recht haben zu dichten und zu theoretiſiren, als andre?

Frankfurt am Mayn.

Kritiſches Wörterbuch über juriſtiſche Sachen. Fünftes und ſechſtes Alphabet, 207 S. Siebendes Alphabet 324 S. bey Kochendörfer 1771. 8.

Unſere Leſer werden die vorige Alphabete dieſer Schrift kennen. Recenſionen juriſtiſcher Bücher, Penſeen, kleine Abhandlungen, gelehrte Merkwürdigkeiten ꝛc. durch einander, nach dem Alphabet geordnet, ſind der Inhalt der vorigen und dieſer Stücke. Der Autor hat Kopf und Application. Deutſches Privat- und Staatsrecht und die Lehnrechte ſind ſein eigentliches Fach. Seine Recenſionen ſind meiſtentheils gründlich, und durchaus, wie es uns ſcheint, unpartheyiſch. Die Abhandlungen und kur-[280]zen Anmerkungen, ſind, wo nicht alle ſehr wichtig und neu, doch immer leſenswerth.

Berlin und Leipzig.

Verſuch einer proſaiſchen Überſetzung der griechiſchen Lieder des Pindar. Dritte und vierte Abtheilung, die Nemeiſchen und Iſthmiſchen Siegslieder in ſich enthaltend. In der Ringmacherſchen Buchhandlung 1771.

Hiemit iſt alſo in dieſer Überſetzung Pindar beſchloſſen. Sie kann für nichts minder als ein Nachbild Pindars in

unſrer Sprache, ſelbſt im mindſten nicht für eine Überſetzung von Geiſt und Geſchmack gelten — — unedel, umſchreibend, zerronnen, äuſſerſt proſaiſirend, und in einem ganz falſchen Geſchmack von Allegorie. Sonſt aber dem flachſten Wortſinne getreu, und alſo doch immer einiger Verſuch über Pindarn in unſrer Sprache, der einem künftigen Überſetzer hie und da wird dienen können, wenn er ſonſt freylich keinem dienet. Wo lebt aber dieſer Überſetzer Pindars? Grillo iſts gewiß nicht, oder ſollte es nicht ſeyn. Auch ſeine neuliche 11te Olympiſche Ode im Muſenalmanach iſt unausſtehlich und dazu untreu. Wir verzweifeln auch faſt auf immer an einer Überſetzung: denn wer wird in dem Labyrinth von griechiſcher Mythologie und kleinen Stadtgeſchichten die fortgehende Muſick und den edlen Gang Pindars erhalten können, der immer dabey nur Blumen und die höchſte Blüthen zu pflücken ſcheint, in ſeinem Fluge nur immer mit der Spitze des Fittigs das berührt, in das auch dieſer Überſetzer, als in einen Morraſt, hinnein ſinket. Sonſt aber ſagt ſchon J. Aventinus, daß unſre deutſche Sprache mehr ſich der griechiſchen, denn der lateiniſchen vergleichet, und kann ohne Erkänntniß der griechiſchen Sprache nicht recht, wie ſie von Art ſeyn ſoll, geſchrieben werden, und von der Seite würde Pindars ſein Spruchreiches, ſeine Wortflechtung, ſeine doriſche Stärke, auch gewiß ungemein deutſche Art ſeyn können.

[281] Nro. XXXVI. Den 5. May 1772.

Leipzig.

Adam Fergusons Grundſätze der Moralphiloſophie; aus dem Engliſchen überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen von C. Garve, 1772. 8. 420 S. ſamt den am Ende angehängten Anmerkungen.

Der Verfaſſer eröffnet ſeine Moral mit einer weitläuftigen, aber doch flüchtigen Beſchreibung des Zuſtandes der Menſchheit, nach ihrem itzigen Verhältniß, und des einzlen Menſchen nach ſeinen Kräften, Eigenſchaften, Trieben und Hoffnungen. Er ſetzt ſein gröſtes Gut in die Liebe

des Nächſten; theilet hierauf alle Pflichten, nach der gewöhnlichen Mode, in Zwangs- und Gewiſſenspflichten, und baut auf jene das Recht der Natur, auf dieſe die Moral im engern Verſtande. Von dem allgemeinen Staatsrecht ſagt er auſſer den bekannteſten Dingen wenig, hält ſich aber deſto weitläuftiger bey der Staatskunſt auf, womit er ſein Buch beſchließt. Wir glauben mit ihm, daß man keine gründliche und nützliche Moral ſchreiben kann, ohne eine genaue Kenntniß von dem Menſchen und ſeinem äuſſern Verhältniß zu haben; allein, ein Wörter- und Definitionskram kann uns hier ſo wenig Genüge leiſten, als wir von einem Moraliſten eine Beſchreibung [282] des Zuſtandes der Menſchheit unſers Jahrhunderts erwarten; oder will man ja dieſe Grundſätze in ihrer ganzen Ausdehnung vorausſetzen, ſo muß man doch nachher in der Abhandlung von den Pflichten ſelbſt, immer wieder darauf geführt werden. Es iſt ſehr unangenehm, wenn man ſich durch eine lange Reihe von flüchtigen oft willkührlichen Bemerkungen über die Bildung, Wohnung, Gattungen, Dauer, Geſelligkeit, Fortpflanzung der Menſchen, über ihre Künſte, Handlung, Sprache, Schriften u. dgl. durcharbeiten muß, und am Ende, von allen dieſen Zurüſtungen gar keinen Gebrauch machen ſieht, ſondern wieder auf einmal auf den nemlichen Platz zu ſtehen kommt, auf welchem alle die Hypotheſenmacher und Schulmoraliſten ſtunden. Dieſes iſt vollkommen Ferguiſons Fall, und ſeine Einleitung und ſeine Hauptabhandlung ſind zwey ganz unabhängige Bücher, welche nicht die geringſte Beziehung auf einander haben. Nicht einmal der von dem Verfaſſer angenommene Grundſatz iſt benutzt worden; und ſein Recht der Natur und ſeine Moral, ſehen mehr einer Sammlung von logiſchen Erklärungen und Poſitivgeſetzen, als einer philoſophiſchen Abhandlung ähnlich. Wir müſſen überhaupt geſtehen, daß wir dieſes Werk für eine von denen unreifen Produktionen halten, welche die Buchhändler beliebten Schriftſtellern abzwingen, und welche die beliebten Schriftſteller ſich meiſtens ſehr gerne abzwingen laſſen. Nach den vielen moraliſchen Syſtemen, die wir haben; oder viel-

mehr, nach dem Gefühl, das uns eine gütige Natur, und die Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte von dem wahren Guten und Schönen gegeben hat, brauchen wir keine Moral mehr, die uns nur Pflichten nennt; ſondern der Zweck ſolcher Bücher ſollte, dünkt uns, nur allein dahin gehen, dieſe Pflichten leicht, eindringend, überzeugend zu machen, damit unſere Leſer und Zuhörer das erfahren, [283] was andre ſpekulirt; damit ſies thun. In dieſer Abſicht ſollte man den Menſchen ſtudieren, und ſonderlich ihm den Vortheil, den er aus den gewiſſenhaften Beobachtungen ſeiner Schuldigkeit ziehet, recht fühlbar machen. Der Grundſatz von der Menſchenliebe iſt dazu wenig geſchickt. Wir ſind dieſer menſchenfreundlichen Philoſophie von Herzen gut, aber wir halten ſie für ſehr unvollſtändig und unwirkſam. Die Menſchenliebe, dieſer ſanfte und mit den ſeeligſten Empfindungen begleitete Trieb, macht vielleicht zween Drittel unſerer Glückſeeligkeit aus; aber ein Drittel bezieht ſich allein auf uns, und die zwey andern ſuchen wir nur, weil ſie zwey Drittel unſerer Glückſeeligkeit ſind. Den willkührlichen Unterſchied zwiſchen Moral und Recht der Natur, wünſchten wir ganz aus der praktiſchen Philoſophie verbannt zu ſehen; und was wir mit dem ganz falſchen Schulbegriff von Zwangs- und Gewiſſenspflichten anfangen ſollen? wiſſen wir gar nicht. Alle Pflichten gegen andere ſind Zwangspflichten, wenn dieſen andern, nach einer aufrichtigen und vollſtändigen Prüfung, mehr an der Erhaltung ihres Endzwecks, als an der Beobachtung der Pflichten der gegenſeitigen Liebe der Menſchen gelegen iſt. Daher entſteht das Nothrecht, die Nothwehre und tauſend andere Dinge, die gar keinen Nahmen zu haben brauchten, und auch keinen bekommen können, weil die Begriffe im Allgemeinen zu unbeſtimmt, und erſt in einzlen Fällen zu beſtimmen ſind. Herr Garve, der ſich die undankbare Mühe gemacht hat, dieſes Buch zu überſetzen, hat daſſelbe mit Anmerkungen bereichert, die den denkenden Mann verrathen, und der Überſetzung einen vorzüglichen Werth geben. Er klagt mit Recht über die Unvollſtändigkeit dieſes Buchs, und den üblen Zuſammenhang deſſelben. W-

wünſchen mit ihm, daß man die Lehre von der Freyheit lieber auf das Gefühl von Schuld und Ver=[284]dienſt baute: Wenigſtens wollten wir, daß man die Freyheit lieber in unſerm Verſtande, als in der unbeſtimmten Eigenſchaft des Menſchen ſuchen möchte, die man, dem Syſtem zu liebe, Wille genennt hat; ein Nahme, der doch am Ende wohl nur einer gewiſſen Art von Empfindungen gegeben worden iſt, um daraus die, vielleicht nach blos mechaniſchen Geſetzen folgenden Wirkungen zu erklären. Die gewiſſenhafte Unterſuchung, die der Herr Überſetzer über die wahre Bedeutung verſchiedener engliſcher Wörter anſtellt, die er nicht auszudrücken vermogte, hat uns ſehr wohl gefallen, und läßt uns gar nicht zweiflen, daß ſeine Überſetzung ſehr getreu iſt; denn, da wir das Original nicht bey der Hand haben, ſo konnten wir ſie nicht vergleichen. Wenn der Hr. Überſ. S. 326. ſagt, „daß man im Lateiniſchen zuerſt philoſophirt habe;" ſo muß er blos von der neuen Philoſophie verſtanden werden. Über die Armut unſerer Sprache in der Seelenlehre, dürfen wir uns ſo lange nicht beklagen, bis wir beſtimmte Begriffe in dieſer unüberſehlichen Wiſſenſchaft bekommen, wenn wir je diſſeits des Grabs welche hoffen dürfen; vielleicht könnte man in einigen Fällen beſtimmtere Zeichen finden. Warum nennen wir z. B. nicht: die Veränderung im ſinnlichen Werkzeug Senſation; das Bild, das daraus entſteht, Vorſtellung; das innere Gefühl der Gegenwart dieſes Bilds (welches Locke nicht gut Reflexion nannte) Bewuſtſeyn; und endlich das bey einigen Fällen darauf folgende intereßirende Gefühl, Empfindung? — — Die meiſten übrigen Anmerkungen enthalten viel wahres, wie denn überhaupt auch Herr Garve ſich großen Anſpruch auf unſere wahre Hochachtung erworben hat. Nur von Geiſtern, wie der ſeinige, die ſich, frey von allem Hypotheſiren und Syſtematiſiren, den Abgründen der Weltweisheit mit Ehrfurcht und Schlichternheit nahen, nur von ſolchen dürfen wir hoffen, daß [285] endlich einmal unſere Räſonemente einen wirklichen Nutzen ſtiften, und die Vernunft wieder in ihre alte Rechte ſetzen werden.

Paris.

Les Comedies de Terence, Traduction nouvelle avec le latin à coté, et des Notes par l'Abbé le Monnier. 1772. 8. en 3 Vol.

Der Abt hat erſt den Terenz für Schüler exponirt, nun wollte er ihn auch den Dames zu Lieb überſetzen; wer aber einmal zum exponiren gebohren iſt, wird nie überſetzen. Pedantiſch ängſtlicher kann man nicht ſchreiben. Wir wollen einige Beyſpiele anführen: Terenzens Clinia ſagt voll Gefühls zu ſeiner Antiphila: Salue anima mi; vt vales? Das heiſt bey M. Bonjour mon amie; comment vous portés vous? Antiphila muß keinen Funken von Lebensart haben, wenn ſie nicht antwortet: fort bien à votre service. An cuiquam est vsus homini vt se cruciet; Quel homme a pour usage de se tourmenter. Membra metu debilia sunt; animus timore obstupuit; La crainte a rendu mon corps defaillant; la fraïeur a suspendu les fonctions de mon ame. Und dergleichen Beyſpiele ſind unzählig. Grobe Unrichtigkeiten, die beym Terenz auch nicht leicht möglich ſind, haben wir wohl nicht entdeckt; aber daß M. kein Genie zum Theater hat, und dem Terenz nicht nachfühlt, haben wir oft genug bemerkt. Z. B. Chremes ſagt zum Cteſipho: Clinias hat alles, was er braucht, glücklich zu ſeyn; Eltern, Vaterland, Freunde, Adel, Verwandten, Vermögen: Atque haec perinde sunt vt animus illius qui ea possidet; da ſagt M. aber, wie gewöhnlich, ſehr ſteif: Mais la valeur de toutes ces choses est dans l'ame. Uns dünkt, er ſollte ohngefähr ſagen: Mais tout cela n'a de prix, qu'autant qu'on en sçait [286] jouïr. Die feine und ſo natürliche Bemerkung, die Cteſipho über ſeinen Vater macht: Perii, is mihi vt adhibit plus paulo, sua quae narrat facinora, verſtellt M. ganz: Je suis perdu lorsqu'il a bu deux coups de trop; combien il me raconte de ses beaux faits. Auch ein mittelmäßiger Überſetzer würde etwa geſagt haben: Dieu sçait quelles belles histoires

il me fait des exploits de sa jeunesse lorsque le vin lui monte à la tête. Hei misero mihi! ſchreyt Sannio, da ihm Syrus eine Ohrfeige giebt; M. läßt ihn ſehr tragiſch ausrufen: que je suis malheureux. Ein bloßes ahi würde hier genug geweſen ſeyn. Die Anmerkungen ſind bisweilen kritiſch: meiſt entbehrlich; und oft bloße Rettungen gegen die alte Dacieriſche Überſetzung. Hier und da will M. die Kunſt des Dichters in ſeinen Planen zeigen; — — aber pfuy! wer wird dem Zuſchauer die Taſchenſpielerkünſte verrathen, die ihn ſo angenehm täuſchten? Doch in ſolchen Fällen wollen die Kritiker meiſt mehr ihre Kunſt zeigen, als die Kunſt der Dichter. Nicht ſelten ſucht ſie der Abt auch gerade da, wo ſie kein Menſch ſuchen würde. Z. B. Wenn er fragt, warum in dem Heaut. Bacchis die Curtiſane und die unſchuldige Antiphila eine ſo lange Unterredung halten? ſo antwortet er unter andern: puisqu'il falloit rasurer le spectateur, qui devoit craindre que Bacchis n'eut en chemin tenu des discours peu honnêtes à cette jeune fille. Gewiß, eine ſolche Anmerkung iſt ſo gut als ein luſtiges Nachſpiel. — — Zu Berichtigung des Texts hat Hr. M. wie er ſelbſt auf Treu und Glauben verſichert, alle Ausgaben vom Minnellius an — — welche Genauigkeit! — — bis zum Weſterhofen, auch Gothiſche und Vandaliſche Editionen gebraucht. Der Druck, und die jedem Stück vorgeſetzten Kupfer ſind ſchön; nur vermiſſen wir in dieſen die römiſche Natur und das römiſche Theater Coſtume ganz. Vor dem Werk ſelbſt ſteht ein Kupfer von Cochin gezeichnet, an [287] welchem wir alles begreiffen, auſſer an was eigentlich die Thalia hängt, die den Terenz krönet.

London.

A new Introduction to the Study and Knowledge of the New Testament. By E. Harwood, D. D. Vol. II. 8 vo. 6. S. bound. Becket, 1771.

Dies iſt der 2te Theil von Dr. Harwoods Einleitung in das N. Teſtament, und ſie enthält ſo viele wichtige Unter-

ſuchungen verſchiedner bisher nicht in gehörigem Lichte angeſehener Schriftſtellen, daß wir den Herrn Prof. Schulz in Gießen erſuchen, dieſen 2ten Theil in ſeiner Überſetzung bald folgen zu laſſen. Der Verfaſſer wird mit einem dritten Theil beſchließen, worinn die Schreibart der heiligen Schriftſteller näher betrachtet, die Erklärung verſchiedener emphatiſcher Redensarten fortgeſetzt, Parallelſtellen verglichen werden. Dieſer Band beſteht aus 25 Abſchnitten. Der dritte Abſchnitt enthält alle Anſpielungen des N. Teſtaments auf römiſche Triumphe, und dadurch wird 2. Cor. II. in das gehörige Licht geſetzt. Der folgende unterſucht die Bilder, die von dem Theater der Alten geborgt ſind, 1. Cor. VII, 31. 1. Cor. IV, 9. wo der Verf. einen Unterſchied macht unter den Bestiariis, die den Morgen in die Area gebracht wurden, und bewafnet mit den wilden Thieren ſtritten, und denjenigen, welche zuletzt nackend, ohnbewaffnet erſchienen, und ihren unvermeidlichen Tod vor Augen ſahen. Auf dieſe letztere meynt er, ſpiele der Apoſtel an. In dem 18ten Abſchnitt, der ſich mit den Künſten beſchäftigt, glaubt er mit andern, Demetrius habe kleine Modeln in Miniatur von dem Tempel der Diana zu Epheſus verfertigt. Die lateiniſchen, griechiſchen und armeniſchen Mönche machen dergleichen noch heut zu Tage von dem heiligen Grabe.

[288] Dies mag genug ſeyn, um auf dieſes allgemeinnützliche Buch unſre Leſer zum Voraus aufmerkſam zu machen. Die Anmerkungen von dem Corps Schanzgräber, das vor allen Armeen der Alten vorauszog, um die Anhöhen zu ebnen, und die Tiefen zu füllen, das die Stelle erklärt: Bereitet den Weg; die Erklärung der aſtronomiſchen Kunſtwörtern *ἀποσκιασμα*, *παραλλαγη* und *τροπη* bey Jacob I, 17; der Gebrauch der Eſel von Fürſten und Königen im Morgenlande, bey dem Einzug des Erlöſers; die Bemerkung von den weitläuftigen Garderoben der Morgenländer, bey dem Menſchen, der kein hochzeitlich Kleid anhatte, haben uns vorzüglich gefallen.

Kupferſtiche.

Von Schenau gemahlt und von Halbou geſtochen zeigen wir die Intrigues amoureuses an. Hier ſteht ein junger Menſch in dem galanteſten Morgenhabit, der aber eine lange Art von Regenmantel mit einer Kaleſche übergezogen hatte, um unter Frauengeſtalt eingelaſſen zu werden; er reicht einer reichgekleideten Dame zwey Täubchen dar, die auf einem Sprengel ſitzen, und einen Brief umhängen haben. Die Dame hält mit der einen Hand dem Schooshund, der bellen will, das Maul zu, und ſcheint mit Gefälligkeit zuzuhören. Die Confidente iſt nicht vergeſſen.

Angelique et Medor, von Blunchard gemahlt, und von Voiés dem ältern geſtochen. Die beyden Liebhaber des Rolando furioso ſind in der Stellung, wie ſie ihre Namen in die Bäume ſchneiden. Sie ſieht man von hinten, ihn von der Seite. Die Stellung von beyden hat viel Grazie; nur der Rücken des Mädchens oben iſt zu breit gehalten, und die von der Seite geſehene Bruſt ein wenig Ammenmäſig.

[289] Nro. XXXVII. Den 8. May 1772.

Breßlau und Leipzig.

Bey C. F. Gutſch: **Verſuch einer Theorie über die Erbauung von Chriſtian Friedrich Engelmann, Paſtor in Langersdorf ꝛc. 1771. 8. 258 S.**

Wer mit einer ausgebreiteten und tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens und Lebens; wer mit reifen und durchgedachten, beſonders moraliſchen Kenntniſſen ausgerüſtet iſt; wer durch mannigfaltige Übung in der Sprache eine gewiſſe Gewalt über dieſelbe erhalten; wer Geſchmeidigkeit des Geiſtes, und ein für Wahrheit und Tugend warmes Herz beſitzt; Eigenſchaften, ohne welche die Verfertigung einer wahren Erbauungsſchrift, überhaupt ächte Erbauung, ſie ſey enthalten, worinn ſie wolle, eine Unmöglichkeit iſt; wird dieſes Buch entbehren können, ſo wie das wahre dichteriſche Genie eine Theorie der Dichtkunſt ruhig bey Seite legen kann. Indeſſen vermag es doch Anfängern, die mit der ge-

hörigen Anlage von der Natur ausgeſteuert in dieſe Laufbahne eintreten wollen, vor manchem Abweg zu verwahren, und ihnen manchen heilſamen Wink zu ertheilen. Herr E. hat uns nicht überall Genüge geleiſtet, auch können wir nicht alle ſeine Meinungen unterſchreiben, noch ſeinen Gang an einigen, Weit- [290] ſchweifigkeit und ungleichen Stil an andern Orten billigen; glauben aber dennoch, dieſes Buch um ſeines gewiſſermaßen gemeinnützigen Inhalts, und der großentheils fruchtbaren Bearbeitung deſſelben willen, wegen des Geiſtes der Duldung, der darinn herrſcht, und verſchiedener richtiger und geſunder, aber noch nicht allgemein bekannter und geübter Gedanken, manchen unter denen, welchen das Geſchäfte der Erbauung eigentlich obliegt, und beſonders den angehenden Theologen anpreiſen zu können. — — Hier iſt der Inhalt der Abſchnitte: 1.) Allgemeiner Begriff von der Erbauung, S. 1. 2.) Vom Erbaulichen überhaupt, S. 19. 3.) Gedanken über die Bemühung, das Herz wirklich zu erbauen, S. 101. 4.) Über die Erbauung aus Gebetbüchern, S. 158. 5.) Schilderung eines erbaulichen Redners, S. 182. 6.) Beſtimmung des Werths der Erbauungsſchriften, S. 196. 7.) Über den, welcher erbauet wird, S. 212. 8.) Vom Auſſenbleiben der Erbauung, S. 241. Aus dem fünften Abſchnitt wollen wir doch die Hauptzüge des Gemähldes eines erbaulichen Redners, mit den eignen Worten des Herrn E. hierher ſetzen: „Vor dem erbaulichen Redner geht der Ruf einer ungezweifelten Frömmigkeit her; nächſt dieſem geht bey ihm die Liebe zur Wahrheit über alles; dann tritt er hervor, und lehret was er weiß und was er ſelbſt erfahren hat, mit einem wohlanſtändigen Nachdruck: er kennt die Welt, und zeigt mir, wie ich wahre Klugheit des Lebens mit der Klugheit des wahren Chriſten verknüpfen ſoll, predigt alſo nicht, mit dem Evangelio in der Hand, Mordſucht und Gewiſſenszwang; räth mir auch nicht mit verzogner Miene an, mich der Welt gänzlich zu entziehen, um den Himmel zu erwerben; Er verknüpft ferner mit der Kenntniß der Welt auch Kenntniß

des menſchlichen Herzens; brennt vor Ver- [291] langen, die höchſte Glückſeligkeit ſeiner Mitmenſchen und ſeiner Mitchriſten aus möglichen Kräften zu befördern, dringt alſo ſtets auf die gewiſſenhafteſte Ausübung aller Vorſchriften der Vernunft und des Chriſtenthums; Moral mit Dogmatik verbunden, iſt ſein Werk, doch ſo, daß man leicht ſieht, er bediene ſich der letztern blos um der erſten willen; daher erſtreckt ſich ſeine Unterweiſung auf alle wichtige Verhältniſſe meines Lebens u. ſ. w." Überhaupt weiſet er der Moral auf der Kanzel die anſehnlichſte Stelle an, auch in andern Stellen, z. B. S. 119. und 62, wo es unter andern heißt: „Vor allen Dingen, ihr Lehrer des Volks, predigt euren Chriſten Moral. Das, was ſie wiſſen ſollen, um es zu wiſſen, kann ihnen bald und leicht beygebracht werden. Aber zeigen, wie es richtig anzuwenden, wo etwan Ausnahmen erlaubt, wie dieſelbe gewiſſenhaft genug anzuſtellen, das iſt eine Sache von größrer Wichtigkeit. Das thätige Chriſtenthum iſt doch allein das wahre."

Venedig.

Albrizzi hat gedruckt: **Della pittura Venetiana e delle opere publiche de Venetiani Maestri Libri V. 1771. gr. 8. S. 628.**

Wie ſchwer es ſey, mit einem einigen Blick das Ganze zu überſchauen, was eine Nation in den Künſten geleiſtet hat, wird ein jeder erfahren, der gewohnt iſt, der Geſchichte des menſchlichen Genies nachzuſpähen. Herr Hieronymus Zanetti, Verfaſſer dieſes Werks, war der einige Gelehrte in Venedig, der Kenntniß der Philoſophie, Kritik und der Kunſt mit einander verband, und fähig war, die Epochen der Kunſt ſeiner Nation auszuzeichnen. Von dieſer Seite betrachtet, nennen wir es ein vortreffliches Werk, an deſſen äuſſerm Glanz auch der [292] Verleger nichts geſpart hat. Für den Künſtler wird er ein getreuer Erzähler, für den Liebhaber ein Lehrer des Geſchmacks. Er theilt ſein Werk in 5 Bücher ein, wovon das erſte den Urſprung und die Grundlage der Venetianer Mahlerſchule entwirft. Venedig

hat ſeine Mahler den Griechen zu danken, von welchen ein gewiſſer Theophanes von Conſtantinopel öffentlichen Unterricht in der Mahlerey in Venedig gab. Man kan leicht denken, wie roh ihre Arbeiten ſeyn mußten. Erſt nach der Hälfte des 14ten Jahrhunderts bemerkt man eine neue Epoche der Kunſt, da das Genie der Mahler wirkſamer wurde. Der erſte Mahler, an dem man Stärke und Feuer bemerkt, hieß Lorenzo, den ein venetianiſcher Edelmann Lion mit einem Gehalt von 300 Zechinen berief. Gemeiniglich fängt man die Geſchichte der venetianiſchen Mahler mit dem Guanienti an, der in den Tüchern ſeinen Vorzug hatte. So wie Lorenzo in den Köpfen. Die 2te Epoche fängt mit dem XV. Jahrhundert an, da Andreas von Murano zuerſt die griechiſche Barbarei verließ. Sein Schüler Ludwig Vivarino kam in dem Studio der Architectur und Perſpective weiter. Jacobello del Fiore war reich, und brachte das Gold und die Verzierungen häufig bey ſeinen Arbeiten an. Die 3te Epoche war für das Colorit glücklich. Antonello da Meßina hatte die Farbenmiſchung in Öl, in Flandern bey Joannes Vandyk gelernt, und dieſe Kunſt nach Venedig gebracht.

Donnato war der erſte, der dem guten Geſchmack den Urſprung gab, und mit ihm hört der griechiſche Geſchmack ganz auf. Nach Jacob Bello theilten ſich die venetianiſche Mahler in 3 Claſſen. Jene der erſten Claſſe blieben ſtandhaft bey den alten Manieren. Ihr Haupt war Victor Carpaccio, dem es noch an dem guten Geſchmack in den Farben fehlte. Seine Gemählde ſind noch jetzo ſehr überraſchend. [293] Im Feuer der Farben übertraf ihn Joannes Manſueti, gieng ihm aber in der Erkenntniß der Natur nach. In der zweyten Claſſe ſtehen die Mahler, die mit edler Kühnheit den alten Froſt verbeſſern. Ihr Haupt war Joannes Bellini, der von ſeinem eigenen Schüler Giorgione viele gute Manieren lernte. Sein Bruder Joan Bellini iſt viel ſchwächer. Unter ſeinen Schülern zeichnen ſich Andreas Cornegliaghi, ſonſt Cordella genannt, deſſen Charactere edel ſind, und Joannes Buon-

confighi vor andern aus. Das Haupt der 3ten Claſſe war Marcus Baſaiti, der um das Jahr 1520 lebte, und deſſen Figuren zierlich ſind. Keiner in dieſer Claſſe blieb länger bei dem alten Geſchmack als Vicentius Catena. Und ſo weit geht das erſte Buch.

Das 2te Buch betrachtet die venetianiſche Mahlerey in ihrem höchſten Flor, da die Mahler die edle Natur ſtudirten. Der große Giorgione von Caſtel Franco brach die Bahn. Nur Schade, daß er zu kurz lebte. Nach ihm tritt Titiano Vecalio von Cadore auf, der wegen ſeiner Gründlichkeit und mahleriſchen Wahrheit Bewunderung verdient. Viele ſeiner Werke ſind durch Brand zu Grunde gegangen; indeſſen hat doch Venedig noch immer einen zahlreichen Vorrath von titianiſchen Meiſterſtücken. Sein Schüler Jacob Robuſti, zugenannt Tintoretto, brachte es bis zum Ideal, und mit ſeiner ungeheuren Einbildungskraft überſchritt er zuweilen die Gränzen der Wahrheit. Der V. bringt daher ſeine vollkommene Werke bey, und ſchreitet hernach zu den unvollkommenen, ermahnt auch die Lehrlinge, in der Nachahmung derſelben ſparſam und klug zu ſeyn. Auf ihn folgt Paul Caliari Veroneſe der ganz original iſt. Oft läßt er das Costume aus der Acht, hatte aber z. B. bey ſeiner Hochzeit zu Cana in Galiläa ſeine wichtige Urſache, weil er nicht in das Einförmige fallen wollte. Oft ſind ſeine Figuren wahre [294] Bilder nach der Natur. Er ſtarb den 19. April 1588 in einem Alter von 60 Jahren, und ſeine Erben ſind Catadini. Jacob da Ponte von Baſſano hatte einen neuen Styl und zwo Manieren. Venedig ſelbſt hat wenig Mahlereyen von ihm.

Das 3te Buch betrachtet die Schüler und Nachahmer der genannten Meiſter, die nur entlehnte und geborgte Schönheiten haben. Unter Titians Nachahmern zeichnet ſich Jacob Palma der ältere von Bergamo, und Johann Antonius Licinius von Pordenone, der mit Titian ſelbſt wetteiferte vor andern aus. Titian, von der moraliſchen Seite betrachtet, war voll Neid. Er beneidete den Dominicus Campagnola, ja ſeinen eigenen Bruder Franciſcus

Vecelio. Titians Neffe, Marcus Vecelio, war ein guter Schüler von ihm, deſſen Sohn aber Tizianello genannt, hatte Geſchmack. Hieronymus Dante copirte ſeinen Meiſter; Titian verbeſſerte ihn, und daher werden ſeine Werke oft als Originalien angeſehen. Die Schüler des Tintoretto, unter welchen ſein eigener Sohn iſt, bedeuten nicht viel. Paul Veroneſe hatte die glücklichſten Nachahmer, von ſeinem eigenen Geſchlecht, ſeinen Bruder Benedict Caliari, Pauls Sohn Carletto, Ludwig Benſatto, Pauls Neffe. Unter ſeinen gelehrten Nachahmern kommen Baptiſta D'Angelo zugenannt Moro, und ſein Sohn Marcus Moro, wie auch ſein Bruder Julius Moro vor. In der Schule des Baſſano ſind die Schüler von dem Meiſter ſehr ſchwer zu unterſcheiden, weil ſie meiſtens bey den Manieren ihres Lehrers blieben, und nach neuen Gedanken nicht begierig waren.

Das vierte Buch betrachtet die venetianiſche Mahlerey in ihrem Verfall. Fremde verpflanzten den guten Geſchmack. Die Manieriſten ſchwammen empor. Nun mahlten die venetianiſchen Mahler ſchnell und ums Brod. Der Weg der Natur war ihnen zu [295] mühſam, und ſie waren bloß Gedächtniß. Jacob Palma der jüngere mahlte zu viel und zu ſchnell. Unter dem Heer der Manieriſten lobt der V. den Peter Molombra, und nimmt den Joannes Contarini von dem gemeinen Haufen aus. Endlich ſtanden wieder andere auf, die dem wahren Geſchmack aufhalfen. Unter dieſe Claſſe gehört der Graf Peter Liberi, der viele Reiſen that, und nach 3 Manieren mahlte, Hieronymus Foraboſco, und Peter Bellotti.

Das 5te Buch reicht vom Ende des vorigen Jahrhunderts in das jetzige. Man ſah ſo viele Manieren in Venedig als Mahler waren, weil ein jeder von fremden Schulen fremde Bilder mit ſich brachte. Nach dem Joannes Segala einem Originalgenie, und dem melancholiſchen Antonius Zacchi, wird Gregorius Lazareni in ein großes Licht geſetzt. Antonius Baleſtra, der im Jahr 1740. in einem Alter von 74 Jahr geſtorben, hatte eigenes Ver-

mögen, und arbeitete für die Kunſt, nicht für das Brod. Piazzetta, der im Jahr 1754 ſtarb, lernte Licht und Schatten von Jugend auf. Den Joan Batiſta Tiepolo, der im J. 1769. in einem Alter von 77 Jahren in Madrid geſtorben, lobt der V. vielleicht zu ſehr. Hierauf werden alle Mitglieder der jetzigen Mahler= und Bildhaueracademie in Venedig, welche erſt im J. 1766 beſtätiget wurde, angeführt, ein Verzeichniß der fremden Mahler geliefert, deren Werke in Venedig vorhanden ſind, und mit einer Beſchreibung von der moſaiſchen Arbeit in der St. Markus Kirche das Werk beſchloſſen. Der Recenſent geſteht, daß ihm dieſes Werk vorzüglich gefallen habe; aber das Einförmige in den Urtheilen, und auch ein gewiſſer Grad von Partheiligkeit, in Rückſicht auf die neueren Mahler, konnte ihm ohnmöglich gefallen, weil er die Natur und die Wahrheit zu ſehr liebt.

[296] Paris.

Theatre du Prince Clenerzow Russe, traduit en François par le B. de Blening Saxon. II. Vol. 1771. Vol. I. 330 S.

Dialogirte Vorſtellungen des übertriebenen Abgeſchmackten in der franzöſiſchen Nation, ohne komiſche Stellung, komiſchen Witz, komiſchen Ausdruck, komiſche Manier; ganz ohne Laune und ohne Wahrſcheinlichkeit. Die Comödie ſoll die Menſchen auf ihrer lächerlichen, aber warlich nicht auf ihrer ſchlechteſten Seite abſchildern. Wenn dieſe Schauſpiele wirklich rußiſch ſind, wenn ſie in Rußland gerne geſehen werden, und wenn es wahr iſt, daß die Ruſſen avides de conoitre les mœurs et les usages des François et desirants de les imiter, nichts unterlaſſen dieſen unſern Nachbarn ähnlich zu werden, wie der deutſche Edelmann in dem vorgeſetzten Brief ſagt, ſo beklagen wir dieſe Nation, die ehe ſie noch ganz polirt iſt, ſchon ſo abgeſchliffen ſeyn muß, wie die Guinee des guten Yoriks.

London.

Flora Americae Septentrionalis; or a Catalogue of the Plants of North America. Con-

taining an Enumeration of the known Herbs, Shrubs and Trees, many of which are but lately discovered. By John Reinhold Forster, F. A S. 8 vo. 1 S.

Hr. Forſter der Überſetzer von Kalms Reiſen und der Verf. einer Nordamericaniſchen Zoologie, liefert hier nach D. Gronov Flora Virginica alle Nordamericaniſche Pflanzen mit engliſchen Namen Er hat verſchiedne hinzugeſetzt, die in Gronovs Verzeichniß nicht ſtanden, und hat auch den öconomiſchen und mediciniſchen Nutzen davon angezeigt.

[297] Nro. XXXVIII. Den 12. May 1772.

Paris.

Lettre sur les desirs à M. T. D. S. 1770. 12. 53 S.

Dieſe Schrift iſt von dem jüngern Herrn Hemſterhuys im Haag, den unſre Leſer wenigſtens aus der Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften kennen werden. Neben den tiefſten Kenntniſſen des Staatsmanns, vereinigt er die neuſte Ausſichten in die Sternkunde und Metaphyſik, mit dem wärmſten Enthuſiaſm vor die bildende Künſte, die er ſelbſt als Dilettante mit wahrem Erfolg ausübt. — — Er beruft ſich auf eine Erfahrung aus dem Brief sur la Sculpture, wo er bemerkt hatte, daß die Seele nach einer langen Betrachtung ebendeſſelben Gegenſtandes, Ekel und Überdruß bey ſich empfindet. Dieſe Eigenſchaft legt er zum Grunde, um darauf ſein Syſtem über die Wirkſamkeit der menſchlichen Seele zu bauen. Die Seele ſucht immer die größte Anzahl von Ideen in dem kürzeſten Zeitraum zu genießen, und das, was ſie daran hindert, liegt in der Nothwendigkeit, ſich gewiſſer Organen zu bedienen, um ſich durch eine Folge von Zeit und Partien durchzuarbeiten. Könnte die Seele ohne Organe von einem Gegenſtand gerührt werden, ſo würde die Zeit, die ſie brauchte, [298] ſich eine Idee davon zu machen, gerade Nichts ſeyn. Wäre der Gegenſtand ſo beſchaffen, daß ſie durch die ganze Totalität ſeiner Eſſenz davon könnte gerührt werden, ſo würde die Anzahl der Ideen ſchlechterdings unendlich ſeyn; und fänden dieſe beyden Fälle zugleich ſtatt, ſo würde die Summe dieſer

Ideen ohne Medium, und ohne Folge von Zeit und Partien die ganze Totalität des Objekts vorſtellen: oder dieſes Objekt würde auf die innigſte und vollkommenſte Weiſe mit dem Weſen der Seele vereinigt; und alsdann könnte man ſagen, daß die Seele dieſes Objekt auf die vollkommenſte Art genießt. Die Lebhaftigkeit der Begierden, oder der Grad von anziehender Kraft, werden durch den Grad von Homogeneität des verlangten Objekts beſtimmt; und dieſer Grad von Homogeneität beſteht in dem Grad der Möglichkeit einer vollkommnen Vereinigung. Man wird eine ſchöne Statue weniger lieben, als ſeinen Freund, ſeinen Freund weniger als ſeine Geliebte, und ſeine Geliebte weniger als das höchſte Weſen. Dieſes iſt die Urſache, warum die Religion größere Enthuſiaſten macht, als die Liebe, die Liebe größere als die Freundſchaft, und die Freundſchaft größere als das Verlangen nach bloß materiellen Dingen. Betrachte ich eine ſchöne Statue, ſo ſuche ich nichts weiter, als mein Weſen mit ſeiner Eſſenz zu vereinigen; nach langer Betrachtung aber entſteht Überdruß bey mir, und dieſer fließt aus keiner andern Quelle, als der ſtillſchweigenden Betrachtung, die ich über die Unmöglichkeit einer vollkommnen Vereinigung gemacht habe. In der Freundſchaft ſcheint die Unmöglichkeit der Vereinigung nicht ſo groß; und in der Liebe betrügt uns die Natur einen Augenblick; allein, der Überdruß, der unmittelbar folgt, zeigt die Unmöglichkeit der Vereinigung evident, die uns, dem Anſchein nach, ſo vollkommen ſchien. Unter den Mitteln, deren ſich die Seele bedienet, zu dieſer Verei- [299] nigung zu gelangen, verdienen beſonders zwey betrachtet zu werden: das eine iſt phyſiſch, das andere intellektuel. Jedermann kennt die beſondere Harmonie, die ſich zwiſchen unſern Ideen und den Zeugungstheilen unſers Körpers befindet. Von allen phyſiſchen Mitteln, deren ſie ſich zur Vereinigung ihres Weſens mit dem verlangten Gegenſtand bedient, iſt dieſer der ſtärkſte, der ſich allenthalben zeigt und einmiſcht. Ich berufe mich auf alle Schwärmer in der Religion, der Liebe, der Freundſchaft, und in den Künſten, die nur materielle Dinge zum Gegenſtande haben, ob ſie in der Hitze ihrer Leidenſchaft,

da keine Veränderung empfunden haben, wo Plato ſchon den Sitz der Begierde feſtſetzt. Hierher gehören alle Ausſchweiffungen der Unreinigkeit, die an dem eignen Geſchlechte, dem Marmor und Bronze zu allen Zeiten ſind begangen worden. Dieſe Irrungen der Einbildungskraft entſtunden aus nichts, als dieſer allgemein anziehenden Kraft, und ſie würden ins Unendliche fortgegangen ſeyn, wenn die Seele nicht zugleich das Vermögen hätte, dieſer Kraft Einhalt zu thun; nicht, daß ſie ſelbe vernichtet, oder ihre Intenſität verringert, ſondern ihre Würkung durch Hinderniſſe erſchweret, und ſie von einem Objekt zu einem andern Weg leitet. Dieſes göttliche Vermögen iſt die Stütze der ganzen Moral. Sie kann mit dem verglichen werden, was wir bey der Materie vis inertiae nennen; In der Freundſchaft würkt alles auf die Hervorbringung dieſer Homogeneität fort. Von dem erſten Augenblick an, da in einem Cirkel von Unbekannten unſere Wahl auf eine Perſon insbeſondre fiel, arbeitet die Seele unaufhörlich, mehr Seiten der Übereinſtimmung zu entdecken, und die Liebe oder Freundſchaft wächſt nach Maßgabe dieſer Entdeckung. Mit welcher unaufhörlichen Bemühung arbeiten einſamlebende Perſonen, die Homogeneität mit ihrem Hunde oder einem an- [300] dern Lieblingsthier, zur Vollkommenheit zu bringen; und mit welchen Liebkoſungen bezahlen ſie ihm ein wohlverſtandnes Wort, oder eine neue erworbene gemeinſchaftliche Idee mit Ihnen. — — Bey den Griechen hatte Liebe und Freundſchaft ohngefähr eben die Bedeutung, wie bey uns; allein, ihr Gefühl und ihre auſſerordentliche Empfindſamkeit, gab allen ihren Leidenſchaften eine Stärke, die wir nicht begreiffen können, und ihren Tugenden und Laſtern einen Glanz, der uns blendet. Die Religion, die eigentlich in nichts beſteht, als in dem Verhältniß jedes Individui zu dem höchſten Weſen, und deren Endzweck das höchſtmögliche Glück jedes Individui iſt, hatte nichts beſtimmtes bey den Griechen: Der Polytheiſmus machte einen Gegenſtand der Cärimonie und Parade daraus. Die bürgerliche Tugend, oder das Vermögen, welches die Handlung jedes Individui zu dem höchſten Wohl der Geſellſchaft leitet, ware alſo das

einzige, was man zu bearbeiten hatte. Die Geſetzgeber, ob ſie gleich meiſtens von der nothwendigen Exiſtenz eines Einzigen Gottes und Schöpfers überzeugt waren, ſahen doch, daß jede Form der Geſellſchaft ein Weſen von Menſchenhänden war, und daß dieſe beſondere Form gegen Gott kein anders Verhältniß haben könne, als jede andere Uhr oder Maſchine. Sie ſetzten alſo dieſe Maſchinen nach dem beſtmöglichſten Plan zuſammen, und modificirten die dirigirende Kräfte jedes Individui nach ihrem Belieben. Sie lieſſen dieſe Art von Religion an ihrer Stelle, und bedienten ſich ihrer zuweilen mit Geſchicklichkeit, weil ſie glaubten, das Volk, indem es mit den Göttern umgieng, erhielte dadurch etwas Erhabnes in ſeiner Denkart. Daraus folgte, daß man jedem Individuo eine gewiſſe Doſis Freyheit lieſſe, ſeine Handlung ſelbſt zum höchſten Wohl der Geſellſchaft zu beſtimmen; und folglich machte es ein mehr oder [301] minder anſehnliches Stück des Staats ſelbſten aus. Da es ſich ſelbſt als das Bild des Staats anſahe, ſo verdoppelten ſich ſeine Kräfte: und dieß brachte nothwendiger weiſe die Wirkſamkeit, den Fleiß, die Ehrbegierde, und die alles belebende Liebe des Vaterlandes hervor. Bey uns, die wir eine Offenbarung haben, ward das Individuum ſeiner ewigen Fortdauer gewiß. Sein Verhältniß gegen Gott ward beſtimmter und bekannter; allein, ſein Endzweck ward anders. Es ſahe bald, daß ſein höchſtes Wohl nicht in einer Welt zu finden ſeye, die durch Zeitfolge exiſtiret; und der Geſetzgeber, welcher fand, daß die bürgerliche Tugend ein wenig dadurch geſchwächt wurde, glaubte, das Mittel dagegen in ihrer Vermiſchung mit der Religion zu finden. Der Staat, oder die Regierung, die ihn vorſtellt, und die kein Recht auf die Handlungen des Individui hat, als in ſofern ſie nothwendige Urſachen von gewiſſen beſtimmten Wirkungen ſind, griff ſeine Abſichten, ſeine Gedanken, und alle Modification ſeiner Velleität an, die doch nur einzig und allein zu ſeinem Verhältniß gegen Gott gehören; und das Individuum ſah gegentheils in ſeinen Handlungen nichts mehr, als die einfache Wirkungen ſeiner Velleität, ohne ihre Verhältniße mit dem Staat zu betrachten.

Die Religion und die bürgerliche Tugend, die getrennt hätten bleiben ſollen, ſchwächten einander wechſelsweiſe; und da die innre Freyheit des Menſchen einmal gedrückt und angegriffen war, ſo folgte natürlicher weiſe daraus die Muthloſigkeit und die Trägheit.

Alles, was wir ſehen und empfinden, ſtrebt nach der Vereinigung. Indeſſen iſt alles von Individuis, die ſchlechterdings vor ſich beſtehen, zuſammengeſetzt; und ohngeachtet dieſem ſchönen Anſchein von einer Kette genau vereinigter Weſen, ſcheint es klar, daß jedes Individuum exiſtirt um zu exiſtiren, und [302] nicht wegen der Exiſtenz eines andern. Da ſich alſo das Ganze in einem Stand des Zwangs befindet, ſo folgt daraus, daß ein Urheber da iſt, der es zur Vereinigung ſtreben läßt, oder der durch ſeine Kraft und Natur es in Individua zertheilt hat. Und dieſen Urheber nenne ich Gott. — — Wir unterſchreiben nicht alles in dieſer ſonderbaren Schrift, deren Seltenheit (denn es exiſtiren nicht mehr als 80 Exemplare) dieſen weitläuffigen Auszug entſchuldigen wird. Die Stellung der Sätze, wie ſie aus dem Kopfe eines H. kamen, iſt allzeit merkwürdig, und ſollte ſie auch nichts, als dem Pſychologen neue Data zur Genealogie der Ideen an die Hand geben.

Breßlau.

Daſelbſt iſt im Mayeriſchen Verlag herausgekommen: **Einleitung zur mathematiſchen Bücherkenntniß, 1ſtes Stück, 1769.**

Dieſe nützliche Schrift beſtehet aus drey Abſchnitten. Der erſte enthält eine chronologiſche Bibliographie des Euclids, in welcher verſchiedene Ausgaben dieſes großen Mathematikers, ſowol alte als neue, in chronologiſcher Ordnung, welche einem hiſtoriſchen Vortrage am natürlichſten iſt, auch Überſetzungen in verſchiedenen Sprachen angezeiget und kurz beurtheilet werden. In dem 2ten kommen Nachrichten von alten und neuen mathematiſchen Büchern und Schriften vor, als G. J. Vossius de matheseos natura. J. C. Heilbronners Verſuch einer mathematiſchen Hiſtorie.

I. F. Weidleri Historia astronomiae. Ejusdem bibliographia astronomica. Heilbronneri Historia matheseos. I. N. Frobesii introductio in mathesin historica et dogmatica. J. F. Stockhauſens hiſtoriſche Anfangsgründe der Mathematik und Histoire des [303] Mathemathiques par Mr. Mantucla. Der dritte Abſchnitt giebt Nachricht von zwey neuen wichtigen Werken des ältern Herrn Eulers. Es iſt dieſe Schrift bereits in vielen Händen, und in gelehrten Nachrichten hin und wieder beurtheilet; und wir würden deßwegen dieſes erſte Stück, als bekannt, vorausgeſetzt haben, wenn wir nicht um der folgenden Stücke willen, eine Anzeige deſſelben nöthig geachtet hätten. Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß in einer ſolchen Bibliographie nicht alle Schriften ſtehen, die von einem gewiſſen Theile der Mathematik vorhanden ſind; denn ſie können nicht alle an einem Orte bekannt ſeyn. Der Plan des Verfaſſers erfordert dieſes auch nicht. Er verſpricht nur nach Weidlers aſtronomiſcher Bibliographie, chronologiſche Bibliographien über alle Theile der Mathematik zu liefern, und dieſe hat er ſehr vollſtändig geliefert. Er ſammlet darinne Materialien, aus welchen mit der Zeit eine vollſtändige mathematiſche Bibliothek zuſammen geſetzet werden kann. In den beſondern Recenſionen größerer und kleinerer Bücher, die noch auſſer der Bibliographie vorkommen, herrſchet ein gegründetes Urtheil, welches nicht ohne Noth weitläuffig iſt. Wir wünſchen, daß der Verf. ſeinen mühſamen Plan durch alle Theile der Mathematik ausführen möchte. Kenner dieſer Wiſſenſchaften werden ſeine Bemühungen um deſto höher ſchätzen, je größer der Mangel in dergleichen Nachrichten bisher geweſen iſt.

Ohne Anzeige des Orts.

Gedanken über die Verfaſſung eines allgemeinen Geſetzbuches, zur Verbeſſerung derer Juſtizverfaſſungen. Erſtes Stück, 1770. 5 Bogen. 2tes Stück 1771. 8. 7 Bogen.

Etwas ſchlechteres iſt noch nie aus einer Gänſefeder gefloſſen, als dieſes Schriftchen. Cujacius und [304] Hermann, Mosheim und Abraham a Sancta Clara, Cuno und Klopſtock, Montesquieu und dieſer Autor, das iſt immer daſſelbe

Verhältniß. Man merkt aus der Vorrede, daß er es gar nicht übel nehmen würde, wenn die Rußisch-Kayserliche Majestät, die dato so glorreich regieret, ihn zu Abfassung ihres Gesetzbuches nach Petersburg vociren wollte. Wir haben nichts dagegen, aber sein Büchlein wird ihn nicht empfehlen. Es enthält 26 Betrachtungen über die Abfassung eines Gesetzbuches überhaupt, und über verschiedene einzelne Materien. Allenthalben so viel Confusion in den Begriffen, so viel falsches und halbwahres in den Urtheilen, so viel unnützes in den Raisonnements, daß man das Recensiren verschwören würde, wenn man immer solche Arbeiten durchlesen müßte.

Kupferstiche.

Ein Blatt, die drey Apostel unterschrieben, nach Mich. Angelo von Caravaggio, von Oesern gezeichnet, von Bausen radirt. Ein Blatt, das weder Künstler noch Liebhaber entbehren kann. Das Beysammenseyn in einem Geist, dreyer, durch brüderlichste Mannigfaltigkeit karakterisirter, menschenfreundlichedler alter Köpfe; solch eine Seelenruhe durch eine dämmernde Haltung drüber gehaucht. Es ist das empfundenste Kunstwerk, das uns seit langer Zeit vor die Augen gekommen. Auch lallen wir nur eine Anzeige, um jeden wahren Liebhaber einzuladen, mit uns die Freuden der Empfindung und Erkänntniß zu geniessen, die eine anhaltende Betrachtung solch eines Werks, einer fühlenden Seele reichlich gewährt.

(Ist in der Andräischen Buchhandlung allhier zu haben für 1 fl. 45 kr.)

[305] Nro. XXXIX. Den 15. May 1772.

London.

A Dissertation on Miracles, designed to shew, that they are Arguments of a divine Interposition, and absolute Proofs of the Mission and Doctrine of a Prophet. By Hugh Farmer, 8. 6 S. Cadell 1771.

Es herrschen in diesem Buche so viel klare und bestimmte Ideen über die verwickelte und schwere Materie der Wunder,

daß wir hoffen, es werde nicht allein neben ſeine Vorfahren geſtellt, ſondern vielleicht viele von ihnen durch dieſen neuen Ankömmling aus ihrer Stelle verdrungen werden. Ohne ſich in die beſondern Umſtände der in der H. Schrifft vorkommenden Wunder einzulaſſen, unterſucht der Verf. zuerſt die allgemeine Frage: ob Wunder, an ſich ſelbſt betrachtet, Beweiſe einer göttlichen Mitwürkung, und folglich des göttlichen Urſprungs einer übernatürlichen Offenbarung ſind? Viele haben darinn gefehlt, daß ſie die Definition eines Wunders nicht in die hervorgebrachte Wirkung, ſondern in die Urſache geſetzt haben. Allein, unſer Verf. behauptet, daß eine wundervolle Wirkung, wie jede andere gemeine Erſcheinung ihre eigne individuelle Natur habe, die ſie von allen andern, ohne [306] Rückſicht auf ihre Urſache unterſcheidet. Denn von der Wirkung ſagt man nur allein, daß ſie der einmal feſtgeſetzten Ordnung der Dinge widerſpreche, die man Lauf der Natur nennt: das würkliche unſichtbare Weſen, durch welches die Wirkung hervorgebracht wird, ob es gleich auſſer ſeiner gewöhnlichen Sphäre würkt, übt doch nur ſeine natürliche Kräfte aus. Die Übereinkunft, oder der Widerſpruch mit denjenigen Geſetzen, nach denen die göttliche Vorſehung die Welt regiert, iſt das Einzige, was es zu einem wahren Wunder beſtimmt oder nicht. Daraus zieht er nun die Folge, daß in allen Fällen, wo wir von dem wahren Lauf der Natur nichts wiſſen, es unmöglich iſt, zu beſtimmen, welche Wirkungen davon abweichen, oder zwiſchen natürlichen Begebenheiten und Wundern zu unterſcheiden. In dem zweyten Abſchnitt des 1ſten Kapitels zeigt er, daß allzuhäufige Wunder, Mängel und Fehler in den allgemeinen Geſetzen der Natur verrathen würden. Aber auch derjenige müßte von ſehr kurzſichtigem Stolze ſeyn, der behaupten wollte, daß in dieſer weiſen Einrichtung der Dinge niemals ſchickliche Gelegenheiten vorkommen, wo der Höchſte von dem Plan abgehen könne, der ohne das ſo ſehr unſere Begriffe überſteigt. Er geht weiter, und beweiſt, daß Wunder ſchlechterdings nur von Gott herkommen können, er mag ſie nun ſelbſt, oder durch

Bevollmächtigte verrichten. Sie können zwar von der Natur ſeyn, daß ſie einen Grad von Gewalt erfordern, deſſen Mittheilung ein erſchaffnes Weſen fähig wäre; allein, Gott kann die Gabe, Wunder zu thun, niemals wirklich mittheilen, oder es nur in dem Fall thun, wo er den Gebrauch deſſelben rechtfertigt. Eben die Beweiſe von dem Daſeyn höherer erſchaffner Geiſter zeugen, daß ſie nie auſſer ihrer eigentlichen Sphäre würken. Aus der Analogie der Natur iſt es wahrſcheinlich zu machen, [307] daß eben die Leiter und Kette der Weſen nach eben den Geſetzen oberhalb dem Menſchen fortgehe, wie unter ihm, und daß ſtatt derjenigen Eigenſchaften, die einer Creatur von höherem Range zugegeben werden, ihr wieder andre mangeln, die den Geſchöpfen unter ihr ſind mitgetheilt worden, und daß ſie eben dadurch beſtändig innerhalb den Gränzen ihrer *eignen Wirkſamkeit* gehalten werde. Alſo wird es Dinge geben, die der Menſch würkt, und die der Engel nicht würken kann; ſo wie es Fälle giebt, wo die Kräfte des Menſchen weit unter den Kräften des Thiers ſind.

Die Vorausſetzung, daß ein erſchaffnes Weſen in dieſer Unterwelt Wunder wirke, ohne göttlichen Befehl, wird durch die Erfahrung aller Zeiten widerlegt; denn es giebt in der That keine erweisliche wahre Wunder, als diejenige, welche Gott ſelbſt mit Grund können zugeſchrieben werden. Wären die erſchaffne Geiſter mit Gewalt verſehen, Wunder zu thun, ſo iſt es wahrſcheinlich, ſie würden dieſe Gewalt *häuffig* ausgeübt haben. Was für Elend würden die *Böſen* nicht über das menſchliche Geſchlecht gebracht haben, und hätten die guten Geiſter gleiche Gewalt, ihnen zu widerſtehen, und den Menſchen Gutes zu thun, welches Kriegstheater würde nicht die Welt unter Weſen von ſo verſchiedener Gattung geworden ſeyn!

Der fünfte Abſchnitt zeigt, daß, wenn je Wunder zum Beſten einer falſchen Lehre wären bewürkt worden, ſo würden die Menſchen einem beſtändigen und unvermeidlichen Betrug ausgeſetzt geweſen ſeyn; und ſelbſt als Beweiſe würden ſie dieſem Endzweck nicht entſprochen haben. Sollte eine falſche Lehre durch Wunder beſtätigt werden, ſo müßte entweder ihre

Falſchheit erkannt oder nicht erkannt ſeyn. Wäre die Falſchheit der Lehre entſchieden, und es wäre zugleich bekannt, daß die bezeugende Wunder könn- [308] ten oder müßten von irgend einem böſen Geiſte bewürkt werden: wo bliebe da das Zeugniß? Die Wunder wären alsdann kein Beweis von der Göttlichkeit der Lehre, und enthielten keinen Bewegungsgrund, ſie anzunehmen; ſie dienten vielmehr zu einem unüberwindlichen Vorurtheil gegen die Lehre, nachdem man die Bosheit ihres Urhebers erkannt hätte. Könnte aber die Falſchheit der Lehre nicht erkannt werden, und würden die begleitende Wunder nur als Beweiſe von der Einwürkung eines höhern Weſens angeſehen, ſo würde das Herz des Menſchen zwar in Ungewißheit und Zweiffel über den Urheber dieſer Werke geſetzt werden, allein doch allzeit leer von aller Überzeugung bleiben, die ihn bewegen könnte, die Lehre entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Und alſo würde wiederum das Zeugniß null ſeyn. Unſer Verfaſſer bemerkt ferner, daß, wenn man die Lehre zur Probe der Göttlichkeit der Wunder macht, ſo macht man die Lehre zur Richtſchnur, nach der man das Wunder beurtheilt, und nicht das Wunder zur Richtſchnur, die Lehre zu beurtheilen. Die eigentliche Abſicht der Wunder aber iſt dieſe, eine noch vorher unbekannte Wahrheit feſtzuſetzen, die bisher durch die Vernunft nicht bewieſen, und durch nichts zur Evidenz gebracht werden konnte, als durch die Wunder. Allein es giebt Gelehrte, die verlangen, daß man erſtlich ohne Vorurtheil und Leidenſchaft die Lehre unterſuchen, und ſie alsdann zum Beweis der Göttlichkeit der Wunder anwenden ſolle. Allein widerſpricht dieſes nicht der Abſicht der Wunder? Man läßt alsdann die ganze Stärke des Beweiſes von der Lehre abhängen, die erſt noch bewieſen hätte werden ſollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

[309] Hamburg.

J. H. V. Nölting Predigt über Ebr. 12, 3. Am Begräbnißtag unſers Alberti gehalten. 1772. 8. 40 S.

Der Mann, der die Altäre, die er, nicht Gott, ſondern ſich geſetzt hat, mit phariſäiſcher Wuth zu vertheidigen, und

den Wahn und die Vorurtheile, womit er und ſeines gleichen die heilige Religion unſers Gottes befleckt haben, zu verewigen, das Pannier der Schwärmerey aufſteckt, und mit Fluch und blutdürſtigem Bann dem Tage Gottes den Zutritt verwehrt; deſſen Nahmen werde vergeſſen, und, wenn er in ſeinem raſenden Kampfe fällt; ſo liege ſeine Aſche bey dem Staube der Feinde des menſchlichen Geſchlechts: Aber, ſinket der edle Prediger der Wahrheit und des Lichts; fällt unter ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen der, der die Nacht vieler Jahrhunderte zerſtreuen, und uns und unſere Kinder zu dem lichten Heiligthum unſers Erlöſers zurück führen wollte; fällt der unter ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen; ſo müße ſein Andenken ewig in Seegen bleiben, und auf ſein Grab fließe die Thräne des Redlichen, wie ſie nun auf das Grab — — auch unſers Alberti fließt! — — O warum durfte der Freund des beſten Manns nicht alles ſagen, was er fühlte? Doch, wir fühlen alles mit ihm, und unſere Thränen miſchen ſich zu den ſeinen! — —

Venedig.

Graziosi verlegt: **Storia della guerra presente trà la Russia e la Porta Ottomana. Tom. VI. 8. 1772.**

Es iſt bekannt, daß der Herr Caminer in Venedig die Geſchichte des jetzigen Kriegs zwiſchen Ruß- [310] land und der Türkei zu beſchreiben angefangen hat. Nun iſt es immer eine ſehr gewagte Unternehmung, wenn ein Schriftſteller, der weder in dem Cabinete ſitzt, noch bey Staatsunterhandlungen gebraucht worden, noch den Feldzügen beygewohnt hat, eine Geſchichte eines Kriegs zu ſchreiben ſich entſchließt. Wer will uns die Gewähr für die Wahrheit der Begebenheiten leiſten? Iſt nicht nur zu oft die Leidner Zeitung die Quelle? Wenigſtens in den erſten Theilen haben wir Raiſonnemens und Facta gefunden, die zuverläßig falſch, oft unrichtig erzählt, andere verfälſcht gefunden. Die viele Verunſtaltungen der Namen ſind höchſt verdrüßlich, die Landcharten oft von den ſchlechteſten Meiſtern copirt. Indeſſen hat uns doch die

italiäniſche Schreibart ſehr wohl gefallen, und als wir das Buch laſen, gedachten wir uns nur gleich einen andern Titel: Materialien zu einer Geſchichte von Europa. In dieſem ſechsten Theil, den wir vor uns haben, ſind die Verunſtaltungen wieder ſehr häufig, ſogar in italiäniſchen Namen, z. B. Wer war denn der Cardinal Galligli S. 32. Unter dieſem Namen gab es keinen. Übrigens iſt doch der Artikel von italiäniſchen Begebenheiten, aber auch nicht überall, vorzüglich gut bearbeitet. Die Beſchreibung vom Charakter der Moldauer, iſt aus den Nachrichten des Fürſten Cantimirs im Büſchingiſchen Magazine gezogen. Von den Zaporoger Koſaken haben wir auch beſſere Nachrichten. Kein Artikel iſt beſſer, als der Einfall der Ruſſen in Morea, und hier hat der V. eine gute und ſichere Quelle. Herr Peter Romanelli, ein griechiſcher Arzt bey dem Baſſa in Morea, hat ihm den ganzen Operationsplan zugeſchickt. Dieſe Nachrichten unterſcheiden ſich gleich durch ihre Güte von allen andern. Die Polniſche und Rußiſche Artikel ſind weit nicht ſo gut und zuverläßig, ja manchmal ſtrichen wir ſie ganz durch.

[311] Lemgo.

Otia in otio minime otiosi, enthaltend verſchiedene rechtliche practiſche Anmerkungen, beſonders über die Eiſenhardiſche Erzählungen von beſondern Rechtshändeln, nebſt einem Muſter dergleichen Erzählung. In der Meyeriſchen Buchhandlung. 1771. 8. 266 S.

Vermiſchtes Allerley, das nicht viel bedeutet. Das beſte ſind die Anmerkungen über die Eiſenhardiſche Rechtshändel; aber daß tadeln leichter ſey, als beſſer machen, ſieht man aus dem ſogenannten Muſter einer dergleichen Erzählung. Wir würden Erzählungen nach dieſem Muſter eben ſo wohl ungeleſen laſſen als die Eiſenhardiſche. Die übrigen Abhandlungen enthalten Kritiken über den Esprit des loix; eine Unterſuchung, warum eine Zeit von 30 Jahren zur Verjährung nöthig ſey; Nachricht von den vormals im Brandenburgiſchen geweſenen, und nun abgeſchafften, gerichtlichen Procuratoren; einen Beweis, daß es gut und auch

nicht gut ſey, wenn ein Chef eines Juſtizcollegium mündliche Sollicitationen anhört; daß es nützlich ſey, auf Univerſitäten zu gehen; Betrachtungen über die coups d'etat von Naudé; Rechtfertigung der ſtrengen Regierung des Pabſt Sixtus des fünften ꝛc. Alles Dinge die theils ſchon beſſer gedacht und geſagt, theils von geringer Erheblichkeit ſind.

Kupferſtiche.

Sieben Lebensſcenen des heil. Gregorius nach Vanloo von verſchiednen Meiſtern geſtochen.

1. St. Gregoire distribue son bien aux pauvres. Die Frau die ein Stück Geld von ihm empfängt, ein Kind mit ausgereckten flehenden Armen, und ein kleineres zwiſchen ihren Knien, das ſich ein Stück Brod ſchmecken läßt, machen eine gefällige Gruppe.

[312] 2. St. Gregoire retiré dans une Caverne. Er wendet ſich von dem Boten, der ihm die Nachricht der Erhebung zur päbſtlichen Würde bringt, mit Ängſtlichkeit, faſt möchten wir ſagen, Abſcheu. Das Ganze wäre auch ſinnlicher geworden, wenn der Künſtler die Schlüſſel Petri, als die natürlichſte Allegorie, hätte bey dieſer Gelegenheit brauchen wollen.

3. St. Gregoire fait des prières publiques. Sollte in der Ordnung das zweyte ſeyn, und iſt dem Werth nach das erſte. Eine Proceßion um Abwendung der Peſt, der trockenſte Gegenſtand. Und hier findt der Genius einen Standort, haſcht einen Augenblick, ruft einen Lichtſtrahl herein, feſſelt uns mit poetiſcher Magie. Ein Sterbender liegt einem Weibe mit dem Kopf auf dem Schooß, das Hochwürdige, der Zug iſt vorbey in eine abſteigende Ferne hingewallt; der Jüngling im geiſtlichen Feyerkleid eine Kerze in der Hand, tritt in ſeiner Ordnung, mit der edelſten Einfalt heran. Ein warmer Blick wendet ſich vom Sterbenden gen Himmel, und ſeine Geſtalt und Empfindung wird durch einen unbedeutenden Proceßionsgeſellen, ohne Contraſt auf das würkſamſte erhoben.

4. St. Gregoire élu Pape, reçoit l'adora-

tion des Cardinaux. Wohl gezeichnete Figuren, wohl gekleidet und geordnet. Mehr aufmerkſame Ergebenheit hätten wir den hintern Perſonen gewünſcht.

5. St. Gregoire dicte ses Homelies. Wohl beleuchtet!

6. St. Gregoire obtient un miracle à la Messe. Mehr der Gegenſtand als die Ausführung macht das Blatt wichtig.

7. St. Gregoire dans la gloire. Iſt platfond; die Figuren ſind wohl verkürzt, und die Gruppe hebt ſich leicht.

[313] Nro. XL. Den 19. May 1772.

Fortſetzung des in dem vorigen Stück abgebrochnen Artickels der Dissertation on Miracles.

Der Autor kommt nunmehr auf ſeinen Hauptſatz, und beweiſt in dem 1ſten Abſchnitt des 3ten Kapitels, daß die Schriften des A. und N. Teſtaments, die Wunder niemand anders, als Gott, zuſchreiben, oder ſolchen Weſen, die auf ſeinen Befehl handeln. Der folgende Abſchnitt unterſucht, was eigentlich die Schrift von der Natur und den Rechten der heidniſchen Gottheiten behaupte. Der Verf. zeigt, daß die Heiden alle Kräfte der Natur vergöttert, und die Exiſtenz der Dämonen geglaubt haben, die ſie als die Ausſpender des Guten und Böſen anſahen. Viele glaubten, daß ſich die himmliſchen Götter niemals in menſchliche Dinge miſchten, ſondern die gänzliche Regierung dieſer Unterwelt den Untergottheiten überließen; und daher wurden dieſe Untergottheiten die großen Gegenſtände der religiöſen Hoffnung und Furcht bey den Heiden, und der göttlichen Verehrung. Da man öfters behauptet hat, daß die Dämonen der Heiden, Geiſter von höherem Rang ſeyn, als die Menſchen, ſo unterſucht der Verf. die Urſachen dieſes Begriffs; und beweiſt durch das Zeugniß aller alten Geſchichtſchreiber, [314] Dichter und Philoſophen, daß die eigentlichen Gegenſtände des heidniſchen Götterdienſtes diejenigen abgeſchiedne Menſchenſeelen wären, von denen man geglaubt hätte, daß ſie Dämonen würden. Er

beweiſt es auch aus dem alten Teſtament der LXX. dem Philo, dem Joſephus, und dem N. T. Das fünfte und letzte Kapitel zeigt, daß Wunderwerke, als Wirkungen einer göttlichen Macht, gewiſſe Beweiſe von der Göttlichkeit der Sendung und Lehre eines Propheten ſeyn. Doch warnt der Verfaſſer ſeine Leſer vor zwey Ausſchweiffungen, erſtens die Wunder nicht bloß als Beweiſe der Macht, und dann nicht als Beweiſe einer allgemeinen und immerfort dauernden Inſpiration deſſen, der ſie verrichtet, zu betrachten. Endlich thut er auf die überzeugendſte Art dar, daß der Beweis von den Wundern für die göttliche Sendung und Lehre eines Propheten vollkommen entſcheidend ſeye; daß er den allgemeinen Begriffen des menſchlichen Geſchlechts in allen Zeitaltern angemeſſen; daß er leicht und geſchwind würke; und daß die Wunder zur Beſtätigung einer Lehre nothwendig ſeyen, die den Leidenſchaften und Vorurtheilen der Menſchen widerſpreche.

Breßlau.

Das zweyte Stück der **Einleitung zur mathematiſchen Bücherkenntniß**, iſt 1770, in 8. auf 7 Bog. von Meyer verlegt worden.

Der Verfaſſer liefert darinn eine chronologiſche mathematiſche Bibliographie, die Fortification betreffend. Sie fängt an von 1527, und gehet bis auf die neueſten Zeiten. Hin und wieder kommen kurze Kritiken vor, und werden die Quellen angezeiget, woraus der Verf. geſchöpft, wenn er die Bücher nicht ſelbſt in Händen gehabt. Übrigens ſind ſeine Urtheile gründlich und aufrichtig. Obgleich dieſe [315] Bibliographie ſehr vollſtändig gerathen, und der im erſten Stück ähnlich iſt, ſo iſt doch nicht zu erwarten, und der Verf. verſpricht es auch nicht, daß alle Schriften ohne Mängel angezeiget ſind; er thut vielmehr folgenden Wunſch: „Sollte mein Verzeichniß dem um dieſe Wiſſenſchaft höchſtverdienten und hochberühmten Churfürſtl. Sächſiſ. Kriegsrath in Dreßden, Herrn Glaſer, in die Hände kommen, und er ſelbiges aus ſeiner, ohne allen Zweiffel in ganz Deutſchland zahlreichſten Kriegsbibliothek zu verbeſſern und zu ergänzen geneigt ſeyn:

ſo ſchmeichle ich mir, daß ſchwerlich jemand anderswo eine vollſtändigere Fortificationsbibliothek zu liefern im Stande ſeyn werde.“ Der Beſchluß iſt ein Anhang vieler Namen von Ingenieurs, von denen es zweifelhaft, ob ſie etwas geſchrieben, nebſt einem Alphabetiſchen Verzeichniß, der in vorhergehender Fortificationsbibliothek angezeigten Schriftſteller mit Anweiſung auf die Jahre eingerichtet. Wir können hier keinen Auszug liefern, und haben auch nicht nöthig, eine Schrift zu empfehlen, die allen Liebhabern der Mathematik, und beſonders der Kriegswiſſenſchaft ohnehin angenehm ſeyn muß.

Amſterdam.

Memoires pour servir à l'Histoire du monde Moral et politique, 1772. 12. 196 S.

Dieſes iſt der erſte Theil eines Werks, das uns den Menſchen ſo gut kennen lehren ſoll, als wenn wir ihn gemacht hätten. Durch Hülfe eines Stammbaums, der dem nächſtfolgenden Theil vorgedruckt werden ſoll, werden wir die Geſchlechtsregiſter aller Tugenden und Laſter mit leiblichen Augen ſehen. Die Kraft der Wirkung, und die Kraft der Trägheit ſind die zwo Wurzlen, woraus alles ſo ſchön folgt. Die denkende Seele ſitzt in der Mitte, und [316] ſie müßte ſehr dumm denken, wenn ſie nicht Vergnügen ſuchen und Schmerz vermeiden wollte. Dadurch nun wird der Hang zur Trägheit Furcht vor Schmerz; der Trieb zur Bewegung, Begierde nach Vergnügen. Kommt dann der Menſch in die Geſellſchaft, ſo geht dieſer aus ſich hinaus, jener in ſich hinein; und dieſes aus ſich gehen und in ſich gehen, iſt der Grund zweyer Claßen, de celle qui se repand et de celle qui se concentre. Dieſe Claßen ſind dem Syſtem auch ſo treu, daß, ſo bald man nur mit Hülfe der Phyſiognomie, die der Verf. ſehr hoch hält, erforſcht hat, zu welcher Claße der Menſch gehört, man gleich alle ſeine Tugenden und Laſter an den Fingern hererzählen kann; Ja, wenn man nur weiß: L'organisation et la trempe d'ame primitives d'un individu, le climat sous lequel il est né, le caractére des gens qui l'entourent depuis son enfance, les

prejugés et l'ésprit particulier à la maison ou il est elevé, la forme du gouvernement et l'état du gouvernement de son tems; l'ésprit general du siécle, les prejugés provenants de la religion et de la philosophie regnantes et enfin la maniére de penser des persones avec lesquelles il a des liaisons d'amitié; wenn man alle dieſe Dinge weiß, denen man noch mehrere beyſetzen könnte, als Haare in dem wunderbaren Bart des heiligen Nicephorus waren, ſo kann man ſogar nach dem Verf. die Capricen des Wunderlichſten unter allen Sterblichen, in Claßen bringen und genealogiſiren. — — Nun ſo ſeys denn dem Himmel und dem Verf. gedankt, daß wir endlich fanden, was wir ſo lange geſucht haben, den Schlüſſel des menſchlichen Herzens! Nun wünſchten wir weiter nichts, als daß er oder ein anderer uns das Schlüſſelloch und die Kunſt, den Schlüſſel herum zu drehen, zeigte; und daß endlich ein dritter noch eine Schloßdecke dazu verfertige, damit ſich kein Staub, oder Roſt, oder Spinnewebe in das Schlüſſelloch ſtecke, und das [317] Aufſchließen hindere. — — Schade, daß das Buch ſo deutlich geſchrieben iſt, daß man nicht einmal verborgene Weißheit darinn vermuthen kann!

(Iſt bey dem Ausgeber dieſer Anzeigen zu haben für fl. 1.)

Frankfurt am Mayn.

Sammlung merkwürdiger Rechtshändel, ſamt ihren Zweifels- und Entſcheidungsgründen, wie auch verſchiedener Rechts- und anderer Materien, welche zu weiterer Erkenntniß und Erläuterung, ſo wohl der deutſchen gerichtsüblichen Rechtsgelahrtheit überhaupt, als beſonders der Frankfurter Reformation und Anmerkungen darüber nützlich angewendet werden können. 9ter und 10ter Theil, 1772. 8. jeder Theil 16 Bogen.

Mit Vergnügen ſehen wir dieſe Fortſetzung einer, ſo wohl zu der hieſigen gerichtlichen Praxi, als auch zu der deutſchen, oder vielmehr heutigen Rechtsgelehrſamkeit, überhaupt ſehr nützlichen Sammlung von Rechtshändeln. Seit dem der Geiſt der bürgerlichen Geſetzgebung ſo ſehr ins

Einzle gegangen iſt, daß es uns, ob gleich die Geſetze wie ein Ätna auf uns liegen, doch noch immer an Geſetzen fehlen muß; ſeit dem ſind Ausſprüche in einzeln Fällen zu unſerer Belehrung unentbehrlich. Aus den vorhergehenden 8 Theilen iſt die Methode des gelehrten Herrn Sammlers ſo gut, als ſein Vortrag bekannt, und wir ſchränken uns alſo blos auf eine kurze Anzeige der Materien ein. In dem neunten Theil wird gehandelt: 1.) Von der Succeßion der Evangeliſchen Armenſtiffter, in die Verlaſſenſchaft der Alumnen; 2.) von der Substitutione pupillari, für, nach deutſchen Rechten emancipirte, ingleichem von Substitution der Mutter, oder für Gebrechliche; 3.) von Wech- [318] ſelbriefen gemeiner Leute; 4.) vom Contumaciren, Dilationen, Manifeſtations-eyd, Separation der Güter, Moratorien; 5.) vom Kinds-theil, das den Stiefeltern von den rechten Eltern vermacht werden darf; von der Kraft der Gewohnheit gegen Geſetze; 6.) aus welchen Gütern die Kinder zu beſtatten ſind, ſonderlich wenn eins von den Eltern ſchon geſtorben iſt; 7.) vom Recht der Glaubiger an die Lebſucht desjenigen, der bonis cedirt hat. 8.) von Reſtitution der Minorennen, gegen die vierteljährige Präſcription des Inſatz- oder Hypothekenrechts; 9.) von Provocations- und Transmißionsordnungen, auch Arreſten; 10.) vom Fenſterrecht; 11.) Erläuterung einiger Vormundſchaftsſachen; 12.) von Arreſtnachklagen; 13.) ob man ſich mit gutem Gewiſſen des bürgerlichen Geſetzes gegen das Naturrecht bedienen könne?

Im 10ten Theil, 1.) Ob der Collecteur oder die Direction den Lotteriegewinn zahlen müſſe? 2.) von der Strafe der weitern Ehe; 3.) von Reſtkaufſchillingen, und ob bey ihnen die Appellation ſtatt habe; 4.) vom Vorzug der Inſätze vor den Reſtkaufſchillingen; 5.) ob der, welcher hier ſein Vermögen verſchätzt, auch wegen ſeiner Niedererlebacher Güter Laſten tragen müße? 6.) von der Avocation; 7.) von der Separatione bonorum der Judenweiber; 8.) vom Hofiſchen Gericht zu Sulzbach; 9.) vom Gerichtsbrauch bey allgemeinen und beſondern Pfandſchaften. Endlich folgen noch einige Zuſätze, zu einigen, in den vorigen Theilen abgehandelten

Materien. Mit dieſem 10ten Theil iſt der zweyte Band beſchloſſen, und wir ſehen mit Begierde der Fortſetzung entgegen. Deutſchland hat ſolchen Werken eben ſo viel zu danken, als Rom vordem ſeinen Ulpianen, Paulen und Julianen; und wir hoffen noch immer, daß einmal ein neuer und beſſerer Juſtinian aufſtehen werde, der aus allen dieſen Materialien von Consi-[319]liis, Responsis und Decisionibus, Geſetze ziehen, und uns ein anderes Corpus Juris, als das Juſtinianiſche Collectaneenbuch, ſchenken wird. (Jeder Theil iſt in der Brönneriſchen Buchhandlung allhier zu haben für 30 kr. wie alle vorige Theile.)

Hamburg.

Der Weſtindier, ein Luſtſpiel in fünf Handlungen, aus dem Engliſchen des Hrn. Cumberland, 1772. 8. 186 S.

Da unſere Natur zur Bewunderung zu klein, und zum Lachen zu ſchlecht geworden iſt, ſo können wirs dramatiſchen Dichtern nicht übel nehmen, daß ſie ſich Naturen aus fremden Welttheilen holen. Aber müßen ſie dieſen fremden Idealen unſere Thorheiten und Vorurtheile einpropfen? Belkur, ein Weſtindier, verliebt ſich in ein armes tugendhaftes Mädchen, das er durch die Betrügereyen einer lüderlichen Wirthinn für die Maitreſſe ihres Bruders hält. Man hatte ihn überredet, der Name Schweſter wäre nur ein nom de guerre, und hieß etwa ſo viel, als das lateiniſche frater und soror zuweilen heiſt. In dieſer Vermuthung thut er ihr einen beleidigenden Antrag; der Bruder nennt ihn deßwegen einen Schurken, und der Weſtindier hat in den 24 Stunden, welche er auf unſerm Welttheil erlebt hat, ſchon ſo viel Europäiſchen point d' honneur eingeſogen, daß er lieber alles verlieren, als die Laſt dieſer Sylbe tragen will. Endlich wird der Irrthum aufgelöſt, und Belkur heirathet ſein geliebtes Mädchen. Das iſt die Haupthandlung, die von einigen Epiſoden durchgekreuzt wird. Man ſieht, daß der Knoten dieſes Stücks, nie ein Knoten geworden wäre, wenn der Dichter nicht nothwendig einen zum Entwickeln gebraucht hätte. Der deutſche [320] Überſetzer iſt ſich nicht immer

gleich. Bald kommen Perioden vor, die recht Briefſtellermäßig gedrechſelt ſind, und ſich vortrefflich ſchön drucken laſſen, aber zum Dialog durchaus nicht paſſen; bald reden die guten Leute ſo pöbelhaft, daß es einem eckelt. Da die Scene in England liegt, ſo hätten wir auch nichts von Elementarerziehung und Eulenſpiegelſtreichen leſen mögen. Die griechiſche Mythologie des Weſtindiers ſetzen wir auf die Rechnung des Hrn. Cumberland, der ſich Farguhar zum Muſter gewählt zu haben ſcheint, aber weit unter ſeinem Original bleibt.

Ohne Anzeige des Orts.

Gedichte im Geſchmack des Grecourt.

Warum hat doch der Verfaſſer gerade im Geſchmack des Grecourt ſchreiben wollen? Hätte er in ſeinem eigenen Geſchmack geſchrieben, ſo würde er uns vielleicht nicht ſo viele unanſtändige Scenen vorgemahlt haben. Wir ſind überhaupt keine Freunde von Dichtern, die in einem fremden Geſchmacke ſchreiben, am wenigſten aber von ſolchen, welche das jungfräuliche Chor der Muſen entweyhen, und ſie in die Claſſe der Kuplerinnen verſtoſen wollen. Auch wo die Muſe ſcherzt und tändelt:

Vt Festis Matrona moueri iussa diebus
Intererit Satyris paulum pudibunda proteruis.

Und die Liebe; dieſe edle, ſanfte, reine Empfindung; wie eckelhaft wird ſie, wenn ſie den Schleyer der Schamhaftigkeit ablegt? Das franzöſiſch-griechiſche Motto auf dem Titel ſoll doch nicht etwa gar Witz ſeyn?

[321] Nro. XLI. Den 22. May 1772.

Carlsruhe.

Die wichtigſte Angelegenheit für das ganze Publicum, oder die natürliche Ordnung in der Politik. 1772. 8. 333 S.

Der Politiker verdient ohne Zweifel den größten Ruhm und den ſchönſten Lohn der dankbaren Menſchheit, welcher die Kunſt findet, dem Regenten ſo viel zu geben, als mög-

lich ist, ohne dem Unterthan mehr zu entziehen, als er entbehren kann. Dieses Verhältniß zu treffen, ist in der Staatswirthschaft der wahre Stein der Weisen, und je mehr man mit dem neuen System der Finanzen bekannt wird, welches in Frankreich so viel Aufsehens gemacht hat, desto mehr wird man überzeugt, daß endlich der Punkt wieder getroffen worden ist, welchen die Natur von jeher zeigte, der aber nachher, durch den Schutt so vieler Systemen, Projecten, Erfindungen und Phantasien so überdeckt worden ist, daß man Jahre lang zu thun hat, ehe man ihn wieder an den Tag bringen kann. Herr Finanzrath Schlettwein, welcher sein ganzes Leben der Glückseligkeit der Menschen aufzuopfern verspricht, leihet alle Kräfte seiner Seele zu dieser mühsamen Aufräumung her; und welcher Menschenfreund wird ihm nicht danken? In vorliegendem Werk erklärt [322] er seinen deutschen Landsleuten die Grundsätze, die er in seinem französischen Aufsatz, den wir neulich ankündigten, in gedrungener Kürze zusammen zog; und beyde Schriften fließen in der Hauptmaxime zusammen: Der Landbau ist der Hauptgegenstand des Staats, und die Abgaben müssen nur auf den reinen Ertrag desselben gelegt werden. Diesen Satz so fest zu unterstützen, und so einleuchtend, als möglich, zu machen, eröffnet er sein Werk mit einer Untersuchung vom Reichthum des Staats, worinnen er zeigt, daß Handel, Manufakturen und Handwerker nur mittelbar durch Vermehrung der Consumtion, den Reichthum vergrößern; daß aber die hervorbringende Classe ihn allein herbeyschafft, und der Natur abverdient. Er schließt hieraus, daß also die hervorbringende Classe immer im Verhältniß die andern überwiegen müße. Es kommen bey dieser Untersuchung sehr viele lesenswürdige Bemerkungen, sonderlich über die Fruchtsperre, vor, und der Herr Verfasser beweißt in einer eignen Berechnung, deren Voraussetzungen wir nicht beurtheilen können, daß Europa überhaupt, und Deutschland insbesondere, bey mäßigen Zeiten und mäßiger Cultur, seine Einwohner auf zwey Jahre mit Früchten versehen kann, daß also alle Ursachen, die man

gemeiniglich für die Sperre anführt, ungegründet, und daß ſie überhaupt, eine menſchenfeindliche, dem ſperrenden Land ſelbſt äußerſtſchädliche Erfindung ſey. — — Wir geben dieſes gern zu: aber, was ſoll ein Staat machen, der überall von Nachbaren umringt wird, die nicht allein die Ausfuhr, ſondern auch den Durchgang hindern? Das menſchenfreundliche Herz des Herrn Verfaſſers hat an dieſen Fall nicht gedacht, und was würde er auch einem ſolchen Staate anders haben rathen können, als Gott um gnädige Nachbaren zu bitten? — — Da alſo, wie bis S. 126. dargethan wird, der reine Ertrag des Landes allein [323] den Reichthum des Staates ausmacht; ſo wird ferner bis S. 191. gezeigt, wie dieſer zu berechnen ſey. Mit möglichſter Genauigkeit werden, nach Vorausſetzungen, die auch blos aus Verſuchen beurtheilt werden müſſen, welche wir noch nicht anzuſtellen, Gelegenheit gehabt haben, die Culturkoſten und der Unterhalt der Bauenden, von dem gewöhnlichen Ertrag des Ganzen abgezogen, und der Überreſt als reiner Ertrag beſtimmt. Es kommen dabey wieder ſehr nützliche Anmerkungen von vortheilhafter Einrichtung des Ackerbaues und Forſtweſens vor, die jeder Regent und Beamte tief in ſeine Seele prägen ſollte. Hierauf folgt der Herr Verf. dem Zirkel, den der ganze Ertrag machen muß, bis S. 242. und da, wenn der Gang der Natur keine falſche Richtung bekommt, alles vom Landmann ausgeht, und auf ihn zurück ſtrömt, ſo kann endlich bis S. 311. deutlichſt dargethan werden, daß die einzige Art der nützlichen Impoſten die iſt, welche auf den reinen Ertrag gelegt wird, und daß alle andere, welche einzeln durchgegangen werden, da ſie den Culturvorſchüßen am Ende zur Laſt fallen, das Land nothwendig beſchweren müſſen. Nach einer kurzen und ſehr wahren Reflexion über die Frohndienſte, beklagt ſich endlich der Verf. in einem ſanften und freundſchaftlichen Ton, über die Vorwürfe, die man ihm bey Einführung ſeines neuen Syſtems machte, und über die Schwierigkeiten, die ihm dabey — — nicht von dem großen Fürſten, dem er zu dienen das Glück hat, dieſer iſt zu erleuchtet und zu väterlich geſinnt, ſeine Bemühungen zu verkennen oder zu hindern; ſondern von

andern, in den Weg gelegt werden. Er verſpricht zugleich eine pragmatiſche Geſchichte der, in den Marggräflich Baadiſchen Landen eingeführten, politiſchen Reformation, die wir mit Sehnſucht erwarten. — — Die vorliegende Schrift muß gewiß jedem wahren Patrioten eben ſo ange=[324]nehm ſeyn, als uns der Herr Verf. ehrwürdig iſt. O! es iſt etwas vortreffliches, ganze Völker glücklich zu machen! — — Haben noch Unterthanen Anſpruch auf Eigenthum, Glückſeligkeit und auf die Freygebigkeit der Natur; Erinnern ſich Miniſter und Beamten noch ihrer Pflichten gegen Gott, gegen ihre Herrn, gegen den Unterthan, und gegen ihre eigne Nachkommenſchaft, ſo werden ſie gewiß dieſes neue wahrhaftig menſchenfreundliche Syſtem einer Prüfung würdigen. Die Natur läßt ſich ihre Schätze nicht mit Gewalt abpreſſen, aber reichlich belohnt ſie von ſelbſt den Menſchenfreund und den Weiſen!

Wien.

Über die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an ſich wäre ſchon ein ſchlimmes Zeichen, wenn die unzufriedne Überſichtigkeit der Menſchen nicht dafür bekannt wäre, daß ſie oft die ganze Welt durchſucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen

Eine akademiſche Schrift unter dem Vorſitze J. v. S. in der K. K. Thereſianiſchen adelichen Akademie, nebſt 75 Lehrſätzen aus der Policeyhandlung und Finanz, vertheidigt von 4 bis 6 Uhr! Da war ihre Beſtimmung vollendet, das hätte auch ihr Lebensziel ſeyn ſollen, und ſie hätte ruhen mögen bey ihrer großen Familie, bis an jüngſten Tag.

Über die Liebe des Vaterlands in Form eines Traktats, fürs deutſche Publikum!

Die ewigen mißverſtandnen Klagen nachgeſungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotiſmus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da, mit unſern Beſitzthümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken; haben wir da nicht [325] Vaterland? und haben

das nicht tauſend und tauſende in jedem Staat? und leben ſie nicht in dieſer Beſchränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufſtreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bey gewiſſen Völkern, nur zu gewiſſen Zeitpunkten, das Reſultat vieler glücklich zuſammentreffender Umſtände war und iſt.

Römerpatriotiſmus! Davor bewahr uns Gott, wie vor einer Rieſengeſtalt! wir würden keinen Stuhl finden, drauf zu ſitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den zwey erſten Hauptſtücken, allerley Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beſchränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherley Völkerſchaft wohl durch einander gerührt, und mit hiſtoriſchen Bonmots, und Kronickenmährchen à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Kameral-Anſchlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnet:

Was trägt { Jagd, Fiſcherey, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgigt Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bey?

Da kommen nun die jagenden und ſtreiffenden Völkerſchaften am übelſten zurecht. Und hier müſſen wir anmerken, daß H. S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu ſehr, als glebae adscriptus diſcurirt, und wir haltens noch immer mit dem Themiſtokles: Nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotiſmus, mehr als hundert leibeigne Geſchlechter.

[326] Im vierten H. St. werden den Geſetzgeber Handgriffe gelehrt. Lykurg, Solon, Numa, treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia diktiren. In den Reſultaten des Lebens dieſer

großen Menſchen, die wir noch dazu nur in ſtumpfen Überlieferungen anſchauen, überall Principium, politiſches Principium, Zweck zu ſehen; mit der Klarheit und Beſtimmtheit, wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimniſſe, Staatsverhältniſſe, Intriguen, bey einem Glaſe Bier erklärt, in einer Streitſchrift zu erklären! — — Von Geheimniſſen, (denn welche große hiſtoriſche Data ſind für uns nicht Geheimniſſe?) an welche nur der tiefſühlendſte Geiſt mit Ahndungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raiſonniren! — — Es wird alle Tage ſchlimmer. Ehmals gab man nur Gelehrſamkeit in ſolchen Schriften Preiß; an der war doch nichts fürs Menſchengeſchlecht verlohren: jetzt mißhandlen die Herren guten Sinn und Empfindung.

Durchaus werden die Geſetze en gros behandelt; alle Nationen und Zeiten durcheinander geworfen; unſrer Zeit ſolche Geſetze gewünſcht und gehofft, die nur einem erſt zuſammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man ſieht nicht, daß man in die Luft redt, und ausgeziſcht zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifenrocke Evas Schürzchen vorpanegiriſiren wollte.

Fünftes Hauptſtück. Regierungsformen nach wohl ſkeletirter Tabellariſcher Terminologie, was ſie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beytragen mögen.

Und nun zuletzt im ſechſten Hauptſtück, gehn die Mitbürger ſo drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, dieſen Hauptſtamm, auf den alles ankommt, deſſen Boden nur das Vaterland iſt; Regierungsart, die Luft, die ihn umgiebt, davon alle andre Empfindungen Zweige ſind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, [327] um nur das gemeinſte zu ſagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege ſteht, und im Vorbeygehn einen Blick verdient!

Am ſonderbarſten iſt uns vorgekommen, daß H. S. das Anfaſſen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe ſchreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verſpricht er leichtgezeichnete Skitzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meiſter, den reinen Hauch ihres Geiſtes, ohne irgend eine Hülle. Leider! müßen wir hier auf unſer Gewiſſen betheuern, daß wir, wie in den Gemählden des Verfaſſers, nichts denn willkührlich hingeſudelte Striche haben wahrnehmen können. Portraits! Freylich immer noch ſo karakteriſtiſch, als die zwölf Apoſtel in Holzſchnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigſtens an ihren Schlüſſeln, Schwerten, Kreutzen und Sägen unterſcheidet.

Halberſtadt.

An die Muſen von Gleim. 1772. 8. 8 S.

Aus dieſem Gedichte ſieht man, daß das Herz dieſes edlen Mannes, das im vorigen Jahr von der Hand eines Freundes verwundet ward, noch immer blutet. Bald würden wir auf alles zärtere Gefühl der Freundſchaft ſchmähen, wenn wir glauben dürften, daß alle Klagen dieſes beleidigten würdigen Mannes gerecht wären. Das Gedicht fängt ſo an:

An meinem Bach, auf meiner Flur,
In meinen ſtillen Lauben,
Sing ich dem Schöpfer der Natur,
Und meine ſüßen Trauben,
Und ſcherze, doch in Unſchuld nur,
Geführt von meinem Glauben;

[328] Das aber wollen Prieſter nicht
Von meiner Leyer leiden,
Und machen ihr ein Amtsgeſicht,
Und ſchelten meine Freuden,
Und ſeufzen: ach! der Böſewicht!
Und wollen ſie nicht leiden.

Auch ſcherz ich mit den Grazien
Dann noch, wann ſie mich fliehen,
Weil Roſen nicht bey Lilien
Auf meinen Wangen blühen,
Und gerne ſeh ich Grazien
Vor Gott auf ihren Knien.

Dann aber wein ich, wann mein Freund,
Von seinem Gott verlassen,
Mir stolz ist, mir ein Heuchler scheint,
Mich lehret, Menschen hassen:
Doch möcht ich, wenn ers redlich meynt
In seinem Arm erblaßen.

Wir freuen uns, daß dieser Gedanke die Empfindungen des Verfassers beschließt. Wir glauben mit ihm zur Ehre der Menschheit, daß seine letztere Hoffnungen nicht ungegründet seyen; und wir versichern beyde große Männer, die sich jetzo mißverstehen, unsrer aufrichtigsten Verehrung.

[329] Nro. XLII. Den 26. May 1772.

Göttingen und Gotha.

Deutsche Schriften, von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben. Erster Band, 1771. 8. 20 Bogen.

Unter diesen deutschen Schriften finden sich viele Aufsätze, welche der königlichen Societät der Wissenschaften theils von ihren Correspondenten, theils von andern Liebhabern der Wissenschaften sind mitgetheilt worden. Ob wir sie gleich nicht alle unter die Denkmäler des deutschen Tiefsinns und des scharfsichtigsten Beobachtungsgeistes aufzustellen getrauen; so bleiben sie doch in aller Absicht ein überaus schätzbares Product des deutschen Fleißes. Sie enthalten ohne Ausnahme sehr richtige und nützliche Bemerkungen, deren Bekanntmachung der Welt nicht anders, als angenehm seyn konnte. Vorzüglich aber haben uns die Arbeiten der Herrn Heyne, Kästners und Raspe gefallen. Wir wollen die in diesem ersten Bande vorkommende Abhandlungen hieher setzen, und hin und wieder das Merkwürdigste davon auszeichnen. I. Probe einer Topographie des Herzogthums Würtenberg, an einer Beschreibung des Flusses Fils und der anliegenden Gegenden. Von Hrn. Prof. Rösler zu Stuttgard. II. Beobachtung der Zusammenkunft der Venus mit der Sonne, im Au-[330]gust 1768.; von Herrn Prof. Ljungberg zu

Kiel. III. Nachricht von einem im Jun. und Jul. 1770. geſehenen Cometen; von Herrn Commiſſair Hartmann zu Hannover. IV. Von den Theerquellen bey Edeniſſen; von Herrn Paſtor Pape zu Edeniſſen. Von dieſem beſonderen Phänomen müſſen wir unſern Leſern eine kurze Nachricht mittheilen. Zwiſchen Edeniſſen und dem von Bülowiſchen Dorfe Abbenſen iſt ein Felſen, der aus ſchwärzlichen Beſtandtheilen beſteht. In dieſen Felſen ſind einige Öffnungen gehauen, die die Tiefe eines ordentlichen Brunnens haben. Auf dem Grunde dieſer Brunnen (oder Theerkuhlen) der ein bloß fettigter, an manchem Orte ein harter und feſter, an manchem Orte aber ein zerreibbarer etwas ſandichter Felſen iſt, quillt ein Waſſer, das mit einem Theer oder Fette vermiſcht iſt; das Fett ſammlet ſich oben auf dem gequollenen Waſſer, und wird von den Einwohnern zu Edeniſſen davon geſondert; womit ſie hernach ihre Ackerwagen ſchmieren. Der felſichte Boden eines ſolchen Brunnens hat Ritzen, wodurch der Theer mit dem Waſſer ſprudelt; die größten dieſer Ritzen ſind eines kleinen Fingers breit, andre aber kann man kaum mit dem Auge ſehen, und man weiß nicht, woher das Waſſer ſpringt. Eine ſolche Theerkuhle ergiebt täglich zwey Pfund Fett, einen Tag gegen den andern gerechnet. Beſonders merkbar iſt es, daß dieſe Kuhlen weniger Fett ergeben, wenn der Wind aus Oſten oder Norden wehet; ſobald er aber in Süden oder Weſten tritt, auch ſchon des Tages vorher, wenn er dahin treten will, ſo quillt der Theer viel reichlicher. Wenn ſich das Wetter ändern, ein Sturm entſtehen, es donnern, blitzen, hageln, regnen, und im Winter ein ſtarker Schnee fallen will; ſo kann dies der Kuhlengießer jedesmal recht zuverſichtlich voraus wiſſen; denn alsdann gähren die Kuhlen ſtets zweymal 24 Stunden zum voraus, und das ſonſt ſchwärzliche Theer wird weißlich, [331] wie Room von ſüßer Milch; es ändert aber dieſe angenommene Farbe wiederum, wenn es einige Tage nach ſeiner Ausſchöpfung ſteht. Je reiner die Luft iſt, wenn der Wind aus Weſten oder Süden bläſet, und je weniger ſich Ungeſtüm einzufinden drohet, je reicher ſind dieſe Fettgruben, darinn man täglich, und zwar im

Winter bey der ſtrengſten Kälte, und im Sommer bey der größten Hitze, unausgeſetzt ſchöpfen kann. Die Fragen, welche Herr Pape ſeiner Nachricht angehängt hat, verdienen Aufmerkſamkeit. V. Nachricht von einigen Niederheßiſchen Baſalten, beſonders aber einem Säulen-Baſaltſteingebirge bey Felsberg, und den Spuren eines verlöſchten brennenden Berges am Habichtswalde über Weißenſtein, nahe bey Caſſel; von Hrn. Rath Raſpe in Caſſel. Herr Raſpe zeigt zuerſt die Beſchaffenheit der Niederheßiſchen, und beſonders der Weißenſteiner Wacken, und behauptet, daß ſie zum Geſchlechte der Baſalten gehören, und eine Art derſelben ausmachen, welche von der Irrländiſchen an Regelmäßigkeit, und von der Egyptiſchen an Größe verſchieden ſey. Hierauf beſchreibt er das Baſalt-Säulengebirge bey der Stadt Felsberg, welches den Schloßberg ausmacht, und welches er unter die ſchönſten und vollkommenſten Gebirge dieſer Art rechnet. Er widerlegt ſodann einige Meynungen von Baſalt, und beſchließt dieſe Nachricht mit einigen Anmerkungen über den Gebrauch und Nutzen der Baſalte, beſonders der Niederheßiſchen und Felsbergiſchen. Wir ſind mit Herrn Raſpen überzeugt, daß es nicht blos in Nieder- ſondern auch in Oberheſſen noch viele unbemerkte Merkwürdigkeiten der Natur gebe, die eine beſſere natürliche Geſchichte verdienen, als die Wohlfarthſche iſt. Dieſer Nachricht ſind zwey Schreiben an und von dem Herrn Geſandten Hamilton zu Neapolis angehängt, worinn ein jeder Liebhaber der Naturgeſchichte einige ſehr gute [332] Anmerkungen und Nachrichten von Baſalten, Lavaſtrömen, Vulcanen ꝛc. finden wird. Wir enthalten uns, einen Auszug davon mitzutheilen, weil ſie zu ſehr verdienen, von jedem ganz geleſen zu werden. VI. Von einem Italiäniſchen Marmor-Tufo. Ebenfalls von Herrn Rath Raſpe. Der Marmor-Tufo, wovon hier Nachricht gegeben wird, iſt aus den Bädern di St. Filippo bey Radicofani genommen. Dieſe Bäder finden ſich an der Straße von Florenz nach Rom, auf einer mäßigen Anhöhe, die aus einem großen Block weißen Marmors zu beſtehen ſcheint, und aus einer großen Entfernung in die Augen fällt. VII. Methode, die Zeit,

welche eine Uhr weiſet, auf andere Zeit zu bringen. Von Herrn Prof. Käſtner zu Göttingen. Herr Käſtner hat ſchon in der zweyten Ausgabe ſeiner Anfangsgründe der angewandten Mathematik S. 579. eine Methode angegeben, die Zeit, welche eine Uhr weiſet, auf wahre Zeit zu bringen. Hier theilt er noch einige Erleichterungen bey ſolchen Verwandlungen einer Zeit in die andre mit. VIII. Unterſuchung des Cylinders, der ſich eine ſchiefe Fläche hinauf zu wälzen ſcheint; von Ebendemſelben. Deſaguliers hat dieſe Begebenheit ſchon unterſucht; allein, ſeine Unterſuchung, und was ihm Charles de Labelye dazu beygetragen hat, ſchien Herrn Käſtnern etwas mühſam und verwickelt. Er hat ſie deßwegen in gegenwärtigem Aufſatz aus den jetzo zulänglich bekannten Gründen der Analyſis leichter und natürlicher herzuleiten geſucht. IX. Berechnung des Egyptiſchen Kornmaßes; von Ebendemſelben. X. Nachricht von der Kriebelkrankheit, oder Krampfſucht; von Herrn Hofmedicus Taube zu Zelle. Dieſe Nachricht iſt gut und mit vieler Genauigkeit geſchrieben. Nur wäre zu wünſchen, daß man ein ſichres Mittel wider dieſe entſetzliche Krankheit hätte, bey deren bloſer Beſchreibung man ſchon zittert. XI. Beſchreibung einer [333] zweyleibigen Mißgeburt von Herrn Stadtphyſikus Seedorf zu Lauterbach. XII. Beantwortung einiger Fragen wegen des Oſterfeſtes 1771. Von Herrn Prof. Käſtner. Aus den Zeitungen iſt bekannt, daß der Zweiffel entſtanden iſt, ob das Oſterfeſt 1771. nicht mit der Juden ihrem zuſammenfallen würde, und deßwegen verlegt werden müße? Hierüber hat die Societät der Wiſſenſchaften auf Befehl der Königl. Churfürſtl. Landesregierung ihre Gedanken eröffnet. Gegenwärtiger Aufſatz von Herrn Käſtner, ward mit Einſtimmung der übrigen Mitglieder überſchickt, und hat Beyfall erhalten. Die Societät hat dieſe Frage kürzlich ſo entſchieden. Sie glaubt nemlich, daß das Oſterfeſt in keinem andern Falle einer Verlegung auf eine Woche ſpäter bedürfe, als in dem Falle, wenn der Oſtervollmond auf einen Sonntag fällt. Dagegen aber ſieht ſie keinen Grund, warum die Oſterrechnung dadurch noch

verwickelter ſollte gemacht werden, daß man auf den Fall, wenn der Oſtervollmond auf einen Sonnabend fällt, erſt der Juden Oſtern aufſuchen, und ſich nach denſelben richten müßte. XIII. Beſchreibung einer convulſiviſchen Krankheit, welche von einem kriechenden Inſekte im Magen entſtanden; von Herrn Hofmedikus Klärich in Göttingen. Das Inſekt, welches Herr Klärich bey einem Säuglinge von 8 Wochen gefunden, war die von Sulzern ſo genannte Aſſel. (Scolopendra fortificata). Das Mittel, womit er es von dem Kinde abgetrieben, war Rhabarbarſaft mit ſüßem Mandelöhl, worunter einige Grane von der Brechwurzel gemiſcht waren. XIV. Herrn Käſtners Zuſatz zu der Methode der Zeitvergleichungen. XV. Nachricht von Herrn Irwins Erfindung, das Seewaſſer trinkbar zu machen. Das Seewaſſer wird nemlich in dem kupfernen Keſſel gekocht, in welchem man der Seeleute Speiſen kocht; der Mund des Keſſels wird mit einer Decke verſchloſſen, die in einer [334] Röhre ausgeht. Darinnen verdickt Herr Irwin den Dampf, vermittelſt feuchter Tücher, nach dem Grundſatz, auf dem Dr. Cullens von Edinburg Entdeckung beruht, daß das Queckſilber in der Röhre eines Thermometers ſinkt, wenn auf die Kugel des Thermometers äuſſerlich Weingeiſt gebracht wird, der geſchwind ausdünſtet. Herr Irwin hat 75 Gallonen Seewaſſer in einer Stunde trinkbar gemacht; die Kohlen dazu koſteten nur 30 Pence. XVI. Berichtigung und Ergänzung der Winkelmanniſchen Geſchichte der Kunſt des Alterthums; von Hrn. Prof. Heyne in Göttingen. Unſtreitig gehört dieſer Aufſatz unter die beſten Stücke dieſer deutſchen Schriften. Wir wollen keinen Auszug davon hierher ſetzen. Er muß von jedem Kenner ſelbſt geleſen und bewundert werden. Überall wird man finden, daß nur Heyne im Stande war, die Hand an die Berichtigung und Ergänzung der Winkelmanniſchen Geſchichte anzulegen. XVII. Abhandlung von dem älteſten Norwegiſchen Geſchichtſchreiber, dem Mönche Theodrich; von dem Herrn Prof. Murray. XVIII. Zuſatz zu der Probe einer Würtenbergiſchen Topographie, wegen des auf der 12ten Seite angeführten Serpentinmarmors.

Breßlau.

Meyer hat verlegt: **Einleitung zur mathematiſchen Bücherkenntniß, drittes Stück, 8. Bog. Zwey Abſchnitte.**

Der erſte enthält eine Fortſetzung des Auszugs aus der Histoire des Mathematiques par Mr. Montucla, davon der Anfang im erſten Stück ſtehet. Hier iſt die Fortſetzung bis zu Ende des erſten Buchs. Dieſer Auszug iſt in ſeiner Art vollſtändig, gleich dem vorigen, und hin und wieder mit kritiſchen Anmerkungen begleitet, welche um ſo viel wichtiger [335] ſind, je weniger die Fehler bey einem vollſtändigen Werke, dergleichen der Montucla iſt, vermieden werden können. Die Kürze erlaubet uns nicht, aus dieſem Auszuge einen weitern Auszug zu machen. Ihre Abſicht verdienet die beſte Empfehlung. Der zweyte Abſchnitt giebt Nachricht von deutſchen Schriften, welche bey Gelegenheit des im Jahr 1769. erſchienenen Kometen herausgekommen. Es ſind dieſes keine bloßen Nachrichten, ſondern Recenſionen von dieſen Schriften, deren Inhalt wir in möglichſter Kürze anzeigen. Sie ſind folgende: 1.) M. Semmlers aſtronomiſche Beſchreibung und Ausrechnung des Kometen Ao. 1769. welche abendtheurliche Einfälle enthält, und ein lehrreiches Muſter iſt, wie man über eine ſo wichtige aſtronomiſche Materie nicht ſchreiben müße. 2.) Anweiſung, den Lauf eines Kometen und anderer Geſtirne, ohne aſtronomiſche Inſtrumente und mathematiſche Rechnungen zu beobachten; iſt von keiner Erheblichkeit, und mit aſtronomiſchen Irrthümern angefüllt. 3.) D. J. J. Plitts, aſtronomiſch-theologiſche Unterſuchung der Kometen, iſt mehr theologiſch, und in der Abſicht gut. 4.) Eines Ungenannten Schrift von den Kometen, wird noch für erträglich gehalten. 5.) Der Komet nach den Gründen der Naturlehre betrachtet, von B. iſt eine kurze Beſchreibung des wahren Lehrgebäudes von den Kometen. 6.) Kurzgefaßte Abhandlung von dem im Herbſt dieſes 1769. Jahres erſchienenen Kometen, nebſt einem geometriſchen Entwurf ſeiner wahren Laufbahn um die Sonne, von J. E. Bode. Dieſe wird für die beſte unter dieſen Schriften gehalten. 7.) Phyſikaliſche und moraliſche Unterſuchung der Frage: Ob die Erſcheinung der Cometen

was besonders bedeute, u. w. ist von schlechtem Geschmack und Inhalt. 8.) Etwas von den Kometen, womit zu Anhörung einer deutschen Ode — — M. A. G. Mayer einladet; ist eine kleine [336] Einladungsschrift, die theils wegen ihrer guten Schreibart, theils wegen des gesunden Unterrichts, ihr verdientes Lob bekommt. 9.) Gott der überschwenglich thun kann, der beste Gedanke, bey Betrachtung eines Kometen u. w. ist eine Predigt, die in ihrer Art gut ist. 10.) Der Komet, mein letztes Gedicht an den Herrn Prof. Meier, ist ein Gedichte. 11.) Bischoffs Sammlung der Nachrichten, von dem d. 26. August dieses 1769. Jahres erschienenen großen Kometen, nebst einigen vorangesetzten Beobachtungen, sind schlecht gerathen. 12.) An die Bürger, bey Gelegenheit des Kometen, von J. E. B. Wiedeburg. Diese Schrift wird wegen ihrer sonderbaren Schreibart, und unschicklichen Einfalls, astronomische Leyen zu machen, auch astronomischer Irrthümer, in das Intelligenzblatt, oder politische Zeitung verwiesen, wo entweder die Leser Ursache haben, an der Einsicht des Zeitungsschreibers, oder dieser an der Einsicht der Leser zu zweiffeln. 13.) Beytrag zu den deutschen Schriften von dem Kometen des vorigen 1769. Jahres, von J. E. Scheibel, ist eine lesenswürdige Einladungsschrift.

Englische Litteratur.

A Synopsis of Quadrupeds. 8vo. 9 S. Boards. Chester printed and sold by White in London. 1771.

Herr Pennant folgt in seiner Claßification zuweilen dem Ray, zuweilen Klein oder dem Linne, und er giebt seinen Lesern allzeit die Ursachen an, warum er von diesem oder jenem System abgeht, oder ihm beystimmt. Die Kupfertafeln sind sehr gut gestochen, und viele Beschreibungen sind ganz neu.

[337] Nro. XLIII. Den 29. May 1772.

London und Lemgo.

The Avthenticity of the First and second Chapter of St. Matthews Gospel vindicated in

Answer, to a Treatise intitled a Free Enquiry into the Avthenticity etc. 1771. 8.

Herrn J. C. Velthuſen, Predigers in London, gerettete Authenticität der beyden erſten Kapitel des H. Matthäus zur Beantwortung eines Traktats unter dem Titel: Freye Unterſuchung über die Authenticität ꝛc. aus dem Engliſchen überſetzt von J. C. Benzler, 1771.

Das Äuſſere bey dieſem Buch hat viel Befremdendes. Die Überſetzung einer Schrift, die eine bloße Beantwortung iſt, die ſich in allen Reihen auf die andre beziehet, die beantwortet werden ſoll, die ohne jene überſetzen, heißt Noten ohne Text geben, und inſonderheit in philologiſchen, critiſchen und ſolchen Litterarſachen, wo es ja ſo genau ankommt auf das, was geſagt iſt und hier widerlegt wird, ſind ſolche Noten ohne Text ganz unausſtehlich: denn hier läßt ſich der Einwurf ja durch keinen Orpheus oder Odin errathen. Alſo hätte zuerſt eine Überſetzung, oder wenigſtens ein Auszug aus dem Free Enquiry ſelbſt ſollen gegeben werden, und keine Brille ohne Augengläſer. Und nun zweitens, [338] wenn dieſe Schrift überſetzt wurde, warum mußte das Original in Deutſchland wieder abgedruckt werden? ein Original ja, was kein Original iſt, was ein Deutſcher Engliſch geſchrieben hat, in der trockenſten Sache, mit ſo viel Eleganz, als im Tirocinio oder in Curſiv Noten ſtatt finden kann — — wenn in Deutſchland engliſche Sachen gedruckt werden ſollten, und ſehr gerne möchten, Himmel! ſind da nicht andre? beßre? oder ſoll Hrn. Verf. als einem Deutſchen, ein Monument aufgerichtet werden, daß er ſo viel engliſch ſchreiben kann? — — Und endlich drittens gar Original und Überſetzung gegen einander! ein Wiſch Citationen, was man auf Einer Seite, in einer Sprache nicht ſchnell genug herunter leſen kann, in zwey Zungen und Sprachen weitläuftig gedruckt, pedantiſch und Schulmäßig gegen einander zu buchſtabiren. — — Die geſchmackloſe Barbarey unſrer Buchhändler und Buchdrucker iſt oft zu groß, als daß man nicht bisweilen auch ein Wort, wenn nicht für dieſe, ſo doch über dieſe reden müßte. Und nun zum Buche. Der Titel zeigt ſchon den Inhalt:

2. Kapitel zu retten, die ſo viel ſchwürige Stellen und Anführungen des A. T. haben, an deren Authenticität alſo manche gezweifelt, die das alte hebräiſche Evangelium der Ebioniten nicht gehabt, auch das Evangelium Markus, das doch augenſcheinlich dem H. Matthäus folgt, gleichſam nicht anerkennet; — — und wie rettet die der Verfaſſer? Die Inſtanz ob dies ſpätere Mſr., dieſe Irländiſche Überſetzung ſie habe, oder nicht? übergehen wir; denn was will ein ſo ſpätes Mſr., eine einzelne Überſetzung ſagen? höchſtens, daß der Überſetzer, der Abſchreiber ſie auszulaſſen für gut, oder zu ſetzen für zweiffelhaft gefunden. — — Die Inſtanz gilt wenig. Aber nun das Evangelium der Ebioniten? Der Verf. ſagt alles das ſchlimme davon, was alle ſagen, und zum Theil ſchon Hieronymus geſagt, daß es verfälſcht, [339] eine Compilation ſey, u. ſ. w. Ganz gut! aber, um dieſe Sache von Grundaus zu heben, müſſen wir doch erſt die Ebioniten recht kennen, und wer kennet die? Sind ſie die beſchrieenen Leute, von denen die ſpätern Kirchenväter der herrſchenden, inſonderheit Alexandriniſchen Kirche, ſo viel Ketzereyen und Fabeln wuſten? oder ſind ſie wirklich der erſte Stamm armer, dürftiger Chriſten in Paläſtina, die freylich ſehr judaiſirt haben mögen, die allerdings bey ihrem Bettelzuſtande wenig Cultur haben konnten, mehr groben Irrthümern ausgeſetzt waren, auslaſſen mußten; und inſonderheit (worauf hier wohl das meiſte ankommt) deficiente pecu nicht die herrſchende Kirche werden konnten, die aber deßwegen noch immer nicht ganz zu verachten wären; — — welches ſind ſie? Der Canzler Mosheim zog ſich aus dieſer Sache, wie aus andern, Canzlermäßig; er ſchrieb eine Diſſertation über die Ebioniten, „daß über ſie keine Diſputation geſchrieben werden, daß ihre Sache nicht ausgemacht werden könne," und kann das nicht, ſo weiß ich nicht, wie manches nicht ausgemacht werden könnte, was man doch jetzt ſo oft, als ausgemacht, annimmt. Rhenferd hat allerdings auf einem zu Etymologiſchen Wege für ſie patrocinirt — — auch wollen wir der Authenticität ihres Evangeliums, wie Hieronymus Stellen anführt, damit nicht im mindeſten das Wort reden. — —

Aber das Evangelium Matthäi iſt doch einmal, der Wahrſcheinlichkeit nach, hebräiſch geſchrieben geweſen? — — Die Ebioniten konnten doch die Geburtsumſtände Jeſu immer am nächſten wiſſen; — — die Ketzereyen hierüber ſind durchs erſte und zweyte Jahrhundert nicht ihnen allein, ſondern ſo viel andern Sekten gemein, ja dies faſt die Hauptketzerey aller ſpäter ſo beſtimmten damaligen Ketzer geweſen. — — Das Evangelium Marci fängt auf den Fußſtapfen Matthäus doch nur vom Lehramt und Taufe eben an. — — Kurz, wir wiſſen [340] nicht! Man ſollte die Sache der Ebioniten unterſuchen, oder einen Streit aufgeben, den man nicht bis auf die Wurzel verfolgen will oder kann.

Halberſtadt.

Der Schmetterling, nebſt drey Liedern von Joh. Georg Jacobi. Bey Joh. Heinrich Groß 1772. 8. 38 S.

Eins der angenehmſten Geſchenke der Jacobiſchen Muſe. In der Vorrede an eine nicht aus der Luft gegriffne Panthea erklärt ſich der Dichter über das Sujet dieſes Gedichts, das der Schmetterling überſchrieben iſt. „Laſſen Sie mir, ſagt er, ohne deßwegen einen Kenner des Alterthums zu befragen, die lachende Vorſtellung, daß die griechiſchen Mädchen auf ihren Ringen den Schmetterling als ein Sinnbild der Unſterblichkeit, trugen. Auf den Steinen, welche ſich von jenen Zeiten her erhalten haben, iſt der Schmetterling zu wiederholten malen abgebildet, und gemeiniglich in den Händen des Amors, oder neben deſſen Geliebten, der jungen Pſyche. Oft habe ich die Abdrücke ſolcher griechiſchen Steine betrachtet, oft zur Blumenzeit, den Schmetterling flattern geſehen; beyde mit dem Gedanken an meine künftige Beſtimmung, dem ich alle das Liebliche geben möchte, was die ſüßeſte Schwärmerey in ihrer Gewalt hat; und daraus entſtand folgendes Gedicht.“ Der Plan iſt folgender: Amor ſteigt in den Hain der Pſyche herab. Er findet ihre Hütte verlaſſen; fern in einem Thale entdeckt er ſie endlich unter ihren Nymphen bey dem Aſchenkruge einer eben ab-

geſchiednen Freundinn. Pſyche ſieht das Mitleid im Auge ihres Geliebten. Sie eilt, ihn zu tröſten, in den Wald, und bringt einen Schmetterling auf ihrer Hand.

[341] Pſyche ſah die Freude bald
Wieder im Auge des Knaben,
Und die Muſen gaben
Ihr, der Begeiſterung ſanfte Gewalt.

„Amor! wenn aus deinen Armen
Endlich meine Seele flieht;
Und mein Schatten, voll Erbarmen
Hier im Thal dich irren ſieht;
Wenn den erſten Schmetterlingen
Dann die erſte Roſe blüht;
O ſo komm, ein Frühlingslied
Deiner Pſyche vorzuſingen.

Bald erwacht aus einer kurzen Ruh,
Gleich den Schmetterlingen,
Eil ich, ſchön wie du,
Neben dir, auf goldnen Schwingen
Deinem Vaterlande zu.“

Das ganze Gedicht iſt in petrarchiſchem Geiſte, in der ſüßeſten Schwärmerey, mit wahrem petrarchiſchem Tonfall geſungen, und wir bedauren, daß wir nicht mehrere Stellen herſetzen können, beſonders den Anfang, der die herrlichſte Eröffnung der Scene macht, und ein neuer Beweis von dem Anſchauenden in der Einbildungskraft unſers Dichters iſt. Die Auferſtehung iſt ein vortreffliches Gedicht an Eliſen, ein junges Frauenzimmer, das bey der reizendſten Geſtalt unter dem Schleyer einer ſorgloſen Munterkeit die tiefſte Empfindſamkeit verhüllt. Eine wahre Elyſiſche Blume, deren Anblick den großen Gedanken der Auferſtehung bey dem Dichter erwecken durfte.

[342] An Antonetten, als ſie am Feſte des heilgen Nicolaus, einen neuen Schleyer bekam, und an die Unſchuld,

zwey ſehr niedliche Stücke. Wir wiſſen indeſſen nicht, ob die Engel und Seraphinen, die hier vollkommen das Amt der Liebesgötter oder Popiſcher Sylphen verwalten, ohne ſich die Flügel zu knicken, innerhalb den niedern Kloſtercellen flattern dürfen, oder ob nicht im Hauſe ein Lärm über Rauch, Feuer oder Diebe entſtehen möchte, und bey den in der Gefahr geöffneten Fenſtern, dieſe Kinder der Freude und Unſchuld dürften weggeſchrien werden.

Halle.

Leben und Charakter Herrn Chriſtian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hauſen. 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher ſo geſtimmt geweſen, wir würden ſo viel Beſchwerden über zu hochgeſpanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verf. nichts weniger vorwerfen, als die Idealiſirung ſeines Helden. Wo andre den Menſchen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig ſinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß zu Beſchleunigung ſeines Falls. Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Geſtalt wirſt du vors Publikum hingelegt. Kein Mann von Genie, das heiſt ohne Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben, eine lebhafte Einbildungskraft andrer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß. Gelehrſamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, ſondern diffundirte, keine gründliche, ſondern velitirende, nicht einmal Beleſenheit im wahren Sinn. Und was hat er gethan? Ein Paar Autores herausgegeben. Weiter? unbedeutende Tractätgen geſchrieben. Aber ſein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recenſiren, necken, läſtern.

[343] Und als Profeſſor, keine Intention auf ſeine Leſeſtunden, keinen guten Vortrag dazu, und alſo keinen Beyfall. In ſeinem moraliſchen Charakter Züge, die ſich nur mit der unvergleichlichſten Inkonſequenz entſchuldigen laſſen. Schändliche Doppeltheiten gegen Vertrauende, die flachſte Eitelkeit, Neid über Vorzüge andrer, alſo Mißtrauen. — —

Wir mögen nicht weiter ausschreiben; wir haben mehr christliche Liebe, dann Herr Hausen, und sind Recensenten.

Musten sie denn das Wort, gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seel. geheimen Raths, und wenns zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer, mußten sie das Wort: Wenn ich todt bin, müßen Sie mein Leben beschreiben — — wie ich bin in wahrem Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände. Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht, und seine mißgestallte Nacktheit an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publikums prostituirt, und Vögeln und Hunden preis giebt? Freylich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr H. selbst in diesem Stücke spielt, uns könnte ers übel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Ulm.

Canut der Große, oder Streit der kindlichen und ehelichen Liebe. Eine Heldengeschichte. 1771.

Der Verfasser betheuert in der Vorrede: er wolle [344] keine geheime Geschichte, keine Anekdoten schreiben, bemühe sich nicht, neue geheime Triebfedern des Verstandes und Herzens auszuforschen. Zugestanden, mein Herr, ohne Protestation, daß sie weder für alte noch neue, geheime noch offenbare Triebfedern der obern, mittlern noch untern Seele, jemals ein Auge gehabt haben. Eine Haupttugend seiner Helden preißt er die Keusch- und Züchtigkeit. Welch Wunder! die ganze Gesellschaft ist eine steife Marionettennation, Panzer, Schnürbrüste und Wänste, durchaus mit Lumpen ausgestopft. Du Muster eines moralischen Volks, ohne Leidenschaft, ohne Begierde! Nicht daß wir den schlüpfrigen Liebes-

erzählungen das Wort reden, wir bedauern nur, daß der gesittete und tugendhafte Theil des zu amusirenden Publikums, so schlecht bedient worden ist, seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Litteraturneuigkeiten.

Göttingen. Den 1sten May starb der Herr Prof. Achenwall an einem hitzigen Fieber, in einem Alter von ohngefähr 51 Jahren.

Jena. An die Stelle des Hrn. Dr. Bohn kömmt der Herr Prof. Faber von Kiel, als Professor der Morgenländischen Sprachen.

Wien. Der Ruf des Hrn. Prof. Riedel hat durch die Bemühungen Ihrer Durchlaucht des Fürsten von Kauniz, dieses großen Beförderers der Wissenschaften seinen Fortgang gewonnen, und man erwartet ihn nächstens allhier.

[345] Nro. XLIV. Den 2. Junii 1772.

London.

A general history of the British Empire in America: Including all the countries in North-America and the Westindies, ceded by the Peace of Paris. By Mr. Wynne. 8. 2 Vols. 10 S. Boards. Richardson and Urguhart 1770.

Wir denken, es werde unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen aus diesem Werk, das uns wegen der Nachrichten vom Ursprung, Wachsthum, und gegenwärtigen Zustand des ansehnlichen brittischen Reichs in Amerika, und aus andern Ursachen, interessant dünkt, das Merkwürdigste hier vorlegen. — — Unter der Regierung Karls I. wollten Arthur Haselrig, Oliver Cromwell, und andre ihr Glück in Neu England versuchen; aber ein von Karln I. auf die Schiffe gelegter Beschlag hinderte sie daran, wodurch acht Fahrzeuge abgehalten worden, in diese Gegenden zu segeln. — — Neu-England begreift drey Gouvernements in sich, das von Massachusets-Bay, (gewöhnlich Neu-England genannt, welches das vornehmste

iſt) das von Connecticut, und das von Rhode-Island. Die Generalverſammlung von Neu-England (General-Assembly) hat die geſetzgebende Gewalt. Sie beſteht aus den Magiſtratsperſonen, und einer gewiſſen Anzahl von Deputirten, und macht zwo Kammern oder [346] Häuſer aus, worinn, ſo wie im Hauß der Gemeinen und der Lords in England, die meiſten Stimmen von beyden nöthig ſind, ehe eine Bill dem Gouverneur zur Einwilligung vorgelegt werden kann. — — In Maſſachuſets-Bay iſt die Gewalt zwiſchen dem König und dem Volk getheilt, doch beſitzt dieſes den größten Antheil davon, denn es wählt nicht allein die Aſſembly, ſondern die Aſſembly wählt den Rath (Council); und der Gouverneur hängt in Abſicht auf ſeine jährliche Unterhaltung von der Aſſembly ab. — — In Connecticut und Rhode-Island, befindet ſich ebenfalls beynahe die ganze Gewalt der Kron in den Händen des Volks. — — Dieſe Kolonien beſitzen das Recht, Geſetze zu ihrer beſſern Regierung und Unterhaltung zu geben, nur dürfen ſie den Geſetzen Großbrittanniens, der mother country, nicht entgegen, noch nachtheilig ſeyn. Wenn dieſelbe gehörig durch die Aſſembly und das Council gegangen, und vom Gouverneur genehmigt worden, ſo erhalten ſie in ſelbiger Provinz eine verbindende Kraft, können jedoch, auf gerechte Klagen, vom König in ſeinem Rath widerrufen werden, und erhalten nicht eher eine ewig verpflichtende Kraft, als bis ſie von demſelben beſtätigt worden. Es giebt aber auch hiervon Ausnahmen. — — Ehebruch, Gotteslästerung, Schlagen oder Verfluchen der Eltern wird hier mit dem Tode beſtraft. Niemand kann in Verhaft genommen werden, wenn er einigermaßen Satisfaction zu leiſten, im Stande iſt. Quaker, Jeſuiten, und katholiſche Prieſter ſind in Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Der Trunkenheit, dem Fluchen und dem Schwören vorzukommen, iſt man durch Geſetze befliſſen. Auf Eins wiſſen ſie ſich beſonders viel, daß nemlich Chriſtliche Fremdlinge, die der Tyranney entfliehen, auf gemeine Koſten unterhalten, oder anderweitig verſorgt werden müßen. Ein ſonderbarer [347] Kontraſt, den die Verordnung gegen die

Quaker ꝛc. mit dieſem Geſetz macht. — — In Neu-England iſt jede Stadt von fünfzig Familien verbunden, eine Leſe- und Schreibſchule zu halten, ſo wie die von hundert Familien eine Lateiniſche. Man hat keine Feyertage, auſſer den Tag der jährlichen Wahl der obrigkeitlichen Perſonen von Boſton, und der Austheilung der Grade in Cambridge, ſondern Fleiß und Geſchäftigkeit gehen das ganze Jahr hindurch ihren Weg ununterbrochen und unermüdet fort. — — In Penſylvanien leben 250000 Seelen, wovon die Hälfte Deutſche, Schweden, und Niederländer ſind. Man ſieht da Quakers, Epiſkopalen, Kalviniſten, Lutheraner, Katholicken, Methodiſten, Mennoniſten, Mähriſche Brüder, Independenten, Anabaptiſten und Dumplers; letztere ſind eine Gattung deutſcher Sekte, die in einer Art von religioſer Geſellſchaft leben, lange Bärte tragen, und eine dem Mönchshabit ähnliche Kleidung. So auſſerordentlich hier die Verſchiedenheit des Volks, der Religionen, Nationen und Sprachen iſt, ſo leben ſie gleichwol alle in der bewundernswürdigſten Eintracht zuſammen. — — Von den Eingebohrnen in Nordamerika ſagt W., daß alle auf den Unterricht derſelben in den Geſetzen und in der Religion verwandte Bemühungen fruchtlos geweſen, und ſie in ihre Lebensart ſo verliebt ſeyen, daß manche, die man ordentlich gekleidet und erzogen, ihre Kleider weggeworfen, in die Wälder zurückgelaufen wären, die Geſellſchaft verlaſſen, und zu ihrer vorigen wilden Lebensart ſich gewandt hätten. Das wundert uns nicht; da ja, nach ſeiner Erzählung, ſo gar Franzoſen, die von den Tſonnonthouans, einer Indianiſchen Nation, gefangen genommen worden, ſich geweigert, in ihr Land zurück zu gehen, ungeachtet ſie von den Tſonnonthouans, auf eine an ſie abgefertigte Geſandtſchaft, freygegeben worden. — — Ganz natürlich; denn [348] bey dieſen Indianern, lebten ſie in einer unter der franzöſiſchen Regierung unbekannten Freyheit und im Überfluß, bezahlten keine Steuern noch Auflagen, trugen keine bürgerliche, noch militariſche Bürden. — — Von den Illinois, einer Indianiſchen Nation, urtheilt Herr W. günſtig. Seine Beſchreibung ihrer zu Ehren des Kalumet

geſchehenden Tänze, die aus dem Franzöſiſchen des P. Marquette überſetzt iſt, mag noch hier ſtehen. Die Scepter unſrer Könige genießen keiner ſolchen Achtung, als die Wilden gegen dieſe Pfeiffe bezeigen, welche ſie für den Gott des Friedens und des Kriegs, und für den Herrn über Leben und Tod zu halten ſcheinen. Mit dieſem Kalumet kann ſich einer unter ſeine Feinde wagen; in den hitzigſten Gefechten werden die Waffen für der heiligen Pfeiffe bey Seite gelegt. Sie haben dergleichen zweyerley. Das Friedenskalumet dient ihnen, Bündniße und Traktaten zu befeſtigen, ſicher zu reiſen, und Fremde aufzunehmen; das Kriegskalumet iſt zur Ankündigung von Kriegen beſtimmt. Es iſt aus einem rothen Marmor ähnlichen Stein gemacht; das obere iſt, wie unſre gewöhnliche Tobackspfeiffen, nur etwas breiter, und an eine Röhre befeſtigt, um es zum Rauchen gebrauchen zu können. Sie ſchmücken es mit ſchönen Federn von allerley Farben aus, und nennen es das Sonnenkalumet, welcher ſie daſſelbe, wenn ſie einer Veränderung des Wetters bedürfen, präſentiren, in der Meinung, die Sonne könne nicht weniger Ehrfurcht dafür haben, als ſie, und müſſe ihnen deßwegen ihr Wunſch gewährt werden. Sie erkühnen ſich nicht, im Anfang des Sommers in den Bächen zu baden, oder die friſche Frucht der Bäume zu koſten, wenn ſie nicht vorher den Kalumetstanz verrichtet haben. — — Dieſen verrichten die Wilden als eine feyerliche Ceremonie, Bündniße zu beſtätigen, Friede mit ihren Nachbarn zu ſchließen, auch, wenn eine Nation zu [349] ihnen zum Beſuch kommt, derſelben zu Ehren, alſo ſtatt eines Balls. Sommers geſchieht er auf freyem Felde. Zu dem Ende wählen ſie einen Platz unter den Bäumen aus, und legen in die Mitte eine Strohdecke ſtatt eines Teppichs, ſtellen auch den Gott des vornehmſten in der Geſellſchaft, der den Ball giebt, darauf; denn jeder hat ſeinen beſondern Gott, Manitoa genannt: zuweilen iſt es ein Stein, ein Vogel, eine Schlange, oder ſonſten etwas, wovon ſie Nachts träumen; denn von dieſem Manitoa verſprechen ſie ſich Segen zu ihren Geſchäften, Fiſchen, Jagen u. a. m. Zur Rechten ihres Manitoa

ſetzen ſie das Kalumet als ihre große Gottheit, und errichten mit ihren Waffen rund herum eine Art von Trophäen. Wenn nun die Stunde zum Tanz gekommen, und die Sänger unter den Bäumen die vornehmſten Plätze für ſich eingenommen, ſo ſetzen ſie ſich alle in die Runde herum, wie ſie kommen, nieder, begrüßen aber vor allem andern den Manitoa, welches dadurch geſchieht, daß ſie ihren Tobacksrauch darauf hinblaſen; jeder nimmt hernach in ſeiner Ordnung das Kalumet, hält es mit ſeinen beyden Händen, und tanzt ſo damit, nach dem Geſang, herum. — — Wenn dies vorbey iſt, ſo erſcheint der, welcher den Ball anfangen ſoll, in der Mitte der Verſammlung, nimmt das Kalumet, und präſentirt es der Sonne, als ob er ſie zum Rauchen einladen wollte; nimmt hierauf eine Menge von Bewegungen mit demſelben vor, neigt es bald gegen die Erde, hält es bald ſo, als ob er es wollte fliegend machen, und giebt es hierauf den Zuſchauern, die nach einander daraus rauchen, und indeſſen immer tanzen. Dies iſt die erſte Scene des Balls. Die zwote beſteht aus einem Gefecht, mit Vokal- und Inſtrumentalmuſik. Derjenige, welcher mit dem Kalumet tanzt, giebt einem ihrer Krieger ein Signal, dieſer nimmt hierauf einen Bogen, Pfeile [350] und ein Beil von den vorhingedachten Waffen, und ficht mit dem andern, der ſich blos mit dem Kalumet vertheidigt; beyde tanzen indeſſen doch immer fort. Nach geendetem Gefecht hält der, welcher das Kalumet hat, eine Rede, worinn er von ſeinen Gefechten, und von den Gefangenen, ſo er gemacht, Nachricht giebt, und erhält ſodann einen langen Rock, oder ein andres Geſchenk, von dem Vornehmſten des Balls; reicht hierauf das Kalumet einem andern, welcher es, nachdem er ſeine Rolle geendigt, einem dritten übergiebt, und ſo fort, bis das Kalumet wieder zum Oberſten zurückkommt, welcher es der zum Feſt eingeladenen Nation, als ein Zeichen ihrer Freundſchaft, und Siegel ihrer Bündniße überreicht. — — Hiebey wollen wir doch anmerken, daß das Wort Illinois in der Sprache dieſes Volks, Menſchen bedeutet, als wenn ſie die andre Wilden für Thiere anſähen. — — Es folgt eine

Geſchichte von Kanada, von der erſten Entdeckung dieſer groſſen Landſchaft durch den berühmten Italiäner Cabot, unter K. Henrich VII. deſſen Sparſamkeit ihm aber nicht verſtattete, eine ordentliche Verfaſſung hier zu ſtiften, bis 1749. So viel vom erſten Band.

Frankfurt am Mayn.

Carl Franz Lubert Haas, der Philoſophie und Kirchengeſchichte ordentlichen Lehrers zu Marburg; Anmerkungen über die Heßiſche Geſchichte von Landgraf Henrich dem Erſten an, bis auf das Jahr 1434. nach Anleitung deſſen, was Winkelmann im ſechſten Theile ſeiner Beſchreibung des Heſſenlandes hiervon gemeldet hat. Nebſt einer hiſtoriſchen Nachricht von der ehemaligen, nun [351] zu Heſſen gehörigen Herrſchaft Schöneberg. Bey Johann Ludwig Eichenberg ſel. Erben, 8. 11 ½ Bogen, koſtet 30 kr.

Es gereichet den Heßiſchen Gelehrten allerdings zu großem Ruhme, daß ſie ſich, in unſern Tagen, um die Wette beeifern, ihre vaterländiſche ältere Geſchichts- und Geſchlechtskunde aufzuhellen. So lange jedoch das wichtige Geſamtarchiv in Ziegenhain verſchloſſen bleibt, eben ſo lange bleiben auch die vielen Lücken im mittlern Zeitalter unausgefüllt, und alle noch ſo witzige Muthmaßungen unfruchtbar. Dieſe Äuſſerung des Rec. läſſet ſich auch auf angezeigte Schrift gutentheils anwenden, beſonders, was die Blatſeite 73 bis 90 eingeſchaltete „kurze Nachrichten von dem Urſprung der Grafen von Ziegenhain, Reichenbach und Nidda,“ nicht minder die am Ende angefügte „Nachricht von den Herren von Schonenberg“ betrifft. Deſſen ohngeachtet iſt dieſes Werk ſchätzbar, indem der Herr Verf. nicht bloß darinn geſammlet, ſondern auch ſelbſt gedacht, und mit Scharfſinn und kaltem Blute geprüfet hat. Hin und wieder giebt derſelbe nur einen Fingerzeig, aus welchem Augenſtande dieſe oder jene Meinung ſeiner Vorgänger, vorzüglich eines Eſtor und Homberg, betrachtet werden könne. Kurz, es wird keinen Liebhaber der ältern Heßiſchen und Maynziſchen Geſchichtkunde

reuen, ſolche Blumenleſe durchzuleſen. Die Schreibart könnte etwas blumenreicher ſeyn.

Erfurt.

Epiſtel an Herrn Öſer, 1771. 4to. 12 S.

Das Ding mag Öſern wohl eine muntere Viertelſtunde gemacht haben, als Geſellenſcherz hätte es uns auch gefallen; es iſt nicht ganz ohne launi=[352]ſchen, obgleich meiſt erzwungenen Muthwillen. Nun aber gedruckt! Uns verdreußt ſchon lange, ſolch einen Mann von Großen und Kleinen, nur immer als Künſtler, und ſo bekomplimentirt zu ſehen. Zwar wiſſen wir, er verzeihts dem Publikum; denn nie hat er auf den Beyfall des gaffenden Hauſens Anſpruch gemacht, der unfähig iſt, anders zu kennen und zu nennen.

Nachricht an das Publikum.

Herr Geßner hat bey einer Ausgabe neuer Idyllen, auch an den Beyfall gedacht, den er von der franzöſiſchen Nation erhalten, und zugleich für eine gute Überſetzung, durch den verdienten Herrn Huber Sorge getragen. Sie wird auf ſtarkes Schreibpapier in 4to auf Subſcription gedruckt werden, die wir hiermit ankündigen. Außer vielen Vignetten, werden 10 große Platten, die maleriſchen Scenen der Idyllen vorſtellend, das Werk unſchätzbar machen. Eine derſelben, die man dem Probebogen beygelegt hat, iſt bezaubernd gearbeitet, und wir erwarten mit Ungeduld die übrigen. Herr Diderot, als er Geßners Intention erfuhr, überſchickte demſelben einige ſeiner bisher ungedruckten Erzählungen, um ſie den Idyllen anzuhängen. Und ſo conſpirirt alles, dieſes Werk Deutſchen und Franzoſen, Dichtern und Künſtlern, jedem Kenner des Schönen, wichtig und nöthig zu machen. Den Probebogen, nebſt dem Kupfer kann der Verleger dieſer Zeitung Liebhabern zur Betrachtung vorlegen, auch nimmt er Subſcription an. Sie iſt 18 Liv., deutſch Geld fl. 8. 15 kr. Die Hälfte ſogleich, den Reſt bey Empfang des Buchs zu bezahlen. Sie ſteht nur noch bis auf den 1ſten Julii offen.

[353] Nro. XLV. Den 5. Junii 1772.

Frankfurt am Mayn.

Joachimi Hoppii Commentatio succincta ad Institutiones justinianeas. Recensuit, notas adjecit et cum introductione in lectionem Institutionum indiceque locupletissimo denuo edidit — — Walchius etc. sumptibus F. Varrentrapp 1772. 4to. Vol. I. et II. 7 Alphab. und 1 Bogen, kostet beym Verleger 5 fl. 30 kr.

Hopp, der Sachwalter, und Walch, der Antiquarius! Eine so groteske Gruppe konnte niemand zu sehen wünschen, als Ludewig; und, Dank sey es seinem Wunsch! diese Commentatio succincta ist nun um ein ganzes Alphabet fetter geworden, und den ehrlichen Sachwalter- und Notarius-Seelen, die das Recht studiren wollen, ohne gerade gelehrt zu werden, ganz aus der Hand gewachsen. — — Es ist ein Unglück für eine Wissenschaft, wenn Theorie und Praxis so verschiedene Wege wandeln, daß sie sich an keinem Ende mehr berühren. Der römischen Rechtsgelehrsamkeit ist es so ergangen; und wie konnte es anders, da die Urheber derselben andere Gegenden, andere Menschen, andere Denkungsart, alles anders hatten, als wir; die wir weit klüger römische Mützen, Schue und Mäntel, als römische Gesetze hätten borgen sollen! Doch es ist einmal [354] so und wird auch so bleiben, so lange die Krippen dieses Augiischen Stalles so viele ehrliche Leute mästen, und wohl mästen. Wir werden es auch nicht ändern; aber, daß man uns römische Theorie, und platte, gutherzige, deutsche Praxis auf einer Schüssel vorstellt, das kommt uns wenigstens wunderlich vor. Hopp, den Herr Walch als seinen gelehrten patrem adoptivum mit kindlicher Pflicht virum summum nennt, hatte durch seinen Commentar ein sehr gutes Werk gestiftet, da er den Sinn seines Gesetzbuchs deutlich und so darstellte, daß jeder Sachwalter, wann ihm ein Gesetz (oder §. nennt es, wie ihr wollt) aufstieß, sich Raths erholen, den zum Grund gelegten Fall auffinden, und die Anwendung ohne große Mühe machen konnte. Das ist der Geist, in dem er schriebe; und wenn man nicht von eben dem Geist getrieben

wird, ſo läßt man Hopp an ſeiner Stelle. Nun kommt aber Herr Prof. Walch dazu, und will nicht leiden, daß ein Quartant in der Welt ſeyn ſoll, der blos nutzt, ohne Gelehrſamkeit auszuduften; und in dieſem gelehrten Eifer, den einige Nebenumſtände von Verlegeraufträgen noch mehr belebten, ſetzt er ſich hin, und ſtopft ſein Buch mit ſo vielen Antiquitäten, Kritik, Geſchichte der Geſetze, Citationen aus Livius, Gellius, Dio Cassius, Dionysius Hal. Cujacius, Fabrotus, van Leuven, Brisonius u. d. gl. die ſich wohl nie in Geſellſchaft des guten Hopps zu finden hofften, ſo reichlich aus, daß es nun dem Sachwalter in allen Ecken zu groß iſt, dem Theoriſten aber noch immer in allen Ecken zu klein bleibt. Wir geſtehen gern, daß hier und da einige Anmerkungen vorkommen, die dem Hoppiſchen Commentar angemeſſen, und nicht ohne Nutzen ſind, aber den meiſten, jam non erat hic locus. Wir rechnen zu dieſen ſelbſt die Walchiſche Introd. ad lect. Just. wo uns, über die Verfaſſer und Quellen der Inst. über ihre Leßart, Handſchriften, Erklärung, [355] Ausleger u. d. gl. eine Menge bekannter Sachen, die Hopp freylich wohl nie gewußt haben mag, gewiß nie lehren wollte, ohne alles Genie geſagt werden. Wir wollen nur von dem erſten Kapitel einen Auszug geben. Es wird daſelbſt erſtens unterſucht, ob Tribonianus ſich mit o oder u geſchrieben habe? dann lernen wir in der Folge, daß er ein gelehrter Mann war; daß man aber nicht mit Gewißheit ſagen könnte, ob er Advocat geweſen ſey, oder nicht, ſo viel aber wäre gewiß, daß er nachher die größten Ehrenſtellen begleitet habe; ein guter Chriſt wäre er wohl nicht geweſen, und man ſage auch, er habe ſein Jus zu gut verſtanden, um nicht geitzig zu ſeyn; aber Procopius, aus dem alles dieſes gefloſſen, habe eine allzu böſe Zunge gehabt, als daß man ihm glauben könne. Wer des Theophilus Herr Vater geweſen, und wann er ſeine Wallfahrt auf dieſer mühſeligen Welt betreten? weiß Herr Walch ſo wenig — — als wir uns darum bekümmern. Was Dorotheus für Ämter gehabt hat, und wo, und wann er geſtorben iſt? das iſt ſehr ſtreitig; deſto gewiſſer iſt aber, daß

Tribonian, oder Tribunian, den Vorsitz in diesem Triumvirat gehabt hat; Im folgenden Abschnitt spricht Herr Walch vom Caius, in quo, sagt er, duo potissimum consideranda sunt; nomen atque aetas. — — Nun, das ist doch gerade das geringste! Wir erstaunen, in allen diesen gelehrten Erörterungen nicht eine Spur zu finden, daß Herr Walch sich jemals hat einfallen lassen, über den Geist dieser Compilatoren, und ihrer Zeiten zu denken; und doch dünkt uns, ist in der ganzen Geschichte der Menschheit, keine Epoche, die merkwürdiger wäre, als diese. Nicht wegen des Ursprungs des römischen Gesetzbuchs; sondern, weil man nirgend so deutlich siehet, wie viele krumme Wege der menschliche Geist gehet, ehe er seine anererbte sinnliche Begriffe bis auf einen gewissen Grad verfeinert; und wie schwer es ihm ist, [356] den rechten Grad der Verfeinerung zu treffen, wenn er einmal im Gang ist, zu rafiniren. Was der rohe und starke alte Römer zu einer Zeit, da jeder Zweck seiner Handlung sinnlich war, erfand und festsetzte; wie haben das nachher die Prudentes, die Prätoren, und Redner durch Fictionen und Erklärungen ausspinnen müssen, bis ein solches Gewebe zu stand kam, wie das Römische Gesetzbuch ist? Und was für eine Mikrologische Seele muß der Herr der halben Welt und seine Räthe gehabt haben; als sie sich zum Webstuhl setzten, und aus solchen Fäden ein Band verfertigen wollten, das so viele Nationen zusammen halten sollte? — — Verdiente dieser in die Augen fallender Gedanke keine Rücksicht? und wäre es nicht besser gewesen, ihm nachzuhängen, als über den ehrlichen Hopp eine römische Olopoterie ex pipere, ligustico, mentha arida, nucleis pineis, vua passa, cariota (quae capiti nocet) caseo dulci, und dergleichen, zu machen?

Leipzig.

Des Herrn von St. Lamberts Jahrszeiten. Aus dem Französischen. Bey Dyck 1772. Desselben orientalische Fabeln, nebst einigen Erzählungen; ebenfalls daselbst.

Was doch die deutſchen Verleger mit allem Zeuge von Überſetzung wollen! (An die Herrn muß man ſich doch ſchon wenden: denn die ſind an dem meiſten davon, und ſonſt an wie vielem unſrer werthen deutſchen Litteratur ſchuld!) Iſt denn die franzöſiſche Sprache nicht endlich allgemein genug bekannt, als daß jedes Blatt, jedes mittelmäßige Stück gleich müſte überſetzt werden? könnten nicht lieber deutſche Verleger dafür ſorgen, daß die wenigen guten, vortrefflichen Stücke fremder Nationen, die ſo ſelten, ſo langſam, in ſo hohem Preiſe, mit ſo vieler Un=[357]bequemlichkeit zu uns kommen, ſtatt des elenden Wiſches, in Deutſchland, nachgedruckt würden — — das wäre ſo ſchön, ſo verdienſtlich; und wie uns dünkt, ſo thunlich! Das Überſetzergeſchmeiß verlöhre ſich, und müſte andre Handthierung ſuchen: die Nation würde von einem Markt unvollkommner Trödelwaare geſäubert, mehr in den Schranken, und der Ausſicht des Vollkommnen, des Guten erhalten; die Originale (ſie ſind allemal unüberſetzbar!) theils nicht geſchändet und verſtümmelt, theils vor unheiligen Augen bewahrt — — Doch wo träumen wir hin? von St. Lambert war nichts, theils werth, theils fähig, überſetzt zu werden, als das Unweſentlichſte von Allem, einige ſeiner langen Anmerkungen. Die enthalten manche ſehr gute, natürlichgedachte, philoſophiſche Entwicklung einiger Gefühle und Urtheile, (wo wir doch aber eine große Ähnlichkeit mit dem weit gründlichern Essai on the Origin of the Ideas of Sublime and Beautiful bemerkt haben) und das wären wenige Blätter geweſen. Sein Gedicht ſelbſt iſt ſo mittelmäßig, ſo unter Geßner und Thomſon, oder wenigſtens ſo ſehr von franzöſiſcher Verſifikation abhängend, daß man hier ſtatt Blumenleſe, den matteſten Haufen todter Blüthen ſiehet. Und dann die Orientaliſchen Fabeln? Wuſte denn der Ignorante von Überſetzer nicht, daß das nur ausgeſuchte, äuſſerſt verkehrte, franzöſirte und geſchminkte Blümchen aus Schah Sadi Perſiſchen Roſenthale ſind, das wir längſt ganz (durch Adam Olearius Schleswig 1654. klein Fol.) und zwar unmittelbar aus der Urſprache, und hie und da,

in einer weit bindigern Schreibart haben? konnte man von da aus nicht (und weit mehr und beſſer) auswählen, verbeſſern, den ſchönen Perſer den Deutſchen würdiger geben, als jetzt aus der dritten fremden, unreinen, ekelpomadirten Hand? Aber welcher ſolcher Miethüberſetzer kennt ein Buch?

[358] Zürch.

Hiſtoriſche Lobrede auf Johann Jakob Breitinger, ehmaligen Vorſteher der Kirche zu Zürch. Von J. C. Lavater. 1771. 8. 122 S.

In der Vorrede giebt der Verfaſſer dieſe Schrift für eine Übung. Wir danken ihm, daß er ſie uns nicht aus unzeitigem Stolz vorenthalten hat. Welche Übung iſt einem Jünglinge, der aufſtrebt, würdiger als die, das Beyſpiel erhabner Vergangenheit, wärs auch nur einsweilen nach ſeinem Maaß, ſich und den Seinigen wieder vor die Augen zu bilden? Er wird ſo nie in Gefahr kommen, ein ſchlechtes Zeitalter für ſein Publikum, und ſchlechte Geſellen für ſeine Nebenbuhler zu achten, und auf einem leicht erreichten Gipfel der relativen Vollkommenheit, in verderblicher Selbſtgefälligkeit die beſten Kräfte verträumen. Breitinger war 1575. geboren, und durch ein 70jähriges Leben wandelte er, mit gleicher Einfalt und Sicherheit; von dem Schüler zum Antiſtes! Wir wünſchten, daß alle junge Geiſtliche dieſe Lobrede beherzigten, nicht, um dieſem vorſchreitenden Rieſen zu folgen, ſondern zu erkennen, was ein Mann ſey. Weniger Prunk hätten wir gewünſcht. Zwar ſind hie und da die Betrachtungen brav, wo Herrn L. Erfahrung hinreichte; doch auch die bravſten wollten wir entbehren. Solche Sprüche ſind fürs kalte Anſchauen der Theile. Wir wünſchten die Empfindung durch die heilige Größe des Ganzen durchdrungen und geſtärkt zu ſehen.

Erfurt.

Launen an meinen Satyr. 8. 1772. 56 Seiten.

Launen! Das Wort iſt ſeither, und auch dieſesmal wieder jämmerlich mißbraucht worden. Da petillirt weder

leichtgereitzter Muthwillen eines voll- [359] safftigen Jünglings; noch greift ein Yorick mit der Gelaſſenheit eines Reichen in die Fülle ſeiner Beſitzthümer, faßt aus dem gedrängten Haufen wunderlich aſſociirtes Zeug auf, läßt eins über das andere fallen, ſetzt ein Halbbetrachtetes weg, um ein ohngefehr erblicktes Merkwürdigeres zu ergreiffen, wirft dann alles wieder unter einander, und ſchaut zufrieden drein; — — und was noch alles Sternen von dieſer Seite karakteriſiren möchte. Eben ſo wenig hat uns die ernſte Laune des Mannes getroffen, der die Welt kennt, an manchem Verdruß über edles mißlungenes Unternehmen genagt hat, und den nun in einer Stunde halbheilen Behagens, aufwachendes Selbſtgefühl über Thoren und Schurken hebt, und ihn darüber in der Ferne zu lachen macht, worüber er gegenwärtig knirſchte.

Das alles nicht! und was denn? Wie das alte Sprüchwort ſagt: Der Herr kützelt ſich, um zu lachen; und wenn das auf die unempfindlichen Seiten nichts würken will, ſtößt er in ſeine Lunge, und zwingt ſie zur konvulſiven Huſtenbewegung.

Aber, wozu thut ſich der Herr Verfaſſer alle die Quaal an? Um dem Publiko zu bezeugen, daß er einen mißbilligenden Blick auf ſeine vergangne Theilnehmung an literariſchen Händeln werfe, und dann ſeinen Stallmeiſter Satyr förmlich abdanke. Freylich hat ihm der mehr ſchlimme als gute Dienſte geleiſtet, und die Abſchaffung eines ſolchen Dieners prophezeiht der neuen Haußhaltung viel Gutes. Wahrſcheinlicher weiſe hat ihn auch dieſer ſchlimme Geſell zu den Streifereyen auf die Zwerge verleitet, aus denen er Kranich, zwar mit ganzen Gliedern, doch, wie er ſelbſt geſteht, nicht ungerupft gekommen iſt.

Allen und jeden ſolchen Ausfällen der Laune und Galle entſagt der Verfaſſer feyerlichſt bey vorſeyender Standsveränderung, wenn ſich ihnen anders [360] entſagen läßt, und weiht ſich ganz den edlen Abſichten Thereſiens und Joſephs.

Wir preiſen den Mann, der gute Kräfte gut anwendet, und ſegnen das Glück der Fürſten, deren erhabner Wille von rechten Männern ausgeführt wird.

Genf.

Testament politique de Mr. de V* 1772. 8. 64 S.**

Sollte eigentlich literaire heiſſen. Der Alte, oder welches uns wahrſcheinlicher iſt, ein guter Kopf hinter ſeiner Maſke, giebt Rechenſchaft vorerſt von ſeinem Leben, en gros und dichtriſch, wie es einem Genie geziemt, dann legirt er Feinden und Freunden, Stiche, Schnörkel und Schnaken, wofür ihm die wenigſten danken werden. Auch hier, wie in ſeinem ganzen Leben, iſt Gutthätigkeit und menſchenfreundliches Ertragen des Apoſtels der Toleranz, untergeordentes, wir wollen nicht ſagen, erkünſteltes Gefühl. Die deutſche Überſetzung iſt — — eine Überſetzung.

Kupferſtiche.

Caſpar Richters Portrait nach Graf von Bauſen. Hell und vornehm gemahlt, und unbedeutend wie tauſend Portraits in den Putzzimmern der Reichen aufgehängt. Wir erkennen es mehr für ein Gelegenheits- als Kunſtwerk, und da wir nicht wiſſen, wies verlangt, wies bezahlt worden iſt, worinn freylich dem Künſtler viel Entſchuldigung liegt, wollen wir ihn nicht tadlen. Nur fallen uns bey der Gelegenheit ſo viele empfundne Portraits ein, alter und neuer Zeit; wir trauen Herr Bauſen ſo viel zu, daß es uns leid that, wie unſre Erwartungen im Aufrollen vernichtet wurden.

[361] Nro. XLVI. Den 9. Junii 1772.

Ohne Anzeige des Orts.

Von der Kirchenvereinigung. Ein Bedenken des Herrn Abts Jeruſalem. Mit einem Vorbericht. 1772. 8. 50 S.

Um dem einreiſſenden Deiſmus eine ſtärkere Wehre entgegen zu ſetzen, wurde der Herr Abt J. erſucht, nebſt einem großen Cardinal, die ſeit den Zeiten der Reformation ſo oft vergebens verſuchte Religionsvereinigung wieder vorzunehmen. Der Herr Abt, der zu viele Weltkenntniß hat, um zu hoffen, daß etliche Millionen Menſchen zugleich vernünftig, billig

und uneigennützig denken ſollten, lehnte dieſen Auftrag in dem vorliegenden Bedenken ab, und zeigte, daß die weſentliche Beſchaffenheit beyder Lehrbegriffe zu ſehr einander entgegen geſetzt wäre, als daß man nach unſerer itzigen Verfaſſung, eine ſolche Vereinigung nur für möglich halten, oder eine andere hoffen könne, als die, welche durch das Band der Menſchlichkeit und der chriſtlichen Liebe, unabhängig vom Dogma, befeſtigt, und beyden Religionspartheien von ihrem erſten gemeinſchaftlichen Stifter anbefohlen worden iſt. — — Das iſt ohngefehr Abſicht und Inhalt dieſer Schrift, die nicht für das Publikum geſchrieben war, ſondern bloß in Abſchrift einigen Freunden des Hrn. Abts, und unter andern auch dem hieſigen Herrn [362] Schöffen von Olenſchlager, von dem Hrn. Verf. mitgetheilt wurde. Wir wiſſen nicht, durch was für einen Zufall dieſe Abſchrift, und der Brief, der ſie begleitete, einem der allerunbeſonnenſten Zeloten aus der verächtlichen Claſſe der Anecdotenſammler, Edirer und litterariſchen Glatſchen, welche unfähig ſelbſt etwas zu ſchreiben, doch ihren Autorkitzel wenigſtens durchs Ediren ſättigen, und ihrer unfruchtbaren Natur, auf Koſten großer Männer zu Hülfe kommen wollen, in die Hände fiel; dieſer ließ ſich weder durch den Gedanken, daß ſolche Schriften nie Gutes ſtiften, wann ſie bekannt werden; noch durch die mindeſte Rückſicht auf die Urſachen, die alle bey dieſer Sache geſchäftige große Männer hatten, noch zur Zeit verborgen zu bleiben; oder durch das Gefühl ſeiner Pflicht, die einen litterariſchen Diebſtahl ſo gut verbietet, als jeden andern: oder endlich durch die Schaam, das Vertrauen des Hrn. Schöff. von O. ſo unverantwortlich zu mißbrauchen, abſchrecken; ſondern publicirte eine Schrift von dieſer Art ſo leichtſinnig, als wenn es mehr nicht wäre als ein neuer Calender, und ſetzte noch einen Vorbericht dazu, der jedem Billigdenkenden äuſſerſt mißfallen muß, und von der unbeſonnenen Ungerechtigkeit und Zankſucht des Editors, einen häßlichen Beweis ablegt. Wir haſſen von ganzem Herzen das litterariſche Geſchmeiße, das den verſtreuten Saamen, der ungeſehen aufkeimen und Früchte tragen ſollte, hervorwühlt, und ſo mit ſeinem

eckelhaften Gespinnste umwickelt, daß er nie aufgehen kann; am meisten hassen wirs alsdann, wenn gar Zelotengift an dem Gespinnste hängt. Wir vernehmen, daß Herr Abt J. selbst schon öffentlich seinen Unwillen über die Bekanntmachung dieses Aufsatzes an den Tag gelegt haben soll; und wir wissen, daß der Herr Schöff von Olenschlager, der zu viel wahres Verdienst hat, um den mindesten Antheil an dieser Sache wirkend [363] oder leidend genommen zu haben, die Verwegenheit dieses ungebetenen Herausgebers äusserst mißbilligt. Es scheint aber nun einmal das Schicksal vorstechender Menschen zu seyn, daß sie immer durch die Zudringlichkeit der Schlechten leiden müssen, die sich an ihnen wärmen wollen.

Rom.

Komareck hat das wichtige aus 3 Quartbänden bestehende Werk verlegt, wovon wir jetzo einen jeden Theil besonders beurtheilen wollen. Der Titel des ersten Theils ist folgender:

Ven. Caesaris Baronii S. R. L. Cardinalis Bibliothecarii Epistolae nunc primum ex archetypis in lucem editae. Novam ejusdem Baronii vitam operi praeposuit, recensuit notisque illustravit Raymundus Albericius congr. Oratorii Romani Presbyter secularis. Tomus primus continens Scripta ab Anno 1579. ad annum 1600. gr. 4. S. 479. mit Register.

Der Verf. und Sammler, Herr Alberici, hatte vorzügliche Gelegenheit, die kleineren Werke des Baronius in der Valicellanischen Bibliothek zu sammlen, und schon Benedict XIV. hatte die Ausgabe dieses Werks genehmigt. Auch hatte schon Bianchini dem Galland einige Briefe des Baronius zugeschickt, um eine Ausgabe davon zu veranstalten. Herr Alberici aber brachte sie an sich, vermehrte die Sammlung, und versahe die Briefe mit Anmerkungen, welche ganz brauchbar sind. Er gab sich auch die Mühe, das Leben des B. in zwey Büchern vorauszuschicken. Aber eben dieses gefiel uns am wenigsten. Man glaubt immer, eine Legende zu lesen, in welcher B. bald im Mutterleibe hüpft, bald von dem H. Philippus Neri Wunder

erhält, bald [364] ſich ſein Sterbejahr durch die heilige Mutter Gottes entdecken läßt. Mit einem Wort, es iſt eine Lebensbeſchreibung, die einen Candidaten der Canoniſation vorausſetzt. Das Weſentliche davon iſt dieß: B. war ein guter Chriſt, und ein Eiferer um die katholiſche Kirche. Sein Geburtsjahr iſt 1538, ſein Vaterland Sora, ſein Erziehungsort Veroli. Er ſtudirte die Rechte in Neapel, kam nach Rom, lernte den Heil. Philippus Neri kennen, bildete ſich nach ihm, ſaß 9 Jahr zur Beicht, und beſuchte die Kranken; ward, weil ihm ſein Vater aus Zorn über ſeinen gewählten Stand nichts gab, Hofmeiſter bey Paravicini; empfand, daß er Fleiſch war, und verſchlang, um die Lüſte zu bemeiſtern, und den Teufel auszublaſen, eine Wanze. (S. 9.) Sein Lehrer Neri beſtimmte ihn zur Kirchengeſchichte, gebrauchte ihn als Prediger, und der gute B. ſahe die Seele ſeiner Mutter (S. 23.) gen Himmel fahren. Die Magdeburgiſche Centuriatoren traten von den Pforten der Hölle hervor, (S. 29.) B. wurde wider ſie ausgerüſtet, und ward durch Geſichte (S. 31.) überzeugt, daß er der einige Mann ſey, der eine ſolche Kirchengeſchichte ſchreiben könne. Ja Gott entdeckte ihm ſogar, wie viele Bände ſeiner Annalen er ſchreiben würde. Der Recenſent glaubt, daß dieſe Probe hinreichend ſey, den Geſchmack des Herausgebers zu beſtimmen. B. wird, immer wider ſeinen Willen, Apoſtoliſcher Protonotarius, Probſt ſeiner Congregation, Cardinal, Bibliothekarius, und ſtarb in einem Alter von 59 Jahren, nachdem er alles angewandt, die Throne zu beleidigen, nur damit er nicht Pabſt würde. Juſtus Calvinus trat durch ſeinen Dienſt zur Katholiſchen Religion über; Bellarmin ward durch ſeine Empfehlung Cardinal, und als Beichtvater bey Clemens VIII. that er manchem König, z. B. Heinrich IV. von Frankreich gute Dienſte. Wir übergehen die Leichenreden des [365] Bucci, des Mucanzi, des Sanna, des Binago, wie auch die Parentalia des Juſtus B. bey dem Tod des Cardinals; ferner die Zeugniſſe proteſtantiſcher und katholiſcher Schriftſteller von dem B. Die Briefe ſelbſt ſind in chronologiſcher

Ordnung geſtellt; wir wollen ſie nach den Nationen ordnen, und das Merkwürdigſte anführen. Unter den Italiänern übergehen wir die Briefe an die Päbſte, die ſchon im Druck ſind. An Sixtus V. läßt es B. gelangen, wo er im Römiſchen Martyrologium die Commemorationem Impressionis Stigmatum, quibus Sanctus Franciscus insignitus est, hinſetzen ſolle? und der Pabſt billigt ſeine Vorſchläge. Franciſcus Manini meldet, daß man in Aquileja nichts habe, das beweiſe, ob der heilige Marcus allda ſein Evangelium geſchrieben. Hieronymus de Rubeis hat mit dem Cardinal einen gelehrten Briefwechſel wegen der Geſchichte von Ravenna. Aus andern Nachrichten merkt man, daß die Annalen des B. den Titel hätten bekommen ſollen: Historia Ecclesiastica Controversa. Die wichtigſten Briefe ſind von dem Jeſuiten Soria, mit dem ſich B. über wichtige Punkten der Kirchengeſchichte beſpricht. Die vertrauteſten Briefe ſind an den frommen Ancina, und an ſeinen lieben Freund Talſa gerichtet, dem B. an einem Orte ſchreibet: Ach lieber Vater, warum bin ich doch mit ſo großer Gefahr meiner Seele Cardinal? Von Spaniern kommen merkwürdige Briefe vor, von dem gelehrten Dominikaner Ludwig Sottomajor, der den Cardinal bat, er möchte doch die 500 Golddukaten annehmen, die ihm der Biſchoff von Coimbra anbiete. Franciſcus Penna Loaiſa, und der Spaniſche Geſandte, Johannes de Aquez, wie auch der Dominikaner Vincentius Juſtinianus verſchaffen ihm zum Theil brauchbare Nachrichten, die er auch bey ſpätern Ausgaben ſeines Martyrologii benutzt, theils erwerben ſie ihm die Be-
[366] kanntſchaft mit dem Spaniſchen Könige. Unter den Niederländern kommen vor Wilhelm Lindanus, Biſchoff von Rüremonde, dem B. die Verfolgungen klagt, die ihm ſein Martyrologium zugezogen; der bekannte Drucker Plantin, dem B. klagt, wie ſehr die Ausgabe ſeines Martyrologii bey Duſinelli in Venedig 1587. in 4. verunſtaltet ſey; Heinrich Gravius, ein Theolog von Löwen, den der Pabſt für die Vatikandruckerey nach Rom

verſchrieben hatte; die ganze hohe Schule von Löwen, die ſich wegen ihrer Bedrückungen an den B. wendet; Juſtus Lipſius, der wegen ſeiner politiſchen Schriften den römiſchen Index fürchtete, und würklich Verbeſſerungen davon einſchickte; Jodokus Gräs, der dem B. ein Exemplar vom alten Martyrologio des Ado einſchickt. Unter den Pohlen bemerken wir den Polniſchen Geſandten und gelehrten Stanislaus Reſcius, einen großen Eiferer wider die Ketzer, der ſich wundert, daß im erſten Band der Annalen nichts wider die Centuriatoren vorkommt; den Stanislaus Carcovius, Erzbiſchoff von Gneſen, der ſich die Erlaubniß ausbittet, die Annalen in die Polniſche Sprache zu überſetzen, und den Georg Radzivil, Biſchoff von Krakau, der Katholiſch wurde, und den Gregorius XIII. mit der Kardinalswürde beehrte. Unter den Deutſchen ſind der Pfalzgraf Wilhelm am Rhein, der auch Geld zum Druck der Annalen angeboten; der gelehrte Jeſuit Nicolaus Serarius, deſſen Briefwechſel wichtige Punkten der Kirchengeſchichte zum Zweck hat; Marcus Fugger, der die Annalen ins Deutſche überſetzen will; der Cardinal und Erzbiſchoff Philipp von Cölln; Johannes Piſtorius, der ihm verſchiedenes von Coſtanz kritiſch bearbeitet, und Carl Imhoff merkwürdig, der bittet, der Pabſt möchte einigen Italiänern den Aufenthalt in Nürnberg erlauben, damit ſie dem katholiſchen Religionsweſen allda forthelfen [367] könnten. Unter den Franzoſen ſind die Briefe des Nicolaus Faber die gelehrteſten. Arnauld Forbin fühlt dem B. den Puls, warum er von der Conſtantiniſchen Schenkung ſo trocken ſey. Man ſieht, daß B. aus den franzöſiſchen Clöſtern viele brauchbare Collationen bekommen. Unter den Engelländern kommt Thomas Stapleton hauptſächlich in Betracht. Wir geſtehen redlich, daß wir die Briefe weit lieber geleſen, als die Baroniſche Lebensbeſchreibung. Unter den Anmerkungen des Herrn Alberici fanden wir viel Brauchbares, wiewohl uns manche Ausdrücke von ihm ſehr anſtößig waren. Vor 200 Jahren ſchrieb man noch ſo: Elisabetha Regina, quibusdam veluti

furiis agitata: Heutzutag aber hat die Menſchenliebe und die chriſtliche Milde ſolche Ausdrücke aus einem geſitteten Stil verbannt.

Berlin.

Lyriſche Gedichte von Blum. 1772. 8. 102 S.

Wir wiſſen faſt nicht mehr, ob wir wünſchen ſollten, daß junge Dichter die Alten frühe leſen. Zwar unſere empfindungsloſe Lebensart erſtickt das Genie, wenn die Sänger freyer Zeiten es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigſtens idealiſche freyere Athmoſphäre eröffnen; aber, eben dieſe Sänger hauchen auch oft ein ſo fremdes Gefühl in die Seele, daß der beſte Dichter, mit dem glücklichſten Genie, bald, ſich bloß durch ſeine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeiſterungen mehr tönen laſſen kann, die doch allein wahre Poeſie machen. Warum ſind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, ſelbſt der Morgenländer ſo ſtark, ſo feurig, ſo groß? — — Die Natur [368] trieb ſie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — — wir könnens uns nicht verbergen, — — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum ſind unſere beſte Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — — Wir ſind zu dieſer Beobachtung durch die Lyriſchen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieſer Dichter iſt gewiß nicht ohne Genie; aber ſelten kann er ſich länger erhalten, als er ſeinen Horaz im Geſicht hat. Dieſer leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; ſo bald er allein gehen muß, ſo ſinkt er! der Raum erlaubt uns nicht, Beweiſe anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leſer, der ſeinen Horaz kennt, ob nicht faſt immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener ſelbſt ſeine Mythologie leihet, die — — wir reden nach unſerm Gefühl — — ſelten anders gebraucht wird, als wo die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazianiſche Duett, Donec gratus eram, hat

Kleiſt weit beſſer überſetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend ſo ſchön verſificirt geſehen. Wir wünſchen dem Verfaſſer ein unverdorbenes Mädchen, geſchäftenloſe Tage, und reinen Dichtergeiſt ohne Autorgeiſt. Der beſte Dichter artet aus, wenn er bey ſeiner Compoſition ans Publikum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journaliſten Ruhm, als von ſeinem Gegenſtand erfüllt wird.

[369] Nro. XLVII. Den 12. Junii 1772.

Lindau und Leipzig.

Die göttliche Eingebung der heilgen Schrift, unterſucht von Johann Gottlieb Töllner. Bey Jacob Otto und Söhnen. 1771. 8. 487 S.

Das Vorhaben des Verf. in dieſer wichtigen Schrift iſt, zu zeigen, daß die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift feſt ſtehen würde, wenn gleich die heiligen Bücher ſämmtlich, oder doch zum Theil ohne einiges beſonders Zuthun Gottes geſchrieben ſeyn ſollten: und daß von dem übernatürlichen Urſprunge des Inhalts nichts auf einen ähnlichen Urſprung der Ausfertigung derſelben geſchloſſen werden könnte. Er glaubt, daß, wenn dieſe zwey Fragen getrennt würden, der Streit mit den Ungläubigen ungemein abgekürzt werde. Man läßt ſich mit ihnen noch zu ſehr wegen jedes beſondern Einwurfs gegen die heilige Schrift ein, und hegt das allgemeine Vorurtheil, daß das göttliche Anſehen der geoffenbarten Religion von dem göttlichen Anſehen der Blätter der Offenbarung abhänge, und daß es daher um den Glauben gethan ſeyn würde, wann es um die Eingebung der heiligen Schriften gethan ſeyn ſollte. „Meine Leſer, ſagt der Verfaſſer, würden ſich übereilen, wenn ſie dieſe Ankündigung meines Vor- [370] habens, als eine Ankündigung der Entdeckung verſtehen ſollten, daß die heilige Schrift nicht eingegeben ſey. Aber, was ich ihnen darüber mitzutheilen hoffe, iſt ſo beſchaffen, daß mit demſelben eine Menge theologiſcher Streitigkeiten beygelegt, ein großer Theil der Aus-

legungsregeln für die heilige Schrift anders bestimmt, und die ganze Auslegungsart um etwas verändert, hiernächst aber, wenn es Grund haben sollte, die ganze Methode aus der Schrift zu beweisen und zu widerlegen, verbessert wird. In dem Glauben des Christen, und in der Überzeugung des Christen, bleibt wohl bey jeder Theorie von der Eingebung der heiligen Schrift, alles einerley, und wenn auch die heilige Schrift gar nicht eingegeben wäre; so würde doch alles darinn einerley bleiben. Aber die ganze gelehrte Auslegung der heiligen Schrift, und die ganze gelehrte Abhandlung, Herleitung und Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, aus derselben ist uns dergestalt nicht blos an die Wirklichkeit einer göttlichen Eingebung derselben, sondern zugleich an eine gewisse Theorie von der Beschaffenheit der Eingebung derselben geknüpft, daß mit mehr Wahrheit und Zuverläßigkeit darüber, mehr Wahrheit und Zuverläßigkeit in der ganzen Gottesgelehrsamkeit entstehen würde." Die Einleitung enthält eine sehr wohlgeschriebene Geschichte der Theorie, von der Eingebung bey allen Kirchen zu verschiedenen Zeiten. Das erste Hauptst. setzt den Begriff der Eingebung dahin fest, daß es eine innere übernatürliche Mitwirkung Gottes sey. Es zeigt, daß aus der Etymologie sich nichts erweisen lasse, sondern, daß es ein bloß kirchlicher Begriff sey, und daß noch nicht bestimmt sey, ob sie unmittelbar oder mittelbar geschehen seye. Daraus zieht der V. drey Folgen. 1.) Die Eingebung ist eine Gattung der Offenbarung. Es fällt also die Distink-[371]tion der Theologen weg. 2.) Sie kann nicht auf eine Offenbarung im Verstande eingeschränkt werden. 3.) Die göttliche Eingebung der Schrift ist etwas anders, als das göttliche Ansehen. Der Verf. nimmt eine fünffache übernatürliche Mitwirkung Gottes zu einem Vortrage, als möglich, an. Darauf baut er 5 Grade der Eingebung: 1.) die vollkommenste Art ist, wenn sich der Scribent wie ein Amanuensis, wie ein musikalisches Instrument verhält. Der 2te Grad, wenn nur einige zur Wirklichkeit eines Vortrags gehörige Dinge

ganz übernatürlich, einige derſelben aber theils natürlich, theils übernatürlich erfolgen. Der 3te, wenn ſämmtliche dazu nothwendige Dinge theils natürlich, theils übernatürlich gewirkt werden. Der 4te, wenn einige Stücke bloß natürlich, einige aber theils natürlich, theils übernatürlich erfolgen. Der 5te Grad, wenn ein ganz natürlicher Vortrag hinterher von Gott beobachtet und beſtätigt wird. Denn es iſt einerley, ob das übernatürliche vorhergegangen oder nachgefolgt iſt.

Das 2te Hauptſt. handelt von der Wahrſcheinlichkeit einer göttlichen Eingebung der heiligen Schrift. Der erſte Grund beruht darauf, daß wir von Gott nicht weniger zu gewarten haben, als was in ähnlichen Umſtänden jeder rechtſchaffner Menſch thun würde. Wenn ihm etwas an dieſer Erkänntniß gelegen war, ſo wird er es nicht dem Zufall überlaſſen haben, durch wen, ob, oder ob ſie nicht fortgepflanzt würde. 2.) Ein Theil derſelben, und der größte Theil derſelben iſt von ſolchen Perſonen geſchrieben worden, die bey ihren mündlichen Religionsvorträgen einen auſſerordentlichen Beyſtand des Gottes genoſſen haben, warum nicht auch bey ihren ſchriftlichen? 3.) Der Inhalt und die Wahl des Inhalts verräth offenbar einen Plan, an welchen weder die Verfaſſer, noch die Sammler gedacht haben.

[372] In dem 3ten Hauptſt. unterſucht der Verfaſſer bey der Wirklichkeit der göttlichen Eingebung 4 Stücke. 1.) Ob der Wille der heiligen Verfaſſer etwas zu ſchreiben, und eben dies zu ſchreiben; oder ob 2.) die Erkänntniß, oder die Sachen, welche ſie ſchrieben. 3.) Die Worte. 4.) Die Ordnung, nicht bey ihnen natürlich ohne Eingebungswunder möglich und begreiflich iſt. Er findet in allem dem nichts, was uns an ein Wunder zu glauben, nöthigte; allein, übereilt wäre es, wenn wir daraus den Schluß machen wollten, daß die heilige Geſchichte wirklich ohne einige Eingebung geſchrieben worden ſey. In Anſehung der Lehre wird es ſehr wahrſcheinlich, daß die Verf. der Eingebung genoſſen haben, wenn man bedenkt, daß jeder von

ihnen den ganzen Lehrbegriff inne hatte; ein Umstand, der sehr wichtig ist! Dieser Lehrbegriff muß doch durch irgend jemand aus Eingebung seyn erkannt worden, wenn auch nicht durch sie. Die besondere Regierung Gottes ist besonders darinn zu erkennen, daß sie nicht mehr geschrieben haben, daß keiner unter ihnen den ganzen ihm wohlbekannten Lehrbegriff schrieb; daß sie nur Stücke desselben lieferten, und gleichwol aus diesen Stücken ein vollständiges Lehrgebäude erwächst. Bey der Aufzeichnung, wenigstens der Weissagung, ist auch keine Eingebung nöthig; denn sie konnten sie lange vorher von Gott oder von andern empfangen haben. Wir übergehen den Beweis der Zeugnisse. Hier dringt der Verfasser mit Recht auf die innere, als die stärkste.

4tes Hauptst. Von der Beschaffenheit der Eingebung. Hier glaubt der Verfasser, daß die ganze Schrift von Gott eingegeben sey; und dazu führen ihn augenscheinlich nicht bloß aus den göttlichen Vollkommenheiten gezogene Folgerungen, sondern aus eignen hinlänglichen Zeugnissen der heiligen Schrift hergenommene Beweisthümer. „Ich kann es mir [373] und andern gar nicht verheimlichen, daß die Eingebung der heiligen Bücher nirgends in derselben mit einer jedermann zum Beyfall hinreissenden Evidenz versichert wird. Und daher kann ich nicht irren, wenn ich solche für keinen in den gemeinsamen Glauben gehörigen Lehrpunkt erkenne." Er übernimmt 6 Stücke zu beweisen. 1) Daß die Eingebung der heiligen Schrift schlechterdings nicht den vollkommensten möglichen Grad der Eingebung eines Vortrags gehabt habe. 2) Daß nicht alle Bücher in gleichem Grade eingegeben sind. 3) Daß es unmöglich ist, von irgend einem derselben den Grad der Eingebung genau zu bestimmen. 4) Daß aber solche zuverläßig überall so viel begriffen hat, daß nichts falsches in die heilige Schrift gekommen ist. 5) Daß sich die Eingebung sowohl auf die Worte als Sachen (nämlich mit allen den Einschränkungen, womit er die Eingebung der Sachen behauptet) erstreckt habe, und 6) daß wir keinen hinreichenden Grund

haben, ſämtliche Bücher der heiligen Schrift für ſogleich mit Eingebung geſchriebene Bücher zu erkennen. In dem 5ten Hauptſt. werden die Folgen aus der angeſtellten Unterſuchung gezogen. Dieſe ſind vierfach, 1) In Anſehung der Dogmatik. 2) Des Beweiſes der geoffenbarten Religion. 3) Der Auslegung der heiligen Schrift. 4) Der Theologie überhaupt, und der theologiſchen Beweiſe inſonderheit. Wir hoffen, daß dieſe mit ſo vielem Unterſuchungsgeiſte als Gewiſſenhaftigkeit abgefaßte Schrift endlich einmal Epoche in dieſer Lehre machen werde, wenn es anders das Sujet ſelbſt, und der jetzige Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft zuläßt.

Gießen.

Wir hoffen bey den Liebhabern der Litteratur Dank zu verdienen, wann wir ihnen drey ſehr le- [374] ſenswerthe **Promotionsprogrammen des Herrn Vicekanzler Koch** in Gießen bekannt machen, worinn derſelbe von drey ſchätzbaren und merkwürdigen Pergamenthandſchriften in der Gießiſchen Univerſitätsbibliothek Nachricht giebt. Die erſte enthält das breviarium extravagantium des Bernhard Circa, und iſt aus dem 12 oder 13ten Jahrhundert, in Folioformate. Die Vorrede, welche gewöhnlich vor dem Buche ſteht, fehlt in dieſem Manuſcript, woraus zu vermuthen iſt, daß ſie nicht von dem Circa herrühret. Herr von Senkenberg hat ſchon vormals von dieſem Codex eine Anzeige bekannt gemacht. Herr K. aber zeigt, daß dieſelbe viel falſches enthält, und die Stücke, welche Herr von S. hat abdrucken laſſen, im Abdruck vom Original vielfältig abweichen. In dem berühmten Cap. 7 de praescript. hat übrigens dieſe Handſchrift ſo gut wie andere die unerklärbaren Worte: Ephesinus enim legislator Origenis patruus.

Ein Manuſcript von der erſten Dekretalſammlung Innocentius des dritten, aus dem 14ten Jahrhundert, das Herr Böhmer in Göttingen für ein Kleinod der Bibliothek erkennt, wird im zweyten Programm beſchrieben. Beyläufig ertappt Herr K. den Herrn von Selchow wieder auf dem fahlen Pferde, worauf er oft reitet, und merkt an, daß es

falſch iſt, wann er in ſeiner Rechtsgeſchichte dem Alteſerra einen Commentar über die ſämtlichen Dekretalbriefe Innocentius des dritten, der zu Toulouſe herausgekommen ſeyn ſoll, zuſchreibt, da doch Alteſerra nur eine Erläuterung über die Dekretalbriefe des Innocentius, die in Raymunds Sammlung ſtehen, zu Paris edirt hat. Auch wird gegen die Herren Kopp und Walch bewieſen, daß ſich aus dem Cap. 3 de consuetud. die Exiſtenz der Layenſchöffen bey geiſtlichen Gerichten nicht darthun läßt; obgleich ſonſt Herr K. die Sache ſelbſt nicht bezweifelt.

[375] Die Handſchrift der Dekretalcollection Bonifacius des achten, iſt der Gegenſtand des dritten Programms. Sie iſt ebenfalls aus dem 14ten Jahrhundert und hat viele merkwürdige und noch unbekannte Varianten. Die Bulle, welche Herr K. zur Probe hat abdrucken laſſen, zeigt, daß dieſe Sammlung auch an die Akademie zu Paris geſchickt worden, und daß es ein Irrthum iſt, wann Herr Böhmer glaubt, dieſes ſey wegen der Streitigkeiten des Pabſtes mit dem Könige Philipp unterblieben. — Dieſe kurze Anzeige des Inhalts ſey ſtatt des Lobes und ſtatt der Ermunterung an unſre Leſer, dieſe drey kleine Schriften ſelbſt durchzuleſen.

Breßlau.

Der ältere Korn hat verlegt: De methodis montium altitudines metiendi Dissert. 3 Bogen 8. mit einer Kupfertafel.

Die Meſſungen der Höhen, denen man nicht beykommen kann, ſind unvermeidlichen Fehlern unterworfen, wenn man ſie auch nur geometriſch, oder trigonometriſch betrachtet. Denn ſie werden aus zwey Ständen gemeſſen, wo die Verrückung des Inſtruments allezeit Fehler verurſachet; es wäre daher zu wünſchen, daß eine Methode, oder ein beſonderes Inſtrument gefunden würde, vermittelſt welchen man dergleichen Höhen aus einem Stande meſſen könnte. Es ſind aber noch viele andere Schwierigkeiten, wenn die Höhe beträchtlich und von der Meeresfläche an gerechnet gefunden werden ſoll. Die Methoden die letztern zu meſſen, ihre Schwierigkeiten,

und die Mittel ſolche zu heben, ſind der Gegenſtand dieſer leſenswürdigen Schrift. Bey Meſſung einer beträchtlichen Höhe, der man nicht beykommen kann, und wo die Standpunkte in einer beträchtlichen Entfernung angenommen werden müſſen, ſind dreyerley Höhen zu unterſcheiden: 1) Die Höhe von der [376] Meeresfläche an gerechnet, 2) die Höhe von der Erdfläche, welche über die Meeresfläche ſchon erhaben iſt, 3) die Höhe über der ſcheinbaren Horizontallinie, oder Tangente eines Erdkreiſes. Dieſe ſtehet auf dem ſcheinbaren Horizonte nicht ſenkrecht, ſondern ſchief, und wird daher zu klein gefunden, wenn man ſolche ſenkrecht annimmt. Es kann aber die wahre Höhe aus trigonometriſchen Gründen gefunden werden, wenn man den Winkel an dem Mittelpunkte der Erde ſuchet, wovon der Verfaſſer die Methoden kurz anzeiget. Überdieß iſt bey den trigonometriſchen Meſſungen die Standlinie in Betrachtung zu ziehen, welche ſelten horizontal angenommen werden kann. Um hier Fehler zu vermeiden, muß der Abſtand entweder durch die Nivellirkunſt geſucht werden, oder man nimmt dieſe Linie ſchief an. Dieſe Linie darf auch weder zu kurz noch zu lang angenommen werden, damit der Winkel an der Spitze der Höhe weder zu groß noch allzu klein wird. Auch macht die Refraction Schwierigkeiten; indem der Strahl wegen der verſchiedenen Dichtigkeit der untern und obern Luft gebrochen wird. Dieſe geographiſche Refraktion wird entweder als ein Kreißbogen, oder als eine Parabel vom neunten Grade angenommen, und damit wird ſie ſo weit gehoben, daß wenigſtens kein beträchtlicher Fehler begangen wird. Man pflegt die Höhen auch durch Hülfe des Barometers zu meſſen. Es werden davon fünf Methoden angezeiget; auch die Vollkommenheit des Barometers beſchrieben, welches zu dieſem Gebrauche erfordert wird. Es ſind aber alle dieſe Methoden nicht untrüglich, wenn auch das Barometer durch das Thermometer verbeſſert wird, obgleich eine vor der andern einen Vorzug hat. Denn die Veränderungen der Luft durch Wärme, Kälte, Dünſte und Winde ſind ſo mannigfaltig, daß man ſchwerlich eine gewiſſe Regel feſtſetzen kann.

[377] Nro. XLVIII. Den 16. Junii 1772.

Göttingen und Gotha.

Revision der Philosophie. Erster Theil, 1772. 8. 310 S.

Wir würden ungerecht gegen unser Zeitalter seyn, wenn wir fürchteten, daß dieses merkwürdige Buch, nicht unter uns mit eben so viel Beyfall aufgenommen werden sollte, als unsere Nachkommen dankbare Ehrfurcht gegen den Verf. desselben, und gegen alle die, welche mit ihm Wahrheit sehen wollen, und aufrichtig suchen, haben werden. In dem lichten Tag, den er ihnen vorzubereiten sucht, werden sie den Namen jedes Denkers und jedes ehrlichen Mannes segnen, der ihnen in den Finsternissen der Scholastik unsers Jahrhunderts vorleuchtet; und wehe uns! wenn Dummheit und Partheygeist ihnen die Strahlen aufhält, die für sie — — denn ihnen werden sie erst leuchten — — hervorbrechen! Unsere Gränzen erlauben uns nicht einen ausführlichen Auszug aus diesem Werk zu machen. Nie sind uns diese Gränzen beschwerlicher gewesen! Wir müssen uns aber befriedigen, nur die vornehmsten Gedanken auszuzeichnen. „Die Philosophie, sagt der Verf. hat den Menschen zum Gegenstand. Dieser kann als individuum, er kann als Mitglied der großen Gesellschaft betrachtet werden. Deßwegen zerfällt die [378] Philosophie in den praktischen und theoretischen Theil.“ Jenen sollen wir noch hoffen; diesen fängt der Verf. hier an zu bearbeiten. Er scheint dahin nichts zu rechnen, als die Psychologie. Diese ist untrennbar von der Logik; „denn Logik, sagt er, und Psychologie verhält sich zusammen, wie die Esopische Fabel und ihre angehängte Moral.“ Diese sammelt Bemerkungen von der denkenden Seele, jene zeigt ihre Anwendung. Wahr ists! der Mensch ist der Gegenstand der Philosophie; aber wir würden ihn nicht blos als Individuum, und in der Gesellschaft betrachtet haben. Wir sehen hier keinen Platz für die Physik, Matheſis ꝛc. die doch auch mit Recht Sitz und Stimm in dem Senat der Philosophen haben, und nicht blos leere Begriffe geben. Zudem

hat dieſe Eintheilung auch noch die Unbequemlichkeit, daß ſie die Pſychologie, die auch Grundſätze der Thätigkeit lehrt, trennt, und daß ſie auf die andere Eintheilung in Theorie und Praktik nicht paßt; denn auch als bloſes Individuum handelt der Menſch. Wir würden den Menſchen etwa unter den zween Geſichtspunkten, in Anſehung ſeines ganzen Zuſtandes, und in Anſehung ſeiner Handlungen, betrachtet haben. Unſer theoretiſcher Theil würde, da er den Menſchen in allen ſeinen Verhältniſſen durchgienge, dadurch ſich auf alle Äſte der wahren Philoſophie haben ausbreiten können; und da er zugleich den Grund der menſchlichen Handlungen und ihre Triebfedern angezeigt, und uns den einen Punkt entdeckt hätte, auf welchen alle gehen, ſo würde dem Praktiſchen nichts übrig geblieben ſeyn, als zu zeigen, wie die Gegenſtände der menſchlichen Handlungen mit dieſem einen Punkt im Verhältniß ſtehen. Wir würden alsdann nicht nöthig gehabt haben, die Pſychologie zu trennen; ſondern wir hätten den Einfluß der Seele auf Handlungen und Gedanken, auf das Gute und das Schöne, mit einmal überſehen können. [379] Doch dieſe Bemerkung iſt wohl zu voreilig, da wir aus dieſem Theil, der nur eine Vorbereitung zu einem noch nicht angefangenen Gebäude iſt, nicht den ganzen Geſichtskreis überſehen können, den der Verfaſſer umſpannt. Nach dieſem Umriß des Gebiets der Philoſophie geht der Verfaſſer auf die Methode über, wo wir eine ganze Reihe vortreflicher Gedanken übergehen müſſen, und nur bemerken, daß das Reſultat dahin auslauft, daß wir, um unſere und der Welt Ruhe und Glückſeligkeit, mit dem Intereſſe der Wahrheit zu vereinigen, die alte Mode der eſoteriſchen und exoteriſchen Philoſophie, aber freylich im ganz anderm Sinn, als bey den Alten, wieder einführen müſſen! Wenn die Epopten ſo klug gewählt und vorbereitet werden, als der Verfaſſer S. 129. in einer ſchönen Stelle anräth; wenn der τοπος ἐνθεος, aus dem Hörſaal ins Cabinet verlegt wird, und wenn der einweihende Prieſter ein erleuchteter, rechtſchaffner und geſellſchaftlicher Mann iſt; ſo iſt dieſer Gedanke der einzige, der uns zwiſchen Aberglauben und Unglauben durch-

führen kann! — — Doch wie viele Ungeweihte werden noch immer fortschreiben? Und wie schwer wird der bloße Argwohn der Einweihung oft den Freund des Priesters drücken, wenn er nicht ist, was ein ehrlicher Mann nie seyn wird, ein vollkommner Heuchler — — Eine Menge reichhaltiger, und aus einem denkenden Kopf und dem besten Herzen fliessender Beobachtungen, über die Behutsamkeit in Bekämpfung der Vorurtheile, bey welchen sich die Menschheit wohl befindet; über den Zustand unserer Gelehrten Sorgen; über die Neuerungssucht, und den wahren Werth der Philosophie, musten wir übergehen. Der große Gedanke, alle Wissenschaften auf den Menschen zu concentriren, leuchtet überall durch. Nie müße der den Wissenschaften nahen, der ihn nicht fassen kann! Der zweyte Abschnitt handelt von der Logik. Gewiß [380] ists, daß sie von der Psychologie (so weit diese die Seele als denkend betrachtet) nicht getrennt werden darf. Aller Unterschied von Logica connata und artificiali ist also überflüßig, und diejenige, welche vor dem Aristoteles gelehrt wurde, verdient die Verachtung gewiß nicht, mit welcher viele auf sie herabblicken. Wir freuen uns, einen Weisen zu finden, der Locken kennt und anpreist. Locke hat in unsrer Seele wirklich Epoche gemacht. Er hat zuerst uns gereitzt, selbst zu denken; zuerst die Fesseln zerbrochen, die wir aus den Schulen mitbrachten; und auch wir, bauen ihm aus Dankbarkeit Altäre. Der Verf. theilt die Logik in esoterische und exoterische; Jene soll den Gang; diese den Weg lehren, den die Seele in der Verfassung zu gehen hat, in welcher wir uns befinden; dabey aber ihre Lehren so ändern, wie diese Verfassung sich ändert. Auf diesen Gesichtspunkt müssen wir wenigstens unsrer Kürze wegen die wahren und schönen Bemerkungen zurückführen, die dieser Abschnitt enthält. Wir würden aber doch andere Namen gewählt haben, weil diejenigen, die der Verf. braucht, hier etwas anders heißen, als oben. Der dritte Abschnitt handelt von der Metaphysik, die nach dem Verfasser, welcher die Lehre von Gott und der Freyheit zum praktischen Theil verweist, nichts als ein bloßes Wörterbuch von all-

gemeinen Begriffen ſeyn ſollte. Wir geben ihm vollkommen Beyfall; denn, ſondert man die beyden eben genannten Lehren, die noch einen Einfluß auf uns haben, ab; ſo bleibt der Metaphyſik nichts übrig, als Namen, welche gewiſſen Workmanships of human understanding, (Werkſtucken des menſchlichen Verſtands) wie Locke ſich ausdrückt, gegeben werden. Der vierte Abſchnitt handelt endlich von der Äſthetik, die ungezweifelt eben ſo gut, als die Logik aus der Pſychologie geſchöpft werden muß. Der Verf. bemerkt ſehr gründlich, daß keine Äſthetik [381] möglich ſey, ſo lang der Sitz der Schönheit noch nicht gefunden worden iſt; er zeigt, daß die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften nicht einerley Theorie haben können: vornemlich deßwegen, weil ihre Gegenſtände auf verſchiedenen Wegen zur Empfindung übergehen. Nach dieſen Unterſuchungen zeigt der Verf., wie wir zu einigem Begriff der unerklärbaren Empfindung des Schönen kommen können. Abſolute Schönheit iſt uns nicht möglich, (das verſtehen wir ſo; wir können die Schönheit nicht in dem Gegenſtand finden, ſondern wir müſſen ſie nur in der Wirkung ſuchen, die die Objekte auf uns haben). Wir müſſen alſo uns begnügen, nur die Organe aufzuſuchen, wodurch wir zu Perceptionen gekommen ſind, die wir ſchön nennen. Das ſind Sinne, Imagination, Verſtand, ſittliche Empfindung. Wir müſſen die Auseinanderſetzung dieſer Bemerkungen übergehen, und merken nur an, daß der Verf. mit Recht gegen gewiſſe Egoiſten die ſittliche Empfindung vertheidigt; allein, es giebt einen anderen Egoiſmus, welcher die an ſich gleichgiltigen, aber wegen ihrer Folgen ſittlich gut benannten Empfindungen, zu dem Zirkel ſeines Ichs zählet. Wir bekennen uns zu dieſem; und es wäre wohl ein Wortſtreit, wenn man darüber mit uns ſtreiten wollte. Ungern müſſen wir viele ſehr wahre Gedanken des Verf. über den Unterſchied des Schönen und des Intereſſanten, über den allgemeinen guten Geſchmack, über die Nachahmung der Griechen, und über das Vehikulum einer Art des Schönen, die Sprachen, übergehen, um, ohne die Geduld unſerer Leſer zu ſehr zu mißbrauchen, dem tiefſinnigen Verf. zwo Bemerkungen zur

Prüfung zu geben. Der Begriff des Schönen, welcher nicht anders, als relativ auf uns angegeben werden kann, liegt, dünkt uns, überhaupt darinn: daß ein Gegenstand angenehme Empfindungen als seine letzte Wir=[382]kung in uns hervorbringe. Dieses scheinet uns der unterscheidende Charakter des Schönen zu seyn; denn andere Gegenstände, welche z. B. gute oder große Empfindungen erregen, bleiben bey diesen Empfindungen nicht stehen, sondern verursachen Handlungen; aber das Gefühl des Schönen dreht sich blos in seinem eigenen Wirbel. Das ist unsere erste Bemerkung. Die andere ist die: der Grund des allgemeinen guten Geschmacks, liegt, dünkt uns, darinn, daß das für schön gehalten wird, was vermöge seines natürlichen Verhältnisses mit uns angenehme Empfindungen, als seine letzte Wirkung auf uns, hervorbringt. Alles conventionel Schöne, alles, was von Erziehung, Vorurtheil u. dgl. abhängt, ist ungewiß; aber die Natur bleibt ewig. Es kann also etwas, das von der Natur abweicht, schön seyn, d. i. angenehme Empfindungen als seine letzte Wirkung hervorbringen, aber der allgemein gute Geschmack, richtet doch anders. Die Natur ist aber nicht überall die nemliche? Ja, aber dieses verändert nur die Anwendung, nicht den Grundsatz des Geschmacks. Dieser bleibt allgemein; die Regeln, die aus jenem abgezogen werden, reichen aber nicht weiter, als die Gränzen einer gewissen bestimmten Natur. Allein, auch in so fern haben nicht alle Menschen Gefühl für die Natur? auch das ist gewiß; aber, ist ein Punkt möglich, in welchem alle Menschen sich vereinigen; ist einer, in welchen sich die Weißesten und Besten von jeher vereinigt haben, so ist es die Übereinstimmung mit der Natur, welche sie umgiebt. Und laßt uns nur suchen, diesen zu gefallen! — — Wir hoffen übrigens, dieses Buch bald in der Hand aller Freunde des Schönen und Guten zu sehen. Sie müssen aber denken, daß ihnen kein System, sondern nur eine Revision des Systems, in die Hand gegeben wird. Diesem Theil soll eine Revision des praktischen Theils der Philosophie folgen; „ich will damit warten, sagt der [383] Verf. S. 60. bis ich erfahren habe, ob ich ihn un=

verſchleyert öffentlich aufſtellen darf" — — Wie traurig iſt es, daß ein ſo rechtſchaffner Philoſoph mit ſolchen Zweifeln kämpfen muß? Wir, die wir die Wahrheit aufrichtig ſuchen, aufrichtig wünſchen täglich beſſer und weißer zu werden; wir, und alle die, welche denken wie wir, bitten den Verfaſſer, uns bald, ohne alle Zurückhaltung auch mit dieſem Theil zu beſchenken, und alsdann, wie er in der Vorrede verſpricht, die hierinn allgemein beleuchtete Fächer der Philoſophie, noch insbeſondere zu bearbeiten. — — Unſere Zeiten, wir müſſens geſtehen, und ſollten auch manche noch ſo ſauer dazu ſehen; unſere Zeiten brauchen einen neuen Baco, ſo nöthig als die Zeiten unſrer Väter.

München und Leipzig.

Freyherrn von Kreittmayrs Grundriß der Gemein und Bayriſchen Privatrechtsgelehrſamkeit für die Anfänger. Bey Crätz 1771. 8. 572 S.

Der Freyherr von Kreittmayr mag ſonſt ein braver und Hochachtungswürdiger Mann ſeyn. Aber wann er ſolche Bücher ſchreibt, wie dieſes

Non satis apparet cur — — factitet.

Sein Grundriß enthält nichts, was man nicht in den gemeinſten Compendien beſſer findet. Man höre! Tribonian ſoll das Corpus Juris unter andern aus den Legibus XII. Tabb. und Actionibus legis, zuſammengetragen haben S. 5. Hugolin hat auf Befehl Kayſer Friedrichs II. das Longobardiſche Lehnrecht geſammelt. S. 6. Die Ehe wird in Matrimonium Ratum et Consummatum eingetheilt. S. 23. Die Tutela Testamentaria wird auch per Pactum [384] conſtituirt. S. 34. Specificatio iſt, wenn man fremde Materien in ſolche neue Geſtalt bringt, daß die Sache in ihren vorigen Stand nicht wieder hergeſtellt werden mag. S. 69. Servitus luminum iſt auch das, wenn der Nachbar ſeine Wand, um dem andern einzuſehen, nicht öffnen darf. S. 97. Donatio iſt ein titulus singularis, wann man gleich das ganze Vermögen verſchenkt. S. 118. Genug mit dieſen Proben! Ex ungue Leonem! In Bayern mag übrigens das Schriftchen ſeinen Nutzen haben.

Nachricht an das Publikum.

Nachdem, was des Herrn Abts, und Herzogl. Braunschweigischen Vicepräsidentens von Jerusalem Hochwürden, in der Braunschweigischen Zeitung vom 4ten dieses, und der edelmüthige Herr Verfasser, der im XLVI. Stücke dieser Anzeigen, enthaltenen Recension, über die ohne mein Wissen und Willen unternommene Bekanntmachung eines über die Kirchenvereinigung entworfenen Bedenkens, bereits geäussert, bleibt mir weiter nichts übrig, als mich durch gegenwärtige Erklärung gegen jenes ungerechte, und mich insonderheit höchstbeleidigende Verfahren des boshaften und strafwürdigen Herausgebers, annoch öffentlich und besonders zu verwahren, und vor der ganzen ehrliebenden Welt zu bezeugen, daß ich an diesem groben, und wider allen vernünftigen Wohlstand anstossenden Vergehen, niemals Theil gehabt; und insonderheit den in dem unbesonnenen Vorbericht ausgespienen Ketzereifer des überall schlechtdenkenden Mannes, von ganzem Herzen verabscheue. Geschrieben Frankfurt, den 12 Junii 1772.

Johann Daniel von Olenschlager.

[385] Nro. XLIX. Den 19. Junii 1772.

Frankfurt am Mayn.

Bey Franz Varrentrapp: **Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Carl Friedr. Bahrdt, Professor zu Giessen. 1772. 8. 161 S.**

Es gehört diese Schrift zu den neueren menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Überrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, Sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweydeutiger Genius, unzweydeutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des

neuen Propheten gehören. Wenn ſie Welterfahrung beſitzen, ſo werden ſie ſich bey einem großen Publikum (und das größeſte glauben ſie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur den Terminologiepagoden umzuſtoſſen und aufzuſtellen, wenn ſie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter dieſen Bildern umarmt werden. Aber ihr Ikonoklaſtiſcher Eifer geht weiter. Sie wagen ſich an nichts weniger, als [386] vollkommen Bibliſche Begriffe. — — Auch dieſer Traktat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegraiſonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunſt, auch des ſtrengſten Denkers, ſtreitet; denn, wenn je ein Begrif bibliſch war, ſo iſt es dieſer. Er hängt ſo ſehr mit der Lehre des Morgenländers von der menſchlichen Seele, ſeiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. ſ. w. zuſammen, wird durch ſeine Sittenſprüche, Allegorien, und Dogmata aller Zeiten und Sekten ſo ſehr beſtätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugeſtehen wollte, als jedem andern menſchlichen Buche, man dieſe Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apoſtel und Evangeliſten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Chriſto in ſeinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und beſtätigt worden; und nur allein der Vorſehung iſt es vorbehalten, zu beſtimmen, wie viel Wahrheit ſie uns auch hierinn hat entdecken, oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel, ein nicht in der Heil. Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweiſen ſeyn wird) wäre es dem großen Haufen nur Vorſtellungsart von einem Principio des Übels, ſo wäre es ſchon als ein glücklich gefundener Markſtein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trübe Canäle der Syſteme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht gefloſſen, und Catechiſmusnahrung geworden, — — ſo würde er auch von dieſer Seite ehrwürdig genug, um in ihm nicht die Ruhe und Seelenſicherheit ſo vieler zu ſtöhren, die leicht zu verwunden, aber ſchwer zu heilen iſt. Hätte der Verf. ſich den Schriften Moſis auch

nur als einem der älteſten Monumente des menſchlichen Geiſtes, als Bruchſtücken einer Egyptiſchen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern wiſſen, ſo [387] würde er die Bilder der Morgenländiſchen Dichtkunſt nicht in einer homiletiſchen Sündfluth erſäuft, nicht jedes Glied dieſes Torſo abgeriſſen, zerhauen, und in ihm Beſtandtheile deutſcher Univerſitätsbegriffe des 18ten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es iſt ekelhaft anzuſehen, wenn uns ein ſolcher Scribent, wie dieſer, unterſcheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geſchichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat ſie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Innhalt der Betrachtungen, die dem Buche vorſtehn, und ſehe, was er nicht alles lehren will. Nur ſchade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorſetzt, und dadurch den Leſer noch aufmerkſamer auf den Beweis macht. Unſre Leſer erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen her zu ſetzen. „§. 45. Das menſchliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgeſtellt; §. 46. Dieſem Blut kann eine Liſt beygelegt werden; §. 47. und eben ſo wol eine Rede; §. 50. Der Fluch der Schlange ſchickt ſich auch ganz wohl auf das menſchliche Blut; §. 51. Hieraus erhellet, warum das Blutvergieſſen zum Mittel der Verſöhnung gemacht worden iſt; §. 85. Man kann gar wohl ſagen, das Opfer des Blutes Chriſti verſöhne uns, indem es unſer eigenes Blut des Lebens, d. i. ſeiner Wirkſamkeit beraubt.“ Mit dieſer Dreuſtigkeit erklärt er die ſonderbarſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entſtehung der ſcharfſichtigſte Geiſt nichts zu lallen vermag, wenn er keinen poſitiven Befehl Gottes annehmen will.

[388] **Lemgo.**

Deviſen auf deutſche Gelehrte, Dichter und Künſtler. Aus deutſchen Dichtern gezogen. 1772. In der Meierſchen Buchhandlung.

Der Vorbericht giebt in ziemlich hohem Ton an, daß der Zweck dieſer Deviſenſammlung ſey „die Critik aus den

Studierzimmern der Gelehrten in die große Welt, auf den eigentlichen Schauplatz ihres ächten Verdienſtes in die Sphäre großer Geſellſchaften u. ſ. w. einzuführen. Und das zwar in der Tracht, die der witzige Gallier über dergleichen Gegenſtände zu werfen pflegt, aber zugleich durch eine Idee, die keinem unſrer Nachbarn entlehnt iſt, kurz durch, gebackne Deviſen über deutſche Schriftſteller auf der Tafel der Vornehmen. Wir wollen nicht lachen, nicht über die Originalität des Einfalls ſtaunen, ſondern nur fragen, wie er ausgeführt worden? denn das weiß jeder, daß Critik ſich ſo gut auf ein ſchwarzes Zeitungsblatt, als auf ein Nachtiſchpapierchen, drucken, ſich ſo gut im Spruche eines fremden Dichters, als in einem eignen Spruche, in Form einer kritiſchen Predigt, Trauerrede abgelebter, und Taufrede junger Genies, vortragen läßt: ſo wie es auch jeder, wenigſtens aus Schwifts Mantua nimium vicina Cremonae, weiß, daß oft fremde Verſe ſich mit vielem Witz auf eine neue Gelegenheit anwenden laſſen, über die ſie nicht gemacht wurden. Alſo jetzt nur Behandlung eines langgewußten, oder nur leichtveränderten Einfalls! — — und da ſtreichen wir gleich die tiefſinnigen Denker, Gelehrte, Mathematiker, u. ſ. w. weg: ſie wollen, und können, und dörfen ſich nicht auf ſolche Art durch Reimgebetlein unter der Turte oder neben dem Marzipan „aus den Studierſtuben der Gelehrten in die Sphäre groſſer Geſellſchaften, in die große Welt, an die Tafeln [389] der Vornehmern," einführen laſſen. Wollens nicht: das giebt nur ein erbärmliches Namengewäſche, ohne Sachen und Werth zu kennen, und kennen zu lehren. Dürfens nicht: ihr Verdienſt iſt und ſoll in den Studierzimmern ſeyn. Könnens nicht: Denn alle ſolche erbauliche Sprüche drücken ihren Werth nur ſchief oder gar nicht aus. Was wills auf Kepler ſagen: „kein Stand iſt groß, als nur der Stand der Weiſen!" auf Sulzer: „die Kenntniß unſres Glücks iſt Weiſen nur verliehn!" auf Segner: „je minder ſich der Kluge ſelbſt

gefällt, um ſo viel mehr ſchätzt ihn die Welt!“ auf Euler: „Kluge gelten nicht, als auſſer ihrem Vaterlande.“ — — Was wollen die Sprüchlein auf die Männer ſagen? Nichts! Sie ergreifen eine Nebenbeſtimmung, die eigentlich nicht zu ihrem Werthe gehört, oder ſagen, eine allgemeine Plauderey; zu unbeſtimmt, zu fliegend oder zu kriechend — — ein Dunſt. Nicht beſſer ſind die auf Mendelſohn, Meier, Flögel, J. J. Moſer, Feder, Böhmer, Pütter, und viele andre. Eine große Anzahl andrer ſind auf ganz unbekannte, unbedeutende Leute, die gar nicht, ſelbſt nicht im Porcellainſchälchen „an die Tafeln der Großen“ verdienen gebracht zu werden, und die doch, weiß Gott, warum? mit welchem Lobe erſcheinen. Von der Art ſind Herr Eck, Herr von Gebler, Engel, Trüger, Schröder, Schubart, und eine große Menge deutſcher Herren, die wir nicht, oder kaum kennen — — da fällt alle Proportion und Ehre der Geſellſchaft weg. Eine andre größere Anzahl, die nicht hergehört, ſind ein zahlloſes Heer erbärmlicher Schmierer, für die auch jede Kritik zu gut, zu verſchwendet iſt, — — wenn gleich ſieben auf einem Blättchen ſtehen. Viele von ihnen gehörten blos zu einem wohlſeeligen Hanſabunde: der Hanſabund iſt abgelebt, und was ſoll das Geſchmeiß leben, das nur einen [390] Tag zu leben, beſtimmt war? Sind nicht Fliegen und Ungeziefer gnug, wo nur ein Bißchen Naſchwerk iſt? — — Dieſe alle, und welch ein großer Trupp! abgerechnet — — wie wenige bleiben! und wie wenige ſind auch da recht und ganz carakteriſirt? hat Bodmer, Käſtner, Schlegel, Ewald, Margar. Klopſtock, Karſchin, Gemmingen, Winkelmann, Leßing u. ſ. w. nicht mehr und etwas anders verdient, als ſie hier erhalten? Und was ſind dieſe gegen ſo viel andre unwürdige Leute, die hier geprieſen werden? — — Andre Deviſen ſagen offenbar nichts; man weiß nicht Lob oder Tadel. Andre ſind kleine Pasquille, aus einem Zuge des Lebens, der nicht dahin gehört. Andre, wenn ſie wahr ſind, gar nicht angepaßt und angemeſſen — —

kurz, es bleibt nur wenig, worinn wahrer, ganzer, verdienter Charakter iſt, und noch weniger, wo er auſſerordentlich witzig und ſchön geſagt wäre. Indeſſen ſind von beyden doch einige Fälle, das Einige giebt der Sammlung auch allein einigen Werth. Zuweilen iſt dem Urtheil des Publikums (was für ein Fratzending heißt oft nicht Publikum?) wie uns dünkt, mit vielem Recht widerſprochen, und der Widerſpruch zum Theil gut geſagt: ſo z. B. bey Kretſchmann, Gotter, Baldinger, Schröckh, Clodius, Müller, Gärtner, Thümmel; oft hat ſchon die Kadenz eines ſchönen Spruches, der ſo unvermuthet wieder kommt, was angenehmes. — — Das alles aber iſt nur Ausnahme; das ganze iſt eine elende oder mittelmäßige Burſchenarbeit, in dem Winkel eines Städtchens voll Provincialgeſchmack, an einem gähnenden Nachtiſche, mehr von blätternden Fingern, als nachſinnenden Gedanken geſammlet, und der Sammler ſelbſt verdient als Autor, eine weit ſchlechtere Deviſe, als er ſich gegeben.

[391] Zürch.

Kurze Anzeige von dem Nutzen der Stralableiter ꝛc. von Herrn Prof. Sauſſüre. Aus dem Franzöſiſchen. 1772. 8. 24 S.

Es beſteht dieſe Maſchine aus einer metallnen Spitze, die auf einem Gebäude, oder, wem das zu gefährlich ſcheint, auf einem nicht weit davon befindlichem Maſte gegen die Wolken gerichtet wird, wodurch die elektriſche Materie angezogen, und vermittelſt eiſerner Stangen oder Dräte, die nur einen Zoll weit zur Beobachtung unterbrochen ſind, hinab und in die Erde geleitet werden ſoll. Dieſe Erfindung gründet ſich auf die einfache elektriſche Erfahrung, da eine den elektriſirten Körper mit der Spitze einer Nadel berührende Perſon, aus demſelben die Materie ſaugt, und in den Boden, worauf ſie ſteht, verbreitet. Dieſer Aufſatz iſt eigentlich geſchrieben, dem Publiko die Furcht vor einem ſolchen zu Genf errichteten Apparat zu benehmen. Der Hr. Prof. zeigt mit recht populärer Herablaſſung die Unſchädlichkeit, dann den

Nutzen des Ableiters. Wie derselbe in die Erde geführt, gar nicht mit der Gewitterwaage die Richmannen erschlug, und an welcher der elektrischen Materie aller Ausfluß sorgfältig versagt war, zu vergleichen sey. Dann bemerkt er, daß es dieser Unternehmung im Publiko ergehe, wie der Blatterninokulation, und es ist wohl auch dem größten Theile nicht übel zu nehmen, wenn es ihm bey Annäherung so wichtiger, und ihm noch ungewisser und zweydeutiger Würkungen ein wenig unheimlich wird: Ergiebt man sich doch am Ende drein, wenn man den glücklichen Erfolg durch Erfahrung bestätigt sieht.

Die Anlegung solcher Ableiter an alle Pulvermagazine von Toskana, und andrer Orten, des Herrn Prof. Beyspiel selbst, wird manchen Denkenden und [392] Vorwitzigen zur Nachfolge ermuntern, und wir zweifeln nicht, daß die einleuchtende Theorie gegenwärtigen Schriftchens das ihrige zur Verbreitung dieser vielleicht zu ängstlichen Vorsorglichkeit beytragen mag.

Wir sind nun einmal drinne, die Natur nach unsern Ideen leiten zu wollen; möge es denen Herren in Gottes Namen gelingen, den Donner über ihren Köpfen, an Dräten herunter in die Erde zu komplimentiren!

Gießen.

Carl und Leonore, oder die mißlungne Hülfe, ein Trauerspiel von Benignus Pfeufer, 1772. 8. 62 S.

Herr Benignus Pfeufer mag sonst ein braver Mann seyn; aber seinen Namen hat er durch dieses leidige Spiel ein vor allemal prostituirt.

Gelehrte Neuigkeit.

Unterm 18ten October vorigen Jahrs, haben wir aus Batavia die Nachricht erhalten; daß Herr D. Costenbader, der zur Aufnahme der Arzneykunst und Naturwissenschaft, im Sommer 1770, eine gelehrte Reise nach Ostindien unternommen hatte, zwar mit dem Anfang des 1771sten Jahrs glücklich in Batavia angekommen, 4 oder 5 Monate aber

hernach daſelbſt geſtorben ſey. Sein Verluſt muß jedem Gelehrten, der ſich bey dieſer Reiſe intereßirte, und ſich durch dieſen Mann wichtige Entdeckungen in der Naturkunde verſprach, herbe ſeyn.

[393] Nro. L. Den 23. Junii 1772.

Berlin.

Nachricht von den neuſten Entdeckungen der Engländer in der Südſee ꝛc. aus dem Engliſchen 1772. 8. 232 S.

Im Juli des Jahrs 1768. gieng das Schiff Endeavour auf Entdeckungen in der Südſee aus. Am Bord waren, Green, ein Sternſeher; ein reicher junger Naturliebhaber Bänks, den ein Schwediſcher Doktor, und Schüler des Ritters Linne, Solander begleitete. Beyde letztern kamen nach einer dreyjährigen Abweſenheit zurück, und die Neugierde des Publikums nach ſeltnen Abentheuern ward durch einen Admiralitäts-Collegiumsbefehl höchſtens geängſtet, der den Gereiſten irgend eine Publikation ohne Vergünſtigung unterſagte.

Da inzwiſchen die Zeitungsſchreiber der Noth mit Lügen abzuhelfen ſuchten, fand ſich ein Ungenannter, der gegenwärtiges Werkchen herausgab. Man vermuthet, er ſeye der zweyte Schiffschirurgus, der aus dem Diarium des Erſten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnungen verſtorbenen, dieſen Auszug gemacht. So wenig es iſt, iſts doch immer Etwas. Wir werden inzwiſchen von der Reiſe im Ganzen benachrichtiget.

[394] Bey Madera vorbey, zwiſchen den Canariſchen Inſeln und Teneriffa hin, nach der Inſel Frio; von da auf Terra del Fuego, weiter gegen die Isles d'Hermitage, befanden ſie ſich am 30ſten Januar 1769. unterm 60. Grad, 2 Min. ſüdlicher Breite, als dem höchſten, den ſie auf dieſer Fahrt erreichten; hielten ſich dann Nordweſt zwiſchen den Routen des Schiffs Delphin, das ihr Vorgänger geweſen; entdeckten einige bisher unbekannte und noch zur Zeit unbedeutende Inſeln, und gelangten endlich auf Othatee,

welche von erſtgenanntem Schiff Delphin vor einigen Jahren entdeckt, und Georgen-Inſel benannt worden. Die Einwohner fanden ſie ziemlich bändig, und mit der freundlichen Aufnahme waren unſre Herrn Reiſende wohl zufrieden; ſie ließen ſich in kleine Handels- und Tauſchgeſchäfte ein, und es gieng alles recht gut, nur daß ſie, wie der Herr Chirurgus ſich höchlich verwundert, dabey das offenbare Bevortheilen, ja Stehlen ſo gar, für keine Sünde hielten. Eben ſo wenig kann ſich der ehrliche Mann in den Mangel der Tugend und Zucht an wilden Schönen finden. Zwar ihren Diebsgeſinnungen läßt er Gerechtigkeit widerfahren; ſie nehmen nichts, als was ſie brauchen können, ſo gar daß ſie ſich alle Mühe geben, das Entwendete, wenn ſie es unnütze finden, dem Beraubten wieder in die Hände zu ſpielen; wo uns das Geſchichtchen vom Quadranten wohl gefallen hat. Ihr Körper iſt weder groß noch ſtark, ſie ſcheinen durch die Gaucklerverzerrungen deſſelben, in denen ſie ſich von Jugend auf üben, Wachstum und Feſtigung zu hindern. Die Männer haben gegen die Amerikaniſche Naturart Bärte, ſtigmatiſiren übrigens und bemahlen ihren Körper, behängen ſich mit Trödel, wie alle Wilden: Dabey denn der Herr Chirurgus die bedenkliche Anmerkung über die unſrer Natur ſo tief eingewurzelte Eitelkeit macht. [395] Auch findet ers ſonderbar, daß die Beſchneidung, welche doch Moſes als ein Unterſcheidungszeichen des Volkes Gottes eingeführt, auch unter dieſen Heiden gebräuchlich ſey. Auſſer der Ehe leben ſie ſo lang wie ſie können, weil ſie die Heirath von Gaſtmälern ausſchließt, bis das Mädchen ſchwanger wird, dadurch werden ſie Eheleute. Knechtſchaft iſt unter ihnen eingeführt, und was Eigenthumsſtreitigkeiten anlangt, behält der Stärkre den Beſitz, der andre klagt, und dem Ärmſten wird das Guth zugeſprochen. Sie glauben ein höchſtes Weſen über die Anbetung erhaben, Untergötter, haben eine Art von Prieſtern, und ſo weiter. Eine Geſchichte kommt dem Hn. Chirurgus ſo merkwürdig vor, daß er ſie wünſcht, in diamantne Tafeln gegraben, der Nachwelt überliefert zu ſehen. An uns ſoll es nicht liegen, wenn ſie der Welt

unbekannt bleibt. Als das Schiff der Delphin anlandete, hatten die Einwohner dergleichen nie gesehen; man berathschlagte sich, wie die Fremdlinge zu empfangen seyen. Die meisten stimmten auf Krieg; aber die Königinn, weißer und menschlicher, sprach: „Sie scheinen friedlich, warum ihren Tod? Sie kommen weit her und sind Männer, schickt ihnen Weiber und Schweine.“ Das geschah, und auf die Dankbarkeit des Apetits dieser Herren, läßt sich von den diamantnen Tafeln des Meister Chirurgus schließen. Auch rühmt er die Gefälligkeit der wilden Frauenzimmer gegen seine Gesellen; nur merkt er an, es haben die Matrosen bey näherer Bekanntschaft mit selben, Spuren französischer Verfeinerung, zu ihrem höchsten Leidwesen, gefunden. Auch erfuhren sie nachher, Herr Bougainville sey in diesem Punkte der Hermes dieser Nation gewesen. Als sie den Durchgang der Venus am 4ten Junii glücklich beobachtet hatten, brachen sie auf, nahmen einen Oberpriester, Namens Tobia, der mit gegenwärtiger Regierung unzufrieden war, und ihnen nachher viele Doll- [396] metschdienste that, mit; schifften viele Inseln auf sein Anrathen vorbey, und kamen nach Neu Seeland. Es liegt 500 Meilen von der Georgen Insel, und ob sie gleich eine große Ähnlichkeit der Sprache und einiger Manieren wahrgenommen, auch von einigen wohl empfangen wurden, fanden sie doch im Ganzen die Nation weit fester, rauher, ungattlicher, und sahen sich überall mit Wildbooten bedroht. Die Handelsversuche liefen meist übel ab, mehr Räuber als Diebe bemächtigten sie sich der Waaren, und machten sich zusammt dem ausgemachten Tauschpreis davon. Von ihrer tollen Tapferkeit, wie er sie nennt, kann er nicht gnug sagen. Einen Hintern voll Schroot achten sie nicht soviel, sich an der Arbeit stören zu lassen; und unsre Seefahrer wusten sich nie, als durch Abfeurung eines Vierpfunders über ihren Köpfen, zu helfen, wovor sie doch jederzeit flohen. Er erzählt, sie führen die Glieder ihrer Feinde in Körben mit herum, braten sie nach Anlaß, und lassen sichs schmecken. Für die Stärke ihrer Gegenwart deponirt denn auch die gänzliche Unwissenheit des Pfeils und

Bogens. Man erzählt, der edle Bayart habe das Feuergewehr verachtet und gehaßt, und es macht auch dieser Nation Ehre. Daher uns der weiße Einfall unsrer Herrn Reisenden, diese Wilde den Gebrauch des Bogens zu lehren, von mehr als einer Seite erbaut hat. Die Kerls haben nun keinen Gott und kein Gesetz, und sind wahre Anticirkumcisionisten. Hier gelang dem Schiffe der Hauptpunkt seines Auftrags: es entdeckte, beyde Theile von Neuseeland seyen eine Insel, 225 Meilen lang. Von da auf Neuholland giengs ihnen übel; ihr Schiff litt Noth, sie fanden mißgestalte, nackende, arme, unreinliche, unwissende Menschen, entblößt von allen Nothwendigkeiten; bemerkten, daß Neuholland und Neuguinea gleichfalls durch Wasser [397] getheilt ist, und schifften, da besonders die Einwohner des letztern sich höchst feindselig bezeigten, über Sabee nach Batavia. Nach dreymonatlicher Rast verlassen sies wieder, ein faules Fieber reißt unter ihnen ein, das ein Durchfall begleitet, und so verlieren sie mit der Hälfte ihrer Mannschaft auch den Sternseher Green. Uebers Vorgebürge der guten Hoffnung nach Hause. Das ist der Inhalt eines Büchelchens, das nichts gethan, als uns nach authentischen Nachrichten begierig gemacht hat, die freylich noch ausbleiben dürften, da, laut des angehängten Briefs, Herr Bänks und Solander auf neue Entdeckungen mit großem Apparat ausziehen, und die Resultata der vorigen Reise versiegelt deponirt haben. Die Liebhaber der Naturgeschichte sind am meisten durch diesen Aufschub verkürzt.

Zürch.

Les Caprices de l'Amour et de l'Amitié. Anecdote Angloise suivie d'une petite Anecdote Allemande. 1772. 8. 153 S.

Gleich auf den ersten Seiten haben wir deutsche Denkart, und eine ernste Mine der Empfindung bemerkt, die wir zu kennen glaubten, und die zu verkennen in der Folge unmöglich ist. Aber warum französisch? ruften wir aus, und es werden das viele mit uns fragen; und wenn die Antwort, die wir uns gaben, daß ja im gemeinen Leben ein

Deutſcher, um von einer beträchtlichen Anzahl Deutſcher gehört zu werden, Franzöſiſch reden müße, nicht genug thut; wenn man drauf verſetzen möchte, eben an denen, denen eine Gewalt übers Publikum gegeben iſt, ſey es, wider ſolche Vorurtheile durch ein liebenswürdiges Beyſpiel zu ſtreiten; haben wir darauf nichts zu ſagen. Die Ausländer mögen die Sprachfehler und Circumlocutionen entſchuldigen, da [398] es nur für Deutſche, von einer deutſchen Feder geſchrieben iſt.

Von der romantiſch glücklichen Erfindung des Plans beyder Geſchichten, wollen wir nichts detailliren. Die will mit allen ihren Theilen gefühlt ſeyn; beſonders hats uns ergötzt, ſo viel Handlung und ſo wenig Diskurs zu finden. Die Heldinnen beyder Anekdoten ſind vortrefliche Geſchöpfe; beyde karakteriſirt eine ernſte Stille, die aus dem Mangel des wahren Genuſſes ihrer Menſchheit entſpringt. Wie allen fühlenden Seelen, iſt ihnen das Werkeltagsleben ihrer Nebengeſchöpfe zu unintereſſant, und ſo kehren ſie in ſich ſelbſt zurück, und in dem verſchloßnen Eigenthum wandelt ihre Imagination ungeſtöhrt, auf gefällig geſchaffnen Feldern, in dämmernder Traumwolluſt hin und wieder. Dafür entbehren ſie alle Freuden, die Geſellſchaft gewährt, und die von einer Seite immer unerſetzlich ſind. Der Mangel an Munterkeit dieſer liebenswürdigen Damen, hat uns einen Mangel des Glücks muthmaßen laſſen. Und hier ſey uns eine Anmerkung erlaubt. Der Unzufriedne, um nicht zu ſagen, der Unglückliche, hat zween Wege des Troſts, andre unglücklich zu machen, wie ſich, oder das Glück andrer zu befördern, um ſich gleichſam in andern ſchadlos zu halten. Es wird vielleicht manchem ſonderbar ſcheinen, daß wir daher von einem auſſerordentlichen Hang zur Wohlthätigkeit auf den Mangel eignen innren Behagens ſchließen. Genug, es iſt eine Anmerkung, das heißt, eine Art von gedachter Grille, und wir gebens für weiter nichts.

Die Art, des alten Lords ſeine Schweſterfrau durch eben dieſe Menſchenliebe vor andern Gefühlen zu bewahren, wird nur durchs prämeditiren romanesk; übrigens führt die

Natur ein zärtlich-empfindendes Frauenzimmer hundertmal zu solchem Quiproquo.

[399] Und das macht denn im Ganzen diese niedlichen Erfindungen so liebenswürdig, daß wir überall durch Wahrheit gerührt werden, die nur sehr delikat erhöht und angewendet ist.

Zugleich ist eine deutsche Uebersetzung herausgekommen, zu haben um 24 kr.

Dessau.

Johann Bernhard Basedows Anschläge zu Armenanstalten wider die Unordnung der Betteley, besonders in mittelmäßig großen Städten. 8. 1772. 48 S.

Gute Erziehung, öffentliche Gelegenheit zu arbeiten, Versicherung des Debits und eine Armenkasse, sind die Mittel, die der Verfasser vorschlägt. Wir wissen noch zween Vorschläge: Nehmt dem Wohlhabenden weniger, so braucht ihr dem Armen weniger zu geben; und geizt nicht mit Unterthanen, die ihr nicht ernähren könnt oder wollt. Unsre Vorväter vermehrten sich wie die Bienen, aber wie den Bienen war ihnen auch jedes Blumenfeld recht! und doch hatten sie ein Vaterland, für das sie unerkauft sturben!

Frankfurt am Mayn.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Kreutz ꝛc. 1772. 68 S. gr. 8.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahndung, was so ein Mann seyn könne, schreibt hier Einer die schlechteste Parentation. Der Gang dieses sonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstre Unzufriedenheit bey allem Gelangen; wird in der Feder unsers Skribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et [400] bonarum artium; und der sehr eigen charakteristische Kopf, wohlgefaltete honette Alletagsmaske. Das ist immer das schlimmste, was den Menschen, wie Kreutz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil sie nicht sind wie andre; daß man, um sie nach dem Tod wenigstens in

ehrbare Gesellschaft introduciren zu können, ihre Gestalten verwischt, und betheuert: sie waren wie andre vortrefliche Leute auch!

Anekdote aus dem Reich der Gelehrsamkeit.

S. Mercure de France Mai. 1772.

Ein gewisser Herr Johann Andreas von Wieland, aus Siebenbürgen gebürtig, Brandenburg-Anspachischer Regierungsrath, übersetzt des Herrn de Falbaire honete Criminel ins Deutsche, und bringt ihn auf die Wiener Nationalbühne, wo er mit tausend Thränen empfangen wird. Nach diesem schreibt Herr von Wieland einen wohlgestellten Brief an Herrn de Falbaire, und berichtet ihm, mit deutscher Ergebenheit gegen französische Talente, diese wichtige Geschichte. Mr. de Falbaire schreibt, wie billig: „Rien ne pouvoit me flatter autant que l'honneur d'être traduit par un auteur célébre dont les ouvrages meritent eux-memes des Traducteurs. Vous ne savés pas, Monsieur, que je l'ai été de votre Clementine, il y a plus de dix ans.“ Wir dachten an den Quästor Cicero, da er nach Brunduſium kam; und bedauerten den Dichter, der um die Ewigkeit, und nicht seinem Vergnügen oder seinem Mädchen zu Gefallen singt.

[401] Nro. LI. Den 26. Junii 1772.

Göttingen und Gotha.

Die von 1753 bis 1763. zu Gotha in 9 Bänden erschienene **Beyträge zur Vertheidigung der praktischen Religion wider die Einwürfe unſrer Zeit**, erhalten ihre Fortsetzung in folgendem Werk, davon unter dem Titel: **Gesellſchaftliche Bemühungen der Welt die Chriſtliche Religion anzupreiſen**, das erste Stück bey Dietrich herausgekommen. 8. 180 S.

Der Hauptzweck der Verfasser ist — — „die Vortreflichkeit der christlichen Religion, ihre Brauchbarkeit und Kraft, die Menschen gut und selig zu machen; das Göttliche und

das Liebenswürdige, das Weiſe und Erhabne im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen zu empfehlen. Blos ſpekulativiſche Wahrheiten und eigentliche polemiſche Abhandlungen werden keinen Platz in dieſer Sammlung finden, wohl aber die Beſtreitung praktiſcher Irrthümer; Antworten auf Beſchuldigungen wider die Evangeliſchen Lehren. Die geoffenbarte moraliſche und praktiſche Wahrheiten werden vornemlich das Feld ihrer Bemühungen ſeyn. Den Inhalt dieſer Sammlung werden ſie am meiſten aus eignen Meditationen hernehmen, bisweilen aber auch Überſetzungen einrücken, und Beweiſe für die Wahr= [402] heit der chriſtlichen Religion aus weitläuftigen Abhandlungen in einem kurzen Auszug vortragen. Dabey werden ſie auch Begebenheiten anführen, wodurch die Kraft und Schönheit der Religion J. C. beſtätigt wird, und endlich Anzeigen von neuen die chriſtliche Religion beweiſenden, und deren Ausübung befördernden Büchern liefern." — — Dieſes, nebſt der Beſchreibung der mancherley Arten der Religionsfeinde, und der Vorſtellung der verſchiedenen Quellen der Feindſchaft gegen die Religion, machen den Inhalt der Einleitung aus. Eine Stelle S. 6. 7. wollen wir daraus hierher ſetzen: „Ihr Lehrer der Religion! die ihr anders lebt als lehret, ihr habt auch manchen zur völligen Verleugnung Jeſu gebracht; mancher, der ſich der Wahrheit ſchon näheren wolte, iſt eurenthalben im Irrthum geblieben. — — Gott! welche große Verantwortung habt ihr phariſäiſche Geiſtliche, deren Betragen der chriſtlichen Rechtſchaffenheit widerſpricht, die ihr euch von Eigennutz, Stolz, Wolluſt, Neid und Rachbegierde beherrſchen laſſet; keine Sanftmuth gegen Irrende, keine brüderliche Eintracht und Verträglichkeit gegen die, welche anders, als ihr, denken, beweiſet! Von euren Händen wird Jeſus einſt manche Seelen, die ihn verläugnet haben, fordern." — — Es folgt hierauf: II. Die Verächter der Religion Jeſu denken der Ehre Gottes, der menſchlichen Würde und Glückſeligkeit zuwider, S. 21. bis 48. Erſter Beweis, von ihren eignen Meinungen

ſowol, als von ihren Feindſeligkeiten gegen die Lehrſätze des Chriſtenthums hergenommen. Zweyter Beweis, weil ſie einmal die richtigſte Anleitung, Gott zu erkennen, und die ſtärkſte Ermunterung, ihn recht zu verehren, verachten, und zweitens die edelſten Mittel, den Menſchen beſſer und vollkommner zu machen, verwerfen. Im erſten [403] Beweis hat das Wort, Verächter der Religion Jeſu, die rechte Bedeutung; wie es aber im zweyten genommen wird, da auch „Männer, welche Wahrheit, Mäßigkeit, Menſchenliebe, und gute Sitten ſelbſt ausüben und anderen anpreiſen; die Gottes Heiligkeit und Vorſehung erkennen, die Seele für den größten Vorzug halten, und ihre Unſterblichkeit für das größte Gut des Menſchen," nach S. 33. 34. mit dieſen Namen belegt werden, dünkt uns offenbar unbillig und hart zu ſeyn; und wir möchten nicht ſagen, daß ſolche der Ehre Gottes, und der Hoheit des Menſchen ꝛc. zuwider denken. Wer etwas beſtimmteres, vernünftigeres und beſcheidneres über dieſe Materie leſen will, der findet es in dem Schreiben eines Freydenkers an ſeine Brüder, Berlin 1770. — — S. 39. heißt es: „Die Religion Jeſu hat der Philoſophie insbeſondre in den Lehren von der Vorſehung und Unſterblichkeit, Deutlichkeit und Gewißheit gegeben, ohne ihren wohlthätigen Unterricht wäre ſie die dunkle, verworrene und irrige Philoſophie der Heiden geblieben." Wir wiſſen nicht, ob der, auch S. 138. 139. wieder vorkommende Schluß von den Gränzen der Vernunft zu einer Zeit, z. B. zu den Zeiten Chriſti, auf ihre Schranken überhaupt, richtig ſey. Der Verfaſſer des kurzen Syſtems der natürlichen Religion, hat auch eben ſo erbärmlich hier, wie an mehrern Orten, beſonders der letztern Kapitel ſeines Buchs, geſchloſſen. Ob man daran wohl thue, daß man die Religion Jeſu auf Unkoſten der Vernunft, die doch auch ein wichtiges Geſchenk Gottes iſt, erhebet? Uns iſt es immer leid, die gute Sache des Chriſtenthums mit ſeichten Gründen unterſtützt zu ſehen. — — S. 26. 30. und folgende, wird von der Lehre vom zukünftigen Leben

nach dem Tode gesprochen, als ob mit derselben die Moral stehe und falle, mit einer Stelle aus dem Young belegt, der, weil er nun einmal gewohnt war, alles durch das Medium einer dü=[404]stern Melancholey anzusehen, hierinn keinen kompetenten Richter vorstellen kann. Wir glauben ein künftiges Leben; können aber dergleichen übertriebne Vorstellungen vom Einfluß derselben in das Verhalten der Menschen nicht billigen. Die Moral beruht auf ganz andern Gründen. — — Nach den gewöhnlichen Vorstellungen und Behandlungen, ist die Lehre vom zukünftigen Zustand kaum unter die schwache Motiven der Tugend zu rechnen. — — Und wenn es S. 29. heißt: „Wenn der Tod das Ende unsers Daseyns ist, wenn jenseits des Grabes keine Güter, keine Freuden und Glückseligkeiten mehr für uns übrig sind, da sind wir die Unglückseligsten unter der Sonne." Wie hängt dieses mit den häufigen Stellen dieses Buchs, da von dem Trost, den der Tugendhafte im Unglück genießt; von der Erhöhung seines äusserlichen Glücks, durch die gute Beschaffenheit seines Inneren; von der Heiterkeit desselben im Alter, Muth beym Tod, und andern wesentlichen Vortheilen der Tugend geredet wird, zusammen; wie mit andern unleugbaren, wohlthätigen Vorzügen des Menschen, wie mit 1. Tim. 4, 8. Kap. 6, 6. und andern Schriftstellen zusammen? — — S. 45. „Denen, die vor dem Zorne Gottes zittern, wird Gnade und Friede verkündigt" (durch das Christenthum). Der Ausdruck, Zorn Gottes, ist einer von denen, die der Religion, statt zu nutzen, geschadet haben. Was Luther Zorn übersetzt hat, heißt das in der Ursprache nicht, was wir im Deutschen unter Zorn, uns gedenken. Ist Gott wie ein stolzer Mensch, der sich durch demüthiges Kriechen und Zittern beugen läßt? Muß das Zittern, um Gnade zu erhalten, nicht noch von andern Empfindungen und Entschlüssen begleitet seyn? III. Vom Tode der Verfolger der ersten Christen. Ein Auszug aus dem Lactantius, von S. 48 bis 107. dreht sich um die einzige Idee herum: [405] die schmerzhafte und schimpfliche Todesarten der Römischen Kayser in den ersteren Jahr=

hunderten ſind gerechte Strafen, die ihnen, um der Chriſten Verfolgungen willen von Gott auferlegt worden. — — Wenn werden doch die Menſchen die Rathſchlüſſe des Unendlichen nicht mehr nach den Eingebungen ihrer kleinen thörichten und ſtolzen Leidenſchaften modeln,

Pour savoir ce qu'il est, il faut être lui même,

gehört auch hierher. — — S. 51. „Der ohnmächtige Tyrann Nero verſchwand plötzlich, ſo, daß man von dieſer ſchändlichen Beſtie nicht einmal den Ort ihres Begräbniſſes wuſte.“ — — „Als der Satan dem Domitian ins Herz gegeben, die Chriſten zu verfolgen ꝛc.“ S. 52. „Es war kein Ort, auch in den entfernteſten Gegenden der Erde, dahin nicht die chriſtliche Religion gedrungen wäre.“ S. 53. „Dem Decius wiederfuhr nicht einmal die Ehre begraben zu werden, ſondern er war als ein Feind Gottes, eine Speiſe der wilden Thiere und Vögel.“ — — „Valerianus vergriff ſich — — an dem Höchſten ꝛc.“ nebſt einer Stelle S. 58. in der Mitte, u. a. m. der giftigen, auf allen Seiten vorkommenden Läſterungen über die Röm. Kayſer, die wir freylich nicht ganz entſchuldigen wollen, nicht zu denken. Dieſe Proben werden hinlänglich ſeyn, vom Geiſte dieſes Stücks eine Idee zu geben. Schlimm genug, daß ſolche Sachen in einen Menſchenkopf gekommen, und je einigen Beyfall erhalten haben, noch ſchlimmer, daß dergleichen Excremente 1771. dem Leſer vorgeſetzt werden. — — IV. Ein Verſuch über die Glückſeligkeit. S. 108 — 163. Anfangs etwas von Gut und Übel und deſſen Graden, hernach die Artickel vom Stand der Unſchuld, Ebenbild Gottes, Fall Adams, Erbſünde, der Erlöſung Jeſu Chriſti, vom jüngſten Gericht, ewigen Leben und ewigen Tod aneinander gereiht, mit größtentheils [406] gar nicht paſſenden, angeflogenen Schriftſtellen belegt; kurz, ſo behandelt, als es nur in der ſchlechteſten, den geſunden Verſtand und wahre Exegeſe auf allen Blättern beleidigenden, Dogmatik aus dem vorigen Seculo ſeyn kann. Wird dieſer Verfaſſer die Menſchenſeele beſſer ſtudiert, gute Schriftſteller mit Nach-

denken, und die Bibel mit unbenebelten Augen geleſen haben, dann mag er wohl beſſere Waare, nach ſeinem Ausdruck, zu Markt bringen! V. Charakter der Herzoginn zu Hollſtein-Sonderburg, nebſt einem hinterlaſſenen Brief derſelben an ihre Tochter. S. 164—171. In dem erſten, der aus des Herrn Kabinetspredigers Jeſſen Trauerrede, gezogen iſt, wünſchten wir die Stelle S. 165. „Sie war eine große Beterin ꝛc.“ weg, oder mit einigen Zuſätzen und Einſchränkungen vorgetragen. Das Gebet iſt blos ein Mittel der Tugend, und kein Ingredienz derſelben. VI. Ein Lied, das Elend der Gottesleugner. S. 172—174. Man ſieht überall, daß dieſes ganze erſte Stück aus einem Guß iſt. Auch in dieſem Lied iſt alles in einen Klumpen zuſammen geworfen — — übertrieben — — einſeitig. In den Anzeigen S. 175—180. werden Jeruſalems, Nöſſelts und Leß Schriften, von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, empfohlen; und die Anmerkungen bey den aus dem Engliſchen überſetzten Betrachtungen über die Geſchichte der Religion vom E. Law, berichtigend genannt. Sie enthalten lauter triviale Sachen; allemal hätten wichtigere gemacht werden können, überhaupt das Buch einen andern Überſetzer verdient. Das Ende iſt des vorhergehenden würdig; Gellerts moraliſche Vorleſungen werden mit vollem Hals angeprieſen. Uns hätte gewundert, nach dem im Ganzen herrſchenden Geiſt, wenn das nicht geſchehen wäre. — — Wir glauben nicht zu hart zu urtheilen, wenn wir ſagen, daß in dieſem erſten Stück einige richtige und geſunde [407] Gedanken mit allzuvielen falſchen, übertriebenen, vernunft- und ſchriftwidrigen abwechſeln — — daß der Vortrag an vielen Orten declamatoriſch, an andern ſchwülſtig, an andern niedrig und platt, an einigen nur ſimpel, reine und edel ſey — — und wenn wir dieſen geſ. Bemühungen ꝛc. keinen beſonders glücklichen Erfolg verſprechen. — — Herr Dietrich verlegt Arbeiten von Schlözer und Heyne; warum mag er doch ſolche unzeitige Geburten, als dieſe Bemühungen, und

der einzige Weg zur wahren Glückſeligkeit ſind, aus Licht befördern?

Berlin und Stettin.

Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunſt und Medicin von Joh. Chriſtian Anton Theden, Königl. Preußiſcher Generalchirurgus u. ſ. f. bey Friedrich Nicolai 1771. 8vo. 208. Seiten.

Herr Theden iſt ein wahrer Wundarzt, der ſchön ſchreibt, faßlicher als Herr Bilguer; nur wünſchten wir, daß er manche Wahrnehmung nicht ſo zur allgemeinen Regel machen wollte. Ein Fehler, der bey dem ausübenden und ſchreibenden Arzte, ſo bald man ihm nur ein paarmal geſagt hat: er ſey Etwas, ſehr gemein will werden. Ganz vollkommen geben wir ihm Beyfall bey der Umwickelung der Glieder mit Hobellagen: nicht ganz vollkommen, bey der Unterlaſſung der Unterbindungen großer Arterien nach Amputationen: und noch etwas weniger bey der Anpreiſung ſeiner Arquebuſade. Jede Erhöhung eines Univerſalmittels mißfällt uns durchaus; und jeder Arzt, der an einem Mittel klebt, verräth entweder eine Caprice oder Stolz, oder einen eingeſchränkten Kopf. Die Methode die Waſſerſucht zu heilen, iſt auch nicht die beſte, und es wäre beſſer geweſen, wenn Herr Theden uns nicht davon hätte belehren wollen, ob er gleich als Generalchirurgus die Waſſerſucht beſorgen muß. Dieß alles aber hindert uns nicht, ihn unſrer Hochachtung zu verſichern, und ihn für einen wah- [408] ren Wundarzt zu erkennen, der ſeine Kunſt ſtudirt hat, habil iſt, denkt, und was er denkt, niederſchreiben kann: Und daher empfehlen wir ſein Buch den Wundärzten ſehr: Sie können lernen S. 32, wie ſchön die Luxation des Vorderarmes am Oberarm behandelt wird; S. 43, u. f. wie der gewöhnliche Tourniquet des Herrn Petit ſeinem vorzuziehen ſey, wie die Arterien tamponirt müſſen werden, und daß der Broſſardſche Schwamm öfters vor den Taupons Vorzug verdiene; S. 48. daß der Petitiſche Trombus eine Chimäre ſey. S. 53, daß

Leipzig.

Die Dyckische Buchhandlung verlegt: **Homers Iliade. Erster Band.** 8. S. 234.

Wenn es wahr ist, daß der Übersetzer eines Originalwerks ein nicht geringeres Genie, als sein Autor seyn muß, so muß unser deutsches Übersetzerheer der Nachwelt ein günstiges Vorurtheil für un= [411] sere Zeiten seyn. Wie viele Homers müssen wir allein haben? Der gute Vater! jedes neue Lob entzündet ihm einen neuen Übersetzer, der den alten Schultern — — wie bescheiden, wollen wir nicht sagen — — aufhocken, und so gemächlich sichern Wegs der Unsterblichkeit zuwandeln mögte. Aber wie das Alter eigensinnig und mürrisch ist: Es verbittet sich öfters die Gesellschaft junger Herren, so freundlich sie es auch, wie unser Übersetzer, darum begrüßen. — — Grobe Fehler im Wortverstande haben wir, so weit wir Stellen verglichen, nicht gefunden; sie sind auch bey einem so durchcommentirten, und überhaupt nicht sehr schweren Autor, in unsern Zeiten, bey nicht ganz stumpfen Sinnen, nicht leicht möglich: aber den Homer muß der Verfasser schlecht empfunden haben, wenn er ihn in seiner Übersetzung wieder zu finden glaubt. Nicht die göttliche Harmonie, edle Simplicität und Kindheit der ersten Sprache und Welt, nicht die stille Größe, der [illegible]treiffende Strom der Erzählung, die Geistesfülle, die, wie allgemeine Geist der Natur, das Ganze durchathmet, auch [illegible] meisten vernachläßiget scheint: aber so viel [illegible]druck, lahmes Wortfügen, travestirte [illegible]sis und Apodosis, und feingeleckte [illegible]uun vermuthlich einen Contrast [illegible]achen, in deren Tadel sich so [illegible] sey es erlaubt, bey aller [illegible] und grammatikalisch=ängst= [illegible]altes Schrot und Korn, [illegible]nden, so wie sie gewiß [illegible]aupt, wenn je ein Übe[illegible] kann, welches uns noch[illegible]bl am wenigsten

hängt werden; keine Demonſtrationen, keine Belohnungen und Züchtigungen ſind zu dieſer Belebung des beſten Theils unſrer Herzen ſo geſchickt, als Erzählungen, die mit ſympathiſirender Anmuth vorgetragen werden, und ſonderlich den ſeligen Zuſtand, in dem gute, mit Gott und der Welt verſöhnte Menſchen ſtehen, reizend und ohne Übertreibung zu ſchildern wiſſen. Wir ſind den Verfaſſern der vorliegenden bibliſchen Erzählungen deßwegen ſehr verbunden, daß ſie unſrer Jugend eine Sammlung ſolcher Erzählungen aus der heiligen Schrift in die Hände geben. Ihre Art zu erzählen, iſt leicht, einnehmend und vollkommen geſchickt, mit der Neugierde zugleich alle andere Empfindungen des Guten [410] zu erwecken, und wenn nicht die verdorbenen Sitten der Eltern meiſt in den wirkſamen Stunden des Lebens alle Eindrücke wieder verlöſchen, die in den Lehrſtunden gemacht werden, ſo könnten wir uns von dieſen Erzählungen gewiß recht wichtige Vortheile verſprechen. Einige ſchweizeriſche Redensarten, einige aus der Mundart der Schweizer entſtehende Fehler wider die Rechtſchreibung, z. B. ſtuhnde, u. dgl. muſten wir überſehen. Die angehängten Verſe wünſchten wir aus dem Buche weg; ſie haben meiſt keine Abſicht, als dem Kind zu ſagen, was es fühlen ſoll; und das iſt eben ſo, als wenn ich einem ſagen wollte, was er ſehen oder riechen ſoll. Schärft durch Übung den Sinn, und ſetzt alsdann die Gegenſtände nur in das rechte Licht und die verhältnißmäßige Stelle, ſo folgt das Gefühl von ſelbſt, weit beſſer, als durch das Auswendiglernen von ſo froſtigen Maximen. Wir haben bemerkt, daß das Anſtrengen des Memorirens bey Kindern den Übergang ins Herz, immer verwehrt. Es werden auch noch Kupfer zu dieſer Sammlung verſprochen; dieſe mögen aber nun noch ſo nützlich ſeyn, ſo haben ſie doch immer den Schaden, daß ſie ein Buch, wie dieſes, welches Vielen nutzen ſoll, und ſchon itzt um die Hälfte zu theuer iſt, noch im Preiſe erhöhen, und alſo für mehr als zwey Drittel von denen unbrauchbar machen, für die es doch beſtimmt ſeyn ſoll. Zu dieſem Bande kommt noch ein andrer, welcher die Erzählungen aus dem Neuen Teſtament enthält.

Leipzig.

Die Dyckiſche Buchhandlung verlegt: **Homers Iliade. Erſter Band.** 8. S. 234.

Wenn es wahr iſt, daß der Überſetzer eines Originalwerks ein nicht geringeres Genie, als ſein Autor ſeyn muß, ſo muß unſer deutſches Überſetzerheer der Nachwelt ein günſtiges Vorurtheil für un= [411] ſere Zeiten ſeyn. Wie viele Homers müſſen wir allein haben? Der gute Vater! jedes neue Lob entzündet ihm einen neuen Überſetzer, der den alten Schultern — — wie beſcheiden, wollen wir nicht ſagen — — aufhocken, und ſo gemächlich ſichern Wegs der Unſterblichkeit zuwandeln mögte. Aber wie das Alter eigenſinnig und mürriſch iſt: Es verbittet ſich öfters die Geſellſchaft junger Herren, ſo freundlich ſie es auch, wie unſer Überſetzer, darum begrüßen. — — Grobe Fehler im Wortverſtande haben wir, ſo weit wir Stellen verglichen, nicht gefunden; ſie ſind auch bey einem ſo durchcommentirten, und überhaupt nicht ſehr ſchweren Autor, in unſern Zeiten, bey nicht ganz ſtumpfen Sinnen, nicht leicht möglich: aber den Homer muß der Verfaſſer ſchlecht empfunden haben, wenn er ihn in ſeiner Überſetzung wieder zu finden glaubt. Nicht die göttliche Harmonie, edle Simplicität und Kindheit der erſten Sprache und Welt, nicht die ſtille Größe, der fortreiſſende Strom der Erzählung, die Geiſtesfülle, die, wie der allgemeine Geiſt der Natur, das Ganze durchathmet, auch da, wo es am meiſten vernachläßiget ſcheint: aber ſo viel mehr mattherziger Ausdruck, lahmes Wortfügen, traveſtirte Beywörter, hübſche Protaſis und Apodoſis, und feingeleckte Perioden. Das alles ſoll nun vermuthlich einen Contraſt gegen Damms Überſetzung machen, in deren Tadel ſich ſo mancher Kriticker geweidet. Uns ſey es erlaubt, bey aller ihrer oft pöbelhaften Simplicität, und grammatikaliſch-ängſtlichen Richtigkeit, noch immer mehr altes Schrot und Korn, und Homeriſche Natur in ihr zu finden, ſo wie ſie gewiß auch tiefere Sprachkunde zeigt. Überhaupt, wenn je ein Überſetzer beym Homer ein Glück machen kann, welches uns noch ſehr problematiſch ſcheint, ſo iſt es wohl am wenigſten

der Prosaische. Er wage es, z. B. die vielen γαρ und δε und γε u. s. w. womit [412] Homer seine unperiodischen Sätze noch zusammen hält, in Prosa überzutragen — — und ganz soll er sie doch nicht vergessen — — und bleibe Dichter! Freylich, wenn er sie so bedeutend und construktionsartig macht, wie unsre gewöhnlichen Grammatiker, und nicht lieber den Schlüssel dazu in der unvollkommnen Erzählungsart der Kinder und des gemeinen Volks sucht. Aber von Schwierigkeiten der Art kann bey einem Übersetzer die Rede nicht seyn, dem die markigte Natur seiner eignen Sprache so fremd ist Ein Übersetzer des Homer sollte die bessern Perioden unsrer Sprache, wenigstens das sechzehnde Jahrhundert studiert haben; er würde selbst im Hans Sachs Construktionen und Wörter finden, die in einem deutschen Homer an ihrem Ort stünden. Was sollen wohl die Bienen seyn, die sich S. 22. wie Trauben auf Frühlingsblumen sammlen? Es sollte heißen Traubenförmig, (βοτρυδον) so gedrängt wie Beeren der Trauben. Bey starken Stellen, wo ohnehin das Feuer ansteckender ist, geräth es dem Verfasser noch am besten. Wir wollen an dem schönen Gebet Agamemnons (B. II.), nach dem Opfer, ein Beyspiel geben: „Großer, glorreicher Zevs, der du in schwarze Wolken gehüllt, hoch im Äther throneſt, laß nicht eher die Sonne untergehn, und die Dämmrung herauf kommen; als bis ich des Priamus Pallast verwüstet, und mit wüthenden Flammen seine Thore verbrannt habe; bis ich Hektors Brustharnisch mit der Lanze durchbohrt, und um ihn her viele seiner Genossen, in den Staub hingestreckt, mit den Zähnen zur Erde knirschen werden!“

[413] Paris.

Essais sur le Caractère, les Moeurs et l'Esprit des femmes dans les différens siècles; par Mr. Thomas, de l'Academie françoise, chez Montard. 1772. 8. 3 Tom.

Wenn unsre Leser nicht schon aus dem Titel: sur les Moeurs et l'Esprit — — dans tous les siècles — —

geſchloſſen haben, was es iſt, — — ohngefähr eine Rollinſche Compilation, mit dem Geiſte eines Rektors der Sorbonne über den wichtigſten Theil der Geſchichte der Menſchheit — — endlich gar mit Panegyriſtenſchwulſte aufgeblaſen; ſo müſſen wirs ihnen ſagen, daß dies eine ganz neue weltberühmte Schulchrie iſt, die zu andern Schulchrien geſtellt zu werden verdient. Wir dürften nur die Table des Matieres abſchreiben, ſo würde die Satyre des Buchs gemacht ſeyn. Nach allen Unterabtheilungen franzöſiſcher Vorſtellungsart, wird die arme weibliche Natur eingezwängt und zugeſchnitten, und nach ihr ſpielt der berühmte Herr Verfaſſer ſogar auf deutſchem Boden eine erbärmliche Figur, weil er ſeine Materie gar nicht zu kennen ſcheint. Wir fangen an in Deutſchland auf den Vorzug der Gründlichkeit, den man uns ſo gerne zugeſteht, ſo ſtolz zu werden, daß wir von einem Verſuchmacher über die weibliche Natur ſchlechterdings verlangen, daß er ſich zu appeſantiren wiſſe. Der Artickel vom Einfluſſe des Chriſtenthums iſt noch das erträglichſte; allein, überall herrſcht nichts, als ein ſchwüler Deklamationshimmel, der das Leere der Thomaſiſchen Schöpfung bedeckt. Statt einzelner pſychologiſcher Schritte, und langſamer Schläge des philoſophiſchen Ahndungſtabes, das krauſeſte Labyrinth eines franzöſiſchen Ballets. Zu dem Portrait am Ende hat Madame Necker, wie wir zuverſichtlich wiſſen, geſeſſen, und wir freuen uns, daß der Mahler, [414] von dem wir ſchon ſo manchen Epitre und Ode an Madame geſehen haben, nicht flatirt hat.

London.

An Avthentic Narrative of the Russian Expedition against the Turks by Sea and Land. Containing every material Circonstance of their Procedings, from their First Sailing, from Petersburgh to the destruction of the Turkish Fleet in the Archipelago. Compiled from several authentic Journals, by an Officier on board the Russian Fleet. 8. 3 S. sewed. Hooper. 1772.

Wenn doch einmal unſre Überſetzungsfabriken fortgehen

ſollen, ſo wollen wir unſern Herrn Buchhändlern, ſtatt franzöſiſcher komiſcher Opern, und lauer weinerlicher Dramen ein Stück der Geſchichte des gegenwärtigen Kriegs, aus England für die 3 Schilling zu verſchreiben bitten. Es iſt dieſe Brochüre von einem Seeofficier, der ſelbſt unter der Flotte war, geſchrieben, und dem Grafen von Effingham, als einem Augenzeugen und kompetenten Richter dedicirt. Die Erzählung fängt mit der Expedition des Admiral Spiritoff im Sommer 1769. an, und geht bis auf die gänzliche Zerſtörung der Flotte im Archipelago, die ſich in der Bay von Chieſma den 7. Jul. 1770. ereignet hat, und die eine der ſonderbarſten Begebenheiten unſers Jahrhunderts ausmacht. Wir wollen eine Stelle ausziehen, die wenigſtens dem Herzen unſers Verfaſſers Ehre macht, und die unſern Leſern vielleicht intereſſanter iſt, als manches Detail unſrer gelehrten Kreuzzüge — — „Unſer Admiralſchiff war bereits in die Luft geflogen, und das Türkiſche verbrannt, als Lieutenant Makenzie an Bord unſers Boots mit einem Türken kam, der, wie er ſelbſten ſagte, der Kapitain von dem Admiralſchiff war. Ich bat ihn, er ſollte mir ihn überliefern; allein er antwortete, Graf Orloff hätte [415] Ordre geſtellt, keinem Türken Quartier zu geben. — — Ich verſetzte, es wäre ein Mißverſtand, Graf Orloff dächte zu menſchlich dazu, und des Admiral Elphingſton Befehle wären, alles zu ſchonen, was wir könnten. Unter dieſem Streite ſahe ich oft den unglücklichen Helden an, der merkte, daß er der Gegenſtand unſrer Unterredung war. Er war durch den rechten Arm und den linken Schenkel geſchoſſen, nacket und gefangen; und doch behielt er die edle Miene eines Mannes, den innrer Werth über andre und über ſein Schickſal erhebt. Er gab mir durch die ausdrucksvollſten Blicke zu verſtehen, daß er wüßte, ich ſtritte für ſein Leben. Allein vergebens! denn eben da ich glaubte, daß der Lieutenant nachgeben würde, ſtieß ein griechiſches Boot zu uns. Einer erkannte den Türken, ſprang aus dem Boot auf ihn zu, und ſtieß ihn in die See. Ein andrer feuerte ſeine Flinte auf ihn ab, und die Kugel ſtreifte ihn ſcharf zwiſchen den Schultern.

Ich rief ihm auf franzöſiſch zu, daß er zu uns kommen, und ſich Schutz gewärtigen ſolle. Dieß gab ihm neuen Muth, er drehte ſich plötzlich, hielt die rechte Hand über dem Waſſer, küſſete ſie zuerſt zum Zeichen der Dankbarkeit, dann ſchwamm er mit aller Macht auf uns zu, und meine Leute thaten ihr möglichſtes, um ihn zu erreichen. Schon hatte ich ihn bey der Hand, als ein ſchurkiſcher Lieutenant, den ich als einen ſchlechten Kerl, da er ſich im Gefechte verſteckt, mit der Fuchtel zu ſeiner Pflicht gebracht hatte, einem Soldaten befahl, auf ihn zu feuern. Die Kugel fehlte mich, aber ſie gieng unglücklicher weiſe mitten durch den Hals des Helden. Sein Geſicht, in dem nichts als Gefälligkeit und Hoffnung erſchienen war, erblaßte zu der ſtolzeſten Verachtung. Er verließ meine Hand, und fiel zurück in die Wellen."

[416] Frankfurt am Mayn.

Fiſcher, Gedanken über das Reichsgutachten vom 7. Febr. 1772. die Getraidſperre betreffend, nebſt dem Kayſerl. Ratificationsdecret. 1772. Fol.

Es iſt ein ſicheres Kennzeichen, daß Widerſprüche nicht im Verſtand ſondern im Herzen liegen, wenn man klare Wahrheiten zehn bis zwanzigmal vergebens predigen muß. Herr Fiſcher hat in einigen andern und auch in dieſer Schrift die Schädlichkeit der Fruchtſperre darzuthun, ſich emſig beſtrebt. Seine Gründe ſind nicht neu, aber dringend. Doch, ſollen wir ſagen, was wir denken? — — Ohren und Herzen der Fürſten und Kameraliſten ſind zu dieſem Evangelium noch nicht vorbereitet genug. Sagt dem Mann, der itzo 100 Rthlr. nothwendig braucht: gieb ſie mir, in 2 Jahren gebe ich dir 300 Rthlr. dafür! Er wird keine Mühe haben, einzuſehen, daß der Gewinn offenbar iſt; allein, wie kann er in ſeiner gegenwärtigen Noth die 100 Rthlr. entbehren? Ohne ein Noſtradamus zu ſeyn, und ohne in die Geheimniſſe der Kabinete zu ſehen, kann man ziemlich zuverläßig prophezeyen, daß das natürliche Syſtem der Staatswirthſchaft, das dem geſunden Körper Feſtigkeit und Fett giebt, nie eingeführt werden kann, ſo lange die Körper krank, die alten

Wunden noch nicht geheilt ſind. — — Gute Diät bewahrt für Krankheit; aber ſie heilt nicht. — — Wie ſoll man denn nun den Staat vorbereiten, um ihn zu dieſer Menſchenfreundlichen Ökonomie geſchickt zu machen? — — Wer uns hier eine bequeme Operation lehrte, der würde der Menſchheit einen wichtigen Dienſt leiſten; nur keine Chimären, keine Taliſmane, keine Feenkönige, keine Uſongs voraus geſetzt!

[417] Nro. LIII. Den 3. Julii 1772.

Gießen.

Herr Profeſſor Schulz hat unter dem Titel, **Bibliothek der vorzüglichſten Engliſchen Predigten**, im Krieger-iſchen Verlag, ein Werk angefangen, worinn er den Kern der neuern Homiletiſchen Stücke der Britten, Predigten und theologiſch-moraliſche Abhandlungen, vorlegen will. Drey ausgenommen, ſind die im erſten Band, (der ein Alphabet in 8. ausmacht) den wir wirklich vor uns haben, enthaltene Predigten, moraliſchen Inhalts; alle dieſe größtentheils ſo abgefaßt, wie man ſie abfaſſen ſollte; auf einen ſo faßlichen, ungekünſtelten, und dabey edeln Ton geſtimmt, daß ſie auch wohl Leſern von geringern Ständen und Fähigkeiten eine angemeſſene Lektüre ſeyn möchten. (Wohl die meiſten Predigten der Engländer überhaupt verdienen aus dieſem Betracht Empfehlung, weil ſie von aller ſeyn ſollenden Beredſamkeit, Affektation, Schwulſt ꝛc. die ſo manche Deutſche verunſtalten, entfernt, in einem einfachen, deutlichen, und gleichwol nicht platten und unedeln Ton abgefaßt ſind.) — — Und dann handeln ſie ſpecielle Pflichten ab. Daß auf den Gemeinplätzen von Buße, Glauben, Sünde, Verdammniß ꝛc. beſtändig ſich auf den Kanzeln herumzutummeln, wenig oder keine Frucht ſchaffe, ſollte uns die [418] Erfahrung nachgerade endlich belehret haben. Wir müſſen mit unſern Zuhörern in ihr Herz hineingehen, und in ihre Geſinnungen; ſie nach und nach in die verſchiedenen Situationen und Verhältniſſe ihres gegenwärtigen Lebens hineinführen, und ihnen nach der

Mannigfaltigkeit derſelben auch ihre verſchiedne Obliegenheiten anweiſen; den Schaden, welchen jede Abweichung von Recht und Pflicht auch ſchon hier nach ſich zieht, in ſeinem ganzen Umfang, ohne durch ein vergrößerndes Glas zu ſehen, vorlegen, ſo wie den Nutzen jeden Zweigs der Tugend; — — und zwar alles dieſes, und das übrige hierher gehörige, auf eine von aller Trockenheit entfernte, ungeſchmückte, gemeinfaßliche und liebreiche Weiſe thun. Denn nicht alle haben die Fähigkeit und die Zeit hierüber gehörig nachzudenken; zudem wird auch der Eindruck tiefer, wenn der Prediger die große Kunſt verſteht, alles dieſes auf eine intereſſante Art vorzutragen. — — Beſonders ſind die drey Seckerſche, von den Pflichten der Kranken, wegen der Kenntniß des Menſchen, die darinn hervorſcheint, und wegen der darinn verbreiteten Moral, die, verſchiedenes ausgenommen, jedem geſunden Kopf und guten Herzen ſich aufdringen muß, ein ſchätzbares Geſchenk — — für die Layen, um ihre Pflichten in dieſer Lage, die bey ſo vielen in bloßes Seufzen, Weinen, Beten ꝛc. zuſammenfahren, daraus ſowohl beſſer kennen, als ausüben zu lernen; auch wohl für einen Theil des Predigerordens, um etwan aus dieſem Exempel des Erzbiſchoffs zu ſehen, daß man auch dergleichen beſondre Pflichten in den öffentlichen Vorträgen verhandeln könne, und wie man es ſolle — — daß man ferner vor Krankenbetten nicht blos, ins Gelag hinein, zu tröſten habe, und dadurch manche heilſame Regung, und gute Handlung, die noch hätten hervorgetrieben werden können, erſticke. — — Die Überſetzung haben wir mit den Originalen nicht ver-[419]gleichen können. Sie ſcheint indeſſen getreu und richtig zu ſeyn, und läßt ſich gut leſen. Hier iſt der Inhalt der Stücke des erſten Theils: 1.) Vom rechten Gebrauch der Zeit, über Eph. 5, 16. von D. Lardner; 2.) von der Natur und Vortreflichkeit der Pflicht, Allmoſen zu geben, über 1. Tim. 6, 19. vom Erzbiſchoff Dawes; 3.) von der größern Seligkeit zu geben, als zu nehmen, über Apoſtelgeſch. 20, 35. von Ebendemſelben; 4.) und 6.) von den innren Kennzeichen der Glaubwürdigkeit des N. T. über 2. Petr. 1, 15. 16. von

D. Lardner; 5.) vom Vorzug der Gutthätigkeit gegen die Armen, von der Gaſtfreyheit gegen die Reichen, über Luc. 14, 12—14. vom Erzbiſchoff Dawes; 7.) von der Liebe gegen alle Menſchen, über 1. Petr. 4, 8. vom Erzbiſchoff Secker; 8.) von der Ewigkeit, über 2. Kor. 4, 18. von Hiob Orton; 9.) 10.) und 11.) von den Pflichten der Kranken, über Jeſ. 38, 1. 2. vom Erzbiſchoff Secker.

Göttingen und Kiel.

D. Johann Heinrich Fricke, ordentlichen Lehrers der Rechte auf der Univerſität Kiel, Grundſätze des Rechts der Handwerker. Bey Boßpiegel 1771. 8. 141 S.

Der Verfaſſer ſchickt dieſe Schrift ins Publikum, zu ſondiren, ob es alle deutſche Specialrechte auf dieſe Weiſe von ihm abgehandelt haben wolle. Wir ſagen aus ganzem Herzen ja auf die Anfrage. Er iſt ein junger Mann, von deſſen Genie und Fleiß ſich viel Guts erwarten läßt. Den Inhalt des gegenwärtigen Werkchens wird man ſich vorſtellen können, ohne daß wir die Summarien der Kapitel abſchreiben. Die beſten Schriften ſind benutzt, und der Reichsſchluß von 1731. über die Abſchaffung der Handwerksmißbräuche an den gehörigen Orten wört=[420]lich eingeſchaltet. Daß verſchiedenes, was der Verf. für allgemeines Handwerksrecht ausgiebt, nur particulares iſt, und in den Gegenden des Oberrheins ſich anders verhält, als hier angegeben wird, iſt ein Fehler, der aber bey einem Autor, welcher in dieſen Provinzen nicht bekannt iſt, auch keine Addreſſen dahin hat, Entſchuldigung verdient.

Jena.

Biographien jetztlebender Ärzte und Naturforſcher in und auſſer Deutſchland, von E. G. Baldinger, der Arzneykunſt und Botanik ordentlicher Lehrer zu Jena ꝛc. Erſten Bandes, 4tes Stück. Bey J. W. Hartung, auf 7 Bogen in 8.

Mit dieſem Stück beſchließt der Herr Profeſſor den erſten Band. Herr Zückert hat ſein Leben ſelbſt entworfen, und ſchreibt ſo unbedeutend von ſich, als wenn er der große

Arzt nicht wäre, für den wir ihn längſt hielten, und der er wirklich iſt. Solche Männer ſollte man ihr Leben nicht beſchreiben laſſen, damit man nicht zu wenig von ihnen erführe. Herr Hirſchel iſt gleich neben Herrn Zückert aufgeſtellt. — - Er iſt auch ſein eigener Biograph. Die Herrn Brüning und Scopoli folgen hierauf. Beym Herrn Weßpremi gefällt uns die gelehrte Unterredung mit Seiner Majeſtät, unſerm glorwürdigſten Kayſer. Dann kommt der geſchickte Herr Siebold, Iſenflamm und Saxtorph. Faſt ein ganzer Bogen Zuſätze zu den erſten 3 Stücken, machen den Beſchluß des Bandes.

Berlin.

Haude und Spener haben verlegt: **Genaue Berechnung der Sonnenfinſterniſſe und Be-**[421] **deckung der Fixſterne vom Monde, von G. F. Tempelhoff. 8. 6. B. mit 4 Kupfertafeln.**

Alle Methoden, welche bey Berechnung der Sonnenfinſterniſſe zum Grunde gelegt worden, ſind weitläufig. Die Berechnung der Projektion giebt Hülfsmittel an die Hand, welche dieſe mühſame Arbeit erleichtern. Dieſes iſt lediglich die Abſicht dieſer gründlichen Abhandlung. H. T. zeiget in den vorläufigen Anmerkungen die Projektionsberechnung an, wie er darauf gekommen, und bildet algebraiſche Formeln. Hierauf kommt er auf die Bewegung der Sonne und des Mondes, auf die Projektion ſelbſt, und beſtimmt die Finſterniß für die Erde überhaupt, und für einen gegebenen Ort insbeſondere. Dieſe Theorie wird durch Beobachtungen beſtätiget, und von ihr gezeiget, wie weit ſie auf die Bedeckung der Fixſterne vom Monde, anzuwenden ſey. Der Anhang iſt die Berechnung einer Mondfinſterniß nach den Mayerſchen Tabellen, welche überhaupt in dieſer Theorie zum Grunde liegen. Herr Sejour hat ſchon über dieſe Materie geſchrieben, der Herr Verfaſſer hat aber ſein Memoire nicht eher zu ſehen bekommen, als bis er ſeinen Aufſatz völlig verfertiget.

Basel.

Die Begebenheiten des Pyrrhus, des Sohnes des Achilles, als ein Anhang zu den Begebenheiten des Telemachs, aus dem Französischen. 8. 196 S.

Das soll, laut dem Vorbericht unter den Schriften eines der größten Männer von Frankreich, nach seinem Tode gefunden worden seyn. Ein Schüler war er, ders schrieb, deren es zwar von allen Altern giebt. Die Einbildungskraft von emaillirten [422] Wiesen, alabasternen Säulen, crystallnen Vasen, helfenbeinenen Stühlen und gehörigem Telemachischen Hausrath ausmöblirt, die Sinne von allerley ambrosischem Duft begeistert, fühlt er in sich einen Beruf, auch Helden und Mentors zu schaffen. Doch was schaffen! Es ist die jämmerlichste Nachahmung des Telemachs, quoad formalia. Die Thetis eröffnet den Schauplatz beweinend den Achilles, ein Sturm, Gefangenschaft, Hirtenleben, Besuche, Sturm und wieder Sturm, Beruhigung aufgebrachter Völker, Jagd so gar ꝛc. Von Materialibus urtheile der geneigte Leser darnach: Pyrrhus ist lasterhaft gebohren, kommt nach Trojens Zerstörung in Gefangenschaftselend, Zerknirschung und Nachdenken, überall wird ihm die Tugend rekommandirt, seine Heftigkeit, sein Muth, seine Ehrbegierde, kurz, sein angebohrnes lasterhaftes Wesen sticht demungeachtet überall vor, bis ihm endlich sie selbst, die Tugend, im Traum erscheint, das nun freylich nach ihm vielen geschehn ist, solche erwünschte Wirkungen aber selten leider hervorgebracht hat. Denn der göttliche Traum wärmt so sein Herz, füllt mit so heiligem Andenken seine Seele, daß er dem Laster wie dem siebengehäupteten Wurm, einen Kopf nach dem andern herunter säbelt, als wärens Distelköpfe, das Land wie sein Herz von Pest und Ungeziefer reinigt, und so gesäubert sich der schönen Hermione zum tugendlichen Gemahl anbeut, darob Menelaus und Helena jubiliren. Durchaus mit Lehren zu Bekämpfung der Leidenschaften höchst dienlich.

Magdeburg und Leipzig.

Kleine Beſchäftigungen für Kinder. 2te Ausgabe. In der Scheidhauerſchen Buchhandlung. 1772. 8. 243 S.

Es iſt dies die 2te Ausgabe von einem Buch, das [423] durch die Bemühung des Herrn Rektor Funk zu Magdeburg ein ſehr nützlicher Zeitvertreib vor Kinder geworden iſt. Die Veränderungen, die von ihm mit den darinn enthaltenen Stücken zum beſſeren Verſtändniß ſeiner jungen Leſer vorgenommen worden, haben bereits den Beyfall manches competenten Richters erhalten, worunter die Herrn Büſching, Baſedow und Iſelin, gehören. Die meiſten Stücke ſind kleine Idyllen, Schäferſcenen aus Geßnern, oder Fabeln von Lichtwehr, Gellert und andern, und die ganze Sammlung macht dem Geſchmack und der Beurtheilungskraft des Herrn Rektors Ehre. Aus der Vorrede ſieht man einen Mann, der ſein Auditorium kennt, und der mit Rouſſeau einſieht, daß es nicht genug iſt, daß eine Wahrheit vor uns Erwachſene Wahrheit ſey, ſondern daß man, wenn ſie den Kindern mitgetheilt werden ſoll, genau Acht haben muß, ob die in ihren Kopf bereits aufgenommene Ideen dieſen neuen Satz ertragen, oder ob er nicht vielmehr ſtatt Nahrung, Gift vor ſie werden könne. Wir ſind mit dem Herrn Rektor, alles genau abgewogen, einerley Meynung, daß die Bücher für Kinder noch zu ſchreiben ſind, und daß wir noch zur Zeit nichts kennen, was man ihnen gerade, ohne irgend eine Direktion, in die Hand geben könne. Wir beklagen uns oft, daß das ſogenannte Gute langſamen Eingang bey Kindern finden will, allein wir ſollten auch nicht vergeſſen, daß die gute Mutter Natur auch davor geſorgt hat, daß das Böſe auch langſamen Eindruck macht, und daß wir von ihr ſo mitten durchgeführt werden, und die Hand gerade deswegen nicht läugnen dürfen, weil wir ſie nicht allzeit ſehen.

[424] Kupferſtich.

Confiance d'Alexandre en son Medicin Philippe, von Reſtout gemahlt, und von **Joh. Carl le Vaſſeur** geſtochen. Sie hat eben die Verdienſte des Stücks,

das man unter dem Namen le Medicin Erasistrate kennt, und kann als der Pendant davon angesehen werden. Der Arzt ist zwar nach dem Ausdruck des Künstlers hier die Hauptperson; allein, vielleicht muste Alexander unbedeutend werden, weil es nicht sowohl über die Gränzen der Talente des Herrn Reſtont, sondern vielleicht der Kunst selbst ist, diesen Glauben an Tugend sichtbar zu machen.

Nachricht an das Publikum.

Die Stände der Provinz Languedok setzen einen Preis von 600 Livres auf die Frage:

„Déterminer les differens titres ou degrés de spiritnosité des eaux de Vie ou Esprits de Vin, par le moyen le plus sûr et en même tems le plus simple, et le plus applicable aux usages du commerce.“

Die Aufsätze müssen entweder lateinisch oder französisch geschrieben seyn, und werden von Ausländern sowol als Inländern bis den 30ten Sept. 1772. angenommen. Die Addresse ist Postfrey à Mr. Ratte, Secretaire perpetuel de la Sociéte Royale des Sciences de Montpellier, à Montpellier, welcher einen Empfangschein, worinn die Devise und die Numero des Aufsatzes bemerkt ist, dagegen ertheilt.

[425] Nro. LIV. Den 7. Julii 1772.

Leipzig.

Staatsveränderungen von Italien, in 24 Büchern entworfen. Von Karl Denina. Erster Band. Aus dem Italienischen von D. J. J. Volkmann. Bey Schwickert 1771. gr. 8. 1 Alph. 11 Bogen.

Das Buch ist wahrhaftig nicht unter dem Schutte französischer Revolutions zu verlieren: und ob der Autor gleich ziemlich französirt — — und dergleichen mehr — — er ist, seit der Zeit er Revolutions de la Litterature geschrieben hat, nicht um Zolle, sondern um Köpfe gewachsen. Welch Land hat mehr und verschiednere Umsturze gehabt, als Italien? Es ist, das Europäische Paradies, auch von jeher den Einbrüchen

der Drachen und Satane ausgeſetzt geweſen, und dieſe Drachen ſind nicht etwa blos, wie in andern Gegenden, nur durchgegangen: haben ſich gelagert, geniſtet; neue Sitten, Geſetze, Religionen erzeuget, und da durch eine zweyte Tafel des Schickſals dieſes ſo oft veränderte Land nun beſtimmt war, die Kette ſo viel andrer Länder nach ſich zu ziehen — — und dies mehr als Einmal gethan, und wir von da aus her faſt alles, was Revolution der Sitten, der Wiſſenſchaft, der Religion, der Erfindungen herhaben — — und Italien inſonderheit [426] mit Deutſchland ſo ſehr verwebt iſt — — man ſiehet, warum wir auf die Geſchichte dieſer Nachbarinn mit mehr als Nachbarsblicke zu ſehen haben? Zu vielem iſt alſo dieſes Buch ſehr ſchätzbar und angenehm. Der Verfaſſer hat freylich an Muratori und ſo unendlich vielen beſondern Geſchichten auch ungemein viel vorarbeitet gefunden; aber gewiß auch ſelbſt gearbeitet, geſucht, gedacht, überlegt, verglichen, und da er warm ſchreibt, nicht blos über ein Vaterland, ſondern auch über die Menſchheit, da man ſiehet, daß er Tugend, Werth und Glückſeligkeit der Menſchen fühle — — da er nicht ſo ſehr mahlet nnd raffinirt, und Maximen von Staatsveränderungen ſucht, als die Franzoſen, die jetzt faſt aller Welt den Geſchichtton angegeben haben: ſondern auch dem Wurf der Begebenheiten, dem Zuſammentreffen der Ungefähre, dem Schickſal, was die Welt leitet, viel, und vielleicht nur manchmal zu viel einräumet: ſo macht er in der Reihe unſrer politiſchen Revolutionsfabrikanten eine gelegne Ausnahme, und ſein Buch wirklich einen würdigen Beytrag zur Philoſophie über die Schickſale der Welt und des Menſchengeſchlechts. Der Recenſent ſchließt nur noch aus dem erſten Theile; da aber in ihm ſchon das Entſtehen, Blühen und Verblühen des großen Römiſchen Reichs, die Einführung der Chriſtlichen Religion zur Souveraine Europens, die Longobardiſche Geſetzgebung, und der Verfall der Byzantiner und Karolinger iſt: ſo kann man auf die Wichtigkeit der Materialien ſchlieſſen. Wir führen Proben, nicht vom Inhalte, ſondern vielmehr von der Behandlung deſſelben

in einigen Sonderbarkeiten an, und das blos Leſer zu körnen.

Das erſte Buch vom Zuſtande Italiens vor Rom. So iſt doch ſchon vor Rom ein Italien geweſen? Für unſer Romaniſirendes Auge kaum; ſchön, daß der Verfaſſer zeigt, wie klein Rom zu Italien, [427] wie glücklich, wohlhabend, bevölkert und gebildet Italien vor Rom geweſen — — der ganze Eingang iſt merkwürdig, ohngefähr Poſtement zur Säule. Man ſieht auch beynahe, daß die damalige alte Form ohngefähr mit Altdeutſchland und der ganzen alten Welt dieſelbe geweſen — — wüſten wir nur mehr aus dieſer heiligen Zeit! Dem Recenſ. hat der Verfall der alten Tyrrheniſchen Kultur, Kunſt und Wiſſenſchaft immer einer der beträchtlichſten Unglücksfälle des menſchlichen Geiſtes geſchienen, da uns völlig die Mittelſtufe zwiſchen Egyptern und Celten in den Abgrund geſunken iſt — — ein ſo unerſetzlicher Verluſt, als wenn uns zwiſchen Aſiaten (oder Egyptern) und Römern die Griechen verſunken wären. Man ſiehet hier die Reſte eines verſchabten Kupferſtichs von einem verlohrnen Gemählde; und auch jene Reſte „Größe und Abnahme der alten Toſkaner. Veränderungen von Italien durch Gallier: Abtheilung und Stärke der Nationen: Oekonomie, Handlung, Künſte, Wiſſenſchaften, Gottesdienſt, Geſetze, Regierungsform, Völkerrecht des Ur-Italiens“ dieſe Reſte nur von der verkehrten Blattſeite.

Die drey folgenden Bücher von der Entſtehung, Wachsthum, Größe und allmählichen Verfalle Roms. Dem Recenſ. hats ausnehmend gefallen, daß der Verfaſſer hier und überhaupt nicht die Größe eines Reichs, in eine Nuß bringen — — im Keim eines Principium, der Anlage à la Montesquieu herauswickeln, und den Finger Gottes bey Erweckung und Stellung einer Nation mit keinem Zwirnfaden feſſeln will. Es iſt dieſe hiſtoriſche Philoſophie ein elender Frohndienſt des Menſchengeiſtes, der ſelbſt allen Bonſens, und vielmehr alle Hiſtorie zerſtöret. Wer da weiß, was es für eine Schaumblaſe ſey, was man Maxime nennt? wie ſchwer und ſelten ein Menſch ihr immer und

deutlich, und als Hauptführerinn folget; wie unmöglich, daß ihr Mengen, [428] Jahrhunderte folgen? wie das Allgemeine immer unter dem besondern erliegt, und das tausendzackigte Verhängniß sich in die reinsten Winkellosesten Dinge wirft — — und denn der Weg eines Volks durch alle seine Schlünde, Krümmen, Abweichungen Bergauf und Bergunter — — Heiliger Genius des Römischen Volks, wenn du nicht auf den Streitplanet deines alten Vettern Mars hinaufgeflohen bist, so komm du uns sur la grandeur et la decadence des Romains zu lehren! — — Noch mehr gefällts dem Recens. daß der Autor sich weniger bey den Ursachen der Blüthe, des Aufsteigens, als „des Absteigens" aufgehalten. Da ist sonst gemeiniglich das Auge ermattet, wenn es dahin reicht, und hier gewisser maaße frisch. Zu dem ists, wo nicht lehrreicher, so traurig angenehmer und anziehender das Absenken der Waage in der Hand des Schicksals zu sehen — — zu sehen, wie Abend wird, auch der wirksamen Geister weniger werden, die übrigen Wirksamen ermatten, bey Stärke ohne Zweck unedel werden musten, als Einzelne Atlanten vortreten, aber sie erliegen — — wehmüthige Augenweide, der Blick auf solche Erliegende zerschmetterte Säulen des Schicksals! Hadrian und Antonin! Aurelian und Diokletian! Stiliko und Aetius! und der verkannte große Gothe Theodorich, der doch noch seinen Caßiodor fand, aus dem ihn eine Nachwelt ziehen wird — — — das Auge bleibt hangen auf diesen Trageboten des Schicksals! und wenn man siehet, daß sie hielten, aber nicht erhielten; daß sie mit guten Absichten eben sowohl zum Verfall beytrugen, als böse mit bösen Absichten; — — was ist man, wenn man auf einer Nadelspitze bestimmt ist, Gemählde zu machen, da ein Andrer die ganze Nadel lenkt? was sind wir, Gute und Böse, in der Hand des Verhängnisses?

Im sechsten Buch eine Episode, von der Einwirkung des Orientalischen Hofes in Italien. — — [429] Dem Recens. dünkt der Byzantische Hof das schönste Urbild der Politik und Hofmaschienerie unsres erleuchteten, verfeinerten, allklugen

Jahrhunderts. Nur jene bildeten über die beyden Naturen Christi; wir über Trödelkram, der eben so entbehrlich ist. Jene wurden durch Bischöffe und Weiber regiert; wir durch Abès und — — — Dagegen hat uns die Longobardische Regierungsform und das Gefühl, das der Autor daran hat, gefallen. Die falschen Ideen, von Glückseligkeit eines übergroßen Staats, von Römerglückseligkeit, die er widerlegt — — — das Gefühl von Menschheit, das er auf ein Volk wendet, das keine Urnen sucht und Kapitäle zertrümmert; der Blick auf den Kreislauf der Vorsehung, Schwaches, was menschliche Größe und Ueppigkeit gemacht, durch rauhe Stärke zu ersetzen — — — selbst der Rückblick auf die Geistlichen gefällt, was diese bey der damaligen allgemeinen großen Noth seyn musten und seyn konnten: denn man sage, was je draus wird, in Voltairs Ton auf die Macht der Geistlichen dieser Zeit, nur zu schmälen, ohne es wahrscheinlich machen zu wollen, wie sie denn zu der Macht gegen die gesunde Vernunft eines ganzen Jahrhunderts haben anstreben können?

Am ungefälligsten ist der Autor, wo er die Wege des Pabsts, der Karl M. nach Italien rief, verschönen, und überhaupt der damaligen sogenannten christlichen Religion zu sehr patrociniren will. Wenn das Lokalursachen veranlaßt haben, so bedauren wir den Verfasser. Ein Geschichtschreiber der Menschheit sollte eigentlich keine Religion haben dörfen.

Wir sehen dem Verfolg des Werks mit Lust entgegen; aber der Übersetzer — — ist ein Übersetzer. Auch die deutschesten Sachen, die z. B. bey Gothen, Longobarden so häufig vorkommen, und wovon wir die Urwörter in unsrer Sprache, unsren Gesetzen, unsrer alten Geschichte haben, sind nur übersetzte [430] Popanze. Das geht bis auf die Namen Theodoricus, Athalaricus u. s. w., die alle in ihrer Gothisch-Lateinisch-Italienischgestickten Jäckchentracht erscheinen, wenn sie gleich deutsch sind. Man sieht die Eile an mehr als Einem Ort, und Herr Volkmann scheint dadurch, daß er ein allgemeiner Uebersetzer wird, auch ein sehr gemeiner Uebersetzer werden zu wollen.

Lemgo.

Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur. Erster Band. In der Meyerschen Buchhandlung 1772.

Der Plan dieser Schrift war groß, und vor den einfältigen und geehrten Leser anziehend genug angegeben, und der Ton Posaunenschall, der oben von den Trümmern der Vorgänger heruntergeblasen, weit genug ins Land schallen sollte. Man rügte und entdeckte einige von allen Kennern entdeckte Mängel und Gebrechen unsrer bisherigen periodischen Schriften, und man wollte insonderheit das in den ersteren Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek vernachlässigte juristische Fach besser besetzen, allgemeinen Literarvorurtheilen, vor dem ganzen lieben Vaterland ins Angesicht widersprechen, die wichtigsten Veränderungen, die sich mit jetztlebenden Gelehrten zugetragen haben, von einem halben Jahre zum andern erzählen, und endlich, was das unterscheidende Kennzeichen dieser neuen Arbeit seyn sollte, die Geschichte jeder Wissenschaft, ihren Fortgang, und veränderte Gestalt auch alle 6 Monate in einem pragmatischen Gemählde liefern. Wer das Kriechen des menschlichen Verstandes, sein ewiges Vor- und Rückwärtsgehen beobachtet, wer besonders den Kartenbau unsrer werthen deutschen Litteratur von Verleger-Verstande angegeben, und Verlegerhänden ausgeführt, nur ein wenig übersehen hat — — wer die wenige Muse bedenkt, die die Großen den Gelehrten [431] schenken, wer weiß, wie unsre besten Köpfe zu Lesestunden und unnützem Bücherschreiben verdammt werden, — — der wird auch gleich wissen, was er sich von Ankündigung dieses letztern Arcani einer halbjährigen pragmatischen Literargeschichte zu versprechen, und welchen Schluß er auf das Ganze zu machen hat. — — Unsre Leser werden uns nun um die Ausführung dieses Plans fragen, und hier müssen wir leyder auf unser Gewissen versichern, daß wir ihn weit unter der Ankündigung gefunden haben. Es fehlte bey allen Werken, die Epoche machen sollen und mögen, wie Michaelis Bibelwerk, Sulzers Theorie, Schlözers nordische Geschichte, u. s. w.

der Augenpunkt des Ganzen, der aus allen Mängeln und Vollkommenheiten zuſammengeſetzte Charakter des Virtuoſen. Bey dem Bibelwerke iſt das πρωτον ψευδος im geringſten nicht berührt, ſondern der Hauptfehler darinn geſetzt, daß Herr Michaelis nicht gewartet habe, bis Kennicot mit ſeinem Collationiren fertig ſey; Einige Stellen der Überſetzung ausgezogen und verbeſſert, und hiermit gut. Bey Sulzern wird nichts, als der in der Vorrede von ihm ſelbſt verkleiſterte Plan angeführt, und am Ende zur Probe der ganze Artickel Allegorie hingeſetzt. Freylich genug für ſehende Augen, aber dieſe wollte und konnte der Recenſ. auch nichts bemerken lehren. Der Ton des Lobs und des Tadels iſt ohngefähr durch das ganze Werk ſorgloſer Docententon, vom Katheder herunter, und den Herrn fällt nicht ein, was ſie dem Publiko ſchuldig ſind, das nicht Collegia hören, nicht vor ihnen auf der Bank ſitzen will. Zum Beweiſe, wie wenig die Herrn Verfaſſer ſelbſt mit Anſtand zu loben wiſſen, führen wir das Urtheil über das vortrefliche Werk des Herrn Oberappellationsrath Kopp von den Geiſtlichen und Civilgerichten der Caſſelſchen Landen an; und von dem Niedrigen und Ungerechten im Tadel, die Rec. der [432] Sternheim und der Frömmichiſchen Briefe. Eigentliche Cabale, (und der ganze Geiſt des Werks iſt auch zu unvermögend, einige zu befördern), haben wir nicht gefunden, wenn es nicht die Reſtauration der Hauſenſchen Statue iſt, die wir längſt begraben glaubten, und die unſre Verfaſſer mit vieler Gewiſſenhaftigkeit wieder aufzuräumen wiſſen. Seine Geſchichte der Menſchheit wird ungefehr mit eben der Delikateſſe behandelt, wie Herrn Schmids Parterre in dem Leipziger Muſenalmanach; Überall rekommandirt, daß dies das erſte Lehrbuch in der Geſchichte ſey, und auf Herrn H. philoſophiſches Auge und pragmatiſchen Scharfſinn aufmerkſam gemacht. Unter den mediciniſchen Artickeln werden die Ludwigiſchen Adversaria Medico Practica geprieſen. Wir überlaſſen dies Urtheil den Kennern zur Probe der praktiſchen Kenntniß der Hrn. Verfaſſer. In Sachen des Geſchmacks und Menſchenverſtandes wollen wir aus der Rec. des

Diogenes, ein einziges Beyspiel anführen, wo die Verf. S. 103. zu Hrn. Wieland sagen: wie sehr sie es ihm verdenken, Sternen nachzuahmen, einen Schriftsteller, der weit unter ihm sey, (denn das ist, sagen sie, Sterne gewiß, dessen Werke vergehen werden, wann Wielands Meisterstücke noch das Vergnügen der spätesten Nachkommenschaft sind.) Wenn doch die Herrn bedächten, wie viel schiefes und beleidigendes in diesem Complimente liegt, und wenn sie nur jemals Wielanden von Sterne hätten reden hören!

Nun auf das pragmatische Gemählde von dem Zustande der Wissenschaften! Dies ist nun freylich vor izo ein wenig versudelte Skizze geworden, und besteht in zwey Oktavseiten Nachricht von dem einzigen Fache der Philologie, wo ein gewisser Herr, von dem wir schon lange wissen, daß er eine sogenannte gelehrte Reise gemacht hat, von Neuen erzählt, daß er Kennicot und de Guignes von Angesicht zu Angesicht gesehen habe — — und das ist auch das Einzige, was wir zu wissen nöthig hatten.

[433] Nro. LV. Den 10. Julii 1772.

Berlin.

Jo. Friderici Meckel, Tractatus de morbo hernioso congenito singulari et complicato feliciter curato. Prostat apud Frid. Nicolai. 8. 148 S.

Der Herr Leibarzt Zimmermann ist es, dessen Krankheit hier beschrieben wird. Wir wissen nicht, wen wir am meisten bewundern sollen; Herrn Zimmermann wegen des Entschlußes und der Standhaftigkeit bey einer gefährlichen und schmerzhaften Operation, in Verbindungen seines gefühlvollen Temperaments: oder Herrn Schmucker, in der großen Geschicklichkeit einer der intrikatesten Manualverrichtungen; oder endlich Herrn Meckel, der seinen liebsten Freund anderthalb Stunden martern sah, selbst Hand mit anlegte, fast ein halb Jahr mit ihm unter oft jammervollen Tagen in einem Hause zubrachte, und dann endlich noch auf die Wünsche des Freundes, die ganze Geschichte der Welt, so gelehrt, wie er gewohnt ist, mittheilte. Die Geschichte selbst

iſt für Wundärzte wichtig, und das ganze Buch für Ärzte nicht minder leſenswürdig.

Schon ſeit 1764. litte Herr Zimmermann öfters von den blinden Hämorrhoiden. Im Auguſt 1766. erzeugte ſich auf der linken Seite nach vorausgegangener Blähungskolik ein Darmbruch, wo=[434]bey der Darm in einem angebohrnen Bruchſack herunter in das Skrotum ſtieg. Der Bruch vergieng zwar bald von freyen Stücken, ſo bald die Urſache deſſelben, nämlich die Blähungskolik nachließ; weil aber der Patient kein Band anlegte, ſo ſchlüpfte das Netz endlich durch den Bauchring in den Bruchſack, und durch einen beſondern Lauf und kleine Verhärtung des Netzes an den Saamengefäſſen herunter, glich, nach der Meinung aller die die Sache unterſuchten, die widernatürliche Verrückung einem völligen Krampfaderbruch. Nach der Hand fiel der Darm mehrmalen heraus, wurde aber immer wieder zurückgebracht. Bis 1769 trug H. Z. bloß ein Suſpenſorium, nun aber ſuchte er, wie wohl vergeblich, durch ein Bruchband dem Ausfall vorzubeugen; denn es ließ ſich durchaus keins anlegen. Jede Applikation eines Bandes vermehrte den heftigen Schmerz, und machte verſchiedene fürchterliche Zufälle, die urſprünglich von einem Filament am hintern und untern Theil des Bruchſacks herzuleiten waren. Zu dieſem Übel kam noch ein anderes ſchmerzhaftes im rechten Teſtikel ſeit 1769. im Hornung. Der Teſtikel wurde größer als der linke, und faſt täglich krampfhaft gegen den Bauch in die Höhe gezogen; der Schmerz, der dadurch entſtund, erſtreckte ſich in die Hände und Füſſe dieſer Seite. Dieſe Leiden des Körpers erregten Leiden der Seele, und der Herr Leibarzt ward an ſeinen meiſten Berufsgeſchäften, und an ſeinem Studiren gröſtentheils gehindert. Das falſche Urtheil anderer vom Krampfaderbruch auf der linken, und vom ſcirrhöſen Teſtikel auf der rechten Seite, vermehrte ſein Leiden ungleich mehr. Nach vielen vergeblich angewandten Mitteln, entſchloß ſich endlich H. Z. auf Anrathen des Herrn Tiſſots, ſich nach Berlin zu ſeinem Freunde, dem Herr Meckel, in die Cur zu begeben, und kam im Anfang des Junius v. J.

nach [435] vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten auf der Reiſe, daſelbſt an. Hr. Meckel trug die Operation dem Generalchirurgus Herrn Schmucker auf. Man unterſuchte die Beſchaffenheit des Bruchs, und konnte ſich von allem ſchon vor der Operation die deutlichſten Begriffe machen; nur war es nicht einzuſehen, was jenes ſchmerzhafte Filament eigentlich ſey? An den Krampfaderbruch zu denken, war keine Urſache da, wie ſich denn auch in der Operation gar nichts davon zeigte. Den 24ten Junius ſezte ſich der Patient ſelbſt zur Operation aus, er legte ſich in die gehörige Poſitur, ließ ſich durch niemand halten, und hielt mit der gröſten Standhaftigkeit, unter den heftigſten Schmerzen, und völligem Vertrauen auf Gott und ſeine Freunde, die anderthalb Stunden fortdaurende gefährliche Operation glücklich aus. Die heftigſten Schmerzen machten die Trennungen der Faſern des Zellgewebes. Die Hämorrhagie aus den Gefäſſen des Skroti war gering, ob ſie gleich die gänzliche Abſonderung des Bruchſacks vom Skroto verzögerte. Der Saamenſtrang ward endlich auch glücklich von dem an ihm dicht anhängenden Bruchſack ſeparirt, und weil zu dieſer Separation freylich viele Fertigkeit das Meſſer zu führen gehört, ſo legte Herr Meckel bey dieſer Gelegenheit ſelbſt Hand an. Nachdem der Bruchſack auch aufgeſchnitten war, ſo fand man das ganze Netz darinnen; aber natürlich, nirgends verwachſen, oder verhärtet, bis auf ein Klümpchen verhärteten Fetts, welches eben vorher den Verdacht eines Krampfaderbruchs machte. Zugleich entdeckte man, was das oben berührte Filament eigentlich war; nämlich ein rundes, dünnes, rothgefärbtes, anderthalb Zoll langes Bändchen, das vom unterſten Ende des Netzes herabſtieg, und mit dem Teſtikel verwachſen war. Dieß wurde vom Teſtikel abgeſchnitten, das Netz in den Leib gebracht, der Bruchſack unter dem Bauchringe unterbunden, und [436] alſo das Darmfell geſchloſſen, wobey die Saamengefäſſe hinterwärts freyblieben. Der Verband geſchah das erſtemal trocken, und ward mit einer Kornähre befeſtiget. Die Zufälle, die während der ganzen Cur angewandten Mittel, und die häufigen gelehrten Raiſonnements des Hr. Meckels,

können wir nicht verfolgen, und verweiſen daher die Leſer auf das Buch ſelbſt. Genug, daß nach vielen ausgeſtandenen Schmerzen, und manchen Vorboten des Todes, der Herr Leibarzt ſeine Geſundheit wieder erlangte, und den 8ten Nov. geſund nach Hannover zurückreißte.

Dieſe Schrift hat der Herr Baldinger auf 208. Octavſeiten, theils den teutſchen Wundärzten, theils den Freunden des Hr. Z. zu Gefallen ins Deutſche überſetzt. Die Überſetzung iſt treu und fließend.

London.

Confidence philosophique. 1771. 8. 387. S.

Unter der Maske eines ſtarken Geiſtes ſucht hier ein eifriger Freund des Chriſtenthums, den Unglauben lächerlich und verächtlich zu machen, und ihn mit ſeinen eignen Waffen zu beſtreiten. In den acht erſten Briefen, erzählt der Verfaſſer, in ſeiner angenommenen Perſon, ſeinem erdichteten Lehrer, wie er ſelbſt aus einem übertriebenen Chriſten ein Freygeiſt der elendeſten Art geworden iſt, und wie er darnach die rechtſchaffne Frau ſeines Freundes verführt und durch die Predigt ſeiner unvernünftigen Philoſophie, eine durch ihre Religion und Tugend glückliche Familie, äuſſerſt elend gemacht hat. Der Verfaſſer bedient ſich hier meiſt der eigenen Worte derjenigen, die er auf dieſe Art beſtreiten will. Im 9ten Brief predigt ein ehrlicher Soldat mit ziemlich allgemeinen Gründen gegen den Unglauben; und im 10ten thut der Verfaſſer verſchiedene ſatyriſche Vorſchläge zu deſ- [437] ſen Ausbreitung und zu Zerſtörung unſrer Religion. — — — Wir loben die Abſicht des Verfaſſers, aber wir glauben, wenn er gefühlt hätte, wie ſchwer es ſey, ſeinen Einfall auszuführen, ſo würde es ein Einfall geblieben ſeyn. Seine Spöttereyen ſind zu flach, und gleiten deßwegen ab; ſie muſten aber flach ſeyn, wenn ſie nicht bey manchem gutherzigen, wenig durchdringenden Leſer gefährlich werden ſollten. Der Verfaſſer hat dabey zu wenig über das eigentliche Weſen der Religion nachgedacht, und miſcht wahre und falſche Sätze der Naturaliſten zu unbedächtlich durcheinander; Er iſt auch

zu hart gegen einige derſelben; Es iſt unbillig zu glauben, daß alle aus ſchlimmen Abſichten, ja daß nur alle aus bloſem Leichtſinn, ihre Lehrſätze vortragen. Der forſchende Geiſt irrt bald, und wie war es möglich nicht zu forſchen? da man alle Sätze der Religion für evident beweißliche Wahrheiten ausgabe; wie war es möglich nicht zu irren? da man gereitzt durch die Hoffnung Evidenzen zu finden, nur Thatſachen fande? Oft verſteht auch der Verfaſſer die Schriftſteller die er anführt, nicht recht. Es iſt z. B. kein Wunder, wenn man auf den Irrthum geleitet wird, daß Locke dem Idealismus ſehr geneigt ſey. Das ſchließt man aber nicht, wie der Verfaſſer S. 305. glaubt, aus ſeinem Urtheil von den angebohrnen Begriffen, ſondern aus ſeiner Lehre von den Subſtanzen. Eben ſo geht es ihm auch bisweilen, wenn von dem Inſtinctmoral, von dem Genuß u. d. g. die Rede iſt. In dem letzten Briefe kommen manche gute Stellen vor, keine aber ſcheint uns gründlicher als die, wo im 9ten Brief der alte Soldat dem geſchwätzigen Freygeiſt einen Punkt zeigt, wo er und ſeine Brüder ihren Witz üben können, ohne der Welt durch unverdaute Raiſonements zu ſchaden. Vous me dirés peut-être, ſagt er, qu'il convient de desabuser les hommes, que c'est un service que les sages doivent [438] leur rendre. Fort bien, Monsieur, desabusés les hommes de toute opinion fausse et nuisible à la Société; desabusés les de toutes les reveries Pythagoriennes, Platoniciennes, Aristoteliciennes, grefées sur la religion de Jesus; cette Religion si simple et si raisonable. — — — Faites bien sentir aux hommes, que dieu en se revelant à eux, a moins voulu travailler inutilement leur foi sur des dogmes inintelligibles, que les porter à des vertus, dont la pratique assurat leur bonheur. — — — Tracés leur en caractéres de feu les scandaleuses atrocités, occasionnées par la manie sacerdotale, de vouloir expliquer ce qui est inexplicable, par des logogryphes Theologiques, par des miserables questions, dont la decision quelle qu'elle soit, ne peut vous rendre ni plus gens de bien, ni plus heureux. Consternés leur raison,

dechirés leurs coeurs en mettant sous leurs yeux l'enorme, le degoutant, l'horrible charnier de l'intolerance tout couvert d'hecatombes humaines u. ſ. w. Wir empfehlen dieſe Stelle die noch lang iſt, und ſich mit einem ſehr wichtigen Abriß eines Glaubensbekenntniſſes ſchließt, allen Freunden des wahren Chriſtenthums und der Menſchheit; und wir glauben wirklich, wie ſchon ein guter Alter geſagt hat: daß die Religion verdorben worden iſt, ſeit dem die Theologie erfunden wurde. — — — Dieſes Buch iſt überſetzt — — quid enim? — — in Frankfurt und Leipzig unter dem Titel der offenherzige Philoſoph, herausgekommen. Sehr ſteif ſind die Perioden; getreu werden ſie doch wohl ſeyn; denn, da das Überſetzen aus dem Franzöſiſchen ſchon an ſich überflüßig iſt; ſo würde das Vergleichen nicht die Mühe lohnen.

Zürch.

Johann Jacob Brechter, Diaconus zu Schweigern, Anmerkungen über das Baſedowiſche [439] Elementarwerk. Zweytes Stück über des Elementarbuchs erſtes Stück. Bey Orel, Geßner, Fußl. und Comp. 1772. 10. Bogen in 8.

Wir empfehlen dieſes Buch allen ehrlichen Vätern und Müttern zu ihrem Troſte, die bisher nicht begreiffen konnten, warum ihr Kind nach Anleitung des Elementarbuchs nichts lernen, und warum die Eingießung der Begriffe nach dieſem geſchwinden Lateiner in Sachen des Menſchenverſtandes, keinen Fortgang gewinnen wollte. Der Recens. hat ſchon lange den Text des Elementarbuchs bey Seite gelegt, nur die Kupfertafeln als den einzig brauchbaren Text zur Unterredung mit ſeinen Kindern beybehalten. Die Geſpräche, die Baſedow zur Probe vorlegt, hätten unter Brechters Hand, die weit mehr practiſche Pſychologie verräth, und die Abſtuffung der Ideen nie auf grobe Art verfehlt, eine ganz andre Geſtalt gewonnen; allein ſo gut ſie auch ſeyn mögen, ſo iſt und bleibt es Waſſer mit dem Sieb geſchöpft. Den Eltern, die weder Kopf noch Gefühl zum Unterrichte ihrer Kinder haben, iſt mit dieſer Probe

Digitized by Google

nur zum Anſtaunen gedient, und diejenige, die beydes ſelbſt beſitzen, lachen über den gutherzigen Taſchenſpieler, der Wunder zu thun glaubt, wenn er in einem verſchloſſenen Schächtelgen immer noch ein anderes kleineres vorzeigt. — — — Uns dünkt, wir haben nichts zu thun, als den Kindern die Dinge dieſer Welt, die ſie ſehen ſollen, vors Auge zu bringen — — ohne die ewigen Fragen wie, und was ſie ſehen, und was wir wünſchten, daß ſie ſehen ſollten. — — — Es ſchlafen in ihrer Seele tauſend Ideen, die wir aber als Gefühl und wohlbehaltenen Eindruck ruhig ſchlafen müſſen laſſen — — — denn durch das beſtändige Anfragen, Aufrütteln und Beſichtigen, wird der Schatz ihrer Bildertafel um nichts reicher. Die Methode des Leſens, womit zugleich das Schreiben verbunden wä- [440] re, verdient alle Würdigung; nur ſind wir noch immer der Meynung des Vorredners bey Chalotais: daß die Zeichen der Dinge auf die Einbildungskraft der Kinder, mehr durch Unähnlichkeit als Ähnlichkeit, Eindruck machen, und daß dieſes Merkmal ihrer Selbſtſtändigkeit oder Individualität ſchlechterdings zum Faſſen nothwendig iſt. Wir haben dazu alle Pſychologiſche Erfahrung der groſſen Männer unſers Jahrhunderts auf unſrer Seite.

Paris.

Phedon, ou entretiens sur la spiritualité et l'immortalité de l'ame. Par Mr. Mosès Mendels-Sohn, Juif a Berlin, traduit de l'allemand, par Mr. Junker, de l'academie des belles Lettres de Goettingen, in 8vo avec une Gravure chés Saillant.

Die Überſetzungen des Herrn Junker haben nicht völlig die Verdienſte der Huberſchen, und Herr Moſes hat Recht, auch mit dieſer nicht zufrieden zu ſeyn; indeſſen ſind ſie immer ſehr bequemes Fuhrwerk, deutſchen Witz und Verſtand in Deutſchland, an diejenige für unſere Muſen bisher ſteile und unzugängliche Orte zu bringen, wo unſre Bücher nwohl als unſre Galanteriewaaren und gebrannte Waſſer ſoicht eher Credit erhalten, bis man ſie von Paris verſchrei-

kann. So traurig bisher für jeden Kenner der Verluſt des Tons, der Sprachnuance und des Geiſts jedes unſrer Dichter, in den Choix des Poesies Allemandes des Herrn Huber ſeyn möchte, ſo war es doch das einzige Mittel, die Großen die Namen Kleiſt, Geßner, Klopſtock u. ſ. w. ausſprechen zu lehren.

Nachricht.

Herr Duclos iſt zu Dinan, ſeiner Vaterſtadt, mit Tod abgegangen und Herr D'Alembert an ſeiner Statt zum Sekretär der Akademie ernennt worden.

[441] Nro. LVI. Den 14. Julii 1772.

Zürch.

Bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie. **Johann Jacob Brechter, Diaconus zu Schweigern, Anmerkungen über das Baſedowiſche Elementarwerk. Erſtes Stück über das Methodenbuch, 1772. 8. 289 S.**

Es gehört der Verfaſſer unter die wahren Berichtiger der B. Vorſchläge, indem er mit Billigkeit und Hochachtung von den Verdienſten ſeines Vorgängers ſpricht, und aus eigenen Erfahrungen zeigt, wie weit ſie thunlich ſeyn möchten, oder nicht. Er war ſelbſt ein Mann von nicht gemeinen Talenten, von denen er ſein ganzes Leben durch einen edlen Gebrauch gemacht hat, und vor wenigen Monaten hat ihn der Tod, als einen noch ſehr nothwendigen Familienvater der Welt und den Seinigen zu früh entzogen. Er glaubt mit Rouſſeau, daß nichts ſo wirkſam ſey, Gehorſam zu erzeugen, als Standhaftigkeit in den Grundſätzen bey Eltern; daß man die Kinder ſchlechterdings den Widerſtand der Dinge, die Unterwürfigkeit die ihnen die Schwachheit ihres Alters aufgelegt hat, empfinden laſſen, und ihnen Ehrfurcht gegen Erwachſene einprägen müſſe. Baſ. ſagt: man ſoll das Verläumden hart beſtraffen. Das Kind, antwortet Br. iſt ſchon übel erzogen, [442] das verläumdet, oder lügt, und dieſe beyde Laſter ſind meiſtens die Folgen der Furcht

vor harten Straffen. Er lacht mit Recht über Baſ. Vorſchlag, ein Kind zu tröſten, das von einem andern beleidigt oder geſchlagen worden, indem man ihm ſagt: der, der dich geſchlagen hat, iſt übler dran, als du: es wird ihn gereuen. Br. bringt abermal hier mit Rouſſeau darauf, die Kinder zum Leiden, zum Vertragen zu gewöhnen. Verſtellung, Verbergung des Schmerzens ſind keine Eigenſchaften für das kindiſche Alter; wenn es Zeit iſt, dieſe Tugenden, in Umſtänden, wo ſie dieſen Namen verdienen, auszuüben, ſo wird es der Jüngling und Mann zeitig genug lernen. Dem Lügen läßt ſich leicht begegnen, wenn man nicht Schwatzhaftigkeit zur Gewohnheit werden läßt, wann man ſo wenig ſtraft als möglich, und keine Verſprechungen von ihnen annimmt. Der Verfaſſer iſt gegen Baſ. frühzeitigen Unterricht von Erzeugung des Menſchen, und wir glauben mit ihm, daß es beſſer iſt, wenn man dem Kind ein Stillſchweigen darüber auflegt. Es wird ſich bey dieſem Geſetz beruhigen, wenn man nur Sorge getragen hat, es bey gleichgültigen Dingen demſelben vorher ſchon zu unterwerfen. Er tadelt mit Recht die gemeine Methode, Kinder zu Allmoſenpflegern zu machen, und ſagt mit Rouſſeau, ein Kind wird eher hundert Thaler, als ſeine Kuchen hergeben. Überhaupt, warum gutthätig? Es iſt nicht für das kindiſche Alter, wo der Menſch noch zu haſtig mit Übung und Entwickelung ſeiner phyſiſchen Kräfte beſchäftigt iſt, als daß er dieſe Tugend, die Ruhe, Selbſtgenungſamkeit vorausſetzt, ausüben ſollte. Wir ſtimmen dem Verfaſſer bey, wenn er ſagt, nicht allein Worte, ſondern auch Sachen, die das Kind nicht verſtehen kann, muß man es nicht lehren wollen. Eine Lehre, die ſich Herr B. merken ſollte, der mit ſeinen Realien, die er den Kindern [443] aufdringt, ehe ſie Hunger und Durſt darnach haben, eben ſo leere Köpfe bilden würde, als durch Grammatiken und Wörterbücher. Vom 12ten Jahre will Herr Br. erſt die todten Sprachen mit Ernſt treiben. Vortreflich! und vorher alle Seelenkräfte und Sinnen des Kindes an der Natur gewetzt haben; nicht im Naturaliencabinet, unter freyer

Himmel, wie in einer griechiſchen Paläſtra oder Akademie. Nicht Sätze, ſondern Thaten ſind ein guter Unterricht. Er verwirft alle Moralien Baſedows, die bey den Kindern Nachdenken vorausſetzen, das ſie nicht haben. Vor dem ſiebenten Jahre will er nichts von Gott dogmatiſirt haben, ob er gleich kleine mit Erweckung des Herzens verbundene, aber abgebrochene und kurze Unterredungen von dem höchſten Weſen anempfiehlt. Die Geſchichte will er anfänglich in iſolirten Stücken vortragen; hernach zu den Lebensbeſchreibungen übergehen. Zum Beweiß der Nothwendigkeit der griechiſchen Sprache hätte er noch hinzufügen können, daß ſie die Mutter aller Kunſtwörter iſt, und in der Wortfügung, und Struktur des Perioden ungemein viel Analoges mit der deutſchen hat. Von der Erziehung der Töchter, welchen Abſchnitt er der vortrefflichen Verfaſſerinn der Sternheim zuſchreibt, und ihrem ausübenden Beyſpiel ſein Syſtem verdankt, giebt er die nützlichſten Ermahnungen, die wir allen Müttern empfehlen. Unſere Leſer erlauben uns noch einige eigene Bemerkungen. Bey allen dieſen Erziehungsmethoden dünket uns noch immer, daß man ſich zu ſehr mit Palliativen beſchäftigt, und Projekte macht, zu deren Ausführung die Natur ſchon zum Voraus Nein geſagt hat. So wie in der Moral das ganze Leben des Menſchen zu ſehr als Vorbereitungszuſtand zu einem Beſſern angeſehen wird, ſo verfährt man auch mit dem kindiſchen Alter. Ewige Anſtalten zur künftigen Exiſtenz, und dadurch Tödtung der Gegenwärtigen. [444] Man läßt die Kinder nicht auf ihrem eigenen Wege ihre Nahrung ſuchen, ſondern man dringt ihrem Kopf und Herzen unſre Vorſtellungsarten auf, die uns der Geſellſchaftszuſtand nothwendig gemacht hat. Man ſieht alle Keime, alle Diſpoſitionen für Fehler an, weil ſie nicht die unſrigen ſind. Man bedenkt nicht vorher, wie viel phyſiſches und moraliſches Elend man ihnen durch das ſogenannte Wiſſen bereitet. Und den Hauptzweck, zu dem man ſie vorbereiten ſollte, und der die philoſophiſche und chriſtliche Lehre vereinigt, verfehlt man: ſo leicht und wohlfeil durch die Welt zu kommen, als es thunlich iſt.

Göttingen und Gotha.

Novi commentarii Societatis Regiae scientiarum Goettingensis. Tom. I. ad a. 1769. 70. Bey Dietrich 1771. 4.

Bey so vielartigen und vielhaltigen Abhandlungen einer ganzen Societät, sollte bey einem einzelnen Recensenten es wenigstens die Bescheidenheit erfordern, nur zu recensiren, das ist anzuführen, und nur hier und da seine Meinung zu sagen. In gegenwärtigem Fall wird uns indeß auch selbst das Anführen entübrigt, weil alle Abhandlungen, da sie einzeln vorgelesen wurden, Auszugsweise in den Göttingischen gelehrten Anzeigen schon bekannt gemacht worden, und uns bleibt also eigentlich Nichts, als anzuzeigen, welche dieser schon bekannt gemachten Abhandlungen hier den ersten Quartband der neuen Commentare ausmachen.

Von Hailer commentatio de plantis papularibus nuperorum und de vento Rupensi (in Roche.)

Von Kästner Vertheidigung der Bernoullischen Hydraulik gegen d'Alembert, wo gezeigt wird, daß [445] der Franzose den Schweizer blos nicht verstanden: de differentia inter adscensiones rectas solis mediam et veram in tempus convertenda: Analytische Formeln, den Sonnenlauf um seine Axe zu berechnen, und Zugabe zu seiner Theorie von der sternographischen Horizontalprojektion — — — Überall ist das große Kästnersche Talent sichtbar, Wahrheiten, Sätze, Beweise, so auf einen einzigen scharfsinnigen, reinen Punkt des Anblicks zu setzen, daß die tiefste mathematische Theorie fast mit dem abstraktesten Witze und größten Spiele Eins zu werden scheint.

Von Meister über die Genesis planer Figuren und ihre daherigen Eigenschaften, und de aberratione attritus a lege inertiae.

Historisch- u. philologische Classe. Von Michaelis, über den Tempel Salomons, wo nichts als gezeigt wird, weil er in Verhältniß und Bauart so simpel sey, so könne er wohl alt seyn. Wir wissen kaum, wie diese Abhandlung hieher kommt. Der Einfall ist nicht ne

ſo gedehnt, was Pensée allenfalls ſeyn konnte, iſt Vorleſung geworden; aber ſo ſuperficiell ausgeführt — — man iſt ſchon in Vergleichung der alten Tempel, Salomons, der Altegyptiſchen, Griechiſchen, Aſiatiſchen ſo ungleich beſtimmter und weiter gekommen, als dieſe alle Gelehrſamkeit verachtende Abhandlung vorausſetzt. Kurz, Herr M. muß es ſich zur Schande gerechnet haben, der Societät eine Abhandlung zu geben, und gab ihr alſo dies müßige philologiſche Bon=Mot.

Von Walch, Erläuterung über das Niceniſche Oſterfeſt, in 2 Vorträgen.

Von Heine, über die Schiffart Epochen des alten Caſtors, und de ebore et eburneis signis veterum, 2 Vorleſungen. Alle 3 ſind ſehr merkwürdig. Die erſte nicht blos als ein glücklicher Philologiſcher Einfall, dieſe Stelle der Epochen wieder herzuſtellen, ſondern für die alte Geſchichte Griechenlands, der [446] Schiffart, der Völkerwandrung, der alten Mythologien und Sprachen ſehr bräuchlich. Cretenſer, Carier, Pelasger, Thracer, und Tyrrhener nehmen in den Originibus ihrer Geſchichte viel Licht, und auch ſchon die eingeſtreuten Urtheile über Huet, die Verfaſſer der Schiffart der Alten, Freret u. ſ. w. ſind würklich klaßiſch. Die andre Abhandlung iſt ein ſchöner berichtigender und erweiternder Kommentar über Winkelmanns Kapitel von den Materialien der alten und uralten Kunſt, beſonders des Elfenbeins, aber auch mit vielen eingeſtreueten Nebenausſichten. Wie einzig wäre es, wenn der Verfaſſer in dieſem Kommentar über Winkelmann, auch deſſen erſten Theil der Kunſtgeſchichte weiter fortführe! und wir überhaupt von ihm eine Geſchichte Griechenlands hätten, um deren ſchwerſten Theile er ſich ſo verdienſtlich bewirbt.

Von Murrai ſchlieſſen Abhandlungen über die Nordgeographie Europens im Jahrhundert 9. 10. 11. aus Adamus Bremenſis und andern Deutſchen des mittlern Zeitalters.

Frankfurt und Leipzig.

J. Ch. E. Springer, ökonomische und Cameralische Tabellen, mit Anmerkungen und einem Vorberichte von den Schicksaalen der Cameralwissenschaft bey den französischen und deutschen Gelehrten. 1772. 8. 5 Bog.

Diese Tabellen haben dem Herrn Verfasser, der bekanntlich nun an die Erfurter hohe Schule als öffentlicher Lehrer des Staatsrechts berufen worden ist, in Göttingen bey seinen Vorlesungen zum Leitfaden gedient. Der Vorbericht enthält eine kurze Analyse der neuen französischen Staatsökonomie, und eine sehr flüchtige Geschichtsbeschreibung der Cameralwissenschaft in Deutschland; wobey sonderlich die [447] hohen Schulen hererzählt werden, wo diese Wissenschaft itzo gelehrt wird. Bey der Entwickelung des französischen Systems hätten wir lieber das Innere desselben herausheben, als die blendenden, aber oft falschen Apophthegmen analysiren gesehen, in welchen die Franzosen so große Meister sind, und die wir gerne entbehren. Es ist uns indessen angenehm, einen Gelehrten, wie Herr Regierungsrath Springer, an einer berühmten hohen Schule der französischen Theorie von der Staatswirthschaft das Wort reden zu hören, und wir hätten gewünscht, daß selbst seine Tabellen darnach eingerichtet worden wären; wir begreiffen aber gar wohl, wie groß die Schwierigkeiten sind, die einem aufstoßen, wenn man Leute für unsere Welt wirken und für eine andere denken lehren soll. Es fallen vielleicht zwey Drittel von diesen Tabellen aus der Staatswirthschaft weg, wenn die natürliche Ordnung eingeführt wird; wie soll aber ein bloßer Schüler des Quesney und Mirabeau, wenn er in ein Finanzcollegium kommt, sich aus allen den Pfandgeldern, Gewehrgeldern, Anmeldgeldern, Sterbhandlohngeldern, Besthauptgeldern, Rauchhünergeldern, Accisen, Beeten, Steuren u. d. gl. heraus helfen können, wenn er nicht vorher von allen diesen fruchtbaren Erfindungen der Juristen und Cameralisten, die so bald nicht abgehen werden, belehrt worden ist, Ja, wenn er nicht durch Betrachtung des Zustandes der itzigen Finanzen sein Herz nach und nach ein

wenig geſtählt hat; wie ſoll er, voll von den menſchenfreundlichen phyſiokratiſchen Ideen, den Anblick des Elends ertragen können, in welches der ehrwürdige Bauernſtand geſtürzt worden iſt!

[448] **Frankfurt am Mayn.**

Der Fall der erſten Menſchen. Ein Drama in fünf Handlungen, mit Zwiſchengeſängen von Johann Ewald. Aus dem Däniſchen 1772. 8. 152 S.

Daß Milton den Gedanken, die Geſchichte des Sündenfalls zu dramatiſiren, fahren ließ, danken wir ihm; daß Dreyden ihn ausführt, müſſen wir ihm verzeihen; aber daß dieſes abſcheuliche Drama, das wir vor uns haben, geſchrieben, überſetzt, und gedruckt worden iſt, das kann kein Menſch dem Schreiber, dem Überſetzer und dem Drucker verzeihen. Wohl zehnmal haben wir angeſetzt es zu leſen, und nie konnten wir es länger, als für zwo Seiten ausſtehen! Solcher unerträgliche Unſinn, als hier Engel, Teufel und Menſchen reden, iſt im Himmel, in der Hölle, und auf Erden noch nicht erhört worden! Leſe wer da will!

NB. Aus Verſehen iſt gegenwärtige Recenſion der Brechteriſchen Anmerkungen mit der in dem vorigen Stücke verwechſelt worden.

[449] Nro. LVII. Den 17. Julii 1772.

Leipzig.

Die Religion eines Evangeliſchen Chriſten, entworfen von L. C. Schmahling, Prediger zu Trebia, und einiger Geſellſchaften Mitgliede. 1772. 8. 313 S.

Seit einigen Jahren ſind die Bemühungen ſehr vieler unſrer Gottesgelehrten auf die Verfertigung von Lehrbüchern der Chriſtl. Religion für die Jugend gerichtet, welche, wenn die gute Abſicht alles bereits erſchöpfte, großes Lob verdienten. Hr. S., der ſeit einiger Zeit der Welt als ein fleißiger Skribent bekannt iſt, liefert hier auch ſeinen Beytrag, voll der ſüßen Zuverſicht, nun dieſe Sache ihrer Voll-

kommenheit nahe gebracht, oder wohl gar ſchon dazu erhoben zu haben. — — Zwar ſind in dieſem Lehrbuch der Abſtraktionen, welche der Faſſungskraft junger Leute wenig, oder gar nicht, angemeſſen ſind; der kunſtmäßigen Erläuterungen und Einſchränkungen, der willkührlichen Sätze, welche ihre Köpfe mehr verwirren, als aufklären, und ihnen eher Ekel vor der Religion, als Geſchmack darnach einflöſſen, nicht völlig ſo viele, als in manchen ähnlichen neuern Schriften: Dennoch hätte alles dieſes, nach dem angegebenen Endzweck des Buchs, noch mehr ins Kleine gebracht ſeyn können. Zudem wimmelt es von übel- [450] gewählten Beweiſen aller Art, die zu weiter nichts taugen, als daß aus ſo unterrichteten Chriſten, Zweifler und aus Zweiflern Religionsfeinde werden, die entweder ſpät, oder gar nicht, auf den wahren Weg zurückkommen; wir wiſſen deßwegen nicht, was wir durch gegenwärtiges Werkchen gewonnen haben. Dazu kommt, daß der Vortrag nicht die, nach der Beſtimmung des Buchs, durchgängig erforderliche Simplicität und Reinigkeit beſitzt. — — Zuerſt legt Herr S. ſeinem Evangeliſchen Chriſten eine Art von Grundriß der Naturlehre und natürlichen Religion vor, worin wir aber nur die trockne Kürze nicht billigen, hierauf die Chriſtliche, worin er ihn von Gott, der Schöpfung und Vorſehung, den Engeln und Teufeln, vom Ebenbild Gottes, Fall der erſten Menſchen, Erbſünde, und den Folgen derſelben, von der Erlöſung der Menſchen, den beyden Ständen, dem leidenden und thätigen Gehorſam, und den drey Ämtern Chriſti; von der Heiligung S. 165. Beruf, Erleuchtung des Verſtandes, Beſſerung des Willens, Erneuerung und Erhaltung; von der Rechtfertigung S. 177. und deren Folgen und Nutzen — — von der Heilsordnung S. 187. Bekehrung zu Gott, Glauben an das Evangelium, Urſachen und Umſtänden der Beſſerung des Menſchen, Buße und Erkänntniß der Sünde, Reue über die Sünde, Haß derſelben, Glauben und Erkänntniß Chriſti, der Nothwendigkeit und Würkung des Glaubens, Beichte und gottſeligen Leben unterrichtet, hierauf eine allgemeine Unterweiſung in den Pflichten eines

Chriſten vorträgt, von S. 209—253. von den Gnadenmitteln, dem Wort Gottes, und den beyden Sakramenten, S. 254—282. und endlich von den letzten Dingen, S. 282—300. Den Beſchluß macht ein Beweis des göttlichen Urſprungs der H. Schrift. Uns iſt nichts vorzüglich an dieſem Gange, den Herr S. hier ge-[451]nommen hat, vorgekommen, ſo wie wir auch ſelten andre, als die gewöhnlichen Vorſtellungen und Terminologien wahrgenommen haben. Am wenigſten ſind wir mit ſeiner Abhandlung, der Lehre von der Beſſerung des Menſchen und deren Folgen, zufrieden, welche, wie unſre Leſer zum Theil ſchon aus unſrer genauen Zeichnung ſeines Ganges werden bemerkt haben, mit einer unerträglichen Weitſchweifigkeit, Gewirre und Trockenheit, vorgetragen worden. Eben ſo hätte auch die Lehre von der Taufe und dem Abendmahl viel kürzer, ſchriftmäßiger und populärer abgehandelt ſeyn können. — — Daß er den Beweis der Wohlthätigkeit, Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion, der bisher auf eine unmethodiſche Weiſe, in den meiſten Lehrbüchern, an die Spitze geſtellt worden, an das Ende des Buchs, das die Lehren und Gebote derſelben enthält, verpflanzt, hat unſern Beyfall, wiewohl wir auch in dieſem Abſchnitt hin und wieder mehrere Richtigkeit vermiſſen. Eben ſo angenehm iſt es uns geweſen, die Sittenlehre nach ihrem Umfang, eingeſchaltet zu ſehen, ob wir gleich unter andern hier gewünſcht hätten, daß der Menſch, um ihn deſto ſtärker in das Intereſſe zu ziehen, bey manchen Pflichten häufiger in ſich ſelbſt geführt, und auf ſeinen innern Wohlſtand, bey Uebung dieſer oder jener Pflicht, verwieſen, z. B. bey der Pflicht des Gebets, und der Liebe gegen Feinde, — — daß das Objekt mancher Pflicht genauer beſtimmt, — — und, anſtatt der trivialen, unrichtigen Abtheilung der menſchlichen Pflichten gegen Gott, gegen uns und andre, eine genauere angebracht worden wäre. Was man im eigentlichen Sinn Pflichten nennt, dergleichen wir gegen uns und andre, um unſers und andrer Beſtens willen, zu beobachten haben, findet gegen Gott nicht ſtatt. Was man

mit diesem Namen belegt, sollte genauer Gesinnungen in Ansehung Gottes [452] heissen, und hinter die Abhandlung von den Pflichten gegen uns und andre, in deren Ausübung, hauptsächlich in der wahren Geselligkeit und Gemeinnützigkeit, die ächte Tugend besteht, versetzt seyn; denn sie sind blos Mittel der Tugend.

Zürch.

Onyramynt fürs Christenthum. Bey dem Traume von 2440. von Diac. Johann Tobler. Bey Orell, Geßner, Fueßlin und Compagnie 1772.

Herr Diaconus Tobler macht in diesen wenigen Blättern mit muntrer Treuherzigkeit einige, vermuthlich in seiner Vaterstadt nöthige Bemerkungen gegen das Buch l'An 2440. Es muste ihm mit uns natürlicher weise anstößig werden, daß dieser sonst würdige Mann in seinen Träumereyen einer bessern Welt alle Offenbarung so sichtbarlich daraus verbannen will, da ihm doch die ganze Geschichte der Menschheit zeigt, daß alle Jahrhunderte, von denen wir gewissermassen Nachrichten haben, nie ohne irgend eine Offenbarung gewesen sind. Allein in einer Welt, die der Verf. dieses Buchs als ein Concretum unsrer Moralitätsbegriffe erbaut, und mit poetischen Farben eines gefühlvollen Herzens bunt wie ein Kartenblatt ausgemahlt hatte, liegt auch nicht viel daran, ob hier oder da etwas nicht am rechten Orte ist, oder fehlt. Wenn werden denn einmal unsre dichterische Philosophen den Menschen ansehen, wie er ist, und nicht mehr in dieser menschlichen Welt auf die Prophetengesichter, ewige Ruhe, ewiger Friede, ewige Gesundheit, ewige Tugend und Glückseligkeit, harren? Die physische Oekonomie, wo sich vor unser blödes Auge, so viele Verschwendung, Zerstörung und Nichtachtung auch der edelsten Kräfte zeigt, sollte ihnen doch am Ende die leise War- [453] nung geben, daß es in der moralischen Welt unsern Sinnen nicht besser scheinen könne. Offenbarung und Vernunft belehren uns beyde, daß es mit der Geschichte des menschlichen Herzens von allen Zeiten her ohngefähr eben-

daſſelbe Ding geweſen ſey, — — ſollten dieſe Herren, wenn ja etwas muß gelehrt werden, nicht beſſer thun, die Spannung ihrer Moralitätsbegriffe nach den Factis zu mäßigen, als nach in der Schule gemodelten Sätzen, Welten zu erbauen? Der Träumer will alle Geiſtliche aus ſeiner Republik verbannen; Herr Tobler ſetzt ihm die Schilderung und den Beruf eines wahren Theologen entgegen, deſſen Hauptzüge er ſeinem eigenen Bilde mag entlehnet haben, und fragt ihn nun, ob dieſe Leute dem Staat unnütz oder entbehrlich ſeyen. Wir wollen dieſe Charakter herſetzen, und wünſchen, daß alle diejenige von unſern Brüdern, die zu dem Lehramt des Menſchengeſchlechts berufen zu ſeyn glauben, mit gutem Gewiſſen in dieſe Spiegel ſchauen mögen. „Männer, die zu ihrem Hauptwerk machen, genau nachzuſehen, was eigentlich die Bibel ſage; von was für einem Belang jede ihrer Lehren ſey; wie ſie mit der natürlichen Religion harmoniren; in wie fern die Entſtehung und Fortpflanzung der natürlichen Religion ſelbſt jenen in der Bibel erzählten Begebenheiten zu verdanken ſey; was bey ihren Dogmen nur Schwierigkeit ſey, und unter welcherley andrer Beſtimmung ſie zur Ungereimtheit zu rechnen wäre; was die natürliche Religion für mehrere Eindringlichkeit und Conſiſtenz durch die heil. Schrift erlange. Es iſt darum zu thun, auszumachen, was für Lehrbücher von Religion und Sittenlehre nach den Zeiten, in denen ſie leben, was für Catechiſmen dem Volke, was für Formeln von öffentlichen gottesdienſtlichen Bekenntniſſen und Anbetungen, und was für akroamatiſche Entwürfe der Religion auch den Geübten und Gelehrten vorzule- [454] gen ſeyn. Es iſt darum zu thun, die jungen Ministres de la paix zuzubereiten, ſie künftig gegen alle dogmes extravagans zu waffnen, und gegen alle Intoleranz. — — Daß allerley Mittel ausfindig gemacht werden, die reine Religion auf eine unverwirrende Art in würdige Bilder einzukleiden, ſie für die verſtändigſten Seelen, doch auch in Empfindung zu verwandeln, und ſie allen Claſſen der Menſchen, auf der für ſie intereſſanteſten Seite zu zeigen."

Carlsruhe.

J. A. Schlettweins Erläuterung und Vertheidigung der natürlichen Ordnung in der Politik, in einem Sendschreiben an den Verfasser der deutschen Anmerkungen über die Französische Schrift Moïens d'arreter etc. 8. 1772. 188 S.

„Tis strange how some men's tempers suit
„Like Bawd and Brandy with dispute!

Der Grundsatz, auf welchen das neue Staats-Wirthschafts-system sich gründet, heißt in seiner metaphysischen Allgemeinheit etwa so: Wenn man von einem Haufen, zu dem man nichts legen kann, immer nimmt, so kann man endlich nichts mehr nehmen; nimmt man aber von einem, wozu man immer mehr legt, als man nimmt, so kann man immer mehr nehmen. Ein so deutlicher Grundsatz sollte doch wohl, dünkt uns, nicht in Zweifel gezogen werden; und doch wird ers! Dieses Buch enthält auf 62 S. Einwendungen gegen des Hrn. Finanzr. Schlettweins Traktat, Moïens d'arreter etc. Der Verf. dieser Anmerkungen stellt sich — — es kann nicht anders als mit Fleis seyn — — so unbegreiflich einfältig und hartköpfig, daß er die gemeinsten Dinge nicht einsehen will; alles versteht er falsch, alles wendet er [455] schief an, und da er, bey aller der Begierde zu widerlegen, die er deutlich genug an den Tag legt, so elende, kindische Einwürfe vorbringt, so dient diese Widerlegung in der That zu einer Vertheidigung. Der gezwungene Witz, der dieses Stück beleben soll, ist unerträglich platt, und wenigstens zwey Jahrhunderte zu alt. Herrn Schlettweins Schreiben von S. 63 thut diesem armen Mann mit seiner Widerlegung viele Ehre an. Er spricht darin die Sprache des guten, persönlichen Mannes; des Mannes, der fühlt, daß er mit Vortheil für die Wahrheit kämpft, und der mehr seine gute Sache und die Glückseligkeit der Menschheit, als seine eigene Ehre retten will. Einige warme und religiöse Züge, die Hrn. S. Gegner doch schwerlich fühlen wird, hätten wir um vieler Ursachen willen aus dem Sendschreiben weg gewünscht: Uns, die wir des Hrn. S. Gesinnung für redlich halten, konnten

ſie nicht mißfallen, allein es ſind ſo viele, die ihn nicht kennen, ſo viele, die die Zungen nicht zu unterſcheiden wiſſen, und glauben, alle würden von einem Geiſt regiert! Uebrigens wird zwar bey denkenden Leſern dieſer Anmerkungenmacher wenig Eindruck thun können. Es iſt uns aber wirklich ein Problem, woher es kommen mag, daß Schriftſteller, Miniſter, Räthe und dergleichen oft ſo einſichtsvolle Männer, nicht mit Vergnügen eine jede Lehre ergreifen, und nach allem Vermögen unterſtützen, wenn durch ſie das Volk, wozu ſie doch auch gehören, und wozu ihre Kinder gehören werden, glücklich, in dem freyen Genuß des Seinen, gemacht werden ſoll. Unſere deutſche Machiavelle, es giebt ihrer ſo viele! verdienen, daß ſie an ſich und an ihren Kindern, die abſcheulichen Grundſätze zuerſt ausgeführt ſehen, welche ſie mit ſo viel Geiſt und Arbeit feſtzuſetzen ſuchen. Das wäre Phalaris Stier; die gerechte Belohnung menſchenfeindlicher Erfindungen.

[456] Hamburg.

Die Schule der Liebhaber, ein Luſtſpiel in fünf Handlungen, aus dem Engliſchen von Whithead 1771.

Aus einem kindiſchen Stolz Eroberungen zu machen, treibt ein junger Mann eine langweilige Intrigue mit zwo Mädchen, die er am Ende beyde verliert. Eine fade alte Dame ſoll mit ihrem Gemiſch von Franzöſiſch und Deutſch, ihrer Eitelkeit und ihren abgeſchmackten Eigenſchaften lachen machen; aber wir trotzen der reizbarſten Lunge, ob ſo ausgeſchliffene Caricaturen Wirkung thun können? Wilhelminens und Albertinens Charakter waren erträglich angelegt; aber currente rota, wurde jene eine Puppe und dieſe gar nichts. In der Schule der Liebhaber ſollte man doch wenigſtens ächte Liebe ſehen! — — Das Stück war wohl des Überſetzens nicht werth; doch kann es uns über die vielen elenden Schauſpiele tröſten, die auf unſerm Boden wachſen.

London.

Zobeide, a Tragedy. As it is acted at the Theatre Royal in Coventgarden, 8vo. 1 S. 6 d. 1771.

Hier verpflanzt Herr Cradock Voltairs Stück les Scythes

auf das englische Theater unter verändertem Namen und ohne Anzeige, woher er dieses fremde Feuer genommen, und auf seinem eignen Heerde angezündet habe. Im vierten und fünften Akt sind einige gutgearbeitete Scenen, die dem Engländer wirklich eigen sind, und die bey uns den Wunsch erregten, daß er künftig auf eigenen Boden pflanzen möge. Hier und da sind wunderbare Gallicismen, und wir sehen auch hierin, wie weit eine, ohne alle gesteckte Gränzen gehende Licenz, die Sprache am Ende verunstalten könne.

[457] Nro. LVIII. Den 21. Julii 1772.

Leipzig.

Götzens erbauliche Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden; auf alle Tage des Jahrs. 1ster und 2ter Theil. 1772. 8. 1144 S.

Die um die Kirche und die gelehrte Welt so hochverdiente Breitkopfische Buchhandlung hat, wie der Herr Verf. sagt, aus dero vorzüglich schönen Druckerey, dieses Werk herausgehen lassen, das Hr. G. schon lange versprochen, und auf Verlangen vieler Freunde, in seinen unpolemischen Nebenstunden geschrieben hat. Die zween vorliegenden Theile enthalten die Monate Jänner bis auf den Heumonat, und können so weit, auch sogar in einem Schaltjahr, täglich ein ganz frommes Geles verschaffen. Wir haben eben noch die letzten Tage des Heumonats erwischt, denn zu dem übrigen war heuer die Jahrszeit vorbey. In dem also, was wir gelesen haben, finden wir fleißige Ausspinnung der biblischen Gleichnisse, Anreden an die liebe Seele, hier und da einen polemischen Ausfall — — kurz, alles was man erwartet, wenn Herr Götz sich hinsetzt, und sagt: ich will betrachten! — — Von den Betrachtungen, die blos aus den sanften und wahren, unerzwungnen Selbstgesprächen fließen, welche empfindsame Seelen halten, wenn eine aufgewallte Em=[458]pfindung sich nach und nach wieder setzt, und in ruhige Behaglichkeit oder süße Schwermuth schmilzt; von denen haben wir keine ge=

funden; dieſe ſind in, rundum mit Polemik umringten Stunden, nicht möglich. Dieſe Götziſche Betrachtungen — — weil es doch welche ſeyn ſollen — — ſind übrigens dem hieſigen Magiſtrat, zur Dankbarkeit für das Vergnügen gewiedmet, das der Hr. Verf. bey Leſung der Frankfurter Religionshandlungen empfunden hat. Der Werth, den er auf dieſe ſeine Arbeiten legt, muß ſehr groß ſeyn, wenn ſie ein ſolches Vergnügen belohnen ſollen, das nach Hrn. G. bekannten Denkungsart, nicht gering geweſen ſeyn kann. — — Gott bewahre uns, daß der gute Mann nicht noch mehr Vergnügen an uns haben möge; ſeine Zuſchriften erſetzen den Aufwand des Schauſpiels gewiß nicht!

Maynz.

In der Churfürſtl. Hof- und Univerſitätsbuchdruckerey iſt bey Joh. Häfners Erben herausgekommen: **Alte Geſchichte von Maynz. Aus den älteſten und erſten Zeiten, von dem Anfang dieſer Hauptſtadt unter dem Kayſer Auguſtus bis zu Ende des ſiebenden Jahrhunderts, in vier Bände abgetheilt. Erſter Band, von Erbauung der Veſtung Maguntiacum, bis zu den Zeiten des Trajanus. Herausgegeben von P. Joſeph Fuchs, Benediktiner der Abtei der H. H. M. M. Marcellinus und Petrus zu Seligenſtadt. 1 Alph. 11 Bog.**

Die Maynziſche Geſchichte hat, wie die Trieriſche, das Glück gehabt, von vielen vorzüglichen Gelehrten bearbeitet zu werden, und wenn ſich eben dieſes noch von der Cölniſchen ſagen lieſſe, ſo würde es in der ältern Geſchichte der Gegenden des Rhein- [459] ſtroms ziemlich helle ausſehen. Das gegenwärtige Werk iſt ein wichtiger Beytrag dazu. Nie war eine Zueignungsſchrift dem Innhalt angemeßner, als die hier an Ihro Churfürſtl. Durchlaucht von Maynz voranſteht: denn eigentlich hat das Werk der huldreichen Unterſtützung dieſes hohen Beſchützers der Wiſſenſchaften ſeinen Urſprung zu danken. Ohnehin verräth ſchon die äuſſerliche Pracht des Buches, die Menge der Kupfer und Inſcriptionen, und der zu ſolchen Unterſuchungen erforderliche Aufwand und Reiſen, daß es kein Werk eines deutſchen Verlegers iſt. Die

Absicht und den Umfang des Werks sagt der Titel: Den Innhalt des gegenwärtigen Theils wollen wir mit des Hrn. Verf. eignen Worten hersetzen: „In dem ersten Band schreibe ich von wem, wann, wie, und an was für einem Platze die Vestung Maguntiacum ist erbaut worden, wie die wahre Lage der Vestung und der Stadt war, die über Berge und Thäler weit hergeführte Wasserleitung, die nach dem Stande unterschiedene Begräbnisse der Legionen der edlen und gemeinen Römer, die Brandgruben, in welchen sie die Todtenkörper verbrannten, den Richtplatz, die ausgehende Hauptstrassen: die Absichten der Römer mit dieser Hauptvestung gegen die Feinde und für das Reich, die Feldherrn und Legionen, die Cohorten und Reuterey, welche darinne gelegen, die Vorfälle, welche sich zugetragen, bis an die Zeiten des Kayser Trajanus.“ Die vorgesetzte Einleitung, in drey Abschnitten, hohlt ziemlich weit aus, enthält auch manches, das man hier allenfalls übersehn kann; z. B. daß schon Christus und seine Apostel die Metropolitan oder Erzbischöffe eingesetzt; daß die XXII. Legion, als sie von der Zerstörung Jerusalems nach Germanien kam, den ersten Bischoff nach Maynz gebracht, und Maynz gleich anfangs eine Metropolitankirche gewesen. Der Verf. glaubt, daß seit dem Jahr 1500 mehr als eine Million an [460] goldnen, silbernen, corintischen und andern ehernen Münzen in Maynz ausgegraben worden. Ein einziger Stein, der in Maynz gefunden worden, enthält das Wort Aera, statt deren Augustus im Jahr 741. die Stipendia eingeführt. Daraus folgert der Hr. V., daß die 2te Legion schon vor dem Drusus in Maynz gewesen, und also auch Maynz nicht zuerst vom Drusus erbaut worden. Uns dünkt ein einziger Stein zu diesem Beweis zu wenig; zumal da bekannt genug ist, daß die Aera noch auf Steinen vorkommen, die zuverläßig jünger sind, als das angegebene Jahr. Darauf folgt S. 1—236. eine sehr schätzbare Sammlung alter Steinschriften, die großen Theils noch nie, oder nur in seltnen Werken, bekannt geworden. Sie sind nach gewissen Classen geordnet. Die erste Classe enthält die Götter und Göttinnen, die zu der

Römer Zeiten in Maynz verehrt worden; die zweyte die Generals, Staabsofficiers und Ritter, deren auf Maynzer Steinſchriften gedacht wird; die dritte die Officiers von der Reuterey, nach der Zahl der Legionen; die vierte, ebendieſelbe von dem Fusvolk; die fünfte, Steine von den Cohorten und unbenannten Corps; die ſechſte, die zum Staab und Feld-Kriegskommiſſariat gehörige Perſonen; die ſiebende, die Magiſtrats und andere zum Civilſtaat gehörige Perſonen; die achte, unbeſtimmte und zu keiner gewiſſen Gattung gehörige Steinſchriften. Wir können uns, ohne allzugroße Weitläuftigkeit, in keinen Auszug einlaſſen: aber Kenner werden überall ſehr viel Merkwürdiges, und unter dieſem auch viele gute Bemerkungen des Herrn Verf. finden, die eine ſtarke Kenntniß in dieſem Fach der Wiſſenſchaften, ſo wie überhaupt eine gute Beleſenheit, verrathen. Wir bemerken nur S. 69. das berühmte Denkmaal des Druſus — — ein dreyeckigter, auf jeder Seite 24 Schuhe langer Altar, mit Säulen auf den Ecken, und einem Verdeck — — um das [461] die Römiſchen Soldaten ihre Decurſionen hielten, und zu dem die Galliſchen Völker wallfahrteten; das ſchöne Bildniß des Druſus S. 70. ein Harniſch mit einem Paludament, welches die Franzoſen im Jahr 1688. verſtörten; und zuletzt den Eichelſtein S. 398, der gleichfalls dem Druſus zu Ehren aufgerichtet zu ſeyn ſcheint. Darauf fängt, nach einer vorhergehenden Zeitrechnung über die Geſchichte von Maynz, S. 305. die eigentliche Geſchichte an. Martius Agrippa, der bekannte General und Vertraute des Auguſtus, ſcheint die erſte Grundlage der alten Veſtung Maguntiacum, vielleicht nur in Geſtalt eines verſchanzten Lagers, gelegt zu haben: denn eine Stadt iſt es wahrſcheinlich lange vorher geweſen; daß es aber nur eine Landſtadt geweſen, würden wir wenigſtens aus dem Etymologiſchen Grund, daß Mag, Magun, Magon in der alten Celtiſchen Sprache, ſo eine Stadt bedeute, nicht ſchließen; ſonſt müßten auch Borbitomagus (Worms) und Noviomagus (Speier), nur ſolche Landſtädte geweſen ſeyn, und ſie waren doch Hauptſtädte der

Wangionen und Nemeter. Überhaupt heiſſen dergleichen Beweiſe in der Geſchichte nichts. Beſſer iſt der Grund, daß von dieſer Stadt keine Geſandten an den Caeſar vorkommen, wenn ſie anders ſchon damals exiſtirte. Hier und da finden ſich lange Ausſchweifungen, die freylich nicht in die Geſchichte der Stadt Maynz gehören: aber das iſt man ſchon an den Specialgeſchichtſchreibern der ältern Zeiten gewohnt. So wird unter dem Kapitel von den Römiſchen Heerſtraſſen der ganze Militairſtand unter dem Auguſtus berechnet, um heraus zu bringen, daß an den Römiſchen Heerſtraſſen in Obergermanien, die Landleute mitgerechnet, wenigſtens 244,520 Mann gearbeitet. Wozu ſoll eine ſo willkührliche und unnütze Berechnung dienen? Man hat von dieſer Heerſtraſſe im [462] Jahr 1769. bey Laubenheim ein Stück aufgebrochen. Sie war mehrentheils 16, und an einigen Orten beyläufig $17^1/_2$ Fuß breit. Die Unterlage war von großen rauhen feſt ineinander gepackten Steinen, auf dieſe waren Steine mit Kies dicht eingeſetzt, und dann folgte aller Wahrſcheinlichkeit nach auch hier, wie bey den übrigen Römiſchen Heerſtraſſen, auf die zweyte Lage vom Bruchſteine die dritte von großen, breiten, wohl in einander gefügten platten Steinen, die aber, nach dem Zeugniß alter Bauern, nach und nach zum Bauen ausgebrochen worden. Man vergleiche mit dieſer Bauart unſre heutigen, auch beſten Chauſſeen. Die Waſſerleitung, die Druſus zu Maguntiacum angelegt, war nach den Bögen, die an dem Frauenkloſter Dalheim über den Wildgraben geſprengt ſind, 128 Schuhe hoch, und alſo 26 Schuhe höher, als die berühmte Römiſche Waſſerleitung zu Segovia in Spanien. Die noch vorfindliche Fundamente derſelben betragen 28655 Schuhe in die Länge. Man findet noch die Fundamente von mehr als 500 Pfeilern in der Erde, wovon noch in der Gegend zwiſchen Bretzenheim und Zahlbach 62 in einer geraden Linie auſſer der Erde ſtehen, und einige darunter 30 Schuhe hoch. Auch finden ſich noch viele Brandgruben, worinn die Römer die gemeinen Leichen verbrannt. — — Das ganze Werk macht dem Herrn Verf. und ſeinen hohen Beförderern Ehre. In Anſehung der Schreibart er-

innert der Hr. P. ſelbſt, daß er lieber die ihm geläufigere lateiniſche Sprache würde gewählt haben: wenn er hierinn nicht lieber den Einſichten eines großen Mäcenaten — — unter welcher Benennung hier wohl jedem des Freyh. von Grosſchlag Excell. einfallen werden — — hätte folgen wollen. Indeſſen iſt auch dieſe ungleich beſſer, als man ſie bisher von einem Mann, in ſeinen Umſtänden zu erwarten, gewohnt war.

[463] Leipzig.

Joanni Thaddaei de Germanorum veterum aviditate bibendi ad Taciti Germ. excursus. apud Joan. Fridr. Jahn. 1772. 8.

Annae Luciae suae matronae Sanctissimae vitae curriculum moresque scripsit monimenti causa, B. F. R. Lauhn. 1771. 8.

De monumentis quibusdam sepulcralibus Sachsenburgicis commentatio ad B. F. R. Lauhn — — nomine Societatis latinae Jenensis scripsit J. C. S. Schwabe. 1771. 8.

Jac. Sponii Dissert. de utilitate numismatum in Physiognomia e Gallico sermone in latinum vertit, T. B. (Tobias Brandmüller) 1771. 8.

Viele unſrer neuern Lateiner, namentlich die vorbenannten, hätten wohl gethan, wenn ſie entweder gar nicht, oder von wichtigern Materien, und alsdann mit der Copia ingenii und Würde davon geſchrieben hätten, wozu ihnen die Alten, und ein Erneſti, Gesner und Heyne Muſter ſeyn konnten. Das Ciceronianiſche: Si quid est in nobis ingenii? iſt eine Präjudicialfrage, die man mit größtem Rechte an ſie thun, und nach Durchleſung ihrer Lucubrationen zu ihrem Nachtheil beantworten kann. Herr Thaddäus hält die älteſten Deutſchen für Muſter aller Tugenden, und ſein Patriotiſmus will ſie nunmehro auch vom Vorwurf der Völlerey befreyen. Man vernehme, wie glücklich? die Scythen, die Perſer, die Illyrier, die Griechen, die Römer haben geſoffen; alſo haben die Deutſchen es nicht gethan? Es hätte vielmehr heiſſen müſſen, wir ſind alle arme

Sünder! und Herr Janus Thaddäus ist es vor allen andern. Herr Lauhn beklagt den Verlust seiner Gemahlinn, und hatte der Jenaischen [464] lateinischen Gesellschaft eine 1761. bey Sachsenburg an der Unstrut gefundne Urne, und eine darinn gelegne thönerne Kinderklapper geschenkt, mit Bitte, ihre Meinung darüber zu vernehmen. Sie trug also Herrn Schwaben die Condolenz an Herrn Lauhn, und die Erklärung jener praeclarorum antiquitatis monumentorum auf, welche man in dem prächtig gedruckten Buche in richtigen Kupferstichen vor sich siehet. Um vollkommen zu erweisen, daß jener Topf eine Begräbnißurne eines Kindes sey, ließ Hr. Schwabe die darinn befindliche Asche chymisch untersuchen; und, um der gelehrten Welt zu erzählen und weiß zu machen, daß die alten Bewohner Thüringens den Apis angebetet, macht er aus der unförmlichen Kinderklapper wider allen Anschein erstlich einen Ochsen, und endlich den Apis selbst. Wir bewundern des Mannes Scharfsichtigkeit, und beklagen die Blödigkeit unsrer Augen und unsers Verstandes, daß wir nicht sehen was er sahe, und nicht glauben, was seine Gelehrsamkeit uns von der Verehrung des Apis zu glauben vorgeschrieben. Herr Tobias Brandmüller scheint auch nicht fürs achtzehnte Jahrhundert gemacht zu seyn; sonst hätte er uns, da er nun einmal ein lateinisches Exercitium drucken lassen wollte, wohl ein besseres Buch, als das Sponische, können zu lesen geben. Spon sieht mit Beyhülfe der Geschichte auf den alten Münzen die Bestätigung aller physiognomischen Grillen und Regeln, die warlich eben so trüglich sind, als das gelehrte mit griechisch und lateinisch gespickte Ansehen manches Schriftgelehrten.

[465] Nro. LIX. Den 24. Julii 1772.

Berlin.

Joachim Friedrich Henkels Abhandlung der chirurgischen Operationen. Erstes Stück, vom grauen Staar, 1770. S. 95. Zweytes Stück, von der Thränenfistel, und der Durchbohrung der Knochen. 1771. S. 394. Drittes Stück, vom Steinschneiden, Mast-

darmfiſtel, Phimosi, Paraphimosi, Cancro und Sphacelo colis. 1771. 8. S. 146. mit Kupfern, bey Decker und Winter.

Die Abſicht des Herrn Verfaſſers iſt, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, die von Herrn Heiſter ſogenannten Operationes chirurgicas de vulgo sic dictas abzuhandeln. Dabey will er blos bey den Manualverrichtungen ſtehen bleiben, und nur ganz obenhin der chirurgiae medicae gedenken. Das Buch ſoll auch zur Anleitung in ſeinen Vorleſungen dienen. Ob er ſeine Abſicht erreicht, ſoll gleich gezeigt werden. Vorher iſt die höchſtnöthige Erinnerung zu thun; daß Herr Henkel ſich zu nichts weniger, als zum Schriftſteller ſchicke. Alles wirft der Mann untereinander, und er iſt nicht im Stande, eine einzige Periode, wo nur einige Häufung von Sätzen iſt, richtig aufzuſetzen. Es iſt doch alles ſo buntſcheckigt voll von deutſch, lateiniſch und franzöſiſchen Brocken, von [466] ſpitzfindigen Fragen, Nonſens, unſchicklichem Zeug, gelehrtem Diebſtahl und Tadelſucht, daß die größte Faſſung dazu gehört, ſein Buch nur halb zu durchleſen. Jeden dieſer gerechten Vorwürfe zu beweiſen, wird uns der Herr Verf. hoffentlich nicht reitzen; jetzo haben wir kaum Raum, von der Sünde des Plagii und der Tadelſucht, nur eins anzuführen. Im zweyten Stücke, das überhaupt 394 S. ausmacht, iſt alles von S. 73 bis 377, und alſo 305 Seiten aus dem van Swietenſchen deutſchen Commentarius von Wort zu Wort herausgeſchmiert. Hr. H. iſt zwar dreuſt genug, zu behaupten, er könne keines gelehrten Diebſtahls beſchuldigt werden, weil er einigemal, den Swietenſchen Commentarius genutzt zu haben, angezeigt. Aber heiſt das einen Schriftſteller nutzen, wenn man ihn bis aufs Hemd rein ausplündert? Oder ſchwächt das Bekänntniß die That? Wir glauben nicht. Es ſchwächt blos die Strafe. Und kann man wohl, ohne der größte Plagiarius zu ſeyn, vor ein Buch ſeinen Namen drucken laſſen, davon einem kaum ein Fünftheil zugehört, und vier Fünftheile geſtohlen ſind? Gegen den ſeligen Heiſter iſt Herr Henkel höchſt unbillig. Heiſter, deſſen Name nicht

blos in Deutſchland in ewigem Andenken bleiben wird, deſſen Verdienſte um die Chirurgie ſo ausnehmend ſind, dem Herr Henkel, auch nur halb, nie beykommen wird, und was das beſonderſte iſt, deſſen Buch ſich der Verfaſſer zur Anleitung bedient, und der ſeinen Bedürfniſſen ſo oft aushelfen muß, der Mann, der — — der wird von ihm getadelt! Der Paragraph gefällt mir nicht, jener gefällt mir nicht: ſo heiſt es alle Augenblicke. Sehr lächerlich iſt es, wie er S. 7. des 2ten Stücks Heiſtern corrigiren will, weil er St. Yves einen Medicum ocularium celeberrimum genannt. Derſelbe war kein Medicus Ocularius, noch vielweniger Celeberrimus bey der gelehrten [467] Welt. Laßt doch einmal andre Ärzte ſich ausdrücken, wer St. Ives war! Aber ſo ſchmälert Herr Henkel jedes Gelehrten Werth, wo er nur kann, und keine Ahndung vermuthet.

Nun die Abſicht des Herrn Henkels, und einige Anmerkungen. — — Die Operationes chirurgicas de vulgo sic dictas, wenn wir uns mit ihm recht barbariſch ausdrücken dürfen, handelt er wohl, mit Erlaubniß, nicht blos ab, ſondern er geht auch in die übrige chirurgiam manualem hinein; Denn Phimosis, Paraphimosis, Cancer und Sphacelus colis, gehören wohl mehr zur Manualchirurgie, oder, wie Hr. Henkel ſelbſt ſagt, ad chirurgiam medicam. Einmal ſagt er zwar: nulla regula sine exceptione; aber wie oft hätte er dieſes wiederhohlen ſollen. Es kommt blos drauf an, ob er einen Mann erwiſchen können, der recht deutlich für ihn geſchrieben. Hat er dieß, nun dann gnade der Himmel, dann ſchreibt er dick und dünn, von den operationibus de vulgo, von der Manual- und medicinischen Chirurgie, Theorie und Praxis, alles untereinander nieder. Aber, daß das Buch noch oben drauf zu Vorleſungen dienen ſoll, hätten wir wohl nie vermuthet. Auſſer der Gabe einer großen Undeutlichkeit, iſt es bald zu enge, bald zu weit. Erſt macht Herr Henkel eine mächtige Eintheilung über die Chirurgie, und dann handelt er vom grauen Staar, Thränenfiſtel, u. ſ. w. ohne daß man eben weiß, wie er

jedesmal zu der Operation gekommen. Bey der Benennung einer Krankheit oder Operation, ist er umständlich, beym Begriff und Abtheilung, bald umständlich, bald kurz, bald sagt er gar nichts. Bey der Diagnosis und Prognosis borgt er, und bey der Operation selbst ist er confuse Critik, sagt nicht mit eigenen Worten, wie der Lehrling eigentlich verfahren soll, sondern wie der oder jener die Operation gemacht, macht dabey Einwendungen, thut Fragen, citirt Stellen, und [468] führt den Lehrling in ein Labyrinth hinein, daraus er nie kommen kann, und in das, dem Recensenten, wenn es ihm nicht schwindlich im Kopf soll werden, nicht zuzumuthen ist, ganz hinein zu gehen. Cataracta falsa ist (S. 8. 1 stes Stück) wenn das Gesicht verdunkelt wird, ohne daß ein organischer Theil schuld daran ist; und diese ist membranacea und crystallina. Wenn erstere blos durch einen verderbten humorem aqueum, der die Durchfallung der Lichtstrahlen hinderte, und letztere durch eine in capsula lentis verderbte Feuchtigkeit erklärt wäre; so hätten wir gegen den Begriff nichts; wiewol sich noch manches besser ändern, und sich fragen liesse; ob capsula lentis kein organischer Theil wäre, und ob die wässerige Feuchtigkeit immer eine widernatürliche Membran bilden müßte?

Bey der Methode, den Staar zu deprimiren, macht Herr Henkel so verschiedene Arten, so verschieden die Nadeln, oder die Führungen derselben, nur um das Mindeste, selbst sind. Die erste Art erfährt man aber eigentlich nicht. Der Lehrling mag da den Günz, Heister und St. Yves nachschlagen. Die depressionem Ferrenii will Herr Henkel anfänglich nicht beschreiben, nachdem er aber sich über die sogenannte Reise des Staars aufgehalten, so macht er linksum, und beschreibt sie doch, aber mit fremden Worten.

Nun kömmt depressio mea à la Boutonniere, wozu Herr Ferren eigentlich Gelegenheit gegeben. Vierte und fünfte Methode des Herrn Pallucci, wird besonders wegen der Undeutlichkeit getadelt. Die übrigen übergehen wir.

Weil uns so eben die fünf ersten Paragraphen des 2 ten Stücks in die Hand fallen, und uns die runde Peruque

S. 385., die der Operateur am Operationstage von einem Prediger leihen ſoll, und der geplünderte Commentarius gar nicht aus dem Kopf [469] will; ſo möchten wir doch gerne wiſſen, was Herr Henkel über all das Ding in ſeinen Vorleſungen ſagen wollte. — — Von der Thränenfiſtel heiſt es §. 6. Sehr öfters iſt dieſes Uebel weder eine Fistula noch Vlcus. Gut gegeben! Schwarz iſt alſo ſehr öfters nicht ſchwarz. Die neue Benennung tympanitis sacci lacrymalis hätte wegbleiben können, da ſo leicht von den Thränenpunkten ſich einer verſtopfen kann, und der Recenſent mehr als einmal nach vorausgegangener Prüfung, auf den ausgedehnten Thränenſack, Luft aus demſelben heraus ziſchen ſehen. — — Hat Heiſter wohl was anders von der Anchylope, Aegylope und Fistula lacrymali geſagt, als was Hr. Henkel p. 6. erzählt? Und doch muß Heiſter unrecht haben. §. 9. iſt meiſt aus Heiſtern von der Diagnoſis geſchrieben; desgleichen der 10te von der Prognoſis, und der 11te von der Cur. — — Das einzige Verdienſt, das Hr. H. als Schriftſteller hat, iſt, daß er diejenigen, die etwas Nützlichers leſen wollen, auf beſſere Schriftſteller verweiſt. Uebrigens müſſen wir unſern Leſern, damit ſie nicht glauben, wir ſchrieben partheyiſch gegen den Mann, noch anzeigen; daß er ſonſt ein ſehr geſchickter Operateur und Accoucheur iſt, und von der Seite betrachtet, auf alle unſre Hochachtung längſt rechnen kann.

Amſterdam und Paris.

Les Tableaux; suivis de l'Histoire de Mademoiselle de Syane et du Comte de Marcy, chés Delalain 1771.

Ein junger Officier, der einmal das Geſicht der Empfindſamkeit ſahe, deſſen Erſcheinung auch bey uns in Deutſchland ſo leidige Folgen gehabt hat, ſetzt ſich hin, und thut den Herren Vernet und Greuze Vorſchläge, wie ſie wohlthätige Gemählde verfertigen ſollen. Überall iſt die Staffirung ein [470] leidendes Thier oder Menſch, dem man ſogleich zu Hülfe kommt, oder wenn man ihm nicht helffen

kann, sein gebührendes Mitleid bezeigt. Wenn nur die wohlthätigen Geschöpfe seiner Einbildungskraft nicht auch so laut krähen, wie der Verfasser; denn dieser kann nicht fertig werden, wenn er sich einmal in eine Cadenze schöner Phrasen eingelassen hat. Da wir vermuthen, daß diese große Leute, denen hier Anweisung zum Erfinden gegeben wird, in ihrem Leben Schüler gezogen haben, so werden sie auch dieses Exercitium mit Geduld zu betrachten wissen. Poßierliche Stellen kommen zuweilen vor. Das vierte Gemälde fängt sich also an: Au milieu d'un vallon agreable de l'Alsace, s'eleve — — un cerisier. Und ferner, l'amour se fait sentir, même au fond des montagnes, où l'on parle Allemand. In dem zehnten Gemälde reinigt der Verfasser die Geschichte des bekannten Faldoni und seiner Geliebten von den erdichteten Umständen. Die Geschichte der Mademoiselle de Syane ist eine wunderbare Composition voll anatomischer Zergliederungen von Charaktern, die kein Mensch zu kennen verlangte, und eine Erfindung von Geschichte, die, so lange die Welt stehet, wie wir hoffen, nicht geschehen ist, noch geschehen wird. So lange indessen die Classe der müßigen und gähnenden Leser bey uns nicht kleiner wird, so wird auch dieser Autoren und ihrer Werke kein Ende.

Cölln.

Blauer Dunst in Gedichten. 1772. 8. 260 S.

Der Witz dieser Dinger besteht darinn, daß sie auf blau Papier gedruckt sind, und da das Papier auch ziemlich sanft ist, so würde selbst Gargantua, der competenteste Richter in diesen Fällen, gestehen müssen, daß sie sehr brauchbar sind.

Purgatus bilem verni sub temporis hora.

[471] Frankfurt am Mayn.

Hans der Schuflicker; Die Pilgrimme von Mecca; Röschen und Colas; der Zauberer. Vier Singspiele aus dem Französischen mit Musik. 8. 1772. Einzeln in der Andreäischen Buchhandlung dahier.

Seit dem unsre Empfindungen so durchwässert worden

ſind, daß wir keines Vergnügens mehr fähig, blos Zeitvertreibe ſuchen müſſen; ſeit dem iſt es kein Wunder, daß jeder elende Skribent Anſpruch auf unſere Erhohlungsſtunden machen darf. Hans, der Schuflicker, der in Leipzig ein anderes Handwerk lernen muſte, mag allen ſeinen Collegen, den Schuflickern überaus wohl gefallen. Die Pilgrimme von Mecca. — — Der gutherzige Sultan, ſagen wir mit Oſmin! aber unſerntwegen hätte er den Calender mit der ganzen Pilgrimſchaft ſpießen können, nur den närriſchen Mahler ausgenommen, der in dem ganzen Stück am erträglichſten iſt, weil man bey ihm doch noch weiß, wen man vor ſich hat! Röschen und Colas. — — Der Sattel des Colas, der in dieſem Stück eine mit von den Hauptrollen auf ſich hat, bleibt ſeinem Charakter ſo getreu, daß der eckelſte Kunſtrichter nichts von dieſer Seite einzuwenden haben wird. Der Zauberer. — — Ob Peter nicht beſſer in dem Sturm, den er in einer ſo tändelnden Arie beſingt, ertrunken wäre? — — Alles, was uns bey dieſen armſeligen Stücken tröſten kann, iſt, daß ſie keine deutſche Originale ſind. Dem Überſetzer nehmen wir ſeine erbärmliche Verſe nicht übel, denn ſo albernes Zeug konnte er nicht beſſer machen, und er muſte dazu noch, ſeine Worte, nach der franzöſiſchen halb Vaudeville, halb Arienmuſik einrichten; auch dem Publikum können wir ſeinen Geſchmack an ſolchen Zeitvertreiben nicht ver-[472]denken, die noch immer erträglicher ſind, als die meiſten Trauer- und rührenden Schauſpiele, die wir haben. Aber daß man ſolche Dinge, die ſich gar nicht leſen laſſen, drucken mag; daß man ihnen das Theater faſt allein überläßt, das iſt nicht fein. Dichter und Schauſpieler verſtimmen ſich dadurch zugleich, und der Hamburger Theatromache gewinnt mehr, als man glaubt, wenn er ſich gegen dergleichen Stücke auflehnt, die Herz und Geſchmack nothwendig verderben, und uns, zwar eben nicht zu Belials Kindern, aber doch ganz gewiß zu ſchlechtern Menſchen machen, als wir ſchon ſind. Und ſollten gar unſre Schönen ſich durch die Muſik reitzen laſſen, die ganz unerträglichen, ſinnloſen, läppiſchen, elend erfundnen und noch

elender ausgedruckten Arien und Duetten bey ihrem Flügel zu ſingen, dann wäre das Unglück vollkommen!

Nachricht.

Herr Herwich, welcher nunmehr als Prof. der eleganten Literatur und Bibliothekar zu Würzburg ſtehet, hat in einem Bogen ſeine neue Vorleſungen über die elegante Litteratur (worunter er nichts, als die ſ. g. ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten verſteht) angekündigt, will auch dazu ein eigenes Compendium ſchreiben, deſſen erſter Theil kritiſch, der zweyte theoretiſch, der dritte praktiſch ſeyn ſoll. — — Wenn der erſte der letzte wäre, und die beyden andern ſich blos mit dem mechaniſchen und der Nomenclatur beſchäftigten, ſo würde — — Doch wir zeigen ja nur an, und verſparen unſer Urtheil, bis wir das Werk ſelbſt ſehen.

[473] Nro. LX. Den 28. Julii 1772.

Göttingen und Gotha.

A. L. Schlötzers Vorſtellung ſeiner Univerſalhiſtorie. Bey Dietrich 1772. 8. 16 Bogen.

Es iſt immer gut, in Ausſuchung guter Titel glücklich zu ſeyn! Hr. P. Schlötzer, ders bey allen Büchern ſehr iſt; ſie doch aber meiſtens nur des Frappanten wegen wählt, hat bey dieſem Titel noch mehr gethan, als betitelt — — zugleich geweiſſaget, „die Fehler und das Gute ſeiner Schrift ſehr namentlich und anſchaulich damit in nuce gegeben.“ Ich habe alſo nur den Titel zu erklären. Vorſtellung, und gewiß viel Theatraliſches und Mimiſches geht das ganze Büchlein durch. Die erſten Kapitel: „Begriff der allgemeinen Weltgeſchichte! Zuſammenhang der Begebenheiten! Synchroniſtiſche Anordnung,“ und im ganzen Verfolg, alle Stellen, die es nur einigermaßen werden konnten, ſind bloße Deklamation geworden, und in ſo lautem, geſtikulirendem Ton, daß man ſich wundern ſollte, wie das „der Grundriß zu einem akademiſchen Kollegio, und Grundriß zur ſtrengſten Wiſſenſchaft, der Hiſtorie“

ſeyn ſolle. Im hiſtoriſchen Inſtitut lieſſen ſich ſolche Bogen hören; in der hiſtoriſchen Bibliothek leſen; jetzt aber „ein Leitfaden“ für die Zuhörer? Wir bitten ſie, daß ſie ihn nirgend zu ſtark [474] anfaſſen mögen; er iſt ein ſchönes Krausgewinde aus mancherley neuern Schriften aufgewunden, und daher auch ſo perlend, aber auch ſo unſicher und ſchwach, als dergleichen Aufgewinde aus einer andern fremden Textur, wo es eigentlich ſeinen Sitz hatte, zu ſeyn pflegt. So viel wir gerne zugeben, daß in dieſer Schrift Gedachtes und Nützliches ſey — — wo aber pädagogiſche Treue? — Zweck und Würde eines akademiſchen Lehrers? Soll der für ſeine Zuhörer! — — Schüler! — — Kinder! — — ſo glänzen wollen? Antitheſen ſuchen, und Schaumblaſen ſieden, und Linſenkörner ſpießen — — ſoll ers? lohnts der Mühe? iſts nützlich und würdig? Wir Deutſche haben bisher den Vorzug gehabt, daß unſre Lehrbücher, bey aller Magerheit und Dürre, wenigſtens Richtigkeit, Beſtimmtheit gehabt haben, an der dem Lehrlinge auch gewiß am meiſten gelegen iſt — — Die Akademie, auf der der Verf. lehret, hat dieſen Vorzug vorzüglich, und hat — als Lehrbücher betrachtet, in den meiſten Wiſſenſchaften die Beſten ihrer Art. Iſt die franzöſiſche Deklamation nach dieſem Schnitte eine nützliche Neuigkeit? gewinnen oder verlieren unſre Lehrſtühle, wann ſie ſtatt Vorleſungen, Reden, und ſtatt Lehrbücher zierliche Feuerwerke von Luftſchwärmern bekommen? Und nun, wie anders, wenn aus dieſen Kapiteln Deklamation, Kapitel voll Fakta und Geſchichte (etwa im Ton Tacitus, der doch auch kein Barbar war,) geworden wären — — wie anders! aber auch wie ſchwerer! Wir nehmen den Verf. ſelbſt zum Zeugen, wie ſchwerer — — Nun iſts ja aber ein zu alter Kunſtgriff, daß, wenn der Kleinmeiſter dem Geſpräch nicht zu ſtehen weiß, er weghüpfet, die Buhlerinn ihr Schminkpfläſterchen eben nicht auf den Ort eines Reizes, ſondern einer Blaſe, einer Narbe legt, und der Profeſſor gewiß am liebſten deklamirt, wenn er — — nicht lehren will, oder kann, oder mag — — was weiß ich?

[475] Seine Weltgeſchichte) nennts Herr Schlötzer, und zeigt uns in der Vorrede noch eigentlicher auf dies Beſitzthum, auf dieſe Zueignung des Seinigen — — wir zweifeln, ob mehr als Landesherr? oder als Triumphator, d. i. als glücklicher Räuber? Das Ideal ſeiner Weltgeſchichte als Ideal, als Gepränge hat ſchon lange, zu lange exſiſtirt, und ſelbſt die ſo gelehrt ſcheinende, griechiſche Seite aus Polyb, iſt ja, wie das der Verf. wahrſcheinlich aus der hiſtoriſchen Bibl. weiß, ſchon vom Schottländer Moor, und zwar zu eben dem Zwecke benutzt worden. Die meiſten Fehler der gemeinen Weltgeſchichten haben ſchon ſo viel andre, und wer mehr, als Voltaire? und kräftiger, als er? gerüget. Der Verf. hat Voltairs Namen ſo gern als Spottname auf der Zunge, und wer folgt in ſüßen Fehlern der Geſchichte ihm mehr nach, als er? wir trauen kaum, mit Voltairs anderweitigem Glücke. Der Fuchs, der ſeinen Schweif beym Rückgange hangen ließ, iſt ein zu bekanntes Fabelchen: und hinter alle dem, was Herr Schlötzer hier an Geiſt der Geſchichte, an Plan, an Ideal das Seine nennet, iſt doch das gewiſſermaßen ſchon Alles (Behandlung der Geſchichte, als ein großes Ganzes, Synchroniſtiſch, Ethnographiſch, und wie die harten Worte mehr heiſſen, für die wir hie und da keinen Schleifſtein wiſſen,) auch ſogar ſchon geſchehen, und zwar nicht durch Rath, durch Befehl, durch Vorſchlag: ſondern, was weit ſchwerer, und daher auch weniger glänzend geworden, durch meiſt „verunglückte Verſuche.“ Sollte es nun nicht leicht ſeyn, die ganzen zwey erſten Kapitel durch jede ſchwimmende Luftblaſe aufzuſtechen? und eben aus den verunglückten Verſuchen zu zeigen, daß ſich das Alles weit leichter ſagen, als thun laſſe? Daß zu den meiſten Forderniſſen noch lange nicht Vorarbeiten gnug ſind! daß bey der ganzen alten Geſchichte noch die wahre [476] Reinigung des Grundes fehle! daß die Punkte der Zuſammenleitung, wenn man Hand anlegt, ſchwerer werden, als es bey einer Tabelle ſcheint, und daß in Abſicht der Aggregation vieler einzelner Geſchichten nur zu

oft ein Gemiſch werde, wo die Theile nicht halten wollen — — aus einander fließen, oder auseinander fallen! inſonderheit aber, daß es mit dem Einen in der Geſchichte, „fürs menſchliche Geſchlecht“ betrachtet, immer für uns Menſchen eine ſo problematiſche Sache ſey — — wo ſteht der Eine, große Endpfahl? wo geht der gerade Weg zu ihm? was heiſts, „Fortgang des menſchlichen Geſchlechts?“ Iſts Aufklärung? Verbeſſerung? Vervollkomnung? mehrere Glückſeligkeit? Wo iſt Maaß? wo ſind Data zum Maaße in ſo verſchiednen Zeiten und Völkern, ſelbſt, wo wir die beſten Nachrichten der Auſſenſeite haben? — — — Der Schwimmer ſchwimmt mit ſeinem Ideal über das Alles weg, aber der Täucher? — — Wenn Herr Schlötzer wirklich ſeine Univerſalhiſtorie nach dieſem Deklamationsplan ausgearbeitet hat, wie er ſeine Zuhörer durch dieſen „Leitfaden“ beredet: ſo mache er ſich das Verdienſt auch um die Welt, ſie ganz bekannt zu machen — — welch ein Originalwerk! welch ein großes Verdienſt! das wäre alsdann gewiß Seine Univerſalhiſtorie, wie dies nur die Repräſentation derſelben iſt, und jeder gute Apotheker repräſentirt doch nichts anders auf Schilde und Fenſterlade, als ſeine Apotheke würklich beſitzt. Vielleicht alſo haben wir nächſtens das Vergnügen, ein größeres Buch angezeigt zu ſehen, zu dem dies nur der fliegende Anſchlagzettel, der Aufmunternde „hier iſt zu haben!“ oder „hier läßt ſich ſehen!“ ſeyn ſollte.

Univerſalhiſtorie) endlich! Und die iſt eine Tabelle, theils Synchroniſtiſch, theils nach Völkern. Sie hat würklich viel Schönes, Erleichterndes und [477] Gedachtes, daß Niemanden die Mühe gereuen wird, ſie angeſehen zu haben — — aber — — hier ſind wieder Zweifel? Erſtlich iſt die Erleichterung nach ſolchen „runden Zeiten und verminderten Perioden“ denn fürs Gedächtniß die Einzige und beſte Hülfe? oder wäre es nicht weit Mnemoniſcher, aus der Geſchichte mehr Bild, ganzes Continuum machen zu können? Der Recenſ. urtheilt bloß nach ſeinem Gedächtniß, das allerdings eigenſinnig ſeyn kann; aber hier ehe in

den einförmigen Zahlen „Anlaß zur Verwirrung“ als zu mehrerer Unterſcheidung findet, und an dieſer war doch gelegen! Je mehr Erinnerungsmaale aufgerichtet, und dieſe nur in Ein großes Ganze des Bildes gebracht werden können, daß ſie wieder unter ſich erinnern, deſto ſicherer! Vielleicht fehlt das hier; fehlte es aber auch nicht; war dieſe Zahlenneuerung, des Tons, des Aufhebens werth? Zweytens dünken uns bey der Synchroniſtiſchen Tabelle die zuſammengefügten Namen, oft wieder zu ſehr einem Spielwerk, hie und da einem Gepränge des Unbekannten und Poßierlichen, als der „ſtarken Kette des natürlichen Wahren“ nahe zu kommen, die allein dem Gedächtniſſe hilft. Wenn man hier Semiramis und Dodona, Sichyon und die Kabiren, Abraham und Ninus, Jacob und Inachus, Karthago und Athalia, Bonifacius, Suintila und Moawija, Guttenberg, Babur, Iwan, Diaz, Iſmael und Luther zuſammen lieſt, — — und dann zugleich die vielen Abſchnitte dieſer Zuſammenordnungen lieſt, ſo denkt man, der Autor habe mehr ſpielen, und Bunoniſche Namenepigramma machen, als dem Gedächtniſſe helfen wollen — — Und denn, iſt ſelbſt bey dieſer Tabelle alles bewieſen? nichts zu gewagt? nichts des lieben Einfalls wegen da? Die Umſchaffung der Erde! die Obeliſken und Pyramidenperiode in Egypten! Hebräer nebſt den [478] Gauren das Einzige Volk, deſſen Geſetzgebung und Sitten ſeinen Staat überlebt (und keine Bramanen? keine Schamanen?) die Jonier ſo gewiß von Javan? (und viel andre Ableitungen mehr) Der Pabſt als Pfarrherr, Biſchof, Patriarch, Oberpatriarch, Dalailama, und wie an andern Orten die Linneiſche Nachäffung ſich mehr zeige, für die Hiſtorie nicht zu geſpielt? Zehn andre Sachen mehr. Bey allem aber zeigt ſchon die Länge unſrer Recenſion, daß wir das Buch beträchtlich halten, und eben deßwegen haben wir die Fehler eines Autors, der mehr als eitel werden ſollte, freyer gerüget.

Helmstädt.

Diss. de Victoris Jure circa sacra in terris initae pacis formula cessis. Praes. D. Frickio. Aut. à Bulow. 1771. 4. 74 S.

Wir zeigen diese Streitschrift nur an, weil wir darum ersucht worden sind; unsere Einrichtung erlaubt uns ausserdem keine solche Ausdehnung. Wir hoffen, Herr von Bülow ist wirklich Autor dieser Bogen; denn von Herrn D. Frick hätten wir etwas bessers erwartet. Bis S. 54. wird in einem gezwungenen und schlechten Latein sehr weitläuftig alles wiederhohlt, was schon tausendmal besser von den natürlichen Rechten der Fürsten, über die Religion gesagt worden ist, oder was nicht ehe gesagt werden kann, bis man die Friedensformel vor Augen hat. Von da bis zu Ende wird die vorliegende Frage sehr flüchtig, nach den deutschen Religionsgesetzen beurtheilt; sonderlich aber die Rißwickische Clausel betrachtet, von welcher aber auch nur das allergemeinste gesagt wird. Überhaupt ist mit einem Sieger nicht gut rechten; und das Beste ist, daß keiner (wie Herr Verfasser sehr fleißig beweist) über [479] den innern Gottesdienst zu befehlen hat. Der Ausdruck von den Jesuiten, meiere ubi nequeunt, incacant; ist sehr unanständig. Eine lateinische Grobheit ist so gut Grobheit, als eine deutsche.

London.

Wir zeigen mit Vergnügen den 2ten Theil von **Wynnes General history of the british Empire in America** an. Er fängt mit dem Anfang des letztern Kriegs, und der Hauptbegebenheiten desselben an, so fern sie Amerika betreffen. Er giebt die Franzosen als den wahren angreiffenden Theil an; die Handlung, sagt er, haben sie allzeit vernachläßigt, den Ackerbau beynahe gar nicht getrieben, sondern ihre Absicht gieng allzeit auf Eroberung neuer Provinzen aus. Daher findet man bey ihnen auch statt unsrer Handlungsfaktoreyen überall Forts und militarische Anstalten. Die Engländer hatten nichts als Anpflanzung und Ackerbau zu ihrer Absicht; daher verliessen sie nie die Seeküsten, und

ſetzten ſich nicht im feſten Lande, bis ſie nicht mehr Platz an der See hatten. Sie bauten auch keine Forts, in einer gewiſſen Entfernung von den Hauptſtädten ihrer Colonien. Sie konnten alſo unmöglich auf den Angrif denken. Die Franzoſen hingegen hatten ihre 2 Colonien von Canada und Louiſiana, durch eine Kette von Forts, von Quebeck bis Neu-Orleans mit einander verbunden. Der Hauptbeweis dieſer Eroberungsabſichten zeigte ſich hauptſächlich bey Erbauung des Fort Frederic, das die Engländer Crownpoint nennen, an dem See Champlain, ſehr weit von Montreal, der nächſten von ihren Colonien, und innerhalb des Gebietes der Mohawks, die den Tractaten gemäß unter Engländiſchem Schutz ſtanden. Und was waren die Unterthanen beyder ſtreitender Mächte im vorigen Kriege? Auf Engliſcher Seite ru- [480] hige ſtille Pächter und Handelsleute, und auf der franzöſiſchen Freybeuter und Abentheurer. Der Verf. läßt ferner den Verdienſten des General Wolf Gerechtigkeit widerfahren, und lobt den Muth der Madame du Charmey, die ſelbſt ihre Bediente und Negers gegen den Feind commandirte. Hierauf ſetzt er die Beſchreibung der Brittiſchen Colonien, Virginien, und Nord- und Süd-Carolina nach dem vorigen Bande fort, auf dieſe folgen die von Georgien, und Oſt- und Weſtflorida; Eine kurze Nachricht von den Indianiſchen Nationen, und dem innern Louiſianna, nebſt Betrachtungen über den Handel, und die erſte Einrichtungen der Colonien. Ferner liefert er die Geſchichte von Jamaica, Barbados, St. Chriſtoph, Grenada und den andern Weſtindiſchen Inſeln, nebſt einem Capitel über die Zucker- und Indigoplantagen. Den Beſchluß machen Gedanken über den Sklavenhandel. Auf Barbados, wo man ihre Zahl auf 75000 rechnet, müſſen jährlich, zu Erhaltung dieſes Fonds, über 5000 eingebracht werden, ob ihnen hier gleich die Luft ſehr zuträglich iſt, und die Bevölkerung unter ihnen ſehr gut von ſtatten geht. Dieſe Bemerkung des Herrn Wynne zeigt alſo, daß ihr Abgang jährlich weit über 5 pro Cent beträgt, wie man ihn ſonſt auf den ſchlimmſten Inſeln, wie St. Domingo u. ſ. w. hat angeben wollen.

Unſern Leſern wird es nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ſie benachrichtigen, daß der 18te Tom von **Dr. Hills Vegetable System** die Preſſe verlaſſen hat, und dieſes große Werk beſchließt. Es koſtet nunmehr $27^1/_2$ Guinee roh; mit Farben ausgemahlt, iſt der Preis dieſer 18 Bände 126 Guineen. Jeder Band enthält beynahe 200 Pflanzen, die alle nach der Natur aufs ſorgfältigſte gezeichnet ſind.

[481] Nro. LXI. Den 31. Julii 1772.

Halle.

D. J. Sal. Semleri Paraphrasis Evangelii Johannis, cum notis, et cantabrigiensis codicis latino textu. Bey Hemmerde, 1771. 1772. 8. 2 Theile.

Es iſt wohl kaum Einer unſrer Leſer, der nicht an Kanzel und Altar, auf Brett oder in Form, den Evangeliſt Johannes geſehen hätte; den muntern Jüngling mit Sonnenglanz umgeben, im Stral des Himmels, eintauchend ſeine Feder ſie ſey ſo modern geſchnitten als ſie wolle, und neben ihm der Flügelſchwingende Adler. Auch wird kaum ein Leſer von noch ſo ſtumpfen Sinnen ſeyn, der, in ſeinem Evangelium nicht wenigſtens Einen Stral dieſes Sonnenglanzes wieder gefunden, den Adlerſchwung, wo nicht geſehen, doch fern rauſchen gehört, und die Meinung der lieben Väter alſo ſtets beſtätigt hätte. In der That, wer und was der Johannes auch geweſen, mit welchem Geiſt und Salbung ſchreibet er nicht! welche reine, hohe Idee, mit der er Chriſtum auffaßt, ihn blos als das ſprechende, herabgekommne und zurückkehrende Wort Gottes zu betrachten! als den Stral, der nur immer ins Dunkle ſcheinet, und was bey Reden und Wundern, die beydes Zeichen werden, die Finſterniß nie begreift. [482] Welches ſtarke Gefühl der Sendung des Himmels! und große Macht des Berufs immer Licht und Leben verleihen zu wollen! auf der Erde ſich einige der Seinigen zu ſammlen, die er liebt, in die Gemeinſchaft Gottes einweihet, und ſie verläßt! Wahrlich, wenn alle unſre Hiſtorio-

graphen und Hiſtoriographunkeln vom Idealiſiren des Helden reden; ſo iſt wohl vielleicht, ſeit die Welt ſtand, kein Buch geweſen, das auch Buchſtabenmäßig ſeinen Gott und Helden, mehr idealiſirt hätte! Es iſt, als ob er Melchiſedeck wäre, ohne Vater und Mutter, ohne Speiſe und Hülle, „ſtralende Herrlichkeit des Eingebohrnen, aus dem Schooße des Vaters, voll Geiſt und Wahrheit!“

Aber nun dieſen Maler, der ſeinen Pinſel in Sonnenglanz tauchte, zu verſtehen? zu erklären? — — Es iſt zu bekannt, ſo wie die Sonne Inſekten und Würmer, ſo hat Johannes von jeher Schwärmer geboren; und die Akademiſche Schulgerechtigkeit hat nur immer vergebliche Mühe gehabt, ſich dagegen mit Kälte und Blindheit zu wapnen.

Wer die Schriften des Herrn D. Semlers kennet, und vom Anfange ſeiner Erſcheinung an, den Eifer geſehen, mit dem er Schwärmerey und Syſtemenkunſt, die entgegengeſetzten Ausſchweifungen der Religion, beyde gleichmüthig verfolget, der wird ſich alſo auch gleich eine Ahndung auf dieſe Paraphraſe Johannes machen können. Keine myſtiſche Deuteleyen! keine dogmatiſche Wortpreſſungen! das iſt das Gute, ohne welches Noten und Text auf keiner Seite ſeyn konnte, und damit iſt der Leſer alſo vor zwo Abgründen und Gefahren ſchon ſehr verbürgt.

Da ferner Hrn. D. Semlers große Beleſenheit in den Vätern, der Kirchenſprache des Neuen Teſtaments, und den Meinungen auch der alten Ketzer und Wortbaumeiſter bekannt und faſt Einzig iſt: [483] ſo bekommt hiedurch auch ſeine Paraphraſe ein ſehr hervorſtechendes Kolorit. Wie viel Meinungen nicht ſehr geſchickt, Socinianern und Gnoſtikern und Aeonenſchmieden entnommen! wie viel Worte nicht ſehr geſchickt, aus den Meinungen und Erwartungen der Juden, aus der Kirchenſprache der Helleniſten u. ſ. w. erläutert! In dem Fache ſteht hier vieles würklich Neues, Treffendes und Schönes!

Den mechaniſchen Fleiß endlich! Varianten und Defecte geſammlet! Anführungen und Erläuterungen der

Kirchenväter — — — Kurz! für ein akademiſches Buch iſt dieſe Erklärung Johannes würklich auf manche Weiſe, die Erſte und Beſte.

Was nun aber zwiſchen den zwey genannten Fehlern des äuſſerſten, die Herr Semler ſo glücklich vermieden, und wie viel in der Mitte liege? ob die Paraphraſe nicht den Sinn des begeiſterten Johannes oft faſt ganz wegſpüle? und ob die Seele des Exegeten, die nur immer axiomata moralia finden will, überhaupt ſehr gebildet ſey, dem Johannes zu begegnen? Ob Semler den Geſandten Gottes, von dem dies Buch handelt, nicht etwas zu dünne in Geſtalt geſehen? ihn vielleicht nur als akademiſchen Lehrer betrachten können und wollen? Ob ſeinen Allegorien, Wundern und ſymboliſchen Handlungen der Sinn und die Fülle von Sinn wiederfahren ſey, der den Hörern und Jüngern Jeſu erſchien? — — Wer iſt, der uns dieſe Zweifel nicht durch Kritik, ſondern durch Beyſpiel löſe?

Alle große Männer der Welt ſind beſtimmt, von dieſer Seite, nur für die Augen weniger zu erſcheinen. Was iſt das Aeuſſere einer ſymboliſchen Handlung? welche Schaale! welch Wort der Thorheit! und inwendig in der Seele des Mannes, welch ein großer Sinn und Geiſt! Bild, Allegorie, Rede ans Volk, Lenken des Herzens der Seinigen, iſt auch That! Handlung! Sie hat alſo auch, wie die=[484]ſe, die Schaale um ſich, und nur tief, ſehr tief den Kern in ſich.

Wem iſt nicht bekannt, daß Ein Wort, zu ſeiner Zeit geſprochen, ein Wink, das Aufheben eines Strohalms, größer und göttlicher ſeyn kann, als tauſend Deklamationen — — Worte. Aber wer kann jenes Große, Göttliche mahlen? — — Wer zwey Kapitel im Johannes geleſen, wird wiſſen, daß es eigentlich ſein Geſichtspunkt ſey, Jeſum in einer ſolchen Reihe ſymboliſcher Worte und Handlungen vorzuſtellen; wo immer alle, die um ihn ſtehen, Wort haben, und Johannes zeigt, daß Geiſt darinn habe ſeyn ſollen. Er zeigts aber wiederum blos

ſeinem Meiſter ähnlich, nicht paraphraſtiſch: ſondern ſchweigend-handelnd.

Wem Alles dies, weils über ein bibliſches Buch geſagt iſt, Schwärmerey der Andacht ſcheint, der erinnere ſich, falls er griechiſch leſen kann, der Auslegung des liebetrunknen Alcibiades auf Sokrates hölzerne Worte. Von auſſen Holz, Kapſeln, Satyre, einfältige Sineſiſche Kaminpuppen; von innen Geiſt und Balſam. Man ſehe alſo, daß auch Heiden, wenigſtens der Andachtſchwärmerey fähig geweſen; und ſolls doch Einmal ſeyn, daß man im Sinn des Autors leſe, ſo müſte man bey der erſten Zeile entweder Johannes ganz aus der Hand legen, oder ſich in dieſen Kreis ſtiller Handlungen hinzuſetzen wagen!

Ueber Eins hat ſich (am Rande!) der Rec. mit ſehr gefreuet: was nun die Elenden, die Semlern nichts als Socinism vorzuwerfen hatten, bey dieſem Evangelium ſagen werden? Socinianer iſt er doch gewiß nicht, und das iſt doch jenen Blinden und Tauben, die zum Unglück nicht ſtumm ſind, leider Alles, was ſie ſehen und prüfen!

Sollts hier auch nicht eben am erwartetſten Ort ſeyn, ſo bezeugt der Rec. dem Hrn. D. Semler [485] über ſeine ſo viele und mannigfaltige, und mit Undank der Welt ſich erworbne Verdienſte wahre Hochachtung; er kann aber auch nicht, aus eben dem Gefühl unterlaſſen, es zu bewundern, wie mannigfalt Gott auch gute Menſchen brauche? und wie ſehr auch unſer beſter Schatz in irrdnen Gefäßen getragen werde? Warum giebt Hr. Semler beynah Alles ſtreitend von ſich? Warum ladet er, eben durch Streitigkeiten und ewige Vertheidigungen gegen Ketzerey, ja alſo am meiſten ſelbſt den Verdacht von Ketzerey auf ſich, und hält auch den Leſer mit Gewalt immer auf dem Gedanken feſt, dem Ketzerey blos als eine Variante der Denkart gilt, und das ſind doch gewiß die würdigſten, wir wollen nicht ſagen, die meiſten Leſer. Wem iſt nicht ein Mann bekannt, der gewiß zehnfach

mehr Ketzereyen, als Herr D. Semler, auf die Bahn gebracht hat; aber weil er immer blos sich nur ohne Wasser wäschet, den Philologen spielt, ein farbigtes Kleid mit Marktgolde statt des schwarzen Kleides anhat, und Gefühl der Religion so recht an Stelle zu athmen weiß, ist und bleibt er ein Erzengel, der selbst dazu beytragen kann, Semlern loszulassen und zu verdammen, wie Er will! Da knirscht mancher guter Leser im Stillen, oder lacht; das Getümmel der Welt geht indeß doch fort, und Hr. D. Semler schadet der Ruhe seiner Tage und vielleicht auch dem Licht, das seine Lehre stiften könnte und sollte. Es wird zwar immer eine bessere Nachwelt kommen, die in Semlers Schriften einmal die langen Perioden zerstören, das Gold, das viele Gold aus den ungeheuren Schlacken ausbrennen, und in Semlern gewiß den Wahrheitliebenden Mann erkennen wird, der nur zu aufrichtig war, und nicht das schöne Fingerspiel wuste, mit Wahrheit und Religion nur zu buhlen, es im Griff zu haben, wie viel man geben will und behält? sich jetzt stellet, als [486] habe man nichts, und jetzt, als habe man noch sehr viel! — — Aber, warum soll das blos die Nachwelt etwa einsehen, und nicht lieber die gegenwärtige Welt in Früchten genießen? Herr D. Semler fehlt in seiner Parallele mit Luthern. Eben daß L. sich bey seiner Zeit mit Aufrichtigkeit und Weisheit so geltend zu machen wuste, half seiner Reformation auf; und die Form unsres Jahrhunderts hat ohne Menschendienst und Täuscherey doch auch diesen edlern Anschein gewiß nöthig. Herr Semler sollte sich also über vieles Gequäck so wegsetzen, als obs gar nicht da wäre, und wie der Mond am Himmel wegscheinen, wenn auch unten Geschöpfe bellen. — —

Eben das ist Ursache, warum der Rec. von seiner **freyen Untersuchung des Kanons St. 2. (Halle 1772. Bey Hemmerde fast 2 Alphabete in 8.)** wenig sagen kann. Es ist eine bloße Vertheidigung, daß man den Kanon untersuchen könne? mit so viel Gelehrsamkeit, beyläufig vielen guten Anmerkungen; aber welche Vertheidigung? welches

Satzes? Da ſollte ſich Hr. D. Semler nur gerade zu, trotz aller Gegenrecenſionen auf den guten, geſunden Verſtand ſeiner Leſer verlaſſen, dem es nicht in 2 Alphabeten bewieſen zu werden braucht; daß man den Kanon unterſuchen müſſe? und könne? und dörfe? ſo wenig, als: ob man auch erſt ſehen müſſe, wenn man leſen will?

Zürch.

Fragen an Kinder, eine Einleitung in die Religion, von der Aſcetiſchen Geſellſchaft in Zürch. 8. 190 S.

Dieſes Werkchen enthält nichts als Fragen! — — Antworte wer da will! Fragen über den Menſchen; den geſellſchaftlichen Menſchen, den geſitteten Menſchen! Dieſe ſollen dem Kind vorgetragen, und durch [487] dieſe ſoll es klug und fromm werden. Der Gedanke iſt beſonders. Es ſoll ein Verſuch der ſokratiſchen Hebammen Kunſt ſeyn, aber Sokrates richtete ſich nach den Fällen, die ihm aufſtießen. Hier hingegen haben wir lautere Univerſal-Medicin, die, Fieber, Krämpfe, Flüſſe, Beinbrüche und Schwangerſchaften auf eine Art heilet. Wir können den wohlgemeinten Einfall der Verfaſſer ſo wenig, als viele andere bisher vorgekommene Erziehungs-Anſtalten billigen. Ja, ſie möchten gut ſeyn, wenn ihre Anwendung jeden Eltern ſo leicht wäre, als den Verfaſſern, oder wenn es eben ſowohl Familienſeelen als Familien-Stimmen -Tallien und -Geſichter gäbe! Wenn ſich aber nun die gute Mutter mit ihren Univerſal-Kinderfragen dahin ſetzt, und anfängt, und das Kind denkt nicht gerade wie die Aſcetiſche Geſellſchaft in Zürch, ſo iſt hundert gegen eins zu wetten, es kommt mit einer närriſchen Antwort die Queere, und macht auf einmal ein ganzes Kapitel zu Schande. Was nutzt nun der ganze Schwall von Fragen? — —

Uns hat es immer geſchienen, daß man in der Erziehung nur vertheidigungsweiſe zu Werke gehen ſollte. Wir kennen manche ſchöne männliche und weibliche Seelen, die, ohne zur wahren Liebe, zur Freundſchaft, zur Güte geſchnitzt geworden zu ſeyn, aus ſich ſelbſt zu allen dieſen

und tauſend andern guten Empfindungen gewachſen ſind, und, ohne gelernte Moral, ohne Wohlſtand, decorum, bienseance, creanza, und wie das Unding, das uns ſo oft für Tugend aufgedrungen wird, und das alle Nationen verdorben hat, in allen Sprachen heiſt, ſtudirt zu haben, alles was ſie umgiebt, glücklich machen, und ſelbſt glücklich ſind, wie gute Menſchen immer ſind, bis man ihrer Natur Gewalt anthun will, oder ſie gar gebrochen hat. — — Oder, ſoll denn doch gefragt werden; ſo laßt die Kinder uns lehren und fragen; und uns nur ſorgen, daß wir nicht zu geſcheid oder zu närriſch antworten.

[488] London.

The History of England from the earlist Times to the Death of George II. By Dr. Goldschmith, 1771. 8. 4 Vols. l. L. 1 S. boards.

Die Unternehmung dieſes Werks iſt eigentlich jungen Leuten, Frauenzimmern, und allen der Geſchichte unkundigen Leſern beſtimmt geweſen. Aus dieſem Geſichtspunkt muß man ſie beurtheilen. Dr. Goldſchmith verſteht ſich auf wahre und rührende Gemälde des geſellſchaftlichen Lebens, wovon ſein Vicar, und Deserted Village Zeuge iſt — — Allein, ob er Scharfſinn, Gelehrſamkeit, philoſophiſches Auge genug hat, eine ganze Reihe Gemälde von der Geſchichte der Menſchheit, die auf uns nicht anders, als in ſtumpfer Ueberlieferung kommen müſſen, zu faſſen, ich will nicht ſagen, den rechten Augenpunkt zu wählen, ſondern die darinn zerſtreuten wahren Züge der Menſchheit, die ihr unter allen Verkleidungen eigen bleiben, aufzufinden, das iſt eine andre Frage. In den ältern Zeiten kann er ſich in manche Dinge, die jetzo für uns den widerſprechendſten Contraſt machen, nicht ſchicken, und übergeht entweder das eine, das dem andern im Wege ſteht, ganz mit Stillſchweigen, oder er erklärt aus einſeitigem Principio, und behauptet Dinge, die jedem Anfänger in den alten Sächſiſchen Rechten zu widerlegen leicht werden. Kurz, er iſt zu ſehr Poet, und weniger Philoſoph, als er ſeyn ſollte. Allein, der Styl bleibt allzeit der Seinige, und

er weiß ſo viel Rührendes und Anſchauendes in ſeine Situationen zu legen, daß die Leſer, denen es nicht um Abwägung des Geſchehenen, nicht um pſychologiſche oder politiſche Winke zu thun war, vollkommen ihre Befriedigung finden.

[489] Nro. LXII. Den 4. Auguſt 1772.

Stuttgard.

Bey Johann Benedict Metzler 1772. **M. Balthaſar Sprenger vollſtändige Anfangsgründe des Feldbaues, oder Einleitung in die geſammte Landwirthſchaft, nebſt den vorläufigen Känntniſſen aus der Größenlehre oder Mathematik und der allgemeinen und beſondern Naturlehre. Zwey Theil. 8. 1248 S. ohne das Regiſter.**

Die Abſicht des Herrn Verf. bey dieſem Werke iſt, denkenden Landwirthen, ein Buch in die Hand zu geben, das ſie, wie Tiſſots Nachricht an das Landvolk in den Stand ſetzen ſoll, dem arbeitenden Theil ihrer Mitbrüder mit Rath und That an die Hand zu gehen. Der Verleger hatte willens, eine neue Auflage des 1763. gedruckten kurzen Begrifs des Feldbaues zu veranſtalten, der Herr Verf. entſchloß ſich daher, dieſen ganz umzuarbeiten, der in dieſem Verlage ebenfalls herausgekommnen Abhandlung vom Weinbau, ähnlich zu machen; in dem erſten Theil die Einleitung in den Feldbau, im andern aber den Feldbau ſelbſt praktiſch abzuhandeln, und beyden Theilen den gemeinſchaftlichen Titel: Anfangsgründe des Feldbaues zu geben. Der erſte B. beſteht aus 2 Abſchnitten. Der erſte [490] Abſchnitt handelt in acht Kapiteln von dem Feldbau überhaupt. Das erſte Kapitel betrachtet die Wirthſchaft überhaupt, und findet dabey zweyerley Hauptbeſchäftigungen. Die erſte betrifft das Vermögen ſelbſt; 1.) ſeine Sicherheit; 2.) Vollkommenheit, das iſt, ſie ſchafft Fehler ab, und bringt Verbeſſerungen an. Die 2te betrifft die Einkünfte des Vermögens, daß man ſie 1.) richtig erhebe; 2.) das Erſparte nützlich anwende. Zweytes Kapitel, von der Landwirthſchaft überhaupt. Dieſe

ſchränkt der Verf. auf die nützlichſte Gewinnung der Naturalien aus dem Thier- und Pflanzenreich ein, und glaubt, die Mineralien dürften nur als ein Nebengeſchäft angeſehen werden, ſodann begreift er darunter die beſtmöglichſte Bewahrung und Benutzung. Drittes Kapitel, vom Feldbau. Hier dringt der Herr Verf. hauptſächlich auf die Viehzucht als die Grundlage aller Landwirthſchaft; räth nicht mehr Vieh an, als für das man überflüßig Futter hat; empfiehlt die Ochſen ſtatt der Pferde zum Zug; rechnet in der Futterung 10 Schaafe gegen eine Kuh, und will, daß man nicht mehr Schweine halte, als zur Haushaltung nothwendig ſind, es müſten dann beſondere Umſtände das Gegentheil anrathen. Eben dies glaubt er vom Federvieh. Die gehörige Wartung des Viehes empfiehlt er als ſehr wichtig. Viertes Kapitel. Das Landgut, deſſen Theile und Eigenſchaften. Bey den Gebäuden erfordert er, daß ſie bequem, wohlfeil, dauerhaft gebaut, vor Waſſer und andern Schaden geſichert, und ihre Anzahl ſo geringe ſey, als es nur immer die Größe der Landwirthſchaft erlauben will. Bey den Grundſtücken ſieht er darauf, daß jedes ſeinen gehörigen Grund und Boden habe. Hier betrachtet er nicht allein die Art des Erdreichs, ſondern auch die Säfte, die darinn ſtecken; ſieht nicht allein auf die Erde an der Oberfläche, ſondern auch auf die untere, die tiefer liegt, und überlegt, ob [491] der Boden zu ändern und zu beſſern ſey? Er denkt ferner auf die Lage und das Clima, ob jedes eine viereckigte Geſtalt habe, und ob jedes gehörig benutzt werde, oder wie es benutzt werden könnte? Ferner will er, daß das Land gut, vollſtändig, arrondirt, und in Anſehung der Arbeiter und Domeſticken, des Viehes, der Geſundheit, der Gerechtigkeit und der Nebenumſtände die erforderliche Beſchaffenheit habe. Bey dem Ankaufe räth der Herr Verfaſſer, daß man lieber ein gutes Landgut theurer, als ein ſchlechtes wohlfeiler kaufe. Den wahren Werth findet er darinn, daß man die Summe aller jährlichen Ausgaben, von der Summe aller jährlichen Einkünfte abziehe, und den Überfluß mit $33\frac{1}{3}$, oder mit 25 multiplicirt, zum Kapital erhöhen müſſe, weil man ſelten mehr als 3 bis 4 vom

hundert rechnen darf. Fünftes Kap. Abtheilung des Landguts. Die Gebäude ſollen in der Mitte des Guts, jederzeit auf dem geſundeſten Theile deſſelben ſtehen, und geſundes Waſſer in der Nähe haben. Das Haus möchte er gern auf die Mitte eines Hügels geſtellt, und den Hof gegen Mittag gekehrt, doch aber auch ſchattigte Plätze für das Vieh, und Waſſer darinn haben. Bey den Küchengärten wünſcht er, wo möglich, die Lage ſo, daß der Abfluß der Miſtſtätte dahin geleitet werden kann, warnt aber, daß man ſie nicht unten an der Scheurentenne anlege, damit der Wind den Unkrautſaamen nicht dahin führe. Zum Ackerfeld wählt man den Boden, der nicht zu mager, nicht zu feucht, nicht zu ſchwer iſt; zum Graswuchs keine gähe Hügel, keine Ebenen, die eine hohle Lage haben; zu den Weinbergen Hügel, die einen etwas trockenen, aber 2 bis 3 Schuh tiefen Boden haben. Nur müſſen ſie bey uns nie gegen Norden liegen. Sechſtes Kap. Benutzung des Landguts. Hier ſagt der Verfaſſer, daß man ſich nicht gerade zu, durch die Beſchuldigung der Neuerungsſucht von allen Ver=[492]beſſerungen abſchrecken laſſen, ſondern bedenken ſolle, daß alle neuere Vorſchläge von den Römern und den ältern Deutſchen würklich ausgeübt, im 30jährigen Kriege aber, mit den damaligen verſtörten Einwohnern meiſt abgeſtorben ſeyen: Man widerſpreche alſo dadurch den Alten nicht, ſondern ahme ihnen nur nach. Er zeigt hierauf alle mögliche Art von Vorſicht bey den Verſuchen im Kleinen, und den daraus hergeleiteten Schlüßen, wie auch Arten von Verbeſſerungen, die nicht gemein ſind. Nachher liefert er bey den 3erley Arten, ein Gut zu benutzen, unter dem Artickel der Verpachtung, einen fruchtbaren Auszug aus des Herrn von Bennigſen vortreflicher Abhandlung. Siebendes Kap. Vorſtellung der verſchiedenen Bauarten des Feldes. Siehet man auf die Beſtellung überhaupt, ſo iſt die Frage: ob gebrachet wird oder nicht? Wenn man brachet, was es für eine Brache ſey? wenn man nicht brachet, wie man ihren Mangel erſetze? Folglich giebt es 1.) Brache a) aneinander, die bey uns gewöhnliche Bauart, b) abgeſondert oder vertheilt — — neue oder Tulliſche

Bauart. 2.) Keine Brache a) Abwechslung der Pflanzen, aa) alle Jahre beſtellt ohne Ruhe — — Jahrfelder Reichartiſche Manier. bb) Einige Jahre beſtellt, einige ruhend und Grastragend — — Wechſelfelder — — engliſche Bauart, nach Patullo. b) Abwechslung der Oberfläche mit der untern Erde nach Kretſchmar. 3.) Zuſammengeſetzte Bauarten. Brache a) mit Grasbau, ohne Ruhe b) mit Grasbau und Ruhe, nach Tarello. Siehet man auf die beſondre Arten der Beſtellung; ſo können die Bauarten verſchieden ſeyn. I. In Abſicht auf beſſere Bearbeitung der Erde vor der Saat. II. In Abſicht auf den Dunger; 1.) ohne den gewöhnlichen Miſt; 2.) mit Miſt. III. In Abſicht auf die Verbeſſerung der Fehler des Erdbodens. 1.) Durch die gewöhnliche Mittel; 2.) durch die Verbeſſerungs- [493] erde. IV. In Abſicht auf das Säen 1.) a) breitwürfig durch Ausſtreuen mit der Hand, oder b) Reihenweiſe mit der Hand oder Säemaſchine, den ganzen Acker oder Beete; 2.) auf einen Fleck ſäen, und die Pflanzen aufs Feld verpflanzen; 3.) des Jahrs nur mit einer Art Pflanzen, oder mit mehrern Arten beſäen; a) zugleich — — Klee unter das Getreid; b) eine, wenn die andre eingeerndet iſt, auf Winterſtoppeln Rüben, Spergul; 4.) den Saamen a) eineggen, b) einpflügen. V. In Abſicht auf die Bearbeitung des beſäeten Bodens während dem Wachsthum der Pflanzen. 1.) durch Lüften des Bodens mit der Egge, nach Lüder; 2.) durch die Pferdhake nach Tulliſcher Manier. Hierauf geht er die 5 Arten des Feldbaues beydes mit Brache und ohne Brache insbeſondere durch, und zeigt, wo und unter welchen Umſtänden und Beſchränkungen jede zu wählen ſey. Achtes Kap. Von Erlernung des Feldbaues. Hier möchte wohl mancher unphiloſophiſcher Landwirth erſchrecken, wenn er den ganzen Umfang der nothwendigen Känntniſſe ſowol, als der Vorbereitungs- und Hülfswiſſenſchaften überſieht, und mancher Miniſter und Regent ſich prüfen, wenn er bedenkt, wie viele Hülfe der Verf. von öffentlichen Akademien, Societäten, allgemeinen Lehrbüchern in Städten und

Dörfern, ferner in den Policey-Anſtalten erwartet. Der 2te Abſchnitt dieſes höchſtmerkwürdigen Buchs enthält die vorläufigen Känntniſſe aus der Größenlehre. 1.) Etwas aus der ökonomiſchen Rechenkunſt; 2.) aus der Geometrie ſamnt den Maaßen; 3.) aus der Mechanik oder Statik, welches wir aber der uns geſetzten Gränzen halber übergehen müſſen. Wir behalten uns die Anzeige des 2ten Theils vor, und empfehlen dieſes Werk indeſſen, als eins der nüzlichſten Bücher unſers Jahrhunderts, allen philoſophiſchen und unphiloſophiſchen Bauern.

[494] Breßlau.

In der akademiſchen Buchdruckerey der Geſellſchaft Jeſu iſt gedruckt: **Algebre in Tabellen, zum Gebrauche der Jünglinge, und aller, die ſich belehren wollen. Fol. 10 Bog. gefaſſet von Anton Zeplichal, der G. J. und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit.**

Eine Wiſſenſchaft, von welcher man ein Syſtem bilden kann, läßt ſich leichter in Tabellen vortragen, als eine andere, die noch nicht ſo weit bearbeitet iſt. Obgleich die Algebre in unſern Tagen mit anſehnlichen Erfindungen bereichert worden; ſo lehret ſie doch mehr in Beyſpielen, als nach allgemeiner Theorie; allein, dem ohnerachtet laſſen ſich richtige Abtheilungen machen, und ihre Gegenſtände unter gewiſſe Klaſſen bringen, wie uns das Beyſpiel des Hrn. Verf. belehret. Seine Tabellen ſind folgende: 1.) Die Einleitungstabelle; 2.) die Tabelle von Reducirung der Größen; 3.) vom Addiren und Multipliciren; 4.) vom Subtrahiren und Dividiren; 5.) von Potenzen; 6.) von Wurzeln; 7.) vom Reduciren der Wurzelgrößen; 8.) vom Addiren, Subtrahiren, Multipliciren, Dividiren, Potenzen und Wurzeln der Wurzelgrößen; 9.) von Verhältniſſen der Größen; 10.) von Proportionen und Progreßionen der Größen; 11.) von Benennung der Größen in algebriſchen Aufgaben; 12.) von Gleichungen in algebriſchen Aufgaben; 13.) von der Ausführung der Gleichungen in algebriſchen Aufgaben; 14.) von der Auflöſung der Aufgaben, worinnen blos einfache Gleichungen

vorhanden ſind; 15.) von der Auflöſung der Aufgaben, worinnen befaßte Gleichungen vorhanden ſind. Aus dieſem Verzeichniß ergiebt ſich von ſelbſt, wie weit der Hr. Verf. die Algebre in Tabellen gebracht hat. Die allgemeine Eintheilung dieſer Tabellen beſtehet durchgängig: in der Erkännt- [495] niß der Größen, in der Veränderung und Vergleichung derſelben. Auf dieſe drey Stücke beziehen ſich alle Untereintheilungen, deren beſondere Anzeige für uns zu weitläuftig iſt. Ueberdieß beſtehet dieſer tabellariſche Unterricht nicht in bloßen Tabellen; denn dieſe allein wären kein geſchicktes Mittel, die Abſicht zu erreichen, welche ſich der Herr Verf. vorgeſetzt hat; ſondern ſie ſind faſt durchgängig mit Anmerkungen begleitet, und durch Beyſpiele erläutert, ſo, daß allerdings ein nützlicher Gebrauch davon zu machen iſt.

Cölln.

Vollſtändige Sammlung, deren die Verfaſſung des hohen Erzſtifts Cölln betreffender Stücken, mit denen benachbarten hohen Landesherrſchaften geſchloßener Concordaten und Verträgen, dann in Regal- und Cameralſachen, in Juſtiz- Policey- und Militair- weſen, vor und nach ergangener Verordnungen und Edicten. Aus gnädigſtem Befehl Ihrer Churfürſtlichen Gnaden zu Cölln, Maximiliani Friderici, zuſammen getragen und zum Druck befördert. Erſter Band. Bey Simonis und Krakamp, 7 Alph. 14 Bogen, ohne Anzeige des Inhalts und Regiſter, 1772. Fol.

Dieſes anſehnliche Werk iſt nach dem Plane der vom Mylius geſammleter Kurmärkiſchen Landes-Verordnungen, der Hamburgiſchen, Lübeckiſchen und anderer ähnlicher Sammlungen eingerichtet, und ein wichtiger Beytrag zur Specialkänntniß unſers deutſchen Vaterlandes. Finanzkenner werden beſonders im VI. Abſchnitte, von Berg- und Hüttenſachen, beträchtliche Stücke vorfinden, und überhaupt lernt man aus den Unterzeichnungen manchen [496] verdienſtvollen Staatsbedienten kennen, da die Sammlung über ein Jahrhundert hinaus gehet. Vielleicht erhält das Publikum, auf gleich-gnädigſten Befehl und edelmüthige hohe Unterſtützung,

auch ein Werk, welches der vortreflichen von Hontheimiſchen Historiae Trevirensi diplomat. oder der Maynziſchen Geſchichte, die wir von dem Pater Fuchs vollſtändig erwarten, an die Seite geſetzt werden könnte. Ausſichten genug dazu!

Parma.

Die Königl. Akademie dahier klagt ſehr, daß bey der Austheilung ihrer Preiſe für dieſes Jahr, ſo wenige Concurrenten aufgetreten ſind. Den Preis der Mahlerey hat Herr P. du Hallas, Schüler des Boizeau in Paris, erhalten. Das Gemälde ſtellt den Eneas vor, wie er, nach Homern, von der Latona und der Diana geheilt und gelabt wird; die mahleriſche Compoſition und das lebhafte Colorit unterſcheidete das Stück und verdiente ihm ſeinen Vorzug.

In der Baukunſt wurde der Desein, mit der Aufſchrift: Balnea Diis Sacra, welcher den Plan eines Bades angiebt, gekrönt. Die intelligente Vertheilung und die Wahl der Verzierungen wird vorzüglich gerühmt; ein Parmeſaner Dom. Cossetti, Schüler des Ritter Petitot, iſt der Künſtler.

Künftiges Jahr iſt die Aufgabe in der Mahlerey: Lucius Albinus, wie er ſein Weib und Kinder von ſeinem Wagen ſteigen läſt, und die flüchtigen Veſtalinnen aufnimmt. In der Baukunſt, ein öffentlicher Platz, auf den andre Plätze ſtoßen. Die herumſtehenden Gebäude hangen von der Wahl der Concurrenten ab, wenn ſie ſich nur zu der Gegend ſchicken.

[497] Nro. LXIII. Den 7. Auguſt 1772.

Berlin.

Bey Chriſtian Friedrich Voß. **Abhandlung über den Urſprung der Sprache, welche den von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften für das Jahr 1770 geſetzten Preis erhalten hat. Von Herrn Herder. Auf Befehl der Akademie herausgegeben 1772. 8. 222 S.**

Wenn es öfterer geſchähe, daß die Preisaufgaben unſrer Akademien ſo eingerichtet würden, daß ſie, bey Gelegenheit

ihrer Frage, irgend einem unſrer größten Köpfe, wie hier geſchehen iſt, ein Reſultat vieljähriger Meditation und der tiefſten Beobachtungen ablockten, ſo würden wir ſie für wahre Wohlthaten des menſchlichen Geſchlechts anſehen. Der Verfaſſer hat eigentlich das Gebot der Akademie übertreten, die eine Erklärungsart über den Urſprung der Sprache verlangte, und hat nicht verſuchen wollen, ob eine neue Hypotheſe ſeiner eignen Schöpfung, eine andre auf oder gleich wäge. Er hat ſich vielmehr bemüht „feſte Data aus der menſchlichen Seele, der menſchlichen Organiſation, dem Bau aller alten und wilden Sprachen, und der ganzen Haushaltung des menſchlichen Geſchlechts zu ſammlen.“ Es ſchien ihm dieſer Ungehorſam der einzige Weg den Willen der Akademie zu erreichen. [498]

Erſter Theil. Haben die Menſchen, ihren Naturfähigkeiten überlaſſen, ſich ſelbſt Sprache erfinden können? Schon als Thier hat der Menſch Sprache. Ein leidendes Thier ſowohl, als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern, wird ächzen. Und wäre es gleich verlaſſen, auf einer wilden Inſel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeſchöpfs. Daß der Menſch dieſe Sprache der Empfindung mit den Thieren gemein habe, bezeugen jetzt freylich mehr, gewiſſe Reſte als volle Ausbrüche. Eigentlich iſt dieſe Sprache der Natur eine Völkerſprache für jede Gattung unter ſich, und ſo hat auch der Menſch die Seinige. Dieſe Töne ſind freylich ſehr einfach; und wenn ſie artikulirt, und als Interjektionen aufs Papier hinbuchſtabirt werden; ſo haben die entgegengeſetzteſten Empfindungen faſt einen Ausdruck. Wenig ſind dieſer Töne; allein die empfindſame Natur, ſo ferne ſie blos mechaniſch leidet, hat auch weniger Hauptarten der Empfindung, als unſre Pſychologien der Seele als Leidenſchaften anzählen, oder andichten. In allen Sprachen des Urſprungs tönen noch Reſte dieſer Naturtöne; nur freylich ſind ſie nicht die Hauptfäden der menſchlichen Sprache. Sie ſind nicht

die eigentlichen Wurzeln, aber die Säfte, die die Wurzeln der Sprache beleben. Da unſre Töne der Natur zum Ausdruck der Leidenſchaft beſtimmt ſind, ſo iſts natürlich, daß ſie auch die Elemente aller Rührung werden. Überall ſind die Europäer, trotz ihrer Bildung und Mißbildung, von den rohen Klagetönen der Wilden heftig gerührt worden. Aber aus dieſem Geſchrey der Empfindung läßt ſich, wie viele geglaubt haben, nicht der Urſprung menſchlicher Sprache erklären. Kinder ſprechen Schälle der Empfindung wie die Thiere; [499] iſt aber die Sprache, die ſie von Menſchen lernen, nicht ganz eine andere Sprache? Condillac war unter dieſer Anzahl, und Rouſſeau ward durch Condillacs ſchlechte Erklärung verführt, zu behaupten, daß irgend anders woher menſchliche Sprache hat werden ſollen, weil ſie hieraus nicht folge. Nun fängt der Verfaſſer ſeine eigene Art zu erklären an: „Die Empfindſamkeit, Fähigkeiten und Kunſttriebe der Thiere nehmen an Stärke und Intenſität zu, im umgekehrten Verhältniſſe der Größe und Mannigfaltigkeit ihres Würkungskreiſes.“ Der Menſch hat keine ſo einförmige Sphäre, wo nur eine Arbeit auf ihn wartete: Keine Richtung ſeiner Vorſtellungen auf ein Eins; mithin keinen Kunſttrieb, keine Kunſtfertigkeit, — — und das eine gehört hier näher her, keine Thierſprache. „Was iſt doch das, was wir, auſſer der vorangeführten Lautbarkeit der empfindenden Maſchine bey einigen Gattungen, Thierſprache nennen, anders, als ein Reſultat der Anmerkungen, die ich, ſagt der Verfaſſer, zuſammen gereiht? Ein dunkles ſinnliches Einverſtändniß einer Thiergattung untereinander über ihre Beſtimmung, im Kreiſe ihrer Wirkung. Bey jedem Thiere iſt (auſſer der vorigen mechaniſchen) die Sprache ſeiner Gattung eine Äuſſerung ſo ſtarker ſinnlicher Vorſtellungen, daß dieſe zu Trieben werden: mithin iſt Sprache, ſo wie Sinne, und Vorſtellungen und Triebe angebohren, und dem Thiere unmittelbar natürlich. Die Biene ſumſet wie ſie ſaugt; der Vogel ſingt wie er niſtet

— — aber wie ſpricht der Menſch von Natur? Gar nicht! ſo wie er wenig oder nichts durch völligen Inſtinkt als Thier thut. Ich nehme bey einem Kinde das Geſchrey ſeiner empfindſamen Maſchine aus; ſonſt iſts ſtumm."

Zweyter Abſchnitt. Der Verfaſſer thut keinen Sprung. Er giebt den Menſchen nicht gleich plötz- [500] lich neue Kräfte, keine ſprachſchaffende Fähigkeit. Des Menſchen Sinne ſtehen dem Sinn der Thiere an Schärfe nach. Dagegen bekommen ſie eben dadurch Vorzug der Freyheit, weitere Ausſicht, mehrere Helle. Man nenne dieſe ganze Diſpoſition wie man wolle, Verſtand, Vernunft, Beſinnung; es gilt mir gleich, wenn man ſie nur nicht für Stuffenerhöhung, nur nicht für Zugabe, für die vierte Stuffe einer Leiter nach den drey unterſten hält. Nach richtigern Begriffen iſt die Vernunftmäßigkeit des Menſchen, der Charakter ſeiner Gattung etwas anders, nemlich: „die gänzliche Beſtimmung ſeiner denkenden Kraft im Verhältniß ſeiner Sinnlichkeit und Triebe." Wenn der Menſch Triebe der Thiere hätte, ſo könnte er das nicht haben, was wir jetzt Vernunft nennen. Wenn der Menſch kein Inſtinktmäßiges Thier ſeyn ſollte, ſo muſte er, vermöge der freyer würkenden poſitiven Kraft ſeiner Seele ein beſonnenes Geſchöpf ſeyn. Iſt nun die Vernunft keine abgetheilte, einzeln würkende Kraft, ſondern eine ſeiner Gattung eigne Richtung aller Kräfte: ſo muß der Menſch ſie im erſten Zuſtande haben, da er Menſch iſt. Der Menſch, in den Zuſtand von Beſonnenheit geſetzt, der ihm eigen iſt, hat Sprache erfunden. Denn was iſt Reflexion, was iſt Sprache? Der Menſch bewirket Reflexion, wenn er auf einem Bilde freywillig verweilt, es in helle ruhigere Obacht nimmt, und ſich Merkmale abſondern kann, daß dies der Gegenſtand, und kein andrer ſey. Dies erſte Merkmal der Beſinnung war Wort der Seele! Mit ihm iſt die menſchliche Sprache erfunden.

Dritter Abſchnitt. Welches waren die erſten Merkmale zu Elementen der Sprache? 1.) Töne. Das Ohr

ward der erſte Lehrmeiſter der Sprache. Tönende Verba ſind die erſten Machtelemente, hier iſt Prädikat und noch kein Subjekt. Alle alte wilde [501] Sprachen ſind voll von dieſem Urſprunge. Der Menſch bezog alles auf ſich. Die erſten Namen ſprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Seegen, und aus dieſem Gefühl wurden die Artickel; alles wurde menſchlich, zu Weib und Mann perſonificirt: überall Götter, Göttinnen. Hieraus erhellt, was ſo viele Leute bisher, ohne es zu verſtehen, geſagt haben: daß Poeſie älter ſey, als Proſa. Die erſte Sprache des menſchlichen Geſchlechts ſey Geſang geweſen. Es war nicht Nachtigallengeſang, noch Schrey der Empfindung nach Condillac und Rouſſeau: es war Namennennung eines jeden Geſchöpfs nach ſeiner Sprache. Nicht alle Gegenſtände tönen. Woher nun für dieſe Merkworte? Wie hängt Geſicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zuſammen? Nicht unter ſich in den Gegenſtänden. Aber was ſind denn dieſe Eigenſchaften in den Gegenſtänden? Sie ſind blos ſinnliche Empfindungen in uns, und als ſolche flieſſen ſie nicht Alle in Eins? Wir ſind Ein denkendes sensorium commune, nur von verſchiednen Seiten berührt. „Da der Menſch blos durch das Gehör die Sprache der lehrenden Natur empfängt, und ohne das die Sprache nicht erfinden kann: ſo iſt Gehör auf gewiſſe Weiſe der Mittlere ſeiner Sinne, die eigentliche Thür zur Seele, und das Verbindungsband der übrigen Sinne geworden.“ Und zwar 1) iſt es der Mittlere an Sphäre der Empfindbarkeit von Auſſen. 2) An Deutlichkeit und Klarheit. 3) An Lebhaftigkeit. 4) In Betracht der Zeit, in der es würkt. 5) In Abſicht des Bedürfniſſes ſich auszudrücken. 6) In Abſicht ſeiner Entwicklung.

Wir übergehen ſehr ungern die hier über die Bauart der morgenländiſchen Sprachen zerſtreute Anmerkungen. Sie ſind ein Exempel der Lehre und Warnung für ſo viele unphiloſophiſche Köpfe, die ſich bisher an dieſes Studium gewagt haben, und die [502] Sorgloſigkeit, womit hier der Reiche ſeine Schätze auswirft, hilft vielleicht ſo gut, wie einige

Schultenſiſche lateiniſche Sätze, einem feinen und fleißigen Werkmann langen philologiſchen Drat zu ziehen.

Zweyter Theil. Artikulationen. Auf welchem Wege hat der Menſch ſich am füglichſten Sprache erfinden können und müſſen? Zu dieſer Aufklärung legt der Verfaſſer folgende Sätze zum Grunde: 1.) Der Menſch iſt ein freydenkendes thätiges Weſen, deſſen Kräfte in Progreßion fortwirken; darum ſey er ein Geſchöpf der Sprache! Die ganze Kette von Zuſtänden in der menſchlichen Seele iſt von der Art, daß jeder die Sprache fortbildet. Der Menſch hat eine Kraft, unverruckt zu ſammlen. Solch eine Kette gehet bis an den Tod fort. Gleichſam nur der ganze Menſch immer in Entwicklung, im Fortgange, in Vervollkommnung. 2.) Der Menſch iſt in ſeiner Beſtimmung ein Geſchöpf der Heerde, der Geſellſchaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm alſo natürlich, weſentlich, nothwendig. Kein einzelner Menſch iſt für ſich da; er iſt, in das Ganze des Geſchlechts eingeſchoben, iſt nur Eins für die fortgehende Folge. Da der Unterricht der eignen Seele der Ideenkreis der Elternſprache iſt: ſo wird „die Fortbildung des menſchlichen Unterrichts durch den Geiſt der Familie, durch den die Natur das ganze Geſchlecht verknüpft hat, auch Fortbildung der Sprache.“ 3.) So wie das ganze menſchliche Geſchlecht unmöglich eine Heerde bleiben konnte: ſo konnte es auch nicht eine Sprache behalten. Es wird alſo eine Bildung verſchiedner Nationalſprachen. 4.) So wie nach aller Wahrſcheinlichkeit das menſchliche Geſchlecht ein progreßives Ganze von einem Urſprung in einer großen Haushaltung ausmacht: ſo auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung. Wir übergehen die durch die ganze Abhandlung durchlaufende [503] Widerlegung der Gegner. Unſre Leſer müſſen hier dem Verfaſſer ſelbſt folgen, und mit eignen Augen ſehen, wie leicht der Sieg dem Arm des Starken werde. Der Schluß, alles bisher erwieſenen iſt folgender: Ein höherer Urſprung, nach Süßmilchs Meynung, hat nichts für ſich, ſelbſt nicht das Zeugniß der morgenländiſchen Schrift, auf die er ſich beruft.

Die menſchliche Erfindung hat alles für, und durchaus nichts gegen ſich: Weſen der menſchlichen Seele und Element der Sprache; Analogie des menſchlichen Geſchlechts, und Analogie der Fortgänge der Sprache — — Das große Beyſpiel aller Völker, Zeiten und Theile der Welt!

Petersburg, Riga und Leipzig.

Rußiſche Bibliothek zur Kenntniß des gegenwärtigen Zuſtands der Litteratur in Rußland. Herausgegeben von H. L. C. Backmeiſter. Erſten Bandes erſtes Stück, bey Hartknoch, 8, 1772. 7 Bogen.

Das Reich der Katharina auch in der Litteratur kann ſchon eine Bibliothek verdienen, wie wir das We nehmen. Zwar ſind in dieſem erſten Stücke von eigentl Rußiſchen Schriften nicht ſogar viele und merkwürdige. D Geſetzbuch der R. Monarchinn iſt ſchon zu bekan und der Auszug, der hier aus Fürſt Chilkows „Kern Rußiſchen Geſchichte“ erſcheint, iſt zu mager und verſchro Aber „die Geſchichte der gelehrten Expedition unter Katharina, die Reiſen Gmelins, Palla Rytskows, Falks, Lepechin und Güldenſtät“ d ſich gegenwärtig in die Provinzen der Rußiſchen Welt, a gelehrte Eroberer und Wetteifrer getheilt haben — ſchon d verdient einige Stücke Bibliothek. Hier iſt nicht blos di allgemeine Nachricht, ſondern auch von Gmelins Reiſen Auszug, und von Güldenſtäts viel vortrefliche Hoffnungen. Möchten doch auch die Bücher ſelbſt [504] mehr in Deutſchland bekannt werden, und St. Petersburg nicht ſo weit von Leipzig liegen. — Was iſt in der ganzen Nord- und Oſtwelt nicht noch zu hoffen! zu entdecken! Von Euler ſind die Berechnungen des Kometen 69. und vielleicht auch „die Beſchreibung des Weltgebäudes!“ die wir auch noch nicht kennen. Sonſt Oxenſtirns Gedanken und ein Theil von Büſchings Geographie Rußiſch überſetzt: eine Nachricht von der freyen Geſellſchaft der Rußiſchen Sprache, und ein Unterricht über

die Rußiſche Orthographie, der nützlich ſeyn kann. Viele Sachen ſind merkwürdig, aber ihr Bibliothekar ſcheint äuſſerſt mittelmäſig.

London.

Oder vielmehr Paris iſt der Druckort einer Brochüre, die den Titel führt: **Mes Rêveries: contenant Erato et l'Amour, Poëme; suivi des Riens. MDCCLXXI.**

Wir wiſſen, daß die Wielandiſche Muſe bey uns ſo weit verkannt wurde, daß einer ihrer Nachahmer glaubte, es ſey genug dazu, ſchlüpfrige Sujets mit freyem Pinſel auszumahlen, wenn uns der Himmel auch weiter keine Gabe verliehen hätte, als die irgend ein Gleichniß auszudrehen. Dieſer Mann griff, wie wir wiſſen, in alle vier Winde, und hohlte ſich Epiſche Geſchöpfe, Handlung und Geſinnungen, — und hier dieſer Autor glaubt, Dorats leichten Crayon zu führen, gehöre nichts als ein Geklingel von Reimen, Zuſammenſtellung des Groſen und Kleinen, beliebte franzöſiſche Gegenſätze, u. ſ. w. und ihm iſt nie der philoſophiſche Kopf Dorats auch nur zum Anſtaunen vorgekommen. Es heißt von ihm, was Wieland bey Erblickung der Wahrheit ſagt:

Den andern Erdenſöhnen,
Gefällt doch wenigſtens die Stickerey,
Der reiche Stoff, der Farben Spiel und Leben;
Sie würden um den Putz die Dame ſelber geben,
Und was verlöhren ſie dabey?

505] Nro. LXIV. Den 11. Auguſt 1772.

Göttingen und Gotha.

J. D. Michaelis Verſuch über die ſiebenzig Wochen Daniels. Ein Auszug deſſen, was er in ſeinem deutſchen Collegio über das neunte Kapitel Daniels neues bemerkt hat. Bey Dietrich 1771. 8. 17 Bogen.

Die Zugänge zu dieſem Buche ſind von allen Seiten bearbeitet und aufgeräumt. Die Lesarten geſammlet, die Überſetzungen verglichen, gemuthmaßet, — noch immer in=

deſſen iſt ſelbſt aus dieſen Wegarbeiten zu ſehen, daß unten noch Grundlos ſey, daß nur Sträuche übergeworfen werden, die jedem ſtarken Tritt erſinken, daß zu den 70 Wochen Daniels noch ein eigner Gabriel gehöre, der uns das Räthſel erkläre. Herr Michaelis hat ſelbſt nur wenige Codices verglichen, und eigentlich zu reden, iſt der Caſſelſche Codex ſein Einziger: Kennikots Varianten hat er nur in Engliſcher Überſetzung und Nachricht, wer weiß wie vollſtändig? bekommen: Die älteſte Überſetzung Daniels, die Winkelmann, dieſer ſo allgemein nützliche Litterator, aus dem Vatikan herausgeben wollte, liegt noch — — Herr Michaelis alſo hätte vielleicht, wenn er nicht ein Kollegium über dies Kapitel geleſen, und dies Kollegium nun auch gerne ſeinem Buchhändler hätte [506] leſen wollen, auf den Römiſchen Daniel und Kennicots Sammlungen gewartet, und — — warten können.

Es iſt beym Ende dieſes Kapitels würklich ſonderbar, theils daß faſt alle Redarten des entgegengeſetzteſten Doppelſinns fähig, theils inſonderheit in Zählen und Wochen alles mit Varianten überſtreuet, die ihrer Anzahl nach ſchon von aller Auslegung abſchrecken ſollten. Daniel iſt freylich ein junger Prophet, und ſein Buch auch der Schreibart nach gewiß ein junges Buch — — auch den Hebräern Eins der letzten ihrer blos heiligen Schriften — — ohne Zweiffel aber ſind auch über dieſen Verſen, von Weiſſagung und Zahl in der großen Reihe Jahrhunderte viele Ausleger- Dollmetſcher- Verbeßer- und Verſchlimmererhände geweſen, und daher rührt vielleicht nicht blos die Menge der Lesarten, ſondern auch der Doppelſinn der Worte. Keine Weiſſagung des A. Teſtaments, die Juden und Chriſten, ſo buchſtäblich und chronologiſch die Ankunft des Meßias und die Zerſtörung des jüdiſchen Reichs zu verkündigen ſchien, als dieſe — — wie konnten alſo nicht, Juden und Chriſten, und in ſo mancherley Intereſſe, deuteln? und — — ändern. Es iſt alſo, wie geſagt, ein neuer Gabriel zur Zeit des Abendopfers nöthig, nur erſt zu zeigen, wie zu leſen ſey, ehe wir deuten: und da dem

Herrn Prof. Michaelis die angezeigten nöthigen Hülfsmittel noch fehlen: so siehet man, daß er kaum dieser Gabriel seyn könne.

Überdem dünkt uns der Verf. in Abwägung der Lesarten schon nicht unpartheyisch gnug. Er rechnet immer, bey welcher Jahrzahl was Merkwürdiges herauskomme, und also von hinten. Und das ist doch gerade der falscheste Weg, den er selbst verspottet! Zudem, wer wuste denn chronologisch gerade den terminus a quo der Weissagung, um historisch so rechnen zu können? Und denn sein lieber Cassel=[507]scher Codex, und gar nur die spätere hineingeflickte Lesart dieses Codex, ist ihm am Ende doch, gegen alle andere, Alles! Ist das kritische Treue, und Kälte?

Hinter aller Aufräumung der Zugänge also, muß der Recens. bekennen, daß er nichts weniger, als des Verf. Meinung, in Lesart und Auslegung des Gesichts geworden. Das dünkt mich, ist Trotz aller Lesarten! offenbar, daß vers 25. 26. 27. nichts als eine Auslegung und Erklärung des 24sten Verses und der dasigen Siebenzig sind. Daniel betet. Gabriel kommt und zeigt ihm das Gesicht der 70. Sieben, und da Daniel jetzt eben so viel weiß, erklärt er ihm die große 70. Sieben, daß er sie in 7. Sieben und 62. Sieben und Eine Sieben theilet, und deutet. Wie also hier im Kleinen die Übersetzung abgehen möge, so bleibt, dünkt mich, der Hauptabschnitt sichtbar, und Herr Michaelis also, der nur von hinten nach der Erfüllung und nach seines Einen Casselschen Codex bloßer Buchstabenhineinkünstlung rechnet, hat nicht blos die ganze Sammlung der Abschriften, sondern den Zusammenhang gegen sich. In dem er nun Jahre kettet und hinter einander ordnet, die unter einander stehen sollen, begehet er offenbar (jeder unpartheyische Leser lese im Zusammenhange) den Fehler, den jener gelehrte akademische Baurensohn begieng, wo drey Eyer sind, sind auch zwey Eyer: Nun aber 3 + 2. sind 5. — — Also — — Und man weiß, wie der Vater ihn abfertigte.

Überdem iſts unbegreiflich, wie Herr Michaelis den terminus a quo, von dem die 70. Sieben gehen, von der Zeit rechnen könne, da Daniel betet. Wenn Herr Michaelis das ganze Kapitel im kritiſchen Kollegium erklärte, fand er v. 2. daß Daniel „in den Büchern auf die Zahl der Jahre merkte, davon der Herr geredet hatte zum Propheten Jeremia, [508] daß Jeruſalem ſollte wüſte liegen ſiebenzig Jahr!“ Nun fängt er an zu beten, und der Engel kommt, ihn auf ſein Gebet über die Siebzig zu unterrichten — — über welche Siebenzig? Natürlich über die er betet, das ſind „die des Propheten Jeremias“: Denn der Engel ſagt ja ſelbſt, daß er ausgeſandt worden, da du anfiengſt zu beten, „d. i. da du Jeremias laſeſt, und dich über die 70. kümmerteſt.“ Bleibt nun wohl der mindeſte Zweiffel, daß dieſe 70. vom Wort des Herrn an Jeremias gerechnet werden müſſen? Und ſo gleich geht der ganze Calcul und Prophetentalent Michaelis hier verlohren.

Beyde Gründe dünken dem Recenſ. ſchon hinreichend und faſt unwiderſprechlich, daß Herrn Michaelis Hypotheſe — — Nichts ſey, und er darf alſo nicht einmal zu hiſtoriſchen Zweiffeln ſeine Zuflucht nehmen, ob das Zeitalter der Seleuciden für die Juden das geweſen, was M. will? ob ſeine politiſchen Einfälle von Berlin unter Friedrich, ſo wie das Andre von Straßburg unter Frankreich, Stich halten? Ob denn Uſſerius Rechnung Daniels Rechnung ſey? u. ſ. w. Auf das alles darf und ſoll man ſich nicht einlaſſen; gnug, Philoſophiſch, Kritiſch, Exegetiſch, iſt überall Ungrund und Unzuſammenhang.

Aber nun, welche Auslegung wir geben? Muſten wir denn; dörfen wir denn welche geben? Iſt denn ein Zeitungsſchreiber Prophet? oder gar neuer Gabriel, der den Propheten lehre?

Allein, daß Einmal der Sinn dieſer Worte ſehr deutlich werde, und ſchon jetzt werden könne, glauben wir ſehr. Und daß es gewiß ein ganz Andrer ſeyn werde, als der gemeine, oder dieſer neue unſrer neuen Propheten dörften wir auch vermuthen — — manum de tabula!

Uebrigens ist diese Schrift ungemein weitläuftig, und wir getrauten uns, was Herr Michaelis in 70. sagt, in 7. sagen zu wollen. Auch mit sehr [509] viel fremden Sachen überschwemmet, die man hier nicht suchen sollte; die Visite des D. Pringle, die Weissagung, daß Frankreich Strasburg einmal verlieren werde u. s. w. mögen Proben seyn. Der Ton ist: sich selbst alles ungemein verzeihend, und überhaupt sehr abstehend von der nur zu kurzen und dunkeln Erklärung des Engels selbst! hätte der sich doch mehr und heller erklärt; nur ein Achttheil von Herrn Michaelis Ausführlichkeit! Aber leider! dem guten Engel Gabriel wurden keine Bogen bezahlt; daher sprach er — — leider nur Worte!

Leipzig.

Briefwechsel der Fr. v. Y. und der Baronesse v. B. 8. 1772. 70 S.

Ein sehr wohlthätiges Romänchen, zum Besten der Armen geschrieben, zum Besten der Armen gedruckt. Die Absicht ist löblich, in die Zimmer der, von der Menschheit abgesonderten Vornehmen, ein Bild des Elends einzuschieben. Welchen Nutzen hätte der Verfasser stiften können, wenn seine Schilderungen nach der Natur entworfen, mit Wahrheit ausgezeichnet wären. Er scheint den Mangel dieser Zeiten nur obenhin zu kennen. Es ist alles theils unbestimmt, theils übertrieben, das am wenigsten in einem Schriftchen taugt, wo man reellen Einfluß aufs menschliche Herz haben will. Wir möchten hier nicht weitläufig seyn; aber wie leicht hätte der Verfasser das wahrste und interessanteste Gemälde liefern können. Wie zuerst der Zufluß ausbleibt, wie sich der Landmann mit dem Vorrath behelfen muß, wie er die Zahl der mitgenießenden Geschöpfe verringern muß, wie dadurch der Cirkulation immer mehr Leben entzogen wird, bis er verzweiflend zuletzt dem gegenwärtigen Augenblick, die Aussaat der Zukunft aufopfert, und darbt, und Gradweis bis zum schrecklichen Hungertodt hinunter darbt, und [510] zuletzt, wenn Lebenskraft und Muth aufs engste zusammengedrängt sind, in ge-

waltsame, entsetzliche Entschliessungen ausreißt. — — Wie ist das hier alles so anders. Gleich anfangs verhungern die Leute zu Dutzenden; ein Knabe brät seinen verschmachtenden Eltern den gestohlenen Schooshund der gnädigen Frau, und ein altes Weib jammert und dogmatisirt drüber. Übrigens wünschen wir dem Büchlein viel Abgang, das möchte wohl der einzige Nutzen seyn, den die Armen davon zu hoffen haben.

London.

Philosophical Transactions. Vol. LX. For the Year 1770. 4to. 15 S. Sewed. Davies 1771.

Mathematick und Mechanick.

Wir wollen unsern Lesern nur kurze Anzeigen der in diesem Fache vorkommenden Artickel liefern. Der 24ste enthält einige Vorschläge von Herrn Rowning, zu Errichtung einer Maschine, wodurch man die Wurzeln der Gleichungen durchgängig finden könne. Des Hrn. v. Segners Methode im 7. B. der Petersburger Akademie diese Gleichungen zu finden, und der Wunsch, den dieser Gelehrte that, daß ein Instrument möchte da seyn, die krummen Linien sogleich durch mechanische Bewegung zu verzeichnen, hat zu diesem Traktat Gelegenheit gegeben. Herr Rowning hat seine Maschine bereits der Gesellschaft präsentirt, und das günstige Schicksal der Wissenschaften wolle, daß sie bewährt erfunden werde. Ferner hat Herr Price, von dem wir schon die große Abhandlung von den Observations on reversionnary Payments haben, hier der Gesellschaft Beobachtungen über die wahre Methode den Werth des Heimfalls bey längerem Leben zu berechnen, vorgelegt. Er zeigt darinn die Fehler bey dem Systeme des Herrn de Moivre, und be-[511]weißt, daß Simpsons Methode blos zu brauchen sey, wenn beyder Personen Leben gleich angenommen werde. In dem 36sten B. giebt Herr Landen einige neue Theoreme, gewisse krumme Linien zu berechnen. Die Lehrsätze des Herausgebers von Cote's Harmonia Mensurarum findet er zu complicirt, und würklich wird nach seiner Methode alles ungemein erleichtert. 43ster B. Ein Brief an Herrn Jakob West Esq. den Präsidenten der Königl. Gesellschaft, der zwanzig

Fälle der Societäts-Rechnung enthält, von J. Robertſon. Im Aſtronomiſchen Fache beſchäftigen ſich die meiſten Abhandlungen mit Beobachtungen über den Durchgang der Venus 1769. und einigen andern, worunter man nach Herrn Winthrops Beobachtungen in Neuengland, in einem Briefe an Dr. Franklin, Mallets Brief an Dr. Bevis, den Durchgang der Venus von Ponoi aus beobachtet, (wovon zwar das meiſte ſchon in den Petersburger akademiſchen Schriften enthalten iſt) Ferner, Hrn. Pingre's Beobachtungen vom Fort Royal auf Martinique und dem Cap François auf der Inſel St. Domingo, einiges über den erſten Trabanten des Jupiters auf Madera, von Dr. Heberden, über den Durchgang des Mercurius in Penſylvanien, und den Durchgang der Venus in Californien beobachtet, findet.

Eben daſelbſt.

Wensley Dale; or, Rural Contemplations, a Poem. By Thom. Maude. Price 2 S. 6 d.

Dies Gedicht führt ſeinen Namen von Wensley Dale, einem Landſitz des Herzogs von Bolton, zehn Engliſche Meilen von Richmond, und vier von Middleham in Yorkshire. Der Verf. hat es zum Beſten des Spitals zu Leeds herausgegeben, und es iſt der Herzoginn von Bulton zugeeignet. Seit [512] der Erſcheinung des Deserted Village, iſt uns noch kein Dichter vorgekommen, der ſo glücklich in die correkte Sprache und harmoniſche Verſification Popes eintritt, wie dieſer. Es enthält ländliche Schilderеyen, und ſittliche Empfindungen, und wir glauben mit dem Verf., daß darzu Wensley Dale ſo gut den Stoff hergeben könne, als die Ufer des Arno, oder der Hayn zu Windſor. Das Gedicht wird ferner durch einige in den Noten angegebne bisher unbekannte Anekdoten von Newtons Leben merkwürdig. Dieſer große Mann war hier in der Nähe von Woolzhorpe von dürftigen Eltern geboren. In ſeiner Jugend hütete er die Schaafe, und machte dem Knecht das Thor auf, wenn er zu Markte fuhr. Ein Edelmann der daſigen Gegend fand ihn auf dem Feld mit einem Compendio der praktiſchen Geometrie be-

ſchäftigt; und dieſe Entdeckung war der Zeitpunkt, wo ſich ſeine große Talente zu entwickeln anfiengen. Man gab ihm nunmehr den gehörigen Unterricht in den Schulen. Von ſeiner Gelaſſenheit führt der Verfaſſer ein merkwürdiges Exempel an. Newton hatte einen kleinen Hund, den er von ohngefähr auf etliche Minuten in die Stube verſchloß. Als er zurückkam, fand er, daß der Hund indeſſen auf den Tiſch geſprungen, den Leuchter umgeworfen, und dadurch ein Manuſcript in Brand geſteckt hatte, das die Frucht von Jahrlangen Arbeiten und Berechnungen war. Der ganze Verweiß, womit er den Schuldigen angieng, war dieſer: du armer Schelm weiſt wohl den Schaden nicht, den du mir zugefügt haſt. Eine Gelaſſenheit, der ſich mancher wohlbezahlte Moraliſt auf Kanzel und Katheder nicht rühmen dürfte!

[513] Nro. LXV. Den 14. Auguſt 1772.

Berlin und Stettin.

Allgemeine deutſche Bibliothek Des ſechzehnten Bandes erſtes Stück. 1772. 8. 342 S.

1.) Knorrs Deliciae Naturae selectae, oder auserlesnes Naturalienkabinet, fortgeſetzt von deſſen Erben, beſchrieben von Müller, mit einer franzöſiſchen Überſetzung von Blaquiere. 2 Theile. Wird als eins der wichtigſten Werke angeprieſen, die uns Nürnbergiſche Künſtler geliefert haben. Zeichnung, Malerey, Druck und Papier, erhalten das verdiente Lob; wie auch die Fr. Überſ.

2.) Schlegels Batteux, dritte Auflage. Wir empfehlen dieſe Recenſion allen jungen Leuten, die ihr Gefühl des Guten und Schönen zu entwickeln ſtreben. Hier werden ihnen die Feſſeln abgenommen, in die ein hergebrachter Unterricht der ſchönen Wiſſenſchaften ſie ſchmiedet. Auch hoffen wir, daß manchem Lehrer das Herz dabey ſchlagen ſoll, wenn er nur einigermaſſen fühlbar iſt. Den Sand aus geraffter Formeln und Floskeln, gaffenden Jünglingen von Katheder in die Augen zu werfen, dazu brauchts weder

Genie noch Talent; aber mit ihnen durch die Gefilde der Natur, durch die Säle der Kunst zu wandeln, und an ihrer Spitze, mit ihnen nach Festigkeit, Bestimmtheit und Wahrheit die [514] dunkeln eingebohrnen Gefühle zu suchen! Gott sey Dank, daß wir in Deutschland solcher Männer nicht mangeln.

3.) Histoire de l'Academie des sciences et des belles lettres. Année 1763. Bündiger Auszug.

4.) Tissot, von der Epilepsie, doppelt übersetzt. ist eigentlich der dritte Theil der Abhandlung von Nerven und Nervenkrankheiten. Herrn Tissots Lehre wird kurz und faßlich vorgetragen, dagegen so gründlich als bescheidene Einwendungen gemacht.

5.) Hommelii Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium neque tamen legibus decisarum. Edit. 3. Viele Observationen, sagt der Recens. sind merkwürdig, gründlich, neu, oder doch mit neuen Beweisen unterstützt. Bey manchen aber haben wir auch diese Eigenschaften vermißt. Es werden darauf Zeugnisse dieses Urtheils angeführt. Insonderheit beklagen sie sich mit Recht über die inkonsequente, unpolitische Art, (von der Moralität wollen wir gar nicht reden) mit der Herr Hommel über die, dem menschlichen Geschlecht so wichtigen Punkte, so hindenkt, hinschreibt.

6.) A. de Haen, Pars XIII. rationis medendi. ausgezogen, geprüft, hier und da widersprochen.

7.) Manstein, Memoires historiques politiques et militaires sur la Russie. Nebst zwey Übersetzungen. Kurzer Lebensauszug des Verfassers, und Urtheil über des Herausgebers, Herrn Hubers, Verbesserungen, wie auch über die Übersetzungen.

8.) Lonchamp, Entwurf einer gelehrten Geschichte Frankreichs, aus dem französischen, 1. Th. unter der Aufsicht und einer Vorrede von Klotz. Dieser Arbeit wird eben nicht in Ehren gedacht.

9.) Die Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf den Reisen durch Europa, Asia und

Africa, von Schulz, 1. Theil. Herr S. ist einer der schlechtesten Mißionarien, die jemals Völker ver- [515] wirrt haben. Die Judenbekehrung ist sein Zweck, und das Talent, das ihn dazu beruft, seine Fertigkeit Hebräisch zu sprechen, und was dazu gehört. Übrigens ohne Gefühl, von dem was Mensch sey, was das Bedürfniß sey, das vor der Erweckung vorhergehen muß, woher es entspringe, wie ihm durch Religion abgeholfen werde. — — Er läuft durch die Welt, bellt die Juden an, die meistens gescheiter sind, als er selbst; beißt sich mit ihnen herum, richtet nichts aus, erbaut die guten Leute, die ihn dagegen mit Essen und Trinken erquicken ꝛc. Daß doch alle Mißionsgeschichten Satyren auf sich selbst seyn müssen!

10.) Jakobi sämmtliche Werke. 2. Th. Man wundert sich, daß ein Autor, den, wie er selbst von sich prädicirt, ein sanftes, empfindliches, wohlthätiges Herz mehr als alles beglückt, der in einem elisischen Kreise lebt und geliebt wird, daß sich der so ängstlich bekümmert, ob die, so draussen sind, ihn lieben oder hassen; daß er, der seine Lieder selbst als Spielwerk karakterisirt, um den Beyfall einer Nation geitzen mag; gewiß ist es sonderbar, daß Herr Jakobi bey seinem feinen Gefühl, den Hauptzug des Carakters seiner großen französischen Vorfahren, den Zug, der ihren Productionen den eigentlichen Werth gab, nicht erkannt zu haben scheint, weil er sich keineswegs von dieser Seite nach ihnen bildet. Die ersten unter ihnen recitirten ihre Sachen nur bey Gelagen, in muntern Kreisen, erlaubten kaum und selten eine Abschrift, und so bewahrten sie ihre niedlichen Kleinigkeiten vor dem tödtenden Titel: Werke, und sich vor der steifen freudenwidrigen Ehre, als Autoren begafft zu werden.

11.) Tractatus juris Germanici de juribus Judaeorum auctore Gatzert. Der Verf. schränkt sich hauptsächlich auf die Hessen-Darmstädtische Rechte ein. Der Rec. macht Einwendungen, die uns für eine Civilmaterie [516] zu philosophisch dünken. Die fürtreflichsten Grundsätze abstrackter Wahrheit, lassen sich zu Entscheidung

der verwickelten Fälle, unſers gegenwärtigen zuſammengeſetzten Lebens nicht anwenden. Die Abweichung von der Natur kann nicht nach Naturgeſetzen beurtheilt werden, denn da ſind wir gleich fertig: es taugt nichts, heißts da. Wenn wir es aber doch einmal nicht abthun können, ſo müſſen wir die Abweichung aus ſich ſelbſt, und aus ihren eignen Regeln beurtheilen, ſo grillenhaft und ungleich ſie auch ſeyn mögen.

12.) Creutz-Oden. Zwey Bände. Ein Denkmal dem Abgeſchiednen im Vorhof des Tempels der Muſen aufgerichtet, das ihn als Dichter für alle Lobreden ſchadlos hält. Es iſt mehr ſelbſtſtändiges Werk als Recenſion, und es wird kein denkender Geiſt, kein fühlendes Herz dazu treten, ohne mit dem innigſten Intuitionsvergnügen lang um daſſelbe zu verweilen.

13.) Anmerkungen über den Anakreon. Es mag für einen jungen Menſchen gut ſeyn. Doch bleibt dieſe Art, die Alten zu leſen und zu erklären, immer die ſchlechtſte.

14.) Moscati von dem körperlichen weſentlichen Unterſchiede zwiſchen der Structur der Thiere und der Menſchen. Rede. Paradoxen, denen noch dazu das Verdienſt der Neuheit fehlt.

15.) Erpenii arabiſche Grammatik abgekürzt ꝛc. von Michaelis. Sie iſt, ſagt der Recenſ. wie uns dünkt, für ſolche, die vom Arabiſchen mehr lernen wollen als die Anfangsgründe, und es allenfalls mit Hülfe des Golius aufs Hebräiſche anwenden, zu kurz und unvollſtändig; zum akademiſchen Gebrauch hingegen, um die erſten Anfangsgründe draus zu lernen und zu lehren, zu weitläufig.

16.) Mosheims Sittenlehre der H. Schrift, 9. und letzter Theil, von Miller. Wir beſitzen, ſagt [517] der Rec. an dem Werke einen Schatz geſammelter und berichtigter moraliſcher Erkenntniſſe. Doch macht er die Anmerkung: „Daß die Vermiſchung der politiſchen Moral und der chriſtlichen, ſo viel unbeſtimmte Urtheile veranlaſſe.“ Jede menſchliche Moral, wovon die politiſche ein Zweig iſt, muß nothwendig der chriſtlichen widerſprechen. Wenn wir a priori ſchlieſſen, ſetzen wir Natur, natürlichen

Menſchen ohne Offenbarung, einen Heiden voraus, und wie unbibliſch iſt es zu behaupten, die offenbarte Lehre könne mit ihr in eins verſchmolzen werden. Eben ſo wenig können wir mit denjenigen übereinſtimmen, die erſt eine menſchliche Moral zum Grunde legen, und dann Religion oben aufſetzen.

17.) Bibliotheca botanica auctore Haller. Der Einrichtung nach kommt ſie mit dem vor 20 Jahren von dem Verf. gelieferten Methodo studii medici überein. Was aber ſolch ein Werk unter den Händen ſolch eines Manns in zwanzig Jahren werden könne, braucht keiner Worte. Dieſer erſte Theil enthält die Schriftſteller der Botanik.

18.) Wielands Grazien. Es iſt uns bey dieſer Recenſion, die Wielanden abermals wegen der Sittlichkeit Vorwürfe macht, er zeichne Gegenſtände, wovon die Grazien die Augen wegwenden würden, die Stelle Plutarchs eingefallen: *χαρις γαρ — ἡ του ϑηλεος ὑπειξις τω ἀρρενι, κεκληται προς των παλαιων.* Was kann Wieland dafür, daß ſeine Landsleute ſo wenig altgriechiſches Gefühl haben.

19.) Histoire de l'Academie Royale Année 1769. wie oben No. 3.

20.) Urlſpergers Verſuch einer genauern Beſtimmung des Geheimniſſes Gottes und des Vaters und Chriſti. Der Recenſ. beklagt die verlohrne Mühe eines denkenden Geiſts, und liefert eine kurze Geſchichte der Lehre. Wir würden bey [518] allem dem, dem Verf. Dank wiſſen, wenn er rein, philoſophiſch, hiſtoriſch, exegetiſch, oder myſtiſch dieſe Materie abgehandelt hätte. Wer hier näher beſtimmen wollte, müſte vor allen Dingen die unbibliſchen Ausdrücke wegwerfen, durch die die meiſte Verwirrung entſtanden iſt. Wollte irgend ein ſpeculativer Kopf wieder in dieſem Geheimniß grübeln, ſo bitten wir ihn, eine Geſchichte nicht der äuſſerlichen Ausbreitung, ſondern der innerlichen Entſtehung der Lehre, aus der Tiefe heraus zu heben.

Kurze Nachrichten ſchlieſſen das Werk, wie gewöhnlich.

In einer angehängten Nachricht ans Publicum aber wird Herr Boyſen, mit den angedrohten Beweiſen und nachtheiligen Anekdoten aufzutreten, ausgefordert — — Wann wird das enden!

Manheim.

Hirtenbrief S. H. G. des Biſchoffs von Speyer, an ſeine Geiſtliche. 1772. 4. 44 S.

Dieſe Blätter haben wir mit einer reinen, von dem hohen Stand ihres Verfaſſers unabhängigen Ehrfurcht durchleſen. Es iſt ein wahrer Hirtenbrief, der Hirten und Heerden glücklich machen kann, wenn er befolgt wird, und wir wünſchen, daß er tief in die Herzen der Geiſtlichkeit, für die er geſchrieben iſt, eindringen möge. Überall herrſcht darinn tiefe Einſicht, Kenntniß des menſchlichen Herzens, Billigkeit, und Eifer die Religion auf ihren Hauptzweck, die Tugend und guten Sitten zu lenken. Im erſten Theil werden den Diöceſanen Vorſchriften ertheilt, wornach ſie ihre Lehren und ihren Wandel einrichten ſollen. Selbſt gute Chriſten zu ſeyn; das ſey ihr Wandel: und ihre Lehre; Geiſt und Wahrheit. Es wird ihnen ſonderlich empfohlen, die Gemeinde nicht mit den in einigen Orten ſo gewöhnlichen Mährgen zu plagen; ſondern vielmehr den Dienſt der Hei-
[519] ligen in gemäßigten und dem Dienſt Gottes unſchädlichen Schranken zu halten, und ſich eifrigſt zu beſtreben, in ihren Lehren faßlich und rührend zu ſeyn. In Anſehung des States ſollen ſie ſich in keine weltliche Händel miſchen; bey Colliſionen mit der bürgerlichen Gewalt blos berichten, das Volk eifrig zum Gehorſam vermahnen; In Anſehung der umherliegenden Proteſtanten endlich, ſollen ſie ſich friedlich und ſanftmüthig betragen; und, wenn ſie die Ausbreitung ihres Glaubens wünſchen; dabey wiſſen: daß Gelaſſenheit, Erbauung, Gebet und Thränen, und eine bewährte Lehrart die einzigen Waffen ſind, deren die Kirche ſich bey ſolchen Umſtänden bedienen ſoll. — Einige aus den Grundſätzen der Catholiſchen Kirche flieſſende Sätze, die in der Reihe des Vortrags unentbehrlich, und in der Lage, in welcher dieſe

Bogen geſchrieben worden, unvermeidlich waren, werden insbeſondere, mit ſo beſcheidenen Ausdrücken vorgetragen, daß wir manchen Proteſtanten ſolche Mäßigung wünſchten. Wir empfehlen dieſe Blätter allen denen, die Geiſt des Chriſtenthums gnug haben, um die Ausbreitung chriſtlicher und Gott gewiß wohlgefälliger Duldung, mit Freuden zu ſehen, und mit Wärme zu wünſchen.

Nachricht.

Bey Joh. R. Imhof in Baſel, kommt ein neues Handlexicon heraus, unter dem Titel: **Thesaurus linguae cum latinae tum germanicae seu Lexicon novissimum caeteris huc usque editis auctius et emendatius atque literatorum votis plene accomodatum Curante Jo. Jac. Bachofen, Gymn. Bas. olim Conr. nunc Past.** in 2 Th. in 8. 250 Bogen ſtark, und wird davon hier bey dem Herrn R. Gymnaſii Purmann eine **Nachricht** ausgegeben, und Subſcription zu 4 fl. halb voraus, halb bey der Lieferung, angenommen.

Die Probe iſt gut gedruckt, aber die Vermehrun[520]gen ſind eben auf dieſem Blatt nicht wichtig. Zwey oder 3 Worte ausgenommen, iſt alles übrige von Wort zu Wort, Bedeutung, Redensarten, Autoritäten, alles von Kirſch und Conſorten abgedruckt. Die Vota Litteratorum, die durch dieſes Lexicon plene erfüllt worden ſeyn ſollen, müſſen ſehr beſcheiden geweſen ſeyn. Wir kennen, zum Beyſpiel, welche, die bey dem Wort fecialis, die Antiquariſche Note, die zu lang für ein Lexicon, und zu kurz für Antiquariſche Wiſſenſchaften iſt, gern entbehrt; hingegen bey dem Wort fecundus, felicitas, felix, feralis, gern den Unterſchied zwiſchen der tropiſchen und der natürlichen Bedeutung bemerkt geſehn hätten. Wiederum hätten einige bey der Redensart ferentarius amicus die Anmerkung gewünſcht, daß der Ausdruck blos komiſch wäre; bey Ferentes Venti, daß der Ausdruck nicht wohl in der Proſa zu gebrauchen iſt. Bey einigen Worten hätte man Autorität ſehen mögen; einige Redensarten, die den ebenen Conſtruktionsweg gehen; und viele proſodiſche Zeichen auf Sylben, deren Maaß nach Regeln beſtimmt wird, hätten wir

gerne vermißt. Es ist also noch lang nicht allen Wünschen ein Genüge geleistet worden, und das ist wohl auch nicht recht möglich; denn ein lateinisches Wörterbuch in seiner Vollständigkeit, seiner Bestimmtheit, seiner Kürze, seiner Zuverläßigkeit, und allen den seltenen Eigenschaften zu schreiben, die dazu gehören, das ist nicht die Arbeit eines Manns, nicht die Arbeit einer Gesellschaft, nicht die Arbeit eines Jahrhunderts!

[521] Nro. LXVI. Den 18. August 1772.

Lemgo.

Predigten für Jünglinge von Dr. Wilhelm Dodd, Prebendarius von Brecon und Königl. Hofkaplan. Aus dem Englischen übersetzt von J. C. Velthuysen, Prediger in Londen. In der Meyerschen Buchhandlung 1772.

Es gehört dies Buch zu den unnützen Produktionen, die aus guter Absicht von Anfang der erfundenen Buchdruckerkunst, gesunden Menschenverstand und wahre Empfindung nicht gerade verdrungen, aber doch in ihrem Gang beschwert haben. Da man Predigten fürs Frauenzimmer hatte, so ist es begreiflich, wie einer sich hinsetzen, und Predigten für Jünglinge zuschneiden kann. Es liegt großer Vortheil in dem Umstand, ein bestimmtes Auditorium zu haben, oder sich bestimmen zu können; und von dieser Seite ist es dem Prediger nicht zu verzeihen, wann er diesen Vortheil nicht genutzt, sondern ihn nicht einmal scheint geahndet zu haben. Er spricht so schön queerfeld ein, als ob er gerade mit niemand rede, und warlich diese moralische zum Glück noch kurze Brühen, sind eher für alte Weiber als Jünglinge genießbar. Es sind 18 Predigten von allerley schönen Pflichten. Aber wie stehts ums Vehikulum, diese 18 Predigten jungen Leuten lesbar zu machen? [522] Hier herrscht nichts als Kälte des Vortrags, dogmatische Satzung von allgemeinem Verderben, loci communes von Buße und Besserung. Nicht die geringste gesunde Philosophie im Dogma, und ihre Anwendung durch Kenntniß des Herzens in rührenden Gemählden, Überraschung der Empfindsamkeit, Benutzung des Augenblicks,

Verfolgung der Vorurtheile des Alters durch die geheimſten Gänge, und was dem ähnlich ſehen möchte. Yorik ſchrieb keinen Zettel auf ſeine Predigt vom verlohrnen Sohne: Höret, ſie iſt für Jünglinge! Aber man vergleiche, was der Text einem Mann von ſeinem Geiſt und Herzen eingab, und ſehe dieſes Herrn Dodds zweyte Predigt über eben dieſelbe Worte. Einem jeden moraliſchen Geleyer ſind hinten ſogenannte Anekdoten oder Beyſpiele aus einer Acerra angehängt. Alles iſt aber ſo kraft- und muthlos eingetragen, und ohne Geſicht und Geſtalt hingeſtellt, daß wir den Jüngling zu ſehen wünſchten, der von ſo ſcharfen oder ſo ſchläfrigen Sinnen ſeyn möchte, dieſe Abhandlungen und die ſchönen Tugend- und Laſterbilder in Blut zu verwandeln. Herr Velthuyſen, Prediger zu Londen, meynt demohngeachtet, daß, wenn die jungen Leute den Herrn Dodd und die Gellertſche Moral fein geleſen haben, es ungleich beſſer um die heutige Welt ſtehen würde, die, wie wir alle wiſſen, einmal im Argen liegt.

Leipzig.

J. C. Lavater von der Phyſiognomik, 8. 1772. 80 S.

Wenn die Dummheit die nackende Weisheit mit ihren Schellen behängt; ſo iſt es dem Denker Lob, dieſe Schellen wegzureiſſen und ſeiner Freundinn, der Weisheit wieder ihren alten Reitz zu ſchenken. Herr Lavater rettet in dieſen wenigen Blättern die Phyſiognomik, die durch ihre Lehrer ganz lächerlich und [523] verächtlich geworden iſt. Er lehrt ſie nicht, er zeigt nur, daß es wirklich eine ſolche Wiſſenſchaft geben könne, weil das enge Band des Körpers und der Seele, nothwendig jenen nach dieſer, oder dieſe nach jenem in tauſend Fällen beſtimmen müſſe. Fühlen wir dieſe Beſtimmung nur blos nach dem Totaleindruck des Ganzen, ſo haben wir die confuſe empiriſche; fühlen wir ſie nach dem Eindruck der einzeln Züge, ſo haben wir die klare empiriſche; und können wir endlich noch gar Urſachen von dieſer gegenſeitigen Beſtimmung geben, ſo haben wir die theoretiſche Phyſiognomik. Ihr Nutzen iſt unſtreitig, und die beſte

Methode wird die seyn, wenn man die Züge solcher Menschen studirt, die, wo nicht den äußersten, doch einen sehr hohen Grad menschlicher Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, die äußerste Dummheit; den besten Verstand; äußerste Güte; äußerstes Laster u. d. g. besitzen. Der Physiognomist muß sich nicht schämen im Tollhaus Erfahrungen und Beobachtungen zu sammlen. Nur Schade, daß die Beobachtung der Menschen so schwer ist, weil sich niemand gern beobachten läst. Dieser Hinderniß zu begegnen, muß man sich gleichender Gemählde, oder Medaillen bedienen. Der Verf. macht dabey mit Montesquieus Kopf einen schönen und weit genauern Versuch, als die Sponischen in seiner Diss. über diese Materie sind; doch vermissen wir dabey das vornehmste, die Anwendung dieser Zeichnung auf die Seele des Manns. Eine solche Physiognomik nun, sagt der Verf. lehrt nicht das Schicksal, sondern den Charakter des Menschen, und kann so verschieden seyn, als der Gesichtspunkt ist, in welchem jeder Mensch betrachtet wird; in seinem medicinischen, physischen, moralischen, habituellen u. d. g. Zustand; in allen aber muß das Urtheil bedächtig gefällt, mehr ausschließungsweis, als positiv gesprochen, und nie der Inbegriff des ganzen und die [524] Mischung der Züge aus der Acht gelassen werden; nie vergessen werden, daß oft durch Umstände und Erziehung, Züge in das Gesicht geprägt werden können, die nicht in dem Charakter gegründet sind. Auch muß der beobachtende Physiognomist viele vorzügliche Gaben besitzen, die der Herr Verf. herrechnet, und wozu noch manche zu setzen wären; durch diese aber könnte, wie Herr Lavater bemerkt, ein englischer Verstand, nicht allein aus dem Gesicht, sondern wohl aus einem einzigen Theil, wegen des in den Körpern liegenden genauen Verhältnisses, schon auf das Ganze schließen. — Das ist ungefähr die Lehre des Verf. die wir, ohne uns an seine Ordnung zu binden, so zusammen ziehen. Den von uns zuletzt angeführten Satz halten wir, selbst unter der Voraussetzung eines englischen Verstands, deswegen für übertrieben, weil lange nicht alle Körper proportionsmäßig gebaut sind, und weil das proportionirteste Knochenskelet, auf die

Reizbarkeit und Stärke der Nerven, auf die Weite der Adern, auf die Ausdehnung der Luftgänge nicht ſchließen laſſen kann, und dieſe ſind doch bey der Phyſiognomik ſo wichtig. In dem übrigen geben wir dem Herrn Verf. gerne Beyfall, nur wünſchten wir, daß er ſich auch auf das Spiel der Züge ausgedehnt, und mehr in die Theorie gegangen wäre. Z. B. Warum ſind Leute, die von Natur keine Luft in der Naſe haben, und den Mund deswegen nicht ſchließen können, meiſtens etwas dumm? Sollte der freye Lauf des Othems, nicht auf die ſchnelle Wirkung der Sinne in die Seele, und auf dieſer Reaction in den Körper Einfluß haben müſſen? Sollte die große ſchlaffe Fleiſchigkeit am Kopf, nicht meiſt das Spiel der Nerven erſchweren; ſollte das Aug, das keine Intention in ſeinem Blick hat, nicht auf ſchlaffe Nerven ſchließen laſſen? — Eben ſo wünſchten wir auch, daß in dieſer allgemeinen Betrachtung das Geſicht, oder [525] vielmehr der ganze Körper nicht blos in ſeiner Ruhe, ſondern vornemlich in ſeiner Bewegung betrachtet worden wäre. Ein ſtarres, ein rollendes, ein ſchmachtendes, ein lebhaftes Aug, mahlt die Seele. Der Gang, die Bewegung der Hände, die Stirne, die Lippen, die Sprache, ſind lauter Kennzeichen vom Charakter, deren Beobachtung aber um deſto mehr Aufmerkſamkeit erfodert, je ſchwerer es iſt, dieſe Bewegungen zu faſſen, und nach öfteren Betrachtungen zu finden, ob Charakter oder zufällige Umſtände ſie beſtimmen. — Es lieſe ſich noch eine unzählige Menge von Beobachtungen machen; und wir glauben nie, daß eine zuverläßige Phyſiognomik zu Stande kommen kann; vielleicht würde ſie auch am Ende mehr dem Mahler zu ſeinen Idealen, als dem Menſchen nutzen, der ſich mit dem, was der gemeine Sinn oft, unter der Maske von Antipathie und Sympathie, einem jeden ſagt, noch ſo ziemlich behelfen kann; zu unſern Zeiten zumal iſt eine ſolche Wiſſenſchaft faſt gar nicht mehr möglich zu finden, oder anzuwenden, wenigſtens muß ſie äuſerſt unſicher ſeyn. Wie leicht iſt es nun den Tiefſinn in die Stirne zu ſetzen, der blos in der Staatsperucke ruhet; wie leicht die Grazie im Reifrock zu verlieren; wie ſchwer die Natur aus der Drapperie

hervorzusuchen, womit wir unsre Leiber und unsre Seelen behängen?

Diese Blätter hat Herr Zimmermann aus dem Hanövrischen Magazin, wo sie zu Anfang dieses Jahres von ihm mit Anmerkungen begleitet, erschienen waren, herausgenommen, und mit einer kleinen Vorrede, besonders in die Welt geschickt. — Wir danken ihm dafür; denn wer siehet es nicht gerne, wenn der Übergang von Seele zu Seele erleichtert und eine Kunst vorbereitet wird, die, wenn sie möglich ist, vielleicht mit der Zeit eine große Revolution in den männlichen und weiblichen Toiletten hervor- [526] bringen, und beyde Geschlechte lehren kann, wie schön eine schöne Seele den Körper macht.

Leipzig und Hanau.

Die wahre Bildung vornehmer Personen in richtigen Grundsätzen und lehrenden Beyspielen entworfen. Erster Theil. Bey Gotthelf David Schulz, 1772.

Wir wollen bey dem wichtigsten Theile des Buchs anfangen, und das ist hier Druck und Papier. Herr Schulze verdient allerdings alle Aufmunterung, daß er, so selten es bey Buchhändlern hiesiger Gegend ist, etwas aufzuwenden, was zur Sauberkeit und äusern Schönheit beyträgt, wirklich hier so viel geleistet hat, als man von ihm fordern kann. Aber leider ist der gute Mann von seinem Autor übel berathen worden. Das ganze Büchelchen besteht aus abgebrochenen Geschichten, die man in jeder Acerra und Florilegio findet, im trokensten Ton, und der steifesten Übersetzung, mitunter Grundsätze eingemischt, wo man bey ihrer Treuherzigkeit und Einfalt wirklich nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. Wir wollen einige Abschnitte zur Probe herseţen: „Ein Fürst muß vermählt seyn. Der Ehestand ist ein rühmlicher und herrlicher Stand. Fürstinnen, vornehme Damen, und verheyrathete Frauenspersonen überhaupt müssen ihre Gatten aufrichtig lieben. Vermählte Fürstinnen und vornehme Damen müssen vorzüglich eingezogen leben.

Von den wichtigen Pflichten fürſtlicher und andrer Ehegattinnen während ihrer Schwangerſchaft. Schwangere Perſonen verdienen Achtung, Schonung und Ehrerbietung. Von den Pflichten fürſtlicher Mütter nach ihrer Entbindung." Eine Probe von der Ausführung: S. 113. „die Pflicht einer jeden fürſtlichen und andern [527] Mutter verbindet ſie in ihrer Schwangerſchaft mit langſamen und geſetzten Schritten einherzugehen, und verbietet ihr zu laufen, zu ſpringen, und ſich zu durchhitzen. Denn, wenn ſie auch ihr eignes Wohl nicht ſorgſam macht, ſo muß ſie wenigſtens für das Wohl ihrer Leibesfrucht pflichtmäßige Sorge tragen. Je koſtbarer ein nützlicher Saft und je ſubtiler und zerbrechlicher das Gefäß iſt, in welchem er aufbewahrt wird, deſtomehr Gefahr hat man zu fürchten. Sollte daher eine Mutter nicht für die Seele ihres Kindes, die ſich in dem Innerſten ihres Leibes befindet, beſorgt ſeyn, für eine Seele, deren Werth über alle Schätze beyder Indien unabſehlich weit erhaben iſt? Wenn ein Weingärtner einen Weinberg pflanzt, ſo führt er zu deſſen Sicherheit einen Zaun um denſelben." Wenn ſich nun irgend noch ein böſer Menſch finden ſollte, der an alles das nicht glauben möchte, dem wird mit alter und neuer Hiſtorie ſattſam begegnet.

Göttingen und Gotha.

Landbibliothek für Deutſche. Erſter Theil, 8. 1772. 238 S.

Auf dem Land, in der nähern vertrauten Bekanntſchaft mit der Natur, braucht man weniger Bibliothek, als irgend anderswo; wenn man nicht den Stadtgeiſt mitnimmt. Arbeit, Familienvergnügen, Landfeſte, Genuß der Geſchenke der Natur, Blick in die herrlichen Scenen der Schöpfung, Umgang mit dem unverdorbenen Landvolk, menſchenfreundliche Sorgen der Wohlthätigkeit können jede Stunde genug beſchäftigen, und bleibt doch eine übrig zum Leſen, ſo wollten wir keine andre Schriften anrathen, als die, die etwa in den Landbeſchäftigungen Unterricht geben, oder geſchickt ſind die guten, einfältigen,

ungekünſtelten Empfindungen reiner Seelen zu [528] unterhalten, einen Yorik vor allen, einen Goldſchmith und die ihnen gleichen. Die Landbibliothek, die wir vor uns haben, iſt in einem ganz andern Geſchmack geſchrieben. Elende Poeſien, einige von Hagedorn ausgenommen, ſchwache, aus dem Wind gegriffene Reflexionen über faſt lauter Städtiſche Verhältniſſe, matte Erzählungen und platte Satyren, das ſind die Ingredienzen dieſer elenden Rhapſodie. Der Verfaſſer muß ein ſonderlicher Feind des Adels ſeyn, denn alle Blätter ſind voll von ſchaalen Anſpielungen oder Neckereyen dieſes Standes. Dieſe abgenutzte Spöttereyen ſind aber faſt eben ſo eckelhaft, als der Ahnenſtolz ſelbſt. Die meiſten Deklamationen über den Adel flieſen aus einem weit ärgern Stolz, als der iſt, gegen den ſie gerichtet ſind. Der, der den Adel bekehren, oder Achtung und Ehrfurcht von ihm erzwingen, oder ſich über ihn hinaus ſetzen will, der hat keine andre Wahl als: ſich Verdienſte genug anzuſchaffen, daß er ihn nicht braucht, und ſeine Verachtung nicht fühlt. Übrigens halten wir es für unſere Pflicht, alle diejenigen, die glücklich genug ſind auf dem Lande leben zu können, und dieſe Lebensart mit wahrer Intention wählen, vor dieſem Buche zu warnen. Wer auf dem Lande vergnügt und glücklich leben will, muß eine reine, gerade denkende Seele mit bringen, die mit Gott, mit ſich und mit der übrigen Welt Friede hat, und ſein Gefühl muß noch ſo unverhärtet, ſo wahr ſeyn, daß ihm kein Reiz der Natur entwiſcht, kein anderer gefällt. Ein ſolches Herz aber wird nicht eine viertel Stunde in dieſer Bibliothek mit Wohlgefallen blättern können! — Wer nur auf das Land geht, weil er nirgend lange aushalten kann, nirgend mit ſich zufrieden iſt, der mag endlich freylich leſen, und thun, was er will!

[529] Nro. LXVII. Den 21. Auguſt 1772.

Berlin.

Vom hiſtoriſchen Glauben, von C. J. D. 1772. Auf Koſten des Verfaſſers. 8. 284 S.

Wir wollen die Abſicht und den Plan von dieſem Buche

unſern Leſern ſelbſt vorlegen, und uns nachher mit ihnen über die Ausführung deſſelben, wie ſie geſchehen, und ob ſie ſo geſchehen ſollen, unterreden. Herr Damm ſucht hier die Göttlichkeit der H. Schrift zu beſtreiten. „Ferne, ſagt der Verf. in der Vorrede, muß das Vorurtheil von uns ſeyn, als wären alle dieſe Stücke, die wir die Bibel nennen, eine göttliche Offenbarung. Es ſind gute menſchliche Bücher, die großen Theils, aber nicht durchgängig mit einem beſondern Beyſtande Gottes abgefaſſet ſind. Die aufmerkſame Vernunft, und die unverfälſchte Hochachtung gegen Gott und gegen die wahre Religion, muß es beurtheilen, in wie ferne dieſe Bücher göttlich ſind. Sie ſind nicht der Grund der wahren Religion, ſondern ſie ſind eine nützliche Handleitung zu derſelben, in ſo fern ſie zur allgemeinen wahren Religion dienen können.“ Auf der 276ſten Seite ſagt er ferner: „Alle dieſe Schriften ſind menſchliche Schriften: ſie machen keine Wahrheit, ſondern in ſo ferne ſie Wahrheit in ſich haben, [530] zeugen ſie mit von derſelben; ſo wie alle andre gute menſchliche Bücher. Man kann ſich nirgend auf dieſelben, der geſunden Vernunft zum Trotz berufen; vielmehr die geſunde Vernunft iſt der Richter und Beurtheiler, in wie ferne ſie Wahrheit und Göttliches enthalten. Daher fällt das beſchriene kanoniſche Anſehen von ſelbſt weg.“ Als Glaubensbekänntniß des Herrn Damm, mag dieſes gelten, und die Deutlichkeit und Nacktheit, worinn er es vorträgt, mag bey billigen Beurtheilern wenigſtens ein Zeugniß für ihn ablegen, daß er keine hämiſche und verſteckte Abſichten gegen die Offenbarung hege; Allein, muſte dies Glaubensbekänntniß vor den Augen des Publikums abgelegt, in deutſcher Sprache geſchrieben, in dieſer planen Schreibart abgefaßt, und mit Reformatorgeiſt, mit Rückſicht auf Modelung des Glaubensvortrags in die Welt geſchickt werden? Wir kennen, aufrichtig zu reden, das Auditorium nicht, dem dieſe Schrift beſtimmt ward. Für Gelehrte und Denker ſoll es hoffentlich nicht ſeyn; denn ſonſt würden die Behauptungen nicht ſo zuverſichtlich, die mancherley Erklärungshypotheſen nicht ſo gerade ohne allen Beweis untereinander hingeſtellt, und

überhaupt der Geiſt der Schriftſteller nicht in homiletiſcher Paraphraſe, oder willkührlicher Deutung und Erklärung weggeſpült ſeyn. In Anſehung des ungelehrten Leſers war es unverantwortlich, ſo leichtſinnig und oft ohne Geiſt, alle Bücher des A. T. mit ihm durchzugehen, und mit einer Dreuſtigkeit, die bey ſchweren Lesarten eines Theokrit, Homer oder Shakeſpeare unverantwortlich wäre, Interpolationen zu zeigen, Abſicht des Verfaſſers, Plan, Skeletirung u. dgl. darzulegen, — wo der ſcharfſinnigſte Geiſt die Hand auf den Mund legen muß. — Vor dem Richterſtuhl der Vernunft des hocherleuchteten 18ten Jahrhunderts, wird das Anſehen der Schrift dahin ge= [531] würdigt, daß dieſe Bücher nicht von Gott eingegeben, ſondern von Menſchen, unter göttlicher Direktion und Bewahrung vor Fehlern, ſeyen abgefaßt worden. Wir fragen aber dieſe Vernunft, wenn ſie auf die Hand des Allesregierenden aufzumerken vermag, ob in dem erſten oder letzten Grad der Inſpiration, Gott nicht überall ſey, und dieſer menſchliche oder göttliche Urſprung am Ende nicht auf eine Logomachie hinaus lauffe? Geſetzt, dieſe Herren könnten eine neue beſſere Glaubensförmelung erfinden, ſo zweifln wir nur, ob ſie es als einzelne Bücherſchreiber, oder mit Hülfe der Obern, durch Concilien der Doktoren u. ſ. w. nicht ins Werk ſetzen müſten? und würde am Ende dem Volk zur Annehmung dieſer Formeln nicht das göttliche Anſehen und der Urſprung derſelben, gelehrt werden müſſen, wie wir aus der Geſchichte jeder alten Geſetzgebung wiſſen? Dies alles iſt bey unſrer Religion geſchehen, und ſie ſollten Gott auf den Knien danken, daß er das Gras hat wachſen laſſen, ehe ſie es wachſen gehört haben. Sie geben uns doch zu, daß es wenigſtens in jedem Lande nothwendige Policeyanſtalt ſey, eine Art von öffentlichem Glaubensvortrag zu haben; ſie wiſſen, daß alle Lehrer auf Kanzel und Katheder, durch Eid verpflichtet ſind, ſo und nicht anders zu lehren; und ſie ſtehen öffentlich auf, nicht in gelehrten, ſondern in populären Schriften ſich gegen dieſen Glaubensvortrag aufzulehnen, den ſie doch, wenn auch ihre Meynung gegründet wäre, wenigſtens als Policey verehren ſollten. Welchen Namen ſoll man dieſem

menſchenfeindlichen Eifer geben? Sie ſehen bey Brahmanen, Schamanen, Gebern und Sineſen überall die Fäden der Wahrheit, durch die ſonderbare Textur ihrer Religion durchziehen, und nur bey uns erkennen ſie ſie nicht in dem Vorhang des Allerheiligſten. Sie ſagen und beweiſen uns, daß dieſer Baum des Erkänntniſſes durch ſo mancherley Jahrhunderte, [532] und Sekten, und Dogmen, und Concilien habe müſſen verſchnitten, angebunden, ausgeputzt, gezogen, genährt und gepflegt werden, bis er in dieſer Geſtalt erſchienen ſey Und iſt er nun auf einmal zu alt, oder hat er nicht vielmehr jetzo das Alter, das er nach ſo vielen Veränderungen haben muſte, — und ſollte? Wir haben oft bey Herrn Damm geſunde Vernunft, aber ſelten Erklärungsgabe, vielweniger das ſympathetiſche Gefühl des Dichters bemerkt, mit dem man alle Morgenländer leſen muß; und was uns am meiſten verdreuſt, ſo iſt überall die Begierde ſichtbar, der jetzigen Dogmatik, oder der vor unſren Zeiten aus der Schrift gezogenen Glaubensvorſtellung einen Streich zu verſetzen; eine Abſicht, die nie bey irgend einer Bibelerklärung herrſchen ſollte. Wer ſeine Brüder liebt, und den Lauf der Welt ein wenig kennt, der wird fühlen, daß man mehr zum Wohl des Ganzen beyträgt, wenn man ſein eigen Feld in Frieden baut, ohne Projekte fürs allgemeine Wohl zu machen, und in allem Jahrszeit und Witterung abwartet.

Paris.

Les Systemes et les Cabales avec des notes instructives, ensuite la begueule et Jean qui pleure et qui rit. 1772.

Alle dieſe kleine Gedichte ſind von dem alten Dichter zu Ferney, und mit einer Munterkeit geſchrieben, die in Erſtaunen ſetzt. Das erſte, les Systemes, wird unſern Leſern vielleicht ſchon aus den Zweybrücker Blättern bekannt ſeyn. Er macht ſich als Dichter über alle Syſteme luſtig. Thomas Aquinas, Scot, des Cartes, Leibniz, Spinoſa, Malebranche, und Maupertuis, und der Conſul Maillet, treten vor dem Vater aller Dinge auf:

[533] Ça, mes Amis dit Dieu, devinés mon Secret,
Dites moi qui je suis, et comment je suis fait;
Et dans un supplement, dites-moi qui vous êtes.
Quelle force, en tout sens, fait courir les cometes;
Et pourquoi dans ce globe, un destin trop fatal,
Pour une once de bien, mit cent quintaux de mal.
Je sais que, grace aux soins des plus nobles génies
Des Prix sont proposés par les Academies:
J'en donnerai. Quiconque approchera du but
Aura beaucoup d'Argent, et fera son salut.

Spinoſa ſagt unter andern:

J'ai des plats Ecoliers, et des mauvais Critiques.

Eine ſehr große Wahrheit.

Endlich ſchickt Gott den Engel Gabriel auf die Welt, und befiehlt den Biſchöffen und Doktoren der Sorbonne alle Toleranz. Der Engel ſpricht:

Messeigneurs, leur dit il, le bon Dieu vous ordonne
De vous bien divertir, sans molester personne.
Il a sçu, qu'en ce monde on voit certains Savans
Qui sont, ainsi que vous, de fieffés ignorans:
Ils n'ont ni volonté, ni puissance de nuire:
Pour penser de travers, helas! faut il les cuire?
Un livre, croyés moi, n'est pas fort dangereux;
Et vôtre signature est plus funeste qu'eux.
En Sorbonne, aux Charniers, tout se mêle d'écrire:
Imités le bon Dieu, qui n'en a fait que rire.

Auf dieſes Gedicht folgen Noten darzu, worunter manche recht ſehr gute Anmerkungen ſind. — Les Cabales. Dieſe Verſe ſind insbeſondre gegen Mſr. Clement gerichtet, den hier der Verfaſſer als einen jungen Menſchen, als einen Schulmann und unmündigen Richter brandmarken will, ob gleich jedermann weiß, daß er nichts weniger, als ein junger Menſch iſt, und lange als Advocat in Paris mit [534] Ruhm gelebt hat. Bekanntlich hat er gegen die Herrn de S. Lambert, de Lile, de Vatelet, le Mierre, und Dorat

geſchrieben. Den unbeſcheidnen Ton, und die Unwiſſenheit, die ihm V. hier vorwirft, haben wir nirgends in dieſer Schrift geſunden. Man iſt ſo ſehr an die erkaufte und einverſtandne Lobſprüche der Journale in Frankreich gewohnt, daß man jeden Widerſpruch derſelben für Meuterey und Bosheit des Herzens anſieht. Noch itzt iſt es alſo wahr, was Swift ſchon ſo lange geſagt hat: wenn ein franzöſiſcher Autor den andern tadelt, ſo muß er beſondre Urſachen haben. Mr. le Mierre hat, wie wir zuverſichtlich wiſſen, wenigſtens das meiſte eingeſtanden, was Mr. Clement ihm vorgeworfen hatte, und andre competente Richter in Paris ſelbſt, ſehen es als ein Muſter einer geſunden und gründlichen Kritik an. Beyläufig bekommen die Herrn Agronomen und wohlthätige Schriftſteller einige kleine Lehren:

Assés de grands esprits leur troisiéme étage
N'ayant pu gouverner leur femme et leur ménage
Se sont mis, par plaisir, à regir l'Univers.
Sans quitter leur grenier, ils traversent les mers;
Ils raniment l'Etat, le peuplent, l'enrichissent;
Leurs marchands de Papier sont les seuls qui gemissent.

In den Noten des Mr. de Morza wird auſſer Mr. Clement, la Baumelle ſehr übel behandelt. — La Begueule iſt eine moraliſche Erzählung von einer jungen Frau, die ſich im Genuß des Überfluſſes ennuyirte. Sie denkt, ſie könne am Ende nirgends, als in einem Feenpallaſt wohnen, und ſie ruft deswegen die Fee Aline an, ſie in den Ihrigen aufzunehmen. Hier iſt alles zu finden, was die ausſchweifendſten Wünſche erdenken können, — nur an einer Kleinigkeit fehlts — an Mannsperſonen. Madame la Begueule ruft aus:

[535] J'aime à regner, sur des hommes s'entend:
Ils sont tous nés pour ramper dans ma chaîne.
C'est leur destin, c'est leur premier devoir;
Je les méprise, et je veux en avoir.

Um ſie zu ſuchen, entſpringt ſie aus dem Feenpallaſt. Es

wird Nacht, und ſie geräth an eine Hütte, wo ſie ein junger geſunder Kohlenbrenner nicht ehe aufnehmen will, bis ſie ihm vorher den Lohn der Minne abgetragen hätte. In dieſer Verlegenheit erſcheint die Fee wieder und ſagt:

Ma chére Enfant rien n'est plus perilleux
Que de quitter le bien, pour être mieux.

Jean qui pleure et qui rit iſt ein vortrefliches Gedicht, wo der Verf. in Verſen ſagt, was man in Proſa bey ihm, in ſeinem Schloſſe zu Ferney, alle Tage hören kann. Wenn ich gut verdaue, ſo ſteht alles in der Welt gut, und wann ich nicht verdauen kann, ſo kann auch die Welt nicht beſtehen. Den Beſchluß macht eine artige Antwort des Abbé de Voisenon an den Verfaſſer, wo er ihm ſagt:

Vous ne mourés jamais; moi je meurs à toute heure;
Vous étes Jean quit rit, et je suis Jean qui pleure.

Gotha.

Vermiſchte Gedichte von J. W. von Beuſt, 1772. 4. 72 S. Zweyte Auflage.

Dem Herrn von Beuſt konnte ſein ärgſter Feind keinen ſchlimmern Streich ſpielen, als er ſich ſelbſt durch dieſe zweyte Ausgabe ſeiner Gedichte, die er ſelbſt veranſtaltete, erwieſen hat. Wir waren vorher ſo unerfahren in der ſchönen Litteratur aus der galanten Schule des Philanders von der Linde, daß wir von der Exiſtenz dieſer Gedichte gar nichts wuſten; und deſto beſſer wäre es für den Hrn. Verf. [536] geweſen, wenn es mehreren ſo gegangen wäre. Die paar Verschen aus einem Vaudeville, Fritz der Officier (das wir ſchon anderswo geſehen haben, wie auch die ſogenannte pöbelhafte Satyre über die Wahrheit) dieſe in ihrer Art ganz leidliche Verschen ausgenommen, müſſen wir geſtehen, daß wir in der ganzen Sammlung, das Madrigal auf die Aderlas der klugen Melinde, und das Echo der alten Jungfer eingeſchloſſen, nicht eine erträgliche Zeile gefunden haben — Erträglich, das heiſt unſern Ohren,

zu Zeiten der Belagerung von Philippsburg; ja da mags ein anders gewesen seyn. Es ist uns wirklich leid, wenn ein schöner Name auf einer solchen Seite bekannt wird; aber, und sollten wir auch unter die Unchristen gerechnet werden müssen, die, wie des Herrn Verfassers Vorrede sagt, diese Gedichte schon in der ersten Auflage schlecht fanden, so könnten wir doch nicht loben, was wir erbärmlich fanden; das würde noch unchristlicher gewesen seyn!

London.

1 Bey F. Newberry kam kürzlich in zwey Taschenbändchen heraus: **The younger brother, a Tale. — Shoot folly as it flies, And catch the manners. — Pope. Der Preis ist 5 Schilling.**

Über diesen Roman drücken sich die Verfasser der Monthly Review so aus: Wenn wir bedenken, wie elend und schädlich die meisten Werke dieser Art sind; so finden wir uns verbunden, die gegenwärtige Schrift desto mehr zu empfehlen. Sie ist mit einer Laune und einer Weltkenntniß geschrieben, welche sie eben so angenehm als interessant macht.

20 [537] Nro. LXVIII. Den 25. August 1772.

Zürch.

Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner. 1772. 8. 273 S.

Was beyden würdigen Männern Anlaß gegeben, in Gesellschaft aufzutreten, erklärt die, zur Pränumeration auf die französische Ausgabe dieses Werks, unsern Blättern angehängte Nachricht, so daß wir ohne weitere Vorrede zur Sache schreiten können.

Idyllen von Geßner.

„Die Schönheiten der Natur," sagt der Verf. in dem angehängten Brief an Fueßlin, „und die guten Nachahmungen derselben in jeder Art, thaten immer die gröste Würkung auf mich; aber in Absicht auf Kunst wars nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Känntniß verbunden war,

und daher entstand, daß ich meine Empfindungen und die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andre, und solche Art auszudrücken suchte, welche weniger mechanische Übung; aber die gleichen Talente, eben das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerksame Bemerkung der Natur, fordert."

Geßner war also zum Landschaftmahler gebohren, ein pis aller machte ihn zum Landschaftdichter, und [538] auch nun, da er zu seiner Bestimmung durchgedrungen, da er einen ansehnlichen Rang unter den Künstlern erworben, genießt er in Gesellschaft der Gespielinn seiner Jugend, der ländlichen Muse, manchen süßen Augenblick. Mahlender Dichter! dazu karakterisirt sich in angeführter Stelle Geßner selbst, und wer mit Leßingen der ganzen Gattung ungünstig wäre, würde hier wenig zu loben finden. Doch wir wollen hier nicht unbillig seyn. Wir kennen die Empfindungen, die aus der bürgerlichen Gesellschaft in die Einsamkeit führen, aufs Land, wo wir dann nur zum Besuch sind, nur bey einer Visite die schöne Seite der Wohnung sehn, und ach! nur sehn, der geringste Antheil, den wir an einer Sache nehmen können!

Und so ist es Geßnern gegangen. Mit dem empfindlichsten Auge für die Schönheiten der Natur, das heist für schöne Massen, Formen und Farben hat er reitzende Gegenden durchwandelt, in seiner Einbildungskraft zusammen gesetzt, verschönert, und so standen paradiesische Landschaften vor seiner Seele. Ohne Figuren ist eine Landschaft todt, er schuf sich also Gestalten aus seiner schmachtenden Empfindung und erhöhten Phantasie, staffierte seine Gemälde damit, und so wurden seine Idyllen. Und in diesem Geiste lese man sie! und man wird über seine Meisterschaft erstaunen. Wer einen Mahlerblick in die Welt hat, wird mit inniger Freude vor seinen Gegenden verweilen, ein herrliches Ganze steigt vor unsern Augen auf, und dann das Detail, wie bestimmt, Steine, Gräschen. Wir glauben, alles schon einmal gemahlt gesehen zu haben, oder wir möchtens mahlen. Da sagt uns aber ein Feind poetischer Malerey: was ists?

Der Vorhang hebt ſich, wir ſehen in ein Theater, das für uns, von der Seite zu beſchauen, eben ſo künſtlich hintereinander geſchoben, ſo wohl beleuchtet iſt, und wenn wir ei=[539]nige Minuten Zeit gehabt haben, A! zu ſagen, dann treten Junggeſellen und Jungfrauen herein, und ſpielen ihr Spiel.

Wir zweifeln nicht, daß ſich darauf antworten ließe; aber die Leute ſind nicht zu bekehren, ſie verlangen, daß alles von Empfindung ausgehn, alles in ſie zurückkehren ſoll. Wenn wir als Mahler Geßners Figuren betrachten, ſo ſind es die edelſten ſchönſten Formen; ihre Stellung ſo ausgedacht, ſo meiſterhaft empfunden, ihr Stehen, Sitzen, Liegen, nach der Antike gewählt —

Was geht mich das an? ſagt der Gegner! Im Gedicht iſt mir nicht drum zu thun, wie die Leute ausſehn, wie ſie Hände und Füße ſtellen, ſondern was ſie thun, was ſie empfinden. Nach der Antike mögen ſie wohl ſtudiert ſeyn, wie Geßner ſeine Landſchaft mehr nach ſeines Herrn Schwehervaters Kupferſtichſammlung, als nach der Natur ausgebildet zu haben ſcheint.

Ich will, fährt er fort, von dem Schattenweſen Geßneriſcher Menſchen nichts reden. Darüber iſt lange geſagt, was zu ſagen iſt. Aber zeigt das nicht den gröſten Mangel dichteriſcher Empfindung, daß in keiner einzigen dieſer Idyllen die handlenden Perſonen, wahres Intereſſe an= und mit einander haben? Entweder iſt es kalter erzälender Monolog, oder was eben ſo ſchlimm iſt; Erzählung, und ein Vertrauter, der ſeine paar Pfennige queer hinein dialogiſirt, und wenn denn einmal zwey was zuſammen empfinden, empfindets einer wie der andre, und da iſts vor wie nach.

Wer wird aber einzelnen Stellen wahres Dichtergefühl abſprechen? Niemand. Einzelne Stellen ſind vortreflich, und die kleinen Gedichte machen jedes ein niedliches Ganze. Hingegen die Größern; ſo treflich das Detail ſeyn mag, ſo wenig zu läugnen iſt, daß es zu gewiſſen Zwecken wohl geordnet iſt, ſo [540] mißt ihr doch überall den Geiſt, der die

Theile so verwebt, daß jeder ein wesentliches Stück vom Ganzen wird. Eben so wenig kann er Scene, Handlung und Empfindung verschmelzen. Gleich in der ersten tritt der Mond auf, und die ganze Idylle ist Sonnenschein. Der Sturm ist unerträglich daher. Voltaire kann zu Lausanne aus seinem Bette dem Sturm des Genfer Sees im Spiegel nicht ruhiger zugesehen haben, als die Leute auf dem Felsen, um die das Wetter wüthet, sich vice versa detailliren, was sie beyde sehn. Das mag seyn! In dieser Dichtungsart ist der Fehler unvermeidlich; dagegen zu wie viel Schönheiten giebt er Anlaß? Muß man dem Theater nicht auch manche Unwahrscheinlichkeit zu gute halten? und dennoch interessirt es, rührt es. Und von der Schweitzer Idylle habt ihr kein Wort gesagt! Wie ich anfieng sie zu lesen, rief ich aus: O hätt er nichts als Schweitzer-Idyllen gemacht! dieser treuherzige Ton, diese muntre Wendung des Gesprächs, das Nationalinteresse! das hölzerne Bein ist mir lieber, als ein Dutzend elfenbeinerne Nymphenfüßchen. Warum muß sie sich nur so Schäfermäßig enden? kann eine Handlung durch nichts rund werden, als durch eine Hochzeit? Wie lebendig läßt sich an diesem kleinen Stücke fühlen, was Geßner uns seyn könnte, wenn er nicht durch ein zu abstraktes und ekles Gefühl, physikalischer und moralischer Schönheit, wäre in das Land der Ideen geleitet worden, woher er uns nur halbes Interesse, Traumgenuß herüber zaubert.

(Von Diderots mor. Erzähl. nächstens.)

Lausanne.

Le depositaire. Comédie en 5 Actes par Mr. de Voltaire. 1772. 8. 116 S.

Als Moliere seinen Tartuffe der Ninon vorlas, erzählte sie ihm eine ähnliche Geschichte. Diese ist [541] bey diesem Stück zum Grund gelegt. Die berühmte Ninon hat selbst eine Rolle darinn: Ihr Tartüffe, Msr. Garant hatte eine große Summe durch Testament erhalten, welche er der geheimen Anweisung nach, die ihm gegeben worden, zween unehlichen Kindern des Testirers Gourville, ersetzen sollte.

Bey der Ninon war zu eben dem Entzweck auch eine beträchtliche Summe niedergelegt. Sie giebt ſie gleich her, Garant aber will ſie nicht heraus geben, ſondern nachdem er geſucht hat, die beyden Söhne ſeines verſtorbenen Freundes unter ſich und mit Ninon zu entzweyen, will er die Ninon ſelbſt heurathen und mit ihr ſeinen Raub theilen. Sie macht dem Betrüger Hoffnung, aber ehe er ſichs verſieht, bringt ſie ein zweytes Teſtament herbey, wodurch ſie einzige Legatarinn wird, und alſo Garants ſchlimme Abſichten vereitelt. Ninon und der junge Gourville haben nahebey einerley Karakter; ein reines gutes Herz, das, weil es rein iſt, Freude, weil es gut iſt, Geſelligkeit liebt, und mehr aus Geſchmack, als aus Gefühl tugendhaft iſt. Reiferes Alter, Erfahrung, und ihr Beobachtungsgeiſt giebt der Ninon mehr Ernſt und Feſtigkeit. Gourville zeichnet ſich aber ſelbſt:

Oui, je suis debauché, mais parbleu j'ai des moeurs.
Je ne dois rien, je suis fidéle à mes promesses.
Je n'ai jamais trompé, pas même mes Maitresses,
Je bois sans m'enivrer, j'ai tout paié comptant,
Je ne vais point jouer quand je n'ai point d'argent.
Tout marguillier qu'il (Garant) est, ma foi je le defie,
De mener dans Paris une meilleure vie.

Der alte Gourville iſt:

Un precoce Caton de sagesse hebéte,
Occupé tristement de mistiques sistêmes,
Inutile aux humains et dupe des sots mêmes.

[542] Sein Bruder will ihn zwar bekehren, und er ſagt,

Je veux à la fin,
Pour le debarboniller, en faire un libertin.

Aber er brauchte es nicht; der unbärtige Cato fällt in einer unachtſamen Minute von einem Fehler in den andern, und erkennt am Ende, und verbeſſert ſeine weiſe Thorheit. Garants Karakter kann man ſich vorſtellen; er iſt aber weit weniger Heuchler, als Tartüffe; und in der That, hier liegt auch die ſchwache Seite des ganzen Stücks; obgleich das ganze

Stück darauf gebaut ist. Die Laster des Tartüfs scheinen auch der weitläuftigsten Moral abscheulich; Garants Verbrechen aber werden manchem mehr Weltklugheit als Verbrechen scheinen. Molier wuste seinen Hauptkarakter weit besser ausstechend zu machen als V., zudem dreht sich Molieres ganzes Stück auf dem Tartüffe herum; hier aber nimmt eine Intrigue des jungen Gourville, die auf den Garant nur eine sehr zufällige weitläuftige Beziehung hat, beynahe zwey Drittel des Stücks ein. Garant selbst spannt meist seine Federn nur auf, läßt aber keine loß; wie z. B. die Acte, die er dem Gourville abschwätzt, und wovon nachher gar kein Gebrauch gemacht wird. Ninon ist im Anfang glänzend und nach ihrem Karakter gezeichnet, aber gegen das Ende zu, verliert sich die edle, fühlbare Weltfrau in der Intriguante. Ihr zweytes Testament fällt auch sehr vom Himmel herab, und wenn man nichts von der wichtigen Denouementologie versteht, so begreift man gar nicht, warum es erst in dem 5ten Acte hervorkommt. Übrigens geben einige komische Situationen, Witz und meist sehr gut fliessender Dialog dem Stück Gewand, wo es ihm an Fleisch fehlt, und wir glauben, daß Voltaire selbst nicht einmal Anspruch auf Molieres Genie macht.

[543] London.

Medical Observations and Inquiries. By a Society of Physicians. 1771. 8. 5 S.

Dieser vierte Band der Londner mediciniſchen Beobachtungen enthält folgendes. Der erste Artickel erzählt die sonderbare Geschichte eines kranken Beins. Ein gesundes Kind von 6 Jahren bekam einen leichten Schlag auf die äußre Seite des Beins etwas unter dem Knie. Es bildete sich sogleich ein Geschwür, und 6 Monate nachher wurde es so groß, daß die Amputation nöthig war. Das Kind starb, und man fand, daß kein Bein in dem abgeschnittnen Gliede, sondern viele beinerne Lamellae in der Substanz des Geschwürs zerstreut waren. Die Substanz der Tibia und Fibula war ganz aufgelöst. Der zweyte betrift die Kräfte des Selzer-

wassers. Der Verf. Dr. Brocklesby, setzt sie hauptsächlich in die Elastische Materie und fixirte Luft, welche dieses Wasser vor allen andern in ungemeiner Menge führt. Ferner liest man zwo Abhandlungen, die eine, von Fothergill, die andre von Watson über den Hydrocephalus internus; Eine Nachricht von Zerreissung der Blase bey Unterdrückung des Urins in einer schwangern Frau; von der Heilung der Sciatik; von einer sonderbaren Hemiplegia; einem Opisthotonos; von dem frühzeitigen Abzapfen bey Wassersüchtigen; einer schmerzlichen Constipation von verhärteten Foeces; von den bösartigen Masern in London A. 1763. und 1768; über das gewöhnliche Gallenfieber auf der Reise nach Ostindien; von einer Hernia inguinali, und dem gelben Rübenumschlag; Erfahrungen über das Ohrenschmalz, über die beste Auflösung desselben, wenn es Taubheit zuwege bringt; über die Hoemoptoe, und über den Gebrauch des Reitens bey Schwindsüchtigen; Anmerkungen über die Todtenlisten in London; von einem bösen Ileus. Von dem Gebrauch [544] der balsamischen Mittel bey verzehrenden Krankheiten. Dr. Fothergill verwirft sie. Eine Vertheidigung der Sydenhamschen Methode, die Masern zu curiren, gegen Mead in seinem Buche de Variolis et Morbillis, cap. VI. p. 89. 90; Ferner eine Vertheidigung der Sydenhamschen Masergeschichte gegen Morton, in dem Anhang zu seiner Pyretologia; Anmerkungen über die Cur der verzehrenden Krankheiten; Nachricht von der letzten Epidemischen Krankheit auf Barbados im May, Junius und Julius 1769. Diese Beobachtungen treffen mit den Pringlischen überein; Beschreibung einer traurigen Ergießung des Bluts in der Höhle des Pericordium; von den guten Würkungen der zerschnittenen Apomorosis des Musculus Biceps in einer schmerzlichen zerrissenen Wunde; über die Unempfindlichkeit der Sehnen; von einer glücklichen Methode, Beingeschwüre zu heilen; von den Wirkungen der Cicuta und des gelben Rübenaufschlags bey einem Brustkrebs, nebst verschiedenen andern minder merkwürdigen Aufsätzen.

Halberstadt.

Sinngedichte von Göcking. Erstes Hundert, 8. 1772. 44 S.

Die Einfälle sind meist alltäglich, dagegen hier und da die Wendung gut, nur Schade, daß auch diese wieder meist durch den Ausdruck verdorben wird, der unerträglich holpert. Will er unserm wohlgemeynten Rath folgen, so sucht er für erst die rückbehaltne wohl zu polieren, und schickt sie alsdann den Sammlern des Musenalmanachs. Dadurch spielt er die besten, in niedlichem Format den Schönen in die Tasche. Man liest hier und da einmal eins zu gleicher Stunde, und lacht drüber. Was will er mehr? So wie sie jetzt unter einander liegen, wird wohl schwerlich jemanden der Appetit dazu ankommen.

[545] Nro. LXIX. Den 28. August 1772.

Hamburg.

Betrachtungen über den Orient. Aus Reisebeschreibungen zur Aufklärung der heil. Schrift. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. E. Faber, 1ster Theil, 1 Alph. 6 Bogen groß 8. Bey Bohn, 1772.

Abermals um einen schönen Traum elend betrogen! Die uraltedle und einfältige Natur des Morgenlandes! der Zauberboden voll Hütten und Pilgerzelte, und Engelbesuche, und Erscheinungen Gottes! Das süße Bild der Menschen, die noch halb als Gewächse leben, voll Leidenschaft, und im Schlummer — voll Sinn, voll Bilder und ohne Gedanke des Lebens — zusammt dem lichthellen herrlichen Geist, der in ihrem Ausdruck und Lehre, und Religion, und Gesetzgebung alle Welt um sie zu bestralen und zu beleben pfleget — suche, wenig oder nichts von diesem Geiste, in diesen Betrachtungen, mein Leser! obgleich aus allen Reisebeschreibungen gesammlet, nach dem Knechtessinn unsres Vorurtheils von einem Engländer gesammlet — es ist ein Feld voll dürren Grases, auf das die Mittagssonne des Morgenlandes getroffen! ein Haufe von Scherbengeräth und verschütteter nahrhafter Speise, mit

Schlauben [546] und Schaale und Unrath überſäet — Allerdings iſt das Buch und der ſcheinbare Vorrath von Anmerkungen „über das Wetter! das Zeltwohnen! das Hausleben! die Lebensart! die Reiſeart der Morgenländer!“ auch ſehr beträchtlich — aber das iſt alles Vorrath vom Wege aufgenommen! Viele Reiſebeſchreibungen gebraucht, aber auf die flachſte Weiſe gebraucht — wo, wer eine Reiſebeſchreibung in dieſer Art geleſen, ohngefähr das alles geleſen, oder ſich unmittelbar dazu denken kann, und ſich hoffentlich weit mehr dazu denken muß. Der Sammler (Herr Harmar) hat viel Anmerkungen mit vieler Mühe und Umſtändlichkeit aus Orient geholt; etwas beſſers aber in Orient gelaſſen, muntern, geſunden Verſtand, ſich das alles zu denken, es anzuwenden, zu brauchen! Welch ein Trugkalender iſt z. B. die Wettergeſchichte? voll unnöthiger Fragen und Zweifel um unnöthiger Antwort willen! Iſt denn in Alepp und Egypten und Judäa und Tunis das Wetter gleich? muß, kanns gleich ſeyn? iſts in einem Lande, an einem Ort des Landes regelmäßig? hat nicht jedweder Ort ſeinen eignen Kalender, auch Vorurtheile ſeines Kalenders, und welche Sprache hängt mehr von ſolchen ſinnlichen Vorurtheilen, Lokalbeziehungen u. dgl. ab, als die Wetterſprache eines ſinnlichen Volks in den Zeiten? — Iſts alſo nöthig, daß wir da über jedes Drehen des Wetterhahns einen Propheten haben müſſen? und können wir ihn in einem zum Theil ſo veränderten Lande, und noch mehr aus ſo verſchiednen Ländern und Seeküſten haben? — Der Wind bläſet alſo, wo er will, und lieber Harmar, du brauchſt nicht immer zu wiſſen, von wannen er kommt, und wohin er fähret?

Mit dem Erläutern der H. Schrift ſiehts noch mißlicher aus. Unbetrachtet, daß Herr Harmar keine Känntniß der Morgenländiſchen Sprachen ha[547]be, ſo hat er den Geiſt der Auslegung wahrhaftig noch weniger. Ich wüſte kaum zwo Stellen im ganzen großen Buch, wo Redarten der Bibel ein wahres, neues, nothwendiges Licht aufgienge: das übrige iſt übertriebner Nachdruck, fremder und Widerſinn, oder Zeug,

das ſich von der Orientaliſchen Küche jede Occidentaliſche Köchin beſſer als der Herr Verf. denket. Überhaupt ſage man, wozu das Kümmelſchneiden von Erläutern, das und wie es ein Tagewerk dieſes Mannes iſt. Soll denn der gute geſunde Verſtand ganz aus dem Bibelleſen verbannet, und gar kein Unterſchied in der Welt zwiſchen dem, was wichtig und unwichtig iſt, gemacht werden? Wenn alſo auch zu dieſer und jener Stelle die Erläuterung beygemerkt werden kann, warum nicht kurz beygemerkt? Stelle und Sache der Reiſebeſchreibung, und höchſtens das dritte der Vergleichung dazu — warum die ſtreitende Kommentarſuppe? Könnte es auch nie in der Welt von uns gewuſt werden, was Jonas Kikajon und Salomons goldne Äpfel, und Davids getrocknete Früchte, und Rubens Dudaim geweſen — es auch nie gewuſt werden, wie die Bratſchüſſel, und der Bratopf, und der Backtrog, und der Brotkorb der damaligen Morgenländer ausgeſehen; können wir ihnen deswegen nicht glauben, daß ſie damals gewuſt, wie das Alles ausgeſehen? Und können wirs ihnen nicht laſſen, daß ſie ihre Kuchen auf beliebige Art gebacken haben? — Ich verbiete damit noch immer keine ſich treffende Erläuterung! Sie iſt angenehm, ſie macht anſchauend und ſinnlich. Aber ſolch Zeug zur Hauptſache machen! ſich darüber den Kopf brechen, und ſo jämmerlich mühſam thun, wenn man nun ſo etwas nicht weiß — das zeigt nichts, als den Geiſt der Kleinheit, des Unterſchieds zwiſchen Weſentlich und Unweſentlich, zwiſchen Schlaube und Kern an, in der wir jetzt wahrhaftig bey unſerm Bi- [548] belerläutern verſunken ſind. Schlage auf, mein lieber andächtiger Bibelleſer! nicht blos etwa jene längſtverſchrieene dicke Bibelgloſſen: auch die Erläuterungscommentare unſrer Orientaliſchen Philologen in ihren Societäten! auch die berühmten und unmaasgeblich entbehrlichen Fragen an Wallfahrten, die ſolcher entbehrlichen Fragen wegen entbehrlich gereiſet ſind: auch den ganzen Geiſt unſrer heiligen Critika, Archäologia und Philologia, — meiſtens ein Haufe Todtenbeine ohne Geiſt und Leben!

Allerdings liegt in den Reisebeschreibungen noch ein großer Schatz, auch Orientalischen Goldes; aber meistens noch ungebraucht, noch in Schlacken, obgleich nicht mehr in Klüften der Erde. Wir wissen beynahe selbst nicht, wozu wir die Erde durchreiset sind.

Eine Anmerkung voll Gefühl Orientalischen Geistes ist mehr werth, als hundert von der Form ihrer Töpfe. Von letzterer Art sind alle Reisebeschreibungen voll; aber von der erstern, welche Theurung in unsern Prophetenschulen und den Kanzeln unsrer Schriftgelehrten!

Zudem jede gute Anmerkung, die schlecht angewandt wird, ist schlimmer, als wäre sie gar nicht gebohren. Wenn sie das Gesicht des Schriftstellers an diesem Ort, in diesem Affekt, verzerret — den Aufschwung eines Bildes, einer Leidenschaft mit Bley, wäre es auch mit Golde, wie den Rücken eines Lastthiers beladet: wenn sie mit ihrem Licht und Wärme in diese Speise zugleich Rauch und übeln Geschmack bringet — Die meisten Erläuterungen unsers Verf. sind von der Art. Er bratet Speisen, aber am Feuer Orientalischen Kameelmists zur Zeit der Theurung.

Immerhin hätte also das Buch unübersetzt bleiben, oder Auszugsweise gegeben werden können, [549] wenigstens in Deutschland besser eingeführt und berichtigt werden sollen? Eskuche, Lust, Paulsen, und andre haben uns Deutschen längst schon solche Bibelerläuterungen aus Reisen gegeben, gewiß nicht schlimmer und besser, als diese — und meistens steht im einzigen Eskuch das Beträchtlichste des Engländers. Darauf hätte sollen verwiesen: oder jener aus diesem ergänzt, oder aus Haßelquist u. a. die Harmar nicht gebraucht, leidig supplirt, oder auf Niebuhrs Reisen (wenigstens mit den meisten Anmerkungen des Übersetzers, die sich ganz darauf beziehen) gewartet werden — Jetzt ist die Schrift von Seiten des Verfassers und Übersetzers ein mühsamer Beytrag zur Fruchttheurung, und zum Kleingeist unsres Jahrhunderts.

Übersetzer ist freylich mehr werth als Verfasser; aber doch überall ein junger Übersetzer! brausender Most in

ziemlich alten Schläuchen. In einigen botanischen Anmerkungen ist viel Fleiß; in den Auslegcorrekturen durchaus mehr Sprachkänntniß und richtiger Verstand — sonst aber in allem zu viel Weitläuftigkeit, zu lauter Ton, ohne Stimme: in den Streitigkeiten mit dem H. Hieronymus und dem H. Michaelis zu viel lallender Schall und Verrath eigener Schwäche; die physische Erklärung des Flammenwindes Sammiel z. B. schlechthin — lächerlich.

Halle.

Libri Elementaris Pars I. in theotiscum sermonem translata. — — — a C. E. Mangelsdorfio. S. 250. Pars III. S. 94.

Die Absicht, in welcher B. diese Übersetzung veranstaltet hat, ist aus dem Methodenbuch bekannt. Herrn B. der von den alten Sprachen sehr gleichgültig denkt, konnte es nicht wichtig scheinen, wie die [550] Kinder zu dieser Sprache kommen; wir aber, die wir die Sache in einem andern Gesichtspunkt betrachten, würden es sehr ungern sehen, wenn man den Grund zu Erlernung dieser Sprache mit diesem lateinischen Elementarbuch legte. Das Lateinische ist an den meisten Orten sehr ängstlich, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, erst an der Spitze der Feder, nicht in der Seele übersetzt worden. Oft aber ist es auch sehr unbestimmt, und dem Zweck dieser Übersetzung nicht angemessen; bisweilen ein wenig untreu. Wir wollen nur aus dem dritten Gespräch, das uns in die Hand fällt, Beyspiele holen: Pfirsige, alia mala; was heist das? oder vielmehr, was heist das nicht? Aprikosen mala praecocia; oviculus, ein Lämmchen, das ist sehr unbestimmt, und es wäre doch so leicht ihrs Aesen, das eigene Wort aus dem Orbis pictus, oder einem Versetzers, n Lexicon zu schöpfen! B. sagt: die eßbaren Pflanzen, jetzt ist if der Erde liegen: M. quae licet humi iacent, co- ein mültamen possunt. Ferner B. sagt: sie wachsen aus Kleingeistn, welcher die Frucht einer Pflanze derselben Art ist: seminibus, quae ejusdem plantae fructus praebusser; aber Das ist oft falsch; denn viele hundert Stauden und Most ir

Pflanzen nutzen blos durch Wurzel, Gras und Blume, und tragen keine Frucht; aber ihren Saamen tragen alle. M. ſagt: patrem infantes gignere. Das iſt eine Zweydeutigkeit, die dieſer Wortfügung eigen iſt; aber in einem ſolchen Buch nothwendig vermieden werden muß. A Minoribus, wir erinnern uns nicht, daß dieſes Wort im guten Lateiniſchen von den Kleinen, es ſey denn im Gegenſatz zu den majoribus natu gebraucht, oder absolute geſetzt werde; denn im juriſtiſchen Verſtand iſt es eine Elipſis, und heiſt etwas anders. Da wo es Hr. M. braucht, iſt es, dünkt uns, gar nicht an ſeinem Platz. „Du haſt mehr Känntniß," ſagt B. „klüger und weißer biſt du nicht geworden." Das Kind antwortet: „Was [551] iſt für ein Unterſchied unter Erkänntniß und Weisheit?" Da iſt die Beziehung klar. Hr. M. ſagt aber: Paulum didicisti; und das Kind: quod discrimen est inter rerum cognitionem etc.? wie verwickelt iſt da die Beziehung? — Der Raum erlaubt uns nicht, mehr anzumerken; und in der That, wir ſind von dieſer ganzen Überſetzungs-Methode, und von den Gedanken, die Hr. B. über die Sprachen hat, zu wenig Freunde, als daß wir lange dabey aushalten möchten. Kritiſches Sylbenzählen haſſen wir auch, aber wir glauben nie, daß einer den Sinn der Alten einſehen, und ihrem großen Gefühl nach empfinden kann, wenn er nicht in den Geiſt ihrer Sprache gedrungen iſt, und mit ihm gelebt und gedacht hat. Ja, wir glauben ſogar, daß einer das Elementarbuch ſelbſt in dem Ton, wie es vor uns liegt, überſetzen, und doch keine drey Perioden im Cicero verſtehen könne. Wir ſagen das nicht, um Hrn. M. Einſichten in Zweiffel zu ziehen, aber wir ſagens aus Erfahrung an Männern, die große lateiniſche Diſputationen ſchrieben, und vor dem Horaz erzitterten. Warum der zweyte Theil noch nicht überſetzt worden iſt; wiſſen wir nicht, vermuthlich liegts am Inhalt. Der Irrthum auf dem Titel iſt eine Kleinigkeit, und die preface herissée wird keinen Journaliſten abſchrecken. Von Hrn. B. Erziehungswerk ſelbſt, iſt übrigens hier der Ort nicht zu urtheilen. Wir hatten freylich dabey

einiges auf dem Herzen, wir versparens aber auf eine andere Gelegenheit, und werden, auch wo wir anders denken, immer in Hrn. B. den wirksamen Mann verehren, und den wohlgesinnten Weltbürger lieben. Kann Hr. M. in der Zukunft mehr Leben in seine Übersetzung gießen; seinen Dialog besser flechten, bestimmtere Worte finden, so ists gut; wo nicht — je nun, wenn die Kleinen keine Römer lesen sollen, so ists gleich viel!

[552] London.

Discourses to the Aged; on several important subjects. By Job Orton. 1771. 12mo. 3 S. 6 d. bound.

So wie man bisher Predigten für junge Leute geschrieben hat, so denkt hier Herr Orton auch an die Alten. Weil sie ein bestimmtes Auditorium haben, so erhalten sie schon dadurch viele Vorzüge vor andern Produktionen ihrer Art. Der Verf. hat Ordnung, hier und da Wärme in seinem Vortrag, und immer Känntniß des Menschen genug, um vor vielen seiner Brüder sich das Lehren und Ermahnen zu erlauben. Die Materien sind folgende. — Der Unterschied zwischen der Wirksamkeit der Jugend und der Schwächlichkeit des Alters. Barsillais ausgeschlagene Einladung nach Hofe. Calebs Betrachtung über die Treue und Güte Gottes gegen ihn. Gottes Verheissung, seine alte Diener zu tragen und zu leiten. Israels Reise durch die Wüste, als ein Bild der Christlichen Kirche auf Erden. Das Vergehen des äussern, und die Erneuerung des innern Menschen. Des sterbenden Josephs Versicherung an seine Brüder, daß Gott sie heimsuchen werde. Die Ehre eines frommen grauen Hauptes. Das Vergnügen, das Alte haben, ihre Nachkommen in Friede, Wohlstand und Frömmigkeit zu hinterlassen. Die Hand Gottes, wenn er unsre Freunde von uns entfernt.

Eben daselbst.

An historical Miscellany. 1771. 12mo. 3 S.

Eine Sammlung allerley historischer Stücke zum Gebrauch der Jugend. Die Wahl ist sehr sorgfältig angestellt,

auch die Schreibart in dem wahren Ton getroffen, der auf die Jugend Eindruck machen kann. Das Werkchen verdient seiner Gemeinnützigkeit halben allzeit eine Übersetzung.

[553] Nro. LXX. Den 1. Septembr. 1772.

Göttingen und Gotha.

Dr. G. Leß christliche Lehre vom innern Gottesdienst in 10 Predigten. Nebst einem Anhang, 8. 1772. 1 Alph. 6 Bog.

In dem 12 und 13ten Kapit. an die Römer findet der Herr Verf. den ächten Gottesdienst der Christen, den er in den innern und äußern eintheilt. In den vor uns liegenden Predigten handelt er demnach erstlich den innern in 10 Predigten ab. Die herzliche Befolgung wahrer Tugenden, der Liebe zu Gott, der Selbstverleugnung, der Demuth, der Menschenliebe, machen diesen Gottesdienst aus, und in so fern besteht er in der Sinnesänderung oder Besserung. Gebesserter Wandel, das ist, der äußre Gottesdienst. Wir finden in diesen Predigten viele sehr gute Ermahnungen, und glauben, daß sie, so lang die Homilie auf dem Fuß bleibt, wo sie itzo steht, vorzüglichen Werth haben mögen. Ob aber die Kanzelberedsamkeit, oder Kanzelvortrag und, wenn wir so sagen dürfen, der Kanzelweg zu denken, lange so bestehn bleiben kann, wissen wir nicht! Wer unsre meisten Predigten liest und uns nicht kennt, der wird sich erstaunliche Begriffe von den Leuten machen müssen, an die sie gerichtet werden. Was müssen das für große Seelen seyn, muß er denken, die [554] mit lauter so erhabenen Beweggründen zur Tugend gereizet werden sollen? Wie mächtig muß schon in ihnen die Liebe zur höchsten Vollkommenheit seyn, daß sie blos ins Auge gestellt werden darf, um diese vorzügliche Menschen zu allem anzutreiben, was groß und vortreflich ist. Die Umschweife von Erforschung des Herzens, Erleuchtung des Verstandes, Erwärmung des Gefühls, Vorbereitung und Ergreifung des guten Augenblicks, und alle die Kunstgriffe, die Yorik bey seinem vermuthlich mehr irr-

disch gesinnten Auditorium anwenden muste, sind hier alle überflüßig? Hier reckt der Lehrer die Hand aus zum Tempel der Vollkommenheit, und alle fliegen hin mit Adlers Schwingen, ohne die Steine, Löcher, Klippen und Dornen nur einmal zu ahnden, die andern, welche blos hinwandern müssen, so viel zu schaffen machen, ohne selbst die Flügel einmal zu versuchen, oder den Wuchs der Schwingen abzuwarten. — Und weniger als Vollkommenheit hält weder der Lehrer, noch vermuthlich auch der Schüler des Suchens werth. Wir können uns oft betrügen, und auch hier, aber wenn wir dem Blick trauen dürfen, den wir ins menschliche Herz gethan haben; wenn wir nach dem Verhältniß der unzähligen Menge von Predigten, die das Jahr über gehalten werden, gegen ihre Wirkung auf sonst nicht ganz dumme und böse Menschen urtheilen dürfen, so müssen wir gestehen, daß uns die gewöhnliche Predigermethode für die Fähigkeit und Receptivität unserer Zeiten nicht angemessen scheint, und daß wir eifrig wünschen, man möchte den Kanzelton mehr zu der menschlichen Schwachheit herabstimmen, und uns mehr Milch als starke Speise geben, die wir nicht verdauen können. Wir sind weit entfernt, daß wir die christliche Predigten von den sogenannten moralischen Predigten wollten verdrängen lassen; wir verlangen mehr nicht, als daß der Lehrer der Religion den [555] Menschen ohne Vorurtheil, etwa wie Sterne, (der immer das Muster der besten Prediger bleibt, keinen ausgeschlossen,) studire, ehe er unternimmt ihn in etwas zu unterrichten. Und hat er das gethan, dann wird er wissen, wie er christliche Moral predigen soll; und wie viel Dogma er sich erlauben darf. Im Anhang handelt der Herr Verf. in 5 Predigten von Gottes Barmherzigkeit, Gehorsam gegen Gott, Pflicht der Christen kein ungerecht Gut zu besitzen, und der häuslichen Andacht.

Mietau und Leipzig.

Gedichte von einem Polnischen Juden, 8. 1772. 96 S.

Zuförderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift

dieſer Bogen einen ſehr portheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geiſt, ein fühlbares Herz, bis zum ſelbſtſtändigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachſen, auf einmal in unſre Welt. Was für Empfindungen werden ſich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu iſt?

Auch nur das flache, bürgerliche, geſellig und geſellſchaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf euch ihre Wirkung verlohren haben? Da, wo ihr an langer Weile ſchmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reiſſen, euch mit euern eignen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr ſo gut ſeyn laßt, unerträglich ſeyn. Genug, er wird finden, was er nicht ſucht, und ſuchen, was er nicht findet. Denn, ſeine Gefühle, ſeine Gedanken in freyen Liedern der Geſellſchaft, [556] Freunden, Mädchen mittheilen, wenn er nichts neues ſagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — in Wind.

In denen faſt zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erſcheint er in Selbſtgefälligkeit, der ſeine Gedichte nicht entſprechen.

Es iſt recht löblich ein polniſcher Jude ſeyn, der Handelſchaft entſagen, ſich den Muſen weihen, deutſch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zuſammen nicht mehr leiſtet, als ein chriſtlicher Etudiant en belles Lettres auch, ſo iſt es, däucht uns, übel gethan, mit ſeiner Judenſchaft ein Aufſehn zu machen.

Abſtrahirt von allem, producirt ſich hier wieder ein hübſcher junger Menſch gepudert, und mit glattem Kinn, und grünem goldbeſetzten Rock, (ſ. S. 11. 12.) der die ſchönen Wiſſenſchaften eine Zeitlang getrieben hat, und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das ſey, Melodiechen nachzutrillern. Seine Mädchen ſind die allgemeinſten Geſtalten, wie man ſie in Societät und auf der

Promenade kennen lernt, ſein Lebenslauf unter ihnen, der Gang von tauſenden; er iſt an den lieben Geſchöpfen ſo hingeſtrichen, hat ſie einmal amüſirt, einmal ennüyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwiſchen konnte. Über dieſe wichtige Erfahrungen am weiblichen Geſchlecht, iſt er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bey einem Mädchen antrifft, beklagt er ſich bitterlich, daß er nur den Handſchuh ehrerbietig koſten, ſie nicht beym Kopf nehmen und weidlich anſchmatzen darf, und das alles ſo ohne Gefühl von weiblichem Werth, ſo ohne zu wiſſen, was er will.

Laß, o Genius unſers Vaterlands bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerſt für ſeinen Kreis der beſte Geſellſchafter wäre, das artigſte Spiel angäbe, das freu- [557] digſte Liedchen ſänge, im Rundgeſange den Chor belebte, dem die beſte Tänzerinn freudig die Hand reichte, den neuſten mannigfaltigſten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reitze ausſtellten, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen lieſſe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, nur witzig, nur munter ſey; deſſen Eitelkeit durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, ſich der aufdrängte, ſie durch erzwungne und erlogne Seufzer, und Thränen, und Sympathien, hunderterley Aufmerkſamkeiten des Tags, ſchmelzende Lieder und Muſicken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann all ſeine Freuden, und Siege, und Niederlagen, all ſeine Thorheiten und Reſipiſcenſen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorſpottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens ſey an ſeiner Unbeſtimmtheit ſchuld; laß ihn ein Mädchen finden, ſeiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geſchwirre der

Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganze Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat. Die Liebling, Freundinn, Beystand ihrer Mutter, die zweyte Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule giengen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie. — Ja, wenn sie in Stun- [558] den einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bey all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft, sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beysammenseyn, daurender Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

Laß die Beyden sich finden, beym ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Innbegriff von Glückseeligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend, und hoffend und genießend:

„Was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick, und der Seele drinn."

Wahrheit wird in seinen Liedern seyn, und lebendige Schönheit, nicht bunte Seiffenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herum wallen.

Doch obs solche Mädchen giebt? obs solche Jünglinge geben kann? Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten, auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! durchgehends die, Göttern und Menschen, verhaßte Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger begegnen möge.

Basel.

Versuch über die gesellige Ordnung. 1772. 8. 128 S.

Herr Rathschreiber Iselin, der nie Schriftsteller wurde, als in der Absicht, Gutes zu stiften, legt [559] in diesen Bogen die Hauptzwecke vor, die die Gesetzgebende Gewalt immer vor Augen haben sollte; Wirthschaftliche Ordnung, sittliche Ordnung, bürgerliche Ordnung: Die erste wird bis S. 71 abgehandelt. Es lauft alles dahin aus, daß alle Stände der Menschen so in einander geflochten und gegen einander balancirt werden, daß jeder dem andern seine höchste wirthschaftliche Glückseligkeit verschaffte. Der Ackerbau ist der Grund aller wirthschaftlichen Glückseligkeit; Sein Flor oder Verfall hängt von dem Vortheil ab, den er bringt, und von der Verwendung dieses Vortheils. Er kann aber keinen Vortheil bringen, wenn nicht der Grund in besten Stand gesetzt wird, wenn nicht seine Produkten leicht vertrieben werden, und leicht zu schaffen sind. Deßwegen müssen die Eigenthümer so wohl, als die dienstbare Classe (Classe sterile) wie sie allen ihren Unterhalt aus dem Ackerbau ziehen, auch alles, was sie daher nehmen, wieder dahin fließen lassen, und überhaupt demselben auf alle Arten nützlich gemacht werden. Dieses letztere geschiehet durch die Concurrenz; durch welche nemlich dem Landmann, oder vielmehr jedem Käufer, der Kauf, und ist er wieder auf einer andern Seite, Verkäufer, der Verkauf erleichtert wird. — Das sind ohngefähr die Grundsätze der wirthschaftlichen Ordnung, die also allen Zwang in allen Classen verbietet. In der Quesnayischen wirthschaftlichen Tafel, die der Herr Verf. diesem Abschnitt mit seinen Erläuterungen angehängt hat, werden diese Grundsätze, und der Gang, den die Produkte vom Landmann aus und zu ihm zurück nehmen, sinnlich gemacht. So wie aber dieselbe nicht anders bestehen, nicht anders sich äußern, als wenn alles im Staat seinen natürlichen Gang gehet, so erfordert die wirthschaftliche Ordnung auch sittliche Ordnung. Durch diese wird Fleis, Mäßi-[560]gung, Gerechtigkeit erhalten, und der Luxus vermieden, der diese Tugenden verjagt, und der allein schädlich ist. Wo werden aber wirth-

ſchaftliche und ſittliche Ordnung beſtehen, wenn nicht zugleich bürgerliche Ordnung eingeführt wird? Man ſchaffe hier keine von den gekünſtelten politiſchen Syſtemen, worinn immer Fürſt und Unterthan auf Waagſchalen gelegt werden! Der Grundſatz der Politik, die nach dieſer Ordnung eingerichtet wird, iſt: daß das Wohl des Fürſten, Wohl des Unterthanen; das Wohl des Unterthanen, Wohl des Fürſten ſey; und daß keiner dem andern den mindeſten Eintrag thun könne, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden. — Dieſes ſind die Hauptideen, die wir in dieſem ſchönen Schriftchen gefunden haben, das mit coſmopolitiſchem Patriotiſmus geſchrieben iſt. Einige Wortfügungen, z. B. in der Vergleichung: wie größer; deſto ꝛc. anſtatt je größer; und dann der Mißbrauch des Fürworts, derſelbe ꝛc. z. B. Das Glück des Regenten, und daſſelbe des Unterthanen; muß der Leſer dem Herrn Verfaſſer nicht verargen. Wir wünſchten, daß ſeine menſchenfreundliche und wohlthätige Lehren tiefen Eindruck machen, und in Übung gebracht werden möchten; Aber

Spectavi ego pridem comicos istum ad modum
Sapienter dicta dicere, atque iis plaudier,
Cum illos sapientes mores monstrabant populo.
Sed, cum inde suam quisque ibat divorsi domum
Nullus erat illo pacto vt illi jusserant.

[561] Nro. LXXI. Den 4. Septembr. 1772.

Halle.

Magazin der deutſchen Critik. Herausgegeben von Herrn Schirach. Erſten Bandes, erſter Theil. 1772. 8. 352 S. Bey J. J. Gebauers Wittwe, und Joh. Jac. Gebauer.

Der Reſt der Klotziſchen Schauſpielergeſellſchaft packt das übrige Geräth auf ein neues Fuhrwerk, wozu J. J. Gebauer abermal die Vorſpann hergiebt, und fährt nun unter dem Namen der Schirachiſchen Bande in der Welt herum. Die Herren, dem Geiſte ihres Meiſters getreu, fahren, wie Er, fort, Gleim, Wieland und Jacobi, ungeheure, aber nichts bedeutende Complimente herzuſagen;

Klopstocken bey Gelegenheit Deutsch, und Richtigkeit der Metaphern beyzubringen; Herdern als einen der schlechtesten Köpfe dem Publiko kennen zu lehren, und wie alle die Knabenstreiche weiter heissen mögen, die wir uns schämen herzunennen. Was von Wien kommt, ist groß. Herr von Gebler ist groß, weil es noch mehr Leute giebt, die auch gerne groß werden, nach Wien gehen, und auf öffentliche Kosten nach Italien reisen möchten. Man hat gesehen, daß sich die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften hauptsächlich durch die, meist vortrefflichen Abhandlungen, eines Garve, Käſtner [562] u. s. w. bisher erhalten hat, also auch eine eigene Abhandlung von dem Unterschied der mechanischen und freyen Künste, die bey ihrem lächerlichen Citationswuste und alten Wörterkram leider um volle 20 Jahr zu spat kommt. Sie hat den einzigen Fehler, den Voltaire nicht leiden kann: sie läßt sich nicht lesen. Sodann Personalien des Herrn geheimen Rath Klotz in dem eigentlichsten Verstande des Worts, und hier sind uns besonders, so wie in dem ganzen Werke,

die Schreiber ohne Saft und Kraft,

wie sie selbst Herr Riedel vor seinem Abschiede mit ihnen nennt, leibhaftig vors Gesicht getreten. Eine Probe von der Ehrlichkeit des Herrn Biographen: „Das Elendeste unter allen Schriften wider Herrn Klotz sind die Herderischen critischen Wälder. Sie enthalten halbverdaute Dinge in einem ungezogenen Stile, welcher gekünstelt ist, und alte Sachen auf eine neue Art, die ganz fehlerhaft ist, vorstellt. Es ist keine einzige gründliche Anmerkung in dem 2ten Wäldchen, welche neu wäre.“ Von Wielands letzteren Schriften wissen die Herren so viel wie nichts zu sagen, und hier und da ein Bißchen nonsense mit unter: z. B. S. 255. „Der neue Amadis ist, wie bekannt, das letzte Werk des Dichters, das die Fräulein von Sternheim, Madame la Roche, zu Coblenz, zur Verfasserin hat.“ Wer hier Zusammenhang errathen kann erit mihi — „Diese in vieler Absicht große Dame (fahren sie fort) verdient mehr die Bewunderung des Lobes, als man sie ihr ertheilt hat.

Glauben ſie mir, daß dieſe erhabne Dame der Freundſchaft eines Wielands mehr werth iſt, als alle andre Gemahlinnen der Miniſter, die ich bis jetzo kenne.“ Nur geſchwiegen, mein Herr, wenn man die Leute nicht kennt! Und nicht in dem Ton des Herrn aller Herren, und des Königes aller Könige angeſtimmt! Endlich rückt Herr Präceptor [563] Schummel von Magdeburg eine elende Vertheidigung gegen ein Halliſches Zeitungsblatt ein, das ihm, wie wir vor kurzem gethan haben, andre Beſchäftigungen als empfindſame Reiſenmacherey angerathen haben mag. Der Verfaſſer des Traktats, über die moraliſche Schönheit und Philoſophie des Lebens, recenſirt ſein Buch ſelbſt, und ſagt dem Leſer, in welchem Geſichtspunkt er es anzuſehen habe. Die übrigen ausführlichen Recenſionen betreffen meiſt wenig bedeutende Bücher und Brochüren, Barettis Reiſe, Schmids Parter, die Apotheke, Maſtaliers Gedicht an Deutſchland wegen ſeines Kayſers, Launen an meinen Satyr, poetiſche Blumenleſe über die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft, Theater des Herrn Staatsraths von Gebler, deutſches Theater von Thrautzſchen, Corporoſa, Wagners Suetonius u. ſ. w. Die eigene Verſe übergehen wir. Nur noch einen einzigen Knabenſtreich können wir nicht unangezeigt laſſen: das wichtige Buch, Reviſion der Philoſophie betitelt, das dieſe Herren wegen ſeiner Winke freylich nicht verſtehen, haben ſie wegen des Abſchnitts Äſthetik vor ihr Tribunal gezogen. Hier verdrehen ſie auf die hämiſchſte Art, Stellen, die in dem Zuſammenhang den Verf. als den beſcheidenſten Mann ankündigen, und legen ſie als Beweiſe ſeines Stolzes dar. Wir verweiſen unſre Leſer der Kürze halber auf den Abſchnitt des Buchs ſelbſt, und wir hoffen, ſie werden mit uns einig ſeyn, daß unſer Zeitalter die meiſten Erinnerungen und Winke nöthig hatte, ob wir gleich unmöglich alles in der Vorſtellungsart des Verfaſſers unterſchreiben können. Nur der einzige Gedanken iſt wichtig genug, wenn er uns von dem Äſthetikkram zurückruft, erinnert, daß in jeder Kunſt der Virtuoſe nach beſondren impliciten Ideen eines eignen Principii handle, und daß folglich die erſten Gründe, worinnen alle

Künſte zuſammen treffen, für nichts als metaphyſiſchen Schaum [564] anzuſehen ſind, der nicht aufgefaßt zu werden verdiene. Wir begreifen nicht, wie man das: Pindarn uns confiſciren, nennen könne: wenn der Verf. ſagt: Die ewigen Anſpielungen auf Stadtgeſchichten, die wir nicht kennen, endlich gar nur mit der Sprache der höchſtfliegenden Imagination berührt, müſſe uns Leſer des 18ten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt kalt laſſen. Und raubt er uns die griechiſche Dichter, wenn er ſagt, uns fehlt das vollkommne Gefühl dazu? Doch genug — wir bitten bey unſren Leſern um Verzeihung, daß wir bey Ankündigung eines Unternehmens, das von ſelbſt die Achtſamkeit des Publikums bis zur zweyten Meſſe nicht überleben wird, ſo weitläuftig geweſen ſind. Ohngeachtet des letztern ſaubern Hauſenſchen Inſtituts zu Lemgo, und dieſer neuen Schirachiſchen Hiſtorie, würden die Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und die Berliniſche allgemeine deutſche Bibliothek immer ihren Platz, als die erſten periodiſche Schriften Deutſchlands behaupten. — Endlich müſſen wir noch ſagen, daß dieß Werk eine ſogenannte Freyſtätte gegen alle Journale ſeyn, und jeder beleidigter Autor ſeine Vertheidigung hier einrücken und gedruckt leſen kann. Ein Buchhändlergriff, der einträglich genug ſeyn mag, um den Verleger wegen Druck und Papier ſchadloß zu halten; denn das Volk beleidigter Autoren iſt in Deutſchland anſehnlich genug, um ihm allzeit die gehörige Anzahl Käufer, Leſer und Anpreiſer zu verſichern.

Göttingen und Gotha.

J. J. Moſer von der Reichsverfaſſungsmäßigen Freyheit, von deutſchen Staatsſachen zu ſchreiben. 1772. 8. S. 111.

Sein langer Umgang mit Staatsſachen hat den Herrn Staatsrath in den Stand geſetzt, in dieſen [565] Blättern dem Publico verſchiedene Erfahrungen mitzutheilen, wie die Bekanntmachung von Staatsſachen aufgenommen worden iſt. Geſetze entſcheiden hier nichts, ſondern das meiſte iſt der Klugheit der Schriftſteller überlaſſen. Reichsgeſetze darf jeder-

mann drucken laſſen, wenn nicht Privilegien dagegen ſtehen; doch hat eine zu frühe bekanntgemachte Wahlkapitulation eine Unzufriedenheit verurſacht, und einem gewiſſen Schriftſteller wurde der §. 197. J. R. A. den er wörtlich anführte, (und der ohne dies faſt in allen andern R. A. gleich als eine formula solemnis ſteht) bey der Cenſur ausgeſtrichen, weil die hohen Stände die daſelbſt enthaltenen Grundſätze geändert hätten. Bey den Reichs-Conventen darf alles, was zur Dictatur kommt, gedruckt werden; das Reichsfürſtenraths-Protocoll wird ohne dies meiſt gedruckt, und nach den Städtiſchen Protocollen, hat man, (weil ſie blos Votum curiatum geben) nicht viel zu fragen. Auch Privat Geſandtſchaftsprotocolle kommen oft in den Druck, ungeahndet. (doch wohl erſt nach geſchloſſenen Unterhandlungen) Die bey den Reichsconventen übergebenen Schriften bekannt zu machen, iſt oft mißlich, und Hr. Verf. hat ſelbſt deßwegen kaum einer Fiſcaliſchen Verfolgung entgehen können. Bey Wahltagen iſt nie ein Geheimniß von den Protocollen gemacht worden; bey Creys- Fürſten- Grafentagen u. dgl. Conventen hat man auch nie die Bekanntmachung der daſelbſt übergebenen Schriften verſagt; nur in Friedenscongreſſen, Cammergerichts-Viſitationen u. dgl. iſt erſt abzuwarten, bis die Sachen reif ſind. Unrichtige Sachen muß man freylich nicht für Reichsacten ausgeben. Der ſel. Hr. C. G. A. von Königsthal hat durch ein ſolches Verſehen ſich vielen Verdruß zugezogen. Reichsgerichtliche Sachen ſind häufig gedruckt worden; und es iſt ſelten, daß eine ſolche Bekanntmachung übel aufgenommen worden [566] wäre. Facta bekannt zu machen, iſt gefährlich, und erfordert große Behutſamkeit; Rechtliche Meinungen, ſo wohl fremde als eigene; wie auch Raiſonnements, die nicht wider die Geſetze anſtoßen, ſollten wohl ungeahndet bleiben; ſind aber doch auch oft zur Verantwortung gezogen worden. Die Schreibart muß natürlicherweis beſcheiden ſeyn; oft aber wirft die Materie auch auf ſie einen falſchen Schein. In Anſehung des Particulair-Staatsrechts, muß ein Unterthan ſich in den engſten Schranken halten, ein Ausländer hat mehr Freyheit; Hr. Verf. führt hierbey einige Schreiben vom

Preußiſchen und Anhaltiſchen Hof über ſeinen Entwurf vom Preußiſchen und Anhaltiſchen Staatsrecht an; worüber man allerley Betrachtungen machen kann. Das letzte Kapitel handelt von der Cenſur, die zwar in der N. P. O. gebotten, aber an vielen Orten gar nicht beobachtet wird — (und Dank ſey es der Einſicht kluger Regenten, wo dieſes Joch der Geiſter aufgehoben iſt, das allen Genius erſtickt, und das ihn zur Barbarey hinunter drucken muß, in Staat und Kirche ſclaviſche Grundſätze einführt, und beyden ungleich mehr, als ſelbſt die gröſte Zügelloſigkeit ſchadet.) — Nur nach der That kann K. M. die Cenſurrechte ausüben; ſonſt ſteht das Recht der Obrigkeit zu, wo der Druck geſchieht; und auch ſie, darf ſich nur auf das, was wider Religion und Staat geht, einlaſſen. — Das iſt der Inhalt dieſer Bogen. Der Hr. v. M. kennt die Cenſuren auf einer beſchwerlichen Seite! Übrigens wird man nie zwiſchen dieſen Klippen mit Sicherheit durchgehen, da die Sache vornemlich von Willkühr abhängt!

Genf.

Lettre de Mr. de Voltaire à un de ses Confreres de l'Academie. 1772.

Le Sieur Clement hat Voltairen in einer Brochüre angegriffen. Ich habe das Ding nicht geleſen, ſchreibt [567] der alte Dichter; aber Clement dachte ſonſt anders von mir. Darauf führt er ſehr kriechende Verſe dieſes Clement, und eine Fabel von der Nachtigall und der Krehe an, die ihm derſelbe zugeſchickt hatte. Jene ſang vortreflich, dieſe tadelte, und ſchrie, und lärmte, bis man ihr ſagte:

S'il te plaisoit, c'est qu'il chanteroit mal.

Nun, fährt Voltaire fort, iſt Clement Krehe worden; Ich möchte ſeinen Brief ſehen: J'en profiterois; je n'ai que soixante et dixhuit ans, les jeunes gens peuvent toujours se corriger etc.

Paris.

Le Bourru bienfaisant. Comedie en trois actes et en Prose de Mr. Goldoni.

Die erſte Komedie von Goldoni in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und auf dem franzöſiſchen Theater mit ſo vielem Beyfall aufgeführt, daß man ſogleich den Verfaſſer zu ſehen verlangte. Sie hat auch in der That alles, was auf das Theater gehört, ungemein viel Spiel in dem Contraſt der Charaktere, der Leichtigkeit des Dialogs, und der Luſtigkeit, das aus Mißverſtändniß, und aus humoriſtiſchem Forthandeln einer jeden Perſon entſteht, ohne Geſchwätzigkeit des Bedienten und des Kammermädchens. Der Hauptcharakter iſt ein auffahrender Onkle, der aber immer wohlthätig gegen ſeine Familie bleibt — eine Miſchung aus dem Friport in der Eccoſſaiſe und dem Grondeur. Wir ſagen nichts von der Intrigue; ſie iſt leicht, und erhält ſich nicht ſehr gut in der Lekture, vielweniger im Auszug. Das Stück will geſehen und nicht geleſen ſeyn, und vielleicht iſt dies mehr eine Probe ſeiner Güte, als ſeiner Hinfälligkeit.

Zwote Nachricht an das Publikum.

Die neue Ausgabe der Geſchichte des Agathon betreffend.

Ich bin von verſchiedenen Orten her auf eine drin- [568] gende Weiſe erſucht worden, den, bey Ankündigung der durchgängig verbeſſerten, und durch die bis hiehin gemangelten Theile nunmehr ergänzten Geſchichte des Wielandiſchen Agathon, angeſetzten Pränumerationstermin zu verlängern.

Dieſes konnte, da Herrn Wieland ſowohl, als mir, vorzüglich daran gelegen iſt, dem Publiko pünktlich Wort zu halten, und alſo mit dem Drucke des Agathon ohnverzüglich der Anfang gemacht werden muſte, ſo ſchlechterdings nicht geſchehen. Es iſt uns aber gelungen, ſolche Einrichtungen zu treffen, welche uns in den Stand ſetzen, dieſem ohnbeſchadet, die Pränumeration bis auf den 18ten December dieſes Jahrs offen zu halten.

Der erſte Theil des Werks meines Freundes, iſt wirklich ſchon unter der Preſſe, und die dazu gehörigen Kupfer unter

den Händen geſchickter Meiſter. Das Ganze wird 16 bis 20 Bogen mehr betragen, als die erſte Anzeige beſtimmt.

Diejenigen Herrn Pränumeranten, welche noch keine von mir eigenhändig unterſchriebene Pränumerationsſcheine haben, erſuche ich, dergleichen ihren Collekteurs ohnverzüglich abzufordern, weil ich ſonſt für nichts ſtehe, und kein Exemplar, als gegen ſolche eigenhändig unterſchriebene Scheine, abgeliefert werden kann.

Verſchiedene von denen Herrn Collekteurs, von denen ich weiß, daß bey ihnen pränumerirt iſt, haben mir ihre Liſten noch nicht eingeſchickt; ich erſuche dieſelben, damit nicht länger zu verziehen, und fortzufahren, mir monatlich von dem, was ſie geſammlet, Nachricht zu geben.

Ich beziehe mich übrigens auf meine erſte Nachricht an das Publikum, und wiederhole das Anerbieten, daß man gerade zu an mich nach Düſſeldorf ſchreiben könne.

Düßeldorf, den 1. Aug. 1772.

Friedrich Heinrich Jacobi, Churpfälziſ. Hofcammerrath.

[569] Nro. LXXII. Den 8. Sept. 1772.

Kopenhagen.

Bekehrungsgeſchichte des vormahligen Grafen J. F. Struenſee; nebſt deſſelben eigenhändiger Nachricht, von der Art, wie er zu Aenderung ſeiner Geſinnung über die Religion gekommen iſt. Von Dr. B. Münter 1772. 8. 312 S.

Drey Arten von Menſchen werden dieſe Bekehrungsgeſchichte mit Vergnügen leſen. Der Neugierige, der nur immer fragt: was hat der geſagt, und was ſagte jener? Der dumme Bigotte, der zufrieden iſt, wenn einer vor ſeinem Tode ſchön gebetet hat; und der ehrliche ebene Mann, der ſich freut, wenn ſein ſterbender Nebenmenſch an dem Rand des Grabs Beruhigung und Troſt gefunden zu haben glaubt, ohne ſich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Weg er dazu gekommen iſt, und ob er ſelbſt auf dieſe

Art dazu gekommen wäre? — Der denkende Theologe und der Philoſoph werden aber wenig Antheil an dieſen Blättern nehmen können. Wir hatten gehofft, in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des phyſiſchen und moraliſchen Zuſtandes des Menſchen; nach kühnen und ſichern Blicken in die Ökonomie der Schöpfung; mit ausge=[570] breiteter Kenntniß der Welt, ſich ein zuſammenhangendes Religionsſyſtem gebaut hätte, in dem wenigſtens einige Feſtigkeit, oder doch nur Glanz zu ſehen wäre. Dieſes Syſtem, dachten wir, wird Herr D. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft beſtreiten; Er wird mit ſeinem armen Freund durch die Labyrinthe ſeiner Unterſuchungen wandern; wird ſeinen wahren Begriffen, Allgemeinheit geben; wird, ſeine Irrthümer zu heilen, ſeine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen; wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen; wird wenig von ihm fodern, um viel zu erhalten; und lieber den Funken im Herzen, ſollte es auch bis ins Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleſte Flamme in der Phantaſie aufzutreiben ſuchen. — Wir fanden uns aber betrogen. Struenſee war ſo wenig Philoſoph, als es Herr Dr. Münter zu ſeyn ſcheint; und warrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr geweſen, ſo würden ſie nimmermehr mit einander zu=recht gekommen ſeyn. Struenſee eröffnet S. 10. ſeine Begriffe von der Metaphyſik des Menſchen: Er hält ihn für eine Maſchine; will ihm aber die Freyheit nicht ab=ſprechen, die jedoch durch die Empfindungen beſtimmt würde. Die Handlungen ſeyen nur unmoraliſch, in ſo fern ſie der Geſellſchaft ſchadeten; an ſich ſey alles gleichgültig. — Ein ſo übelzuſammenhangendes Gewebe war leicht zerriſſen. Hr. Dr. Münter ſetzt Hypotheſe gegen Hypotheſe, und ſo ſehr die ſeinige mit willkührlichen Begriffen und Kunſtwörtern aus=geſtopft war, die Struenſee gewiß nicht, oder wenigſtens nicht ſo als wie ſein Gegner verſtand, ſo war ſie doch leicht wahrſcheinlicher zu machen, als die Struenſeeiſche, die in ſich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung

wünſchte der Graf die Unſterblichkeit. Er hatte Jeruſalems Betrachtungen geleſen; und dieſe verleiteten ihn zu ſei- [571] nem Wunſch, der Hrn. Dr. Münter die übrige Bekehrung auſſerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig, als dem Grafen ſeine Verbrechen recht empfindlich zu machen, um ihn zu zwingen Troſt zu ſuchen. Das war auch die Operation, die Hr. D. Münter vornahm, und die die natürliche Würkung hatte, daß Struenſee, der nie Philoſoph war, mit beyden Händen zugriff, und ſich alles gefallen ließ, was ihn tröſten, und ihm ein Glück jenſeit des Grabes verſprechen konnte, da dieſſeits keins mehr für ihn da war. Man leſe dieſe ganze Schrift, und insbeſondere die Nachricht des Grafen ſelbſt, ſo wird man, wenn wir uns nicht ſehr betrügen, dieſen Gang ſeiner Seele leicht finden; den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühſeligen Weg herumgezogen wurde, ſich losreiſt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüſteney geräth, ſo lang herumſchläudert, bis er in einen Abgrund ſinkt, vor dem er zittert. Im Fallen ſtrengt er ſeine Phantaſie an, mit tröſtenden Hofnungen von Ruhe, von Freude, von Glückſeeligkeit am Boden des Abgrundes, ſeinen Fall zu erleichtern; oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten, und zu glücklichern Gefilden tragen werde. Wir wollen dadurch weder des Hrn. Dr. Münters menſchenfreundliche Bemühung tadlen; noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struenſee wuſte wohl ſelbſt nicht, wo ſein Glauben lag; wie ſollte es Hr. Dr. Münter wiſſen? und da ſich der Proſelyte immer im allgemeinen auf Bücher berief; und in den fürchterlichen, kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, ſo ganz roh von Begriffen war, ſo war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigſtens in dem Weg, den Menſchenaugen ſehen können, keine Zeit vorhanden. Über den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wiſſen, wie groß die Schritte ſeyn müſſen, die hier die Seele thun muß, um dort ſeiner Ge- [572] meinſchaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit, und dem Umgang und der Freund-

ſchaft der höhern Weſen näher zu kommen. — Das iſt unſer Urtheil über dieſe Bogen; die wir demohngeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern, und übertriebnen Devoten angelegentlichſt empfehlen; weil ſie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzuſtrenge, und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral, den armen Struenſee zum Feind der Religion gemacht hat. Tauſende ſind es aus eben der Urſache heimlich und öffentlich, tauſende, die Chriſtum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man Ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen murriſchen Tyrannen vorgemahlt hätte, der immer bereit iſt, mit dem Donner zuzuſchlagen, wo nicht höchſte Vollkommenheit iſt. — Wir müſſen es einmal ſagen, weil es uns ſchon lang auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rouſſeau, und ihre ganze Schule, haben der Moralität und der Religion lange nicht ſo viel geſchadet, als der ſtrenge, kranke Paſcal und ſeine Schule.

(Iſt bey den Verlegern dieſer Anzeigen zu haben für 45 kr.)

Berlin.

D. Anton Friedrich Büſchings Grundriß einer Geſchichte der Philoſophie, und einiger wichtigen Lehrſätze derſelben. Erſter Theil. Bey Joh. Georg Boſſe 1772. Ohne die Vorrede 1 Alphab. 4 Bog.

Der Herr Doktor hat dieſen Grundriß zum Leitfaden für ſeine Zuhörer bey dem Gymnaſio beſtimmt. Er glaubt, die Geſchichte der Philoſophie müſſe vor Erlernung irgend einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft vorhergehen, weil ſonſt zu befürchten ſtünde, daß der junge Menſch, der nur eine Vorſtellungsart kenne, dieſe für die einzige wahre halten, und dadurch ein Sektirer werden möchte. Der Herr Doktor wird [573] uns erlauben, ihm dagegen einige Zweifel vorzulegen. Wir glauben, der junge Menſch muß erſt eine Sprache wiſſen, wodurch man ihm die andern erklärt, und ohne dieſen feſten Punkt anzunehmen, ſehen wir nicht ein, wie man ſich auch nur hiſtoriſch über die andern Syſteme mit ihm beſprechen könne. Da er denken lernen ſoll, ſo muß

er anfangen, ein Sektirer zu werden, das ist, ein Vaterland haben, einen Wohnsitz, von dem er ausgehen mag, alle Länder des Erdbodens zu bereisen, wann er Lust darzu hat. Sodann, warum wollen wir jetzo anfangen, in unserm erleuchteten Zeitalter so zurückzukriechen, und noch zu glauben, daß philosophische Geschichte Kindern könne vorgetragen werden? In dem Alter, da wir kaum die Elemente eines einzigen Systems fassen können, sollen alle große Männer aller Jahrhunderte vor blinzenden Augen vorbeygeführt werden? Und was werden sie uns sagen, wenn es nicht Schaale ohne Sinn, Schaale ohne Kern bleiben soll? Wie will man einem Kinde Begriff von der Architektur eines einzigen, wie des Platonischen Systems, geschweige den Geist eines Jahrhunderts, eines Volks beybringen? wie will man sich mit ihm über die Gränzen des menschlichen Verstandes, die durch alle Kunstsprachen, beynahe immer eben dieselbe bleiben, unterreden, es das wenige Gold, wenn wir es Wahrheit nennen wollen, unter so mancherley Zusätzen und Geprägen unterscheiden lehren? Hängt nicht beynahe die Geschichte der alten Philosophie ganz von tiefer Känntniß der griechischen Sprache ab? Und wer sondert das philosophische Lexicon von dem ersten Fragmente der griechischen Weltweisheit bis auf die Zeiten Plutarchs ab? Also, wenn wir ja etwas für die wahre Literatur zu erbitten hätten, so wäre es die Abwendung dieses frühzeitigen Unterrichts der philosophischen Geschichte in Schulen.

[574] Sollen wir unser Urtheil über die Einrichtung des Werks selber sagen, so scheint es, als ob unter den zehnfach abgeleiteten Quellen, zuweilen die allerletzten, und diese selten mit dem Geiste der Untersuchung und Prüfung seyen befragt worden. Die Spuren sind nirgends anzutreffen, wo man sehen könnte, daß dieses oder jenes System aus den Schriften des Baumeisters selbst von neuem aufgefaßt sey. Und wie nothwendige und fast einzige Bedingung ist dies nicht für den, der bestimmt, anschauend, (wenn auch zuweilen zu dichterisch, oder einseitig) doch mit Überzeugung reden will. Ohne Interesse, ohne gefühltes Lob und Tadel wird alles

und jedes gleichförmig vorgetragen, und das, was von allen Zeiten und Compilatoren gesagt und nachgesagt wurde, wieder ohne Absicht und Geist einmal mehr nachgesagt. Und dann, so werfe der Kenner nur ein flüchtiges Auge über die Anordnung des Ganzen, sehe, wozu Anlage, und wozu gar keine gemacht ist, und frage sich, ob es möglich seye, wenn man auch Doktor in allen Wissenschaften wäre, nach diesem Plan, das nöthige, wahre, und allein für die Menschheit nützliche, im mündlichen Unterricht zuzufügen? Der angeführten Stellen in den Noten sind sehr viele, und manche Seite ist mit 2 Zeilen Text, und das übrige mit Allegaten angefüllt! Nur Schade, daß die meisten aus keinem andern Schriftsteller als Cicero, Diogenes Laertius sind, die man doch für keine der ersten Quellen ansehen wird, und die beyde in jedermanns Händen sich befinden. Wie weit angenehmer und nützlicher, wenn das im Text gefällte Urtheil, oder der und jener Satz in der Erklärung des Systems mit kurzen Stellen, oder griechischen Kunstwörtern, bestätigt wäre! — Nun endlich die über die alten eingestreuten Urtheile unterschreibe wer da kann! — Dieser erste Theil geht bis zu Ende der Geschichte der griechischen Philosophen. Ihm [575] soll noch ein andrer von gleicher Stärke nachfolgen, der das ganze Werk beschließen wird.

Amsterdam.

Reflexions sur la Jalousie pour servir de Commentaire aux derniers Ouvrages de Mr. de Voltaire. 1772. 8. 29 S.

Es werden in dieser Schrift einige der ersten Köpfe Frankreichs, wie Montesquieu und Buffon, gegen die Angriffe des Herrn von Voltaire gerettet, und ihm mit ziemlichen Anstand und Diskretion empfohlen, in seinem jetzigen Alter der Raserey zu entsagen, alles zu wissen und zu lehren, und andere Gelehrte in dem ruhigen Besitzthum ihres Ruhms zu lassen. Lustig genug ist es zu lesen, wie der alte Dichter zu Ferney auf die wunderbarste Art Experimente gegen Buffons System, von Entstehung der Berge,

angeſtellt, ohne das mindeſte von den erſten Gründen der Fermentation, oder der Mineralogie zu wiſſen, und wie er Monteſquieu falſcher Allegate beſchuldigt.

Buxtehude.

Wanderſchaft eines Journaliſten. 1771. 8. 4tehalb Bogen.

Wir holen dieſe platte Satyre, die uns itzo erſt in die Hand fällt, aus dem vorigen Jahr nach, um doch alle diejenigen, welche ſich an dergleichen Dinge machen wollen, recht herzlich zu bitten, ſich ein wenig mehr Laune und Witz anzuſchaffen, oder lieber die Sachen ſo gehen zu laſſen, wie ſie gehen. Es gehört wirklich mehr als flache Poſſen dazu, um Schriftſteller und Journaliſten, die beyde ſo ſehr im Argen liegen, zu beſſern. So lang wir die Gelehrten nur nach ihrem Handwerk, und nicht nach ihrem [576] innren Werthe ſchätzen; ſo lang der Menſch dem Gelehrten nachſteht, und immer ehe gefragt wird: was hat er geſchrieben? als, wie lebt, wie denkt er? So lange man auf Autorſchaft und Journaliſtenſchaft mehr Werth legt, als auf eine jede andere angenehme Unterhaltung an einem geſellſchaftlichen Abend; ſo lange die Wiſſenſchaften in phantaſirten Welten auf Seifenblaſen herumfahren; mit einem Wort, ſo lang wir denken, leſen, lehren, ſchreiben und leben, wie wir itzo thun; ſo lang wirds elende Schriftſteller, und noch elendere Journaliſten geben! und das iſt gut! wie will man Kinder ſtillen ohne Puppen; oder Wallfiſche fangen ohne Tonnen? — Die Wahrheit erhalte uns nur einige Schriftſteller; oder lieber nur einige Weiſen, für die, die leben können ohne Puppe! Wer übrigens dieſe Handwerkspurſchen Wandergeſchichte noch nicht geleſen hat, und wiſſen will, wie ein Brodjournaliſte nach manchen Gefahren von Prügeln und Bettelvögten ein Journaliſten-Comptoir in Buxtehude aufrichtet; der gehe hin und leſe, und lache wenn er kann!

Leipzig und Zwickau.

Der Selbſtmord. Eine Erzählung (in Verſen.) 6 tehalb Bogen.

Der Caffee ſoll Plutos Reich vermehren. Das iſt der Gedanke dieſer elenden Fratz. Wir haben lange nichts ſo erbärmliches geſehen. Schade um die Kupferſtiche und den ſchönen Druck.

[577] Nro. LXXIII. Den 11. Sept. 1772.

Eiſenach.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechiſchen Litteratur. Von Seybold, Prof. in Jena 1772. 8. 51 S.

Herbey! meine junge Freunde, herbey! die ihr euch längſt nach dem Anſchauen Homers geſehnt; euch iſt ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marſchall einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der ſein Handwerk meiſterlich treibt. Erſt Klagen über dieſe letzte Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und ſprechen: ſiehe Homer iſt hier! Homer iſt da! — „Ich aber, ruft er, bring euch ins Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf ſeinen Schoos ſetz ich euch, in ſeine Arme leg ich euch! Herbey ihr Kindlein!“

Wärs nur eine Büſte des Altvaters, vor die er euch inzwiſchen ſtellte; euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirrdiſchen Geſtalt über euch käme, ihr anbetetet, und Wärme und Muth euch entzündete! Welcher iſt unter euch ſo unglücklich, der neologiſch kritiſch fragen dürfte: warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohl anſtändig mit einer Perrücke?

[578] Hinaus mit ihm! daß er Prof. Seybolds Fingerzeig folge, herumgetrieben werde, in Wüſten, wo kein Waſſer iſt.

Alſo den Charakter Homeriſcher Geſänge zu beſtimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer

gedichtet hat, den Maasstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Fürs erste dann, Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den Trojanischen Krieg zur Ilias, dessen Folgen zur Odyssee.

Der Trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Überschrift; aber der Herr Professor habens gelesen, schlimmer! studirt! immer schlimmer! Wer interessirt sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anders? Erfährt man nicht gleich, Troja wird Trutz aller Bemühung der Griechen diesmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das Hauptinteresse des Kampfs bey den Schiffen? — Und dann die Handlenden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achills? wann Homer seiner Nation schmeicheln wollte, wars der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigensinn eines einzigen bestimmen zu lassen? Wo ist Nationalzweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines einzigen — woran die Nation Theil nehmen muste, als Nation, ist hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyssee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? Oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegensten der Griechen? dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr, nicht den mindesten Einfluß auf die Nation haben konnte. Und [579] auch hier wieder sucht der Herr Prof. das Interesse, in der gänzlichen Revolution dieser zwanzig Jahre, in der entferntesten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art den Stoff zu behandlen, und fragt, nach Anlaß seiner treflichen Prämissen: Wer gab Homern ein, den Trojanischen Krieg und die Rückkehr der Griechen besonders zu behandlen? Warum theilte er die Ilias und Odyssee? — Und mehr solche warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die sie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte

ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reiſen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopee gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res geriſſen? Wohl nach dem Hrn. Prof. da res, der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achills Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! da fängt der Herr Prof. wieder von auſſen an; auch iſt das Bißgen Auſſenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honet und ordentlich zugieng, wie bey uns, dann — einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Prof. ſpricht: „Aus dieſer Beſchreibung, die ich, wie man ſieht, aus dem Homer ſelbſt zuſammen getragen habe,“ — Wohl, zuſammen geſcharrt, geſtoppelt! — „läßt ſich der Einfluß, den die Zeit des Trojaniſchen Kriegs, auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben.“ Da iſts uns denn auch gegangen wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers in=[580]ventiren, durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kaſten! leere Töpfe! und Lumpen.

Sitten! Und da anſtatt Gefühls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Würde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Homer, daß ſeine Zeit, Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone Profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deraiſoniren hören. Und wirft über das noch hier und da ſo fein ſpöttlende Vorwürfe an unſre Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unſre, noch irgend welche Zeiten, berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. So wenig was junge Freunde herbey=

locken könnte, als bisher. Allotria. Kritiſche Weitläuftigkeiten. Doch dünkt ihn das der Geſichtspunkt zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken, und wahren Schönheiten Homers urtheilen ſoll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer ſchöpfen können, findet der Herr Prof. auf einmal, daß ſein Schriftchen ſchon zu lang ſey. Uns wenigſtens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Hrn. Verf. ſeyn ſollen, und da ſtreicht er dran hin, und aus dem, was er ſo kurz hinwirft, ließ ſich auch ohne Liebloſigkeit ſchlieſſen — Er habe hier gar nichts zu ſagen gewuſt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter ſeiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter ſeiner Nation? Den Römern das, was Homer den Griechen war? Wann konnt ers ſeyn? Wenn ſie ſonſt nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben mit Hyacinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte [581] auszuputzen, brauchts all den Aufwand nicht. Drum wünſchen wir auch zum Beſten Homers und unſrer Literatur Herr S. keinen Schüler und Nachfolger. Beſſer unwiſſend als ſo belehrt.

Genf.

Lettre de Mr. de Voltaire sur un ecrit anonyme.

Dans ce saint tems, nous savons comme
On doit expier ses delits,
Et bien depouiller le vieil homme,
Pour rajeunir en Paradis.

Ferney. 1772. 1 Bog.

Eine ehrliche Seele, ſagt Voltaire, ſchickte mir auf die letzte Oſtern einen anonymiſchen Brief zu, der mich des Neides und der Eiferſucht beſchuldigt. Ich will mich beſſern, will beichten. Darauf bekennt er, ſchwer geſündigt zu haben, 1.) daß er den Turainer Mergel nicht für Muſchelſchaalen halten, und aus Eiferſucht gegen die Turainer nicht glauben wollte, daß man mit dieſer Erdaber, wie es dort üblich iſt, düngen könnte, wenn ſie aus Muſcheln beſtünde; 2.) daß er keine Muſcheln auf den Alpen finden könnte; 3.) daß er

einige Fiſchförmige Steine in ſeiner Gegend nicht für Fiſche halten wollte; 4.) daß er nicht glauben wollte, daß der Ocean den Atlaß hervorgebracht habe, und, wie Maillet ſagte, die Menſchen urſprünglich Meerſchweine geweſen wären; 5.) daß er die teufliſche Bosheit gehabt habe, keine Muſcheln im Kalch zu finden, noch 6.) die Erdkugel für Glas halten könnte, obgleich ihre Einwohner und er zumal ſo zerbrechlich wären; doch wollte mans mit Gewalt haben, ſo wollte er auch Friedens halben zugeben, daß ſie Glas wären. — In dem Ton geht der Brief noch einige Zeit fort; endlich ſagt er, er ſey bekehrt.

[582] Je ne suis plus jaloux, mon crime est expié,
J'eprouve un sentiment plus doux, plus legitime;
L'auteur d'une Lettre anonyme
Me fait grande pitié.

Am Ende wird der lebhafte Alte, ernſtlich und hart, das iſt eben kein übles Vorurtheil für den Brief, den er ſo übel aufnimmt.

Eben daſelbſt.

Boileau à Voltaire. 1772.

Unter der Vorausſetzung, daß man in jenem Leben noch ſehr um ſeine Autorehre beſorgt iſt, welches uns um manchen ehrlichen Biedermann ſehr leid thäte; Unter der Vorausſetzung läßt hier ein heftiger Feind Voltairs, ſo ziemlich im Charakter, den er annimmt, Boileauen, dem armen Voltaire heftige Vorwürfe ſonderlich darüber machen, daß er den Boileau getadelt hätte; daß er alle, auch die elendeſten Dichter bis zum Himmel erhübe, wenn ſie ihn loben; und daß er eine ſolche Feindſchaft gegen die Religion habe! Unter einigen Wahrheiten ſtehn hier viele offenbar hämiſche, ungerechte Vorwürfe, die Voltaire zumal als Dichter gewiß nicht verdient hat, die nur aus Haß und blindem Eifer erdacht worden ſind, und die dem Geſchmack oder dem Herzen des Verf. Schande machen. Überhaupt hätte man, unſerer Meinung nach, Boileauen ſich durch ſeine eigene Werke vertheidigen laſſen ſollen. Es iſt eben ſo keine große Sünde

zu ſagen, daß der correcte Dichter kein großes Dichtergenie gehabt habe. Wenn man Homern lieſt, ſo kann man ſich, ohne Scaliger zu ſeyn, nicht enthalten, eben das von Virgilen zu ſagen. Daß doch die Leute gleich ein ſolches Lerm ſchlagen mögen, wenn man nicht denkt wie ſie!

Nachricht.

Die Schriften, welche der ſchwediſche Kanzleyrath und Profeſſor zu Upſala, Herr Johann von [583] Ihre, ein Mann von gründlicher Gelehrſamkeit und vortreflicher Beurtheilungskraft, ſeit 1752. zur Erläuterung der gothiſchen Überſetzung der vier Evangeliſten, oder des ſogenannten Codicis Argentei, herausgegeben hat, ſind nicht nur den Beſitzern der vier Ausgaben deſſelben, und auch denen, welche des Herrn Knittels Fragment von der gothiſchen Überſetzung einiger Kapitel des Briefs Pauli an die Römer beſitzen, unentbehrlich, und den Kunſtrichtern, welche die vom Millius, Bengel und Wetſtein geſammleten Leſearten des gothiſchen Überſetzers gebrauchen wollen, ganz nothwendig: ſondern ſie tragen auch zur Aufklärung der deutſchen, engländiſchen und der nordiſchen Sprachen, ja ſelbſt der griechiſchen und lateiniſchen, ungemein viel bey. Es haben aber derſelben bisher nur einige wenige Ausländer habhaft werden können, und ſie ſind in Schweden ſelbſt ſchon ſelten geworden. Es iſt inſonderheit in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen, und in des Herrn Hofrath Michaelis Einleitung ins N. T. zu wiederholten malen gewünſchet worden, daß dieſe Schriften durch einen neuen Druck in Deutſchland bekannter gemacht werden mögten, und ſo wohl dadurch, als durch ihre innere Vortreflichkeit, bin ich bewogen worden, eine Sammlung derſelben zu veranſtalten. Ich habe mir zu dem Ende von dem Herrn Kanzleyrath alle dieſe Schriften ausgebeten, auch dieſelben wirklich mit vielen Zuſätzen und Verbeſſerungen erhalten. Dieſe ſollen alſo unter dem Titul: Joannis Ihrii Scripta versionem Ulphilanam et linguam Moeso-Gothicam illustrantia, ans Licht treten. Und damit man alles Erhebliche, was von der Ulphilaniſchen Über-

ſetzung geſchrieben iſt, beyſammen haben möge, ſo will ich noch einige kleine zu dieſer Materie gehörige Schriften mit abdrucken laſſen. Die Sammlung wird alſo folgende Schriften des Herrn von Ihre enthalten:

[584] 1. Ulphilas illustratus, P. I. et II.
2. Fragmenta versionis Ulphilanae.
3. Dissert. de codice argenteo et litteratura Moesogothica.
4. Diss. de lingua codicis argentei.
5. Diss. de verbis Moeso-Gothicis.
6. Diss. de Nominibus Moeso-Gothicis.
7. Specimen glossarii Ulphilani.
8. Diss. de origine vocum Graec. et Lat. Scythica, una cum praefationibus praefixis speciminibus glossarii.

Zu denſelben ſollen noch kommen:

9. Joh. Gordon observationes in versionem gothicam.
10. Joh. G. Wachteri diss. de lingua codicis argentei.
11. Diss. de litteris et lingua Getarum, welche Vulcanius dem Jornandes beygefügt hat.
12. G. F. Heupelii diss. de Ulphila seu versione IV. evangelistarum Gothica.

Alle dieſe Schriften werden einen Quartband von ohngefehr 3 Alphabeten ausmachen, und mit ſchöner Schrift, und auf Schreibpapier, gedruckt werden. Sie ſollen, gel. Gott, in der Oſtermeſſe des 1773ſten Jahres ans Licht treten. Bis Martini des jetzigen Jahres, werden 1 Rthlr. 12 Groſchen Vorſchuß auf dieſes Werk angenommen. Ich werde nicht mehr Abdrücke machen laſſen, als Pränumeranten ſich angeben, hoffe aber, daß ſo viel Geld, als zur Beſtreitung der Druckkoſten nöthig iſt, werde vorausgezahlt werden. In hieſigen Gegenden wird von Herrn Dr. Plitt, und Herrn Dr. Bahrdt Freunden, und Correſpondenten des Herrn Herausgebers Pränumeration angenommen.

Dr. Anton Friedrich Büſching,
Oberconſiſtorialrath, Direktor des vereinigten Berliniſchen und Cöllniſchen Gymnaſii.

[585] Nro. LXXIV. Den 15. Septembr. 1772.

Caſſel.

Collectionis notabiliorum Decisionum supremi tribunalis appellationum Hasso-Cassellani, inde ab ejus constitutione emanatarum, cura et revisione L. H. L. G. de Kanngiesser, Tomus II. 1771. 9 Alph. 20 Bogen in Folio.

Das iſt der zweyte Theil, der von dem Caſſeliſchen Ober-Appellationsgericht ergangenen rechtlichen Entſcheidungen. Dieſer Theil enthält 156 Deciſionen von Nro. 172. bis 328. und ſo wohl das hohe Anſehen des Gerichts, aus dem ſie gefloſſen ſind, als auch des berühmten Herausgebers, bürgt für ihren Werth. Die Einrichtung der Deciſionen iſt aus dem erſten Theil bekannt, und kommt der Mittelſtraſe zwiſchen der Meviſchen Kürze, und der Weitläuftigkeit der Tübinger, und anderer Rechtsſprüche ſehr nahe. Die Materien betreffen nicht blos ſolche Rechtsfälle, die aus dem Heßiſchen Recht zu entſcheiden waren, ſondern auch ſehr viele andere, aus denen jedoch manche ziemlich gemeine wohl wegbleiben konnten; und unter welchen der beſonderſte in unſern Augen der letzte iſt, wo ein ganz unſolennes, uninſinuirtes, unprivilegirtes, aber eigenhändiges Teſtament, freylich der Billigkeit nach, für gültig erkannt wird. Wir urtheilen nicht über den daſelbſt [586] zum Grund liegenden beſondern Fall, der freylich den Ausſpruch veranlaßte; aber wir müſſen nur überhaupt geſtehn, daß wir von der Billigkeit, wenn auch Stryk und Leyſer ſie anerkennen, in den Gerichten keine Freunde ſind, und noch weniger in der Geſetzgebung. Dort erhebt ſie den Richter und die Commentarienſchreiber zum Regenten; hier macht ſie die Geſetze ſo fein, ſo weich, daß man nicht mehr weis, wo man ſie angreifen ſoll. Ihr ſind wir die Weitläuftigkeit und Ungewißheit unſrer Rechte ſchuldig; und ſie iſt es endlich auch, die uns die Laſten von Conſilien und Deciſionen nützlich macht, unter welcher unſre Bücherſchränke ſeufzen. Der ſelige Herr geheime Rath von Kannengieſſer hat dieſem Theil eine Vorrede angehängt,

worinnen er die Frage unterſucht: ob man ſich unheilbarer Nullitäten wegen, gegen die Appellationsfreyheiten an die höchſten Reichsgerichte wenden dürfe? Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Frage verneint wird. Die Gründe, warum auch dieſe Nullitäten den Privilegien nicht ſchaden, werden darinn vornemlich gefunden, weil alle Reichsgeſätze und Reichstagshandlungen lehren, daß die hohen Stände ſelbſt bey Verordnung des J. R. A. nie die Meinung gehabt haben, dieſe Privilegien auf eine ſolche Art zu untergraben, und, weil die hohen Tribunalien der Stände ſo gut beſetzt wären, daß dieſes, ohne dies ſo oft mißbrauchte Rechtsmittel, zumal, da wegen verſagter Juſtiz geklagt werden könne, ganz überflüßig wäre. Dieſes zu beſtättigen, wird ein Verzeichniß aller Präſidenten des Oberappellationsgerichts in Caſſel mitgetheilt, unter denen man freylich ſo große Nahmen findet, daß man wohl keine Nullitäten von ihnen zu befürchten gehabt haben wird. Wir laſſen die Frage gern auf ſich beruhen, und begreifen wohl, warum der Herr Verf. den ſehr betretenen Weg genommen hat, dem er bey dieſer Arbeit [587] folgt; denn, ſollte er die Frage tiefer erörtert haben; wäre er tiefer in die Reichsgeſchichte gegangen; hätte er unterſucht, wie nach und nach ſich die Bande des Reichs immer mehr und mehr erweitert haben, ſo würde er gelehrter, philoſophiſcher, treffender, nützlicher geſchrieben haben; aber es iſt doch warrlich nicht zu rathen, auf einer bloßen Vorrede durch die Klippen zu fahren, die er alsdann auf ſeinem Weg gefunden haben würde. An dieſem Theil hängt ein Regiſter, welches Herr Dr. und Prof. Höpfner in Gieſen die Mühe auf ſich nahm, zu veranſtalten.

Wien.

N. E. Kleemanns Reiſen von Wien über Belgrad bis Kilianova durch die Butſchiak-Tartarei über Kavſchan Bender, durch die Nogew-Tartarei in die Krimm, dann von Kaffa nach Konſtantinopel, nach Smirna, und durch den Archipelagum nach Trieſt und Wien in den Jahren 1768—1770. Nebſt einem Anhange von den beſondern Merk-

würdigkeiten der krimmiſchen Tartarei in Briefen an einen Freund. In der von Gheleniſchen Buchhandlung 1771.

Was erwartet man nicht von dem langen Titel? und von dem in ſo vielem Betracht merkwürdigen Menſchengeſchlecht dieſer Gegenden? Aber Herr Nicolaus Kleemann war dazu nicht der reiſende Mann. Er war ein Kaufmann, der in Bender und der Crimm Waaren verkaufen wollte, natürlich alſo nach Bender und der Krimm hinreiſen, und wenn er wieder nach Wien wollte, von dannen wegreiſen muſte: alſo viele Gefährlichkeiten zu Land und zu Waſſer, unter Türken und Tartaren, Juden und Chriſten ausſtehen konnte, wenn auch keine derſelben was auf ſich hatte, viel ſchlechten Wein trinken, [588] manche unnütze Ausgabe thun, manche Plackerey erdulden mochte — ſich aber auch auf das alles hätte gefaßt machen, und es nachher in der Stille verſchmerzen können. Aber ſiehe, mein lieber Leſer! das wollte Herr N. E. Kleemann nicht, und darob ſchrieb er dieſe Reiſe. Meiſtens ein dürres Tagebuch, das weder Gegenſtand, noch Auge, das den Gegenſtand ſieht, merkwürdig macht: hier und da ein zweyter Smollet, nur noch dazu im artigen Brieftone Smollet, und die Samenkörner des Merkwürdigen, die zwiſchenfallen, laufen ihm, ohne daß er ſie einmal ſieht, vielweniger anſieht, durch die Hand. Die Art, wie die Türken zum Kriege laufen: wie hier und darüber der dortige Pöbel denkt: wie man in dieſen Weiberhandelsplätzen dem ſchönſten Theil des weiblichen Geſchlechts begegnet, der Unterſchied zwiſchen Türken und Tartaren, die Reſte der älteſten Regierung im Regiment der Tartarn, und wenige topiſche Merkwürdigkeiten, — das wäre faſt noch einzig aus dieſen Blättern zu nutzen Aber das wäre ja ſelbſt nur eine Sache von wenigen Blättern, und das übrige — entweder nur dem Kaufmann nützlich, der auch nach Bender, Otſchakow, Largaſa hinreiſen und Spiegel verkaufen wollte, oder, ſo gern man auch in jetzigen Zeitläuften Nachrichten von der Krimm hätte — unbarmherzige Makulatur.

Züllichau.

Die erleuchteten Zeiten; oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verf. kennt [589] die Welt nur nach den vier Facultäten, und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweist er: daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Ärzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Proceße, und so viele Proceße ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bey ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele Verse schreiben u. dgl. Unsre Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind; nicht genug in der Bibel lesen; und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darinn verborgen liegen, meditiren, sondern blos so hin zeugen. — Daß doch solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationssystems S. 171. ist blasphemer Unsinn, den wir uns scheuen, hierher zu setzen; alles übrige ist flaches Gewäsch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Känntniß, ohne Laune. — Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben! oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amtsmine zu antworten; so zu declamiren! Hätt doch der Mensch über den Mann im Mond, oder den weisen Bär geschrieben! Das war sein Beruf! — Wer sich noch unterfängt, unsre Zeiten für erleuchtet zu halten; der soll zur Strafe diese 12 Bogen lesen; und wer sie gar deswegen dafür hält, weil er darinn lebt, der soll sie auswendig lernen!

[590] Würzburg.

Franken zur griechiſchen Litteratur. 1. Abſchn. 1772. 8. 176 S.

Unter dieſem myſtiſchen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodiſcher Schrift heraus, deren Plan von dem Verf. S. 4. dieſes Abſchnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geiſt aller griechiſchen Schriftſteller, Hiſtoriker, Dichter und Philoſophen kennen lehren; Er will nachher einen forſchenden Blick in alle Schriften ſeiner Originale wagen; zuerſt ſie im Ganzen, hernach in ihren einzeln Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, ſo wie die Ausführung deſſelben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks unterſuchen; Scharfſinn, Witz, Enthuſiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und ſeine Leſer in das Zeitalter zurückführen, in welchem unſer (d. i. jeder) Autor für ſeine Welt ſchrieb.“ — Uns ſchwindelt! Der Himmel gebe dieſem Mann Methuſalems Alter, Neſtors Beredſamkeit, und das Genie aller ſeiner Autoren zuſammen! Was wird er denn nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Illiade — Homerum in nuce, ohngefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu leſen — dieſe Blätter, ſagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeſchickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüſten nicht, was wir ſonſt damit zu machen hätten. O ihr große Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch ſo überſetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, ſo ſehr verwundet, geſtoſen, zerfleiſcht, durch Steine, Staub, Pfützen geſchleift, getrieben, geriſſen

[591] — *ὀυδε τι ὁι χρως σηπεται, ὀυδε μιν ἐυλαι*
Ἐσθους'; —
Ὡς τον κηδονται μακαρες θεοι
Και νεκυος περ ἐοντος — —

(berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch; nagt nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Danzig.

Cymbelline, ein Trauerſpiel, nach einem von Schäkespear erfundnen Stoffe.

Der Verfaſſer, da er ſich, laut dem Vorbericht, nach einer ſchweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten muſte, beſchäftigte ſich mit Schäkespears Werken. Das hätten wir ihm nun gleich ſagen wollen, war für einen Rekonvaleſcenten keine Lecktüre. Wer an dem Leben, das durch Schäkespears Stücke glüht, Theil nehmen will, muß an Leib und Seele geſund ſeyn. Da bedauerten nun der Herr Verfaſſer aus innigem Gefühl einer kühlen, ſchwächlichen, kritiſchen Sittigkeit, die viele incongrnités, durch die (wie der trefliche Johnſon ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments, und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beſchloß alſo: das Gold von Schlacken zu ſcheiden (denn das iſt ja ſeit undenklichen Jahren vox populi critici über Schäkespear) wenigſtens einen Verſuch zu machen, nichts weniger dem ehrſamen Publiko vorzulegen, als: wie ohngefähr Sophokles, wenn er dieſen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun traveſtirten ſie alſo — nicht traveſtirten! dann bleibt wenigſtens Geſtalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da läßt [592] ſich wenigſtens aus dem Gegenſatz ahnden — alſo denn? — welches Wort druckt die Armuth hier, gegen Schäkespears Reichthum aus!

Schäkespear, der den Werth einiger Jahrhunderte in ſeiner Bruſt fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Comödianten in Zendel und Glanzleinewand, geſudelte Couliſſen. Der Schauplatz, ein Wald, vorn ein dichtes Gebüſch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen ſitzen, liegen, erſtochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es iſt ſchon ein ganz ungenialiſches Unternehmen,

das Schäkespears Stücke, deren Weſen, Leben der Geſchichte iſt, auf die Einheit der Sophokläiſchen, die uns nur That vorſtellen, reduciren will; nun aber gar ſo, nach der Abhandlung vom Trauerſpiel in dem erſten Theil der älteren Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir ſind gewiß, daß es jeder — auch nur Leſer Schäkespears mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Bützow.

Der Herr Profeſſor Rudloff hat einen Ruf als würklicher Hofrath und Beyſitzer der Juſtitzcanzley zu Hannover unter dem anſehnlichſten Gehalt angenommen.

[593] Nro. LXXV. Den 18. Septembr. 1772.

Frankfurt am Mayn.

Sammlung verbeſſerter und neuer Geſänge zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienſt ſowohl, als bey der Privaterbauung, bey J. C. Eichenberg ſel. Erben 8. 1772.

Mit Ehrfurcht nehmen wir ein Buch in die Hand, welches für eine ganze ehrwürdige Gemeine, zum harmoniſchen Lobe Gottes iſt zuſammen getragen worden! So ſehr wir die getünchte Frömmigkeit des Heuchlers haſſen, ſo ſehr wir die Dummheit eines blinden Nachbeters verachten, ſo ſehr wir die Tändeley einer verirrten Phantaſie zu heilen ſuchen; ſo tief neigt ſich unſer Herz vor wahrer Religion, ſo gern fallen wir nieder vor dem Allmächtigen, der iſt und iſt! ſo inbrünſtig iſt unſer Verlangen nach ihm, ſo warm unſre Dankbarkeit, ſo glühend unſre Liebe, ſo voll unſer Mund ſeines Lobes. Wir ſehen nirgend die Menſchen lieber, als wo ſie ſich vereinen Gott zu ſingen; und nirgend erweitert ſich unſer Herz mehr, als wann wir zu ihren Stimmen auch unſre miſchen dürfen, und in einem Schattenbild paradiſiſcher Gemeinſchaft, laut anbeten den, der unſer aller Vater iſt.

Wer nur mit halbem Herzen dem chriſtlichen Got- [594]
tesdienſte beygewohnt und in den öffentlichen Geſang geſtimmt hat, der wird dieſe reine Wolluſt, Gott zu loben, ihm zu

ſingen, gewiß empfunden haben; wer aber iſt von ſo plumpen Sinnen, oder vielmehr von ſo wilder Phantaſie, daß er eben dieſe Empfindungen noch erhalten, die warme Andacht noch fortſetzen ſollte, wenn die Geſänge, zu denen er ſtimmen ſoll, nichts als kindiſches Geleyer, Unſinn, Barbarey, abgeſchmackte Begriffe, elende Ausdrücke, widrige Vorſtellungen enthalten? ſehr vielen alten Liedern, die noch hier und da in den chriſtlichen Kirchen geſungen werden, hängt einer oder der andere dieſer Flecken an, und deßwegen haben ſehr viele Kirchen ihre Liederſammlungen verbeſſert; nicht ſowohl um dem gemeinen Chriſten guten Geſchmack beyzubringen, wie manche glauben; ſondern nur, um ihn zu verhindern, mit blödem Verſtande, wahren Unſinn zu ſeinem Gebet zu miſchen, und blos zu ſingen, weil er dabey nichts fühlen kann. Die vorliegende Sammlung gehört unter dieſe verbeſſerte Liederbücher, und ſo wenig es die Verbeſſerer für einen Raub halten werden, alte, aber fehlerhafte Lieder, verbeſſert zu haben; ſo wenig kann man es ihnen übel nehmen, daß ſie für das Alterthum keine aberglaubiſche Ehrfurcht bezeigen. Auſſer dieſen verbeſſerten Liedern, ſind auch viele neue von Kloppſtock, Schlegel, Cramer, Gellert, Neander, Lavater ꝛc. hinzu gekommen, die freylich nicht alle von gleichem Werthe ſind. In Lehrgeſängen, die denn doch einmal nicht zu verdrängen ſind, und vielleicht auch nutzen mögen, iſt es ohnedies ſchwer und faſt unmöglich, etwas gutes zu leiſten. In denjenigen Geſängen aber, welche dem Gefühl gewidmet ſind, herrſcht meiſtens dichteriſche fromme Wärme, und keins wird ohne Sympathie geſungen werden können. Hin und wieder ſind einige dem gemeinen Sänger unverſtändliche Ausdrücke, und über ſeinen Be-[595]griff gehende philoſophiſche Gedanken mit eingefloſſen: Z. B. im 345 Liede, das ſonſt ſo vortreflich iſt, der Vers:

„Wohin mein Auge, Gott! nur blickt,
Iſt Ordnung, Eintracht, Harmonie;
Und ich, mit deinem Bild geſchmückt,
Empörte mich und ſtörte ſie.“

Doch in den meiſten iſt der Punkt getroffen, wo der ge-

meine Sänger mit Verſtand, und der Feine mit Wohlgefallen zuſammen ſtimmen kann: Einfalt und Wahrheit. In den angehängten Gebeten, die meiſt ein wenig zu lang ſind, finden wir zu viele Reflexion, zu viel Betrachtung. Trotz alles Raiſonnements über die Nothwendigkeit des Gebets, wird jedes unverdorbne Herz in jedem Leiden, bey jeder Freude ſich gern mit Dankbarkeit und Vertrauen zu dem beſten Vater erheben; aber ſobald der Betende Betrachtungen anſtellt, ſobald hört er auf zu beten!

Wir können uns nicht enthalten bey dieſer Gelegenheit zu wünſchen, daß in den chriſtlichen Gemeinen, wo man noch die alten Lieder mit allem ihren Nonſenſe, und Gott oft verkleinerlichen, tändlenden Plaudereyen beybehält, auch bald eine allgemeine Veränderung eingeführt werden möge! Wir wiſſen die Schwierigkeiten, die einer ſolchen Unternehmung im Wege ſtehen; aber wir glauben, daß ein Drittel wohlhabender Mitglieder, gern für die zwey andern bezahlen werden, und bloſe Kaufmannspolitik wird der Druckergeſellſchaft ſchon anrathen, dieſe Zweydrittel wohlfeiler zu geben, da der große Abſatz bey einer ſolchen Veränderung leicht den mindern Vortheil erſetzt. Den andern Einwurf, „daß der gemeine Mann viele Lieder auswendig gelernt habe, die ihm nun nichts nützten“ hat man wohl nicht im Ernſte gemacht. Es wäre gut, wenn mancher die [596] meiſten Lieder wieder verlernte, die er weiß. Wenigſtens iſt auch dieſer Schaden ſchon in der erſten Generation gehoben, und in ſeiner Werkſtatt, am Ambos, in der Küche mag jeder nach alter Weiſe ſingen. Aber freylich müſten diejenigen, die dieſe Verbeßrung machen wollten, erſt in ihren Buſen fühlen, ob ſie Geſchmack und Geſchick dazu haben, und ſich nicht ſchämen, auch, wie bey dem vor uns liegenden Buche geſchehen iſt, Leute, die in dieſem Fache der Dichtkunſt ſich ſchon gezeigt haben, zu Rath zu ziehen. Wie leicht kann man mit einer mittelmäßigen auch wohl ſchlechten Predigt ſich behelfen, wenn man nur durch einen guten Geſang ſchadlos gehalten wird, und wenigſtens immer etwas zu finden hoffen kann, das der Abſicht entſpricht, mit welcher jeder Vernünftiger die Kirche beſucht.

Eisenach.

Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle aus verschiedenen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit mit ihren Entscheidungsgründen. Von Th. C. Becker. Erster Band, erste Sammlung 8. 1772. 72 S.

Ob man gleich dafür halten möchte, daß Herr Becker nach dem sehr häufigen Beyspiel vieler Rechtsgelehrten, (vid. die Meßcatalogos und gelehrten Zeitungen dieser letzten Zeiten) ebenfalls Responsa und Urtheile könne drucken lassen, quia cuilibet liberum est in loco publico casam ponere. §. 6 J. de R. divis. auch niemand ihm sein Eigenthum an seine Responsa abstreiten wird: Omnia enim animalia quae terra, mari, coelo capiuntur, capientium sunt. l. 1. §. 1. ff. de adq. res dom. und Kayser Hadrianus selbst rescribirt hat: Si quis fiduciam sui haberet, populo ad respondendum se praepararet l. 2. §. 47. ff. de Orig. Jur. welche fiducia, mithin auch die sich [597] darauf gründende Erlaubniß, ihm nicht abzusprechen ist; es auch nicht schadet, daß wer gesunde Fäuste hat, responsa edirt, quia superflua non nocent; l. 94. ff. de R. J.

Dennoch aber und dieweilen ein Unterschied zwischen den Rechtsgelehrten zu machen ist, neque ulla juris ratio aut aequitatis benignitas patitur, ut quae salubriter pro utilitate hominum introducuntur ea nos duriore interpretatione contra ipsorum commodum producamus l. 25. ff. de LL. Noch sehr alltägliche, aus jedem Compendio zu schöpfende Entscheidungen, für merkwürdig anzugeben sind, si enim quid venditor de mancipio adfirmaverit idque non ita esse, emptor queratur, aut redhibitorio, aut aestimatorio judicio agere potest. l. 18. ff. de aed. Edicto. In facto aber erhellt, daß z. B. die Fragen: Ob pacta familiae, in so fern sie die Familien betreffen, einen lehnherrlichen Consens brauchen; ob Lehnsunfähige wegen zum Besten des Lehns verwendeter, oder gar per pacta darauf gelegter Schulden die fructus feudales in Anspruch nehmen können; ob, gleich nach dem Verkauf, verreckte Ochsen und sinnige Schweine redhibirt; Pferde und andere Thiere aber propter vitia

animi nicht redhibirt werden können — daß ſagen wir, dieſe und alle andere hier vorkommende Fragen nichts weniger als merkwürdig ſind; dieſelbe auch nicht mit ſolcher Weitläuftigkeit ausgeführt werden durften, Tales enim ambages nobis decidentibus, ſagt der große Kayſer Juſtinian, l. 22. §. 1. C. de furtis et Servo corr. und, quae superflua sunt, minime debent intercedere. l. 28. pr. C. de Test. wie auch veteres circuitus corrigentes sive tollentes l. f. C. de Adopt. it. circumductiones inextricabiles, vanam observationem et incuriosa rhapismata, quorum nullus rationabilis invenitur exitus, jubemus quiescere. l. fin. C. de Emancip. noch mit zwölf Doctoribus (p. 10.) bewieſen werden ſol-[598]len, was in einem Geſetze deutlich ſteht: Nec in judicio, nec in alio certamine ubi leges necessariae sunt, ex aliis libris, nisi ab iisdem institutionibus, nostrisque digestis et Constitutionibus a nobis promulgatis, aliquid recitare vel ostendere conetur: §. 29. Const. Just. de Conf. dig. ſolcherley Responsa endlich auch nur gegeben werden ſollen, ut judices secundum ea judicent. §. 10. J. de J. N. et G. nicht wie es in der Vorrede heißt: „Damit angehende Rechtsgelehrte ſich derer bedienen und bey dem Mangel eines Büchervorraths wenigſtens die erforderliche Rechtsſtellen daraus extrahiren mögen, und damit der Verleger ſich bey dem Publikum beliebt mache ꝛc.“ als wodurch, nicht allein die angehenden Rechtsgelehrten leicht die l. 24. ff. de legg. notatam incivilitatem begehen können ut lege non tota perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicent et respondeant, ſondern auch das viele unnützige Zeug, das täglich gedruckt wird, noch vermehrt, der Aufwand auf die Bücher noch vervielfältigt, und die Gelehrten, wie die Barbaren gehalten werden, quibus aurum, si apud eos inventum fuerit, subtili ingenio auferendum l. 2. C. de Commerciis.

So halten wir dafür, daß dieſe Bogen, des Hrn. Verf. Ehre in alle Wege unbeſchadet, ungedruckt hätten bleiben können, und ihre Fortſetzung, ne malum serpat, wo möglich, durch gütliche Wege zu decliniren ſey.

Dieſes iſt unſer Urtheil und zugleich ein Muſter von der Schreibart und Methode des Herrn Verf. der übrigens ein ſehr wackerer und in ſeinem Amte geſchickter Mann ſeyn kann.

[599] Ulm.

J. A. Erh. v. Cramer Wetzlariſche Nebenſtunden. 118. bis 123. Theil 1772.

Wenn ein Werk einmal bis auf den 123. Theil angewachſen iſt, ſo iſt wohl alles, was man in den gelehrten Zeitungen darüber ſagen kann, überflüßig. — Die Jurisprudenz ſteht itzt in dem Conſilien- und Reſponſen Seculo. Seit Einführung des Römiſchen Rechts hat ſie 4 Perioden gehabt. Die Periode der Gloſſatoren; die machten alles zu römiſchen Menſchen, an der Donau, dem Rhein und der Elbe, ſie zwangen alles in das Römiſche Maas hinein, und hauten, wie Perrithous, ab, was drüber hinaus hieng. Die andere Periode iſt die Periode der Kriticker: Die fragten gar nicht, wen ſie vor ſich hatten. Ihre Landsleute ennuirten ſie; ſie lebten alſo mit lauter Caien, und Titien und Meven, mit denen ſie ſich oft über alte Sachen, noch öfter aber über Worte und Sylben beſprachen. Nach dieſen kamen die Theoretico-Praktici. Dieſe waren menſchlicher, als die Gloſſatoren. Sie wollten freylich auch Deutſchland nach Rom modeliren, aber ſie ſchnitten und folterten nicht, ſondern begnügten ſich, ſo lang ab- und zuzugeben, bis ſich die Dinge, ſo viel ſich thun ließ, zuſammen vertrugen. — Aber es ließ ſich nicht thun; deßwegen werden nun Conſilien als ein Surrogatum des Corpus Juris geſchrieben!

Berlin.

Im Verlag der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung hat Herr **D. Büſching** herausgegeben: **Récueil de passages propres à former l'esprit, le goût et le coeur de la jeunesse, tirès des oeuvres du Philosophe de Sans-Souci, 1772. 8. 168 S.**

Den abrégé de l'histoire de la maison de Bran- [600] debourg, und des darauf folgenden: de la réligion du

Brandebourg, die für die Brandenburgiſche Jugend ein nützliches Geſchenk ſind, auch für die übrigen nicht ohne Werth weggerechnet, wiſſen wir nicht, ob durch die übrigen, den gröſten Raum in dieſer Sammlung einnehmenden, ſonſt überaus ſchätzbaren Stücke, der auf dem Titel angegebne Zweck werde erreicht werden. Der Inhalt der Reflexions et maximes philosophiques et politiques; de l'amour propre, envisagé comme principe de morale etc. liegt zu weit auſſer dem Geſichtskreis der Jugend. Und ob durch ſolche abgerißne pensées morales etc. als zu Ende dieſes Recueil ſtehen, der Geiſt, der Geſchmack und das Herz derſelben wird gebildet werden, zweifeln wir auch. Der Jüngling betrachte nun dergleichen abgelöſete Glieder eines ſchönen Ganzen allein, oder ſein Lehrer zeige und zergliedere ſie ihm, in beyden Fällen werden in ſeiner Seele keine Spuren davon zurückbleiben, ſolche höchſtens, die bald, ja die durch die erſte Ereigniß, bereits wieder weggelöſchet werden. Beſchleicht ja eine Moralmaxime die Gemüther ſo mancher Erwachſenen nicht, nackt dargeſtellt, auch wohl mit etwas Schmuck überkleidet, — ſondern in eine Geſchichte verwebt, in eine Fabel eingehüllt; ꝛc. — erreicht man überhaupt auch ſeine Abſicht, Seelen zu lenken, nicht ſowohl, wenn man die Mine annimmt, ſie leiten zu wollen, als vielmehr, wenn man, ohne dergleichen zu thun, dahin arbeitet; und das ſollte ſich bey der Jugend anders verhalten? Wann werden doch die, welche für die Jugend ſammeln, oder ſelbſt ſchreiben, anfangen ihre Produktionen ſorgfältiger nach dem Faſſungsvermögen, dem Geſchmack und den Bedürfniſſen derſelben zu berechnen? Aber gleich ſo manchen Predigern und Predigtſammlern denken die meiſten aus jener Zunft an alles andre, nur nicht an das, woran ſie zuerſt, woran ſie einzig denken ſollten — an ihr Auditorium, — an ihre Leſer.

[601] Nro. LXXVI. Den 22. Sept. 1772.

Frankfurt am Mayn.

Predigten nach dem Geſchmack der drey erſten Jahrhunderte der Chriſtenheit, ſammt einer Rede bey dem Begräb-

niſſe des ſeeligen Herrn Gerhard Terſteegens. Erſte Sammlung. 1772. 8. 192 S. Bey J. G. Garbe.

Sich vorher mit dem menſchlichen Herzen, und den moraliſchen Wahrheiten innig vertraut zu machen, von ihrem Werth zu durchdringen, ſeine Erkenntniß zum Theil zur Empfindung zu erhöhen ſtreben; — und dann bey ſeinen Vorträgen ſorgfältig umherſehen, was man eigentlich für ein Auditorium habe; überlegen, wodurch dieſe Zuhörer im Familienkreiſe, wodurch in größern Verbindungen zufrieden und glücklich, bey allen Abwechſelungen des Lichts und der Finſterniß im gegenwärtigen Zuſtande, dennoch immer möglichſt heiter, wie zur Erſteigung der, der Menſchheit hier erreichbaren Stufe von Vollkommenheit fähig gemacht werden können; kurz, was dieſen Menſchen als die zuträglichſte Arzney eigentlich beyzubringen ſey, und unter welchem Behikel; — ſich zu dem Ende ganz in die Denkungsart und Lage derſelben hinein ſetzen, mit einem Wort, ſeine Vorträge nach dem Geſichtskreiß, dem Geſchmack und den Umſtänden dieſer ſei=[602]ner Zuhörer aufs genaueſte berechnen, nicht nach dem Geſchmack dieſes oder jenes Jahrhunderts modeln: — Dieſes ſoll, dünkt uns, das Hauptgeſchäfte der Prediger ſeyn, welches auch ſicher die wahre Rührung und Lenkung ihrer Zuhörer zur Folge haben wird. Um von dieſen ſogenannten Predigten nach dem Geſchmack der drey Jahrhunderte ꝛc. ſolche Wirkungen zu ſehen, hätte der Stoff theils beſſer gewählt, theils anders bearbeitet werden müſſen. Zu viele, theils grundloſe, theils zu weit von dem Menſchen abgelegene Thetik, Exegetik, und dergleichen; — zu wenig für den gegenwärtigen Menſchen, und dieſe Einrichtung der Dinge brauchbare, moraliſche und andre Wahrheiten, auch dieſe nicht hinlänglich entwickelt und genießbar gemacht; — alles in einer Sprache, die bey weitem nicht überall richtig, einleuchtend und würdig genug iſt. — Noch wollen vermuthlich einige Leſer auch die Texte des Verf. wiſſen. Die ſechs erſte Predigten ſind über Luc. 24, 13—47; die ſiebente über Tit. 2, 11. bis 14. gehalten, und bey der achten „Rede auf den Überwinder

Gerhard Terſteegen auf Verlangen ſeiner Freunde am Tage ſeines Begräbniſſes, den 6ten Apr. 1769. gehalten zu Mühlheim an der Rur" ſind die Worte Offenb. Joh. 3, 21. zum Grunde gelegt.

Berlin.

Meine Vorſätze. Folgen meiner Überzeugung. 1772. 102 S.

Dieſe Blätter ſind, wie wir aus der Vorrede lernen, im buchſtäblichen Verſtande, Folgen eines andern Werkchens, das der Verfaſſer unter dem Titel: Meine Überzeugung, herausgegeben hat; das uns aber noch nicht in die Hände gekommen iſt. Ich weiß, ſagt der Verf. daß ich aus Liebe zu Gott gutes [603] thun muß. Das ſoll alſo die Quelle aller meiner Handlungen, der Ton meines Lebens ſeyn; wenn ich mir dieſes Satzes auch nicht immer klar bewuſt bin, ſo ſoll er doch immer tief in meiner Seele liegen. Ich kann aber Gott nicht lieben, wenn ich ihn nicht erkenne. Ich will mich alſo täglich üben, ihn zu erkennen und zu lieben. Dieſes deſto lebhafter zu bewirken, „habe ich gewiſſe Hinderniſſe in mir hinweg zu räumen. Man hat mir meinen Schöpfer und höchſten Wohlthäter von meiner Kindheit an vornemlich als meinen Herren, eingeprägt, dem ich die höchſte Furcht und den höchſten Gehorſam ſchuldig ſey." S. 25. Das iſt gefährlich; „denn unvermerkt denkt man ſich Gott als einen Herren, der allerley zu ſeinem Nutzen und zu ſeiner Ehre befiehlt, und über jede Übertretung ſeiner Befehle zornig auffährt." * S. 26. Nein, ſagt der Verfaſſer, ich will Gott und Chriſtum als Vater lieben; und deßwegen will ich ſeine Gebote thun: freylich, weil ich dadurch glücklich werde: aber ich will blos glücklich werden, weil Gott Wohlgefallen an meinem Glück hat. In Befolgung dieſer Pflichten ſoll meine Hauptſorge meine Seele ſeyn; weil alles andere vergänglich iſt; doch ohne das übrige zu vernachläßigen. Die Liebe des Nächſten ſoll mir heilig ſeyn. Ich will ſie thätig bezeigen. „Ich will nie jemand wegen ſeiner Irrthümer haſſen; Es wäre Unſinn, wenn ich ihn wegen des Mangels einer göttlichen Wohlthat haſſen wollte, die ich habe oder zu haben

glaube. Und nie will ich meine Erkenntniß für durch und durch wichtig und richtig; oder denjenigen nicht für meinen Mitchriſten halten, deſſen Irthum den Glauben an Chriſtum nicht aufhebt." ** S. 64. Doch auch dieſe Liebe iſt nach den Gegenſtänden verſchieden. Sie muß ſich ſonderlich äuſſern gegen Feinde, weil dieſe ausdrücklich geboten iſt; gegen Familie, Obrig=[604]keiten ꝛc. — Der Verf. ſetzt hier ſeiner Gattin ein Denkmahl, das beyden Ehre macht. — Endlich muß ich noch die nöthigen Hülfsmittel: leſen, meditiren, Gottesdienſt, Gnadenmittel brauchen; und dann mich auf den Tod vorbereiten u. dgl. So lang ein Menſch dergleichen Sätze als ſeine Entſchlüße vorträgt; ſo lang er auf ſolche Grundſätze ſeine Religion und ſeinen Lebenslauf baut; ſo haben wir nichts dawider, wir verehren vielmehr den Mann, wir lieben ihn doppelt. Er iſt ein Streiter, der alltägliche Kämpfe verachtet, und nur nach dem höchſten Preis ringen will. Nur wünſchten wir nicht, daß man in Kirchen und Schulen, ſo vielen gemeinen und ſchwachen Seelen, lauter ungemeine und ſtarke Tugend predigen möge. — Wir ſind übrigens auch mit des Verf. Vorſtellung von dem Bewegungsgrund zur Tugend, aus Liebe zu Gott; nicht völlig einverſtanden; und wir denken: wir lieben Gott, weil dieſe Liebe ein Theil, weil ſie die Seele unſres Glücks iſt; und nicht: Wir ſuchen unſer Glück, weil wir Gott lieben. Mit allem dem verdienen dieſe Bogen geleſen zu werden; und wenn wir uns nicht betrügen, ſo hat der Verfaſſer des Tagebuchs, das neulich erſchienen iſt, auch an ihnen großen Antheil; wir ziehen ſie demſelben aber in tauſend Rückſichten vor.

*. **. Wir haben dieſe beyde Stellen ausgezeichnet: Dieſe, weil ſie die Idee enthält, in welcher wir gewiſſe Herrn bitten müſſen, unſre Anzeigen zu betrachten; jene aber, weil ſie mit dem Gedanken vollkommen übereinkommt, den wir bey der Recenſion der Struenſeeiſchen Bekehrungsgeſchichte No. 72. dieſer Anzeigen neulich anführten, da wir ſagten: Tauſende wären Feinde der Religion, die Chriſtum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man zu ihnen als einen Freund, und nicht als einen

murriſchen Tyrannen vorgemahlt hätte, der im=[605]mer bereit iſt, mit dem Donner zuzuſchlagen, wo nicht höchſte Vollkommenheit iſt. Wir wurden zu dieſer Beobachtung hier, dadurch veranlaßt, weil Struenſee S. 138. der Bekehrungsgeſchichte ſich ſelbſt darüber beklagt, daß man ihm in ſeiner Jugend das Haarpudern und Manſchettentragen zur Sünde habe machen wollen. So ſehr dieſer von uns geäuſerte Gedanke hier an ſeinem Platz war, ſo wahr er iſt, ſo oft er ſchon geſagt worden, ſo hat er doch ſo übel aufgenommen werden wollen, daß, dem Vernehmen nach, gar dagegen gepredigt, und dem Recenſ. blos deßwegen, ich weiß nicht, was für ſchlimme Abſichten gegen die Religion ſollen ſchuld gegeben worden ſeyn, die ſich nun der Verf. dieſer Entſchlüſſe wohl auch aufbürden laſſen muß! — Wir bitten doch ein vor allemal unſere Leſer, keine Ketzereyen in unſrem Blatt zu ſuchen; ſo werden ſie gewiß keine darinn finden! Denn Freymüthigkeit iſt in unſrer Kirche, wo man von keiner Hierarchie und keinem Gewiſſenszwang weiß, keine Ketzerey, ſondern von jeher der Vorzug des wahren Chriſten und des ehrlichen Manns geweſen. Und dann bitten wir noch eins: uns nicht ehe zu beurtheilen, bis man uns verſteht.

Frankfurt und Leipzig.

Caroli Strack M. D. et in Univers. Mogunt. instit. Med. P. P. O. Eminent. ac Cels. Princ. Elect. Mog. Consil. Jud. Aulic. cet. Observationes Medicinales, de Colica Pictonum maximeque ob arthritidem 1772. 8. 83 S.

Dem feinen Beobachtungsgeiſte des Hrn. Hofraths Strack, werden es gewiß viele unſrer Leſer zu verdanken wiſſen, daß ſie nun nicht mehr ſo nachgrübeln dürfen, was es doch eigentlich mit der fürchterlichen Colik von Poitou für eine Bewandniß habe. Schon 1765 hatte der Herr Verfaſſer ſeine Wahrnehmun=[606]gen über dieſe Krankheit in dem Journal de Medecine de Paris bekannt gemacht, die er mit mehr Erfahrungen unterſtützt, mit mehr Ausſichten bereichert, in der

Sprache des Celſus nunmehr aufs neue drucken läßt. Seine Hauptabſicht geht dahin, zu erweiſen, daß die Kolik von Poitou nicht mehr und nicht weniger ſey, als was Musgrave Gichtkolik hieß. Die Beweiſe hierzu, die ſich alle auf die mächtige Erfahrung gründen, ſind ſo einleuchtend und ſo überführend, daß ſie der Recenſ. gerade zu unterſchreibt, und gewiß glaubt, wenn es zum Stimmenſammlen kömmt, daß ſie allgemein unterſchrieben werden. Huxham ſuchte die Urſache im Obſt und im Obſtwein, und bewies ſo gut er konnte. Nur die kleine Frage blieb übrig: Wie gehts zu, daß andere Länder, wo das Volk oft meiſt vom Obſt, und deſſen Moſt oder Wein leb:, nichts von dieſer Kolik wiſſen? So wie der Herr Verfaſſer in Maynz von dem häufigen Gebrauch des Obſts nie etwas von der Art bemerkt, eben ſo wenig bemerkt man hier in Frankfurt, wenn man auch gleich im Moſt und Wein ſchwelgte, etwas. Andere ſuchen die Urſache im Kupfer, andere im Spiesglas u. ſ. f. Hundert und hundert Beyſpiele aber zeigen von allem dem nichts. Vom Kupfer wohl Koliken, aber keine Koliken mit Gicht und Lähmung. Das Spiesglas iſt ganz unſchuldig, da es ſo gar nach des Herrn Stracks Erfahrung die Krankheit heilt, und der Recenſ. lang gefunden, daß es, auch in großer Menge gegeben, nie etwas geſchadet, wenn gleich bey allzuſtarken Doſen, Üblichkeiten, Neigung zum Brechen oder Erbrechen ſelbſt erfolgte. Nachdem der Herr Verfaſſer durch 18 Krankengeſchichten gezeigt, daß das ſogenannte laufende Gicht, wenn es ſich in den Unterleib wirft, eben die Erſcheinungen mache, die die Kolik von Poitou macht, und er bey Unterſuchung der Meinungen über die Urſachen der Krank- [607] heit jede derſelben nicht hinlänglich gefunden; ſo ſchließt er mit dem Satz, mit dem wir angefangen; nur ſo ganz allgemein nicht: denn er ſchreibt dem Bley noch etwas zu, ob es gleich ſcheint, daß ſeine eigene Erfahrungen dagegen, die ungewiſſe Meynung der Harlemer Akademie, und die vielen angemerkten Epidemien, ihn eben ſo allgemein hätten ſchlieſſen laſſen können, und der Bleydampf gar wohl als Urſache des Gichts gelten kann.

Übrigens verdient die Abhandlung alle Aufmerksamkeit und weiteres Nachforschen der praktischen Ärzte, die nun einen Leitfaden haben, der sie ins Innre dieser fürchterlichen Krankheit führt, von der wohl wenige von ihnen geglaubt hätten, daß sie mitten unter ihnen ihren Thron aufgeschlagen.

Zürch.

Lobrede auf den Meßias von Christian Buchholm, Magister der Philosophie, und Pastor bey der Evangelischen Gemeinde in Smirnen. Bey Orell, Geßner, Fueßlin und Comp. 1772.

Wir wundern uns, daß eine Handlungsgesellschaft, wie diese, die durch ihre gute und vortrefliche Verlagsartickel bisher der wahren Literatur mehr Dienste gethan hat, als der halbe Buchhandel Deutschlands, ein Buch hat unternehmen können, das in allem Betracht nichts bedeutend ist. Der Verf. spricht weder als Jude noch als Christ von seinem Meßias, das ist ohne Wärme des Glaubigen, er weiß auch nicht, zu wem er sprechen will — sondern es ist kalte Parentation, Hörensage von einem Helden, den man nie in der Nähe gesehen hat, noch in der Nähe zeigen mag und kann. Als Schulübung wäre es dem Herrn Magister im 14ten Jahr erlaubt gewesen, sein vom jetzigen Rektor aufgegebenes Thema über irgend einen großen Mann so auszuarbeiten. Denn [608] die ganze Geschichte der Evangelisten ist hier ohne das interessante Detail aus dem Munde und dem Griffel eines zuhörenden Jüngers, nur nach ihren verschiedenen Theilen in der Folge hingestellt, in holperichten Pompast gekleidet, und mit den gewöhnlichsten Gemeinplätzen zusammengehängt. Die erläuternde Noten wollte der Herr Magister vielleicht in seinen Collektaneen oder nachgeschriebenen Lektionen nicht länger für sich allein besitzen. Allein die Welt würde nichts verlohren haben, wenn man sie in Smirnen mit ihm begraben hätte; denn sie enthalten die gemeinsten, zum Ekel nachgesagten Anmerkungen, aus den unsichersten und trübsten Quellen. Man sieht auch nicht Eine Spur von Bekanntschaft mit den neusten Schrifterklärungen, Reisebeschreibungen

u. ſ. w. Von der Philoſophie des Verfaſſers müſſen wir noch eine Probe mittheilen. S. 42. In der Note ſagt er: „Wir können wohl mit Wahrheit ſagen, daß heutzutage ein Kind von 10 Jahren, welches ſonſt eine gute Auferziehung gehabt, eine weit vollſtändigere und gründlichere Einſicht in alle wichtige Wahrheiten habe, als die alten heidniſchen Weltweiſen nach einem vieljährigen Fleiße gehabt haben." Kurz, uns ſcheint der liebe Herr Magiſter einer von den übelgeſchaffnen Köpfen zu ſeyn, die nichts nöthig hatten als zu ſtudieren, um ganz unnütze zu werden, die ohne Welt- und Menſchenkenntniß ſich in einer kleinen Compendienſphäre akademiſcher Weisheit herumdrehen, die alſo wohl Gott nicht zu Mißionen, und Bekehrungsgeſchäften in irgend einer Religion erſehen hatte.

Zerbſt.

Allhier ſtarb den 28ſten Auguſt d. J. Herr Johann Heinrich Eberhard, öffentlicher Lehrer der Rechte an dem hieſigen Geſammt-Gymnaſium, und Hochfürſtl. Anhalt Cöthniſcher Hofrath, an einer auszehrenden Krankheit im 29ſten Jahre ſeines Alters.

[609] Nro. LXXVII. Den 25. Sept. 1772.

Leipzig.

Bemerkungen über den Unterſchied der Stände in der bürgerlichen Geſellſchaft von Joh. Millar Eſq. Aus dem Engliſchen. Bey Schwickert 1772. 8. 15 Bogen.

Der Geiſt der Britanniſchen Philoſophie ſcheint über Hadrians Mauer hinüber zu ſeyn, und gegenwärtig in den Schottiſchen Gebürgen ſich ein Häufchen der Seinigen geſammelt zu haben. Ferguſon, Robertſon, Gerard, Home, Beattie, und hier Millar ſind, dünkt mich, Leute, die den meiſtens matten und einzigen Search ſehr überſtimmen, und durch das Feld, das ſich Alle gleichſam zuſammenſtimmend erwählet haben, wird ihre Philoſophie noch ſchätzbarer — meiſtens nemlich Philoſophie der Geſtalten und Veränderungen des menſchlichen

Geſchlechts nach Maasgabe der Geſchichte und Erfahrungen — ein großes, groſſes Feld! auf dem ſich freylich ſäen und erndten, Garben binden und Ähren leſen läßt, wenn nemlich erſtlich gut geackert worden.

Ob das nun alle dieſe Herrn thun und gethan haben, ob nicht auch hier jeder lieber mit einer Hand voll Ähren davon läuft, ſie mögen ſein oder eines andern, reif oder noch grünes feuchtes Gras ſeyn? [610] ob nicht überhaupt die Naturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts jetzt ein Modeſtudium werde, das hinter den Monteſquieus, Rouſſeaus, Helvetius, Voltaire u. ſ. w. nach ziemlich einförmigen Regeln, und ſehr einförmigen Vorurtheilen gehandhabet werde? und ob alſo nicht auch hier, wie bey allen guten Sachen in der Welt, die Mode den Geſchmack, und das Einverſtändniß, die Natur tödten werde? Der Recenſ. iſt zu blöde, dieſe Fragen ſchon beantworten zu wollen; erinnert ſich aber, daß er auch das Buch, das ſeine Landsleute in dieſem Fach für klaßiſch halten, und das unſtreitig einen ſehr großen Plan in ſich hat, Iſelins Geſchichte der Menſchheit immer mit dem Kirchhofſegen vorbeygegangen: von auſſen ſchön und übertüncht, inwendig aber u. ſ. w.

Herr Joh. Millar Eſq. iſt öffentlicher Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Glasgow, und für den Rechtsgelehrten iſt allerdings hier eine gute Sammlung von Datis „über den Zuſtand der Weiber, die väterliche Gewalt, die Gerichtsbarkeit eines Obern über die Glieder eines Stammes oder Dorfs, über den Urſprung eines Oberherrn in größerm Umfange, und das Wachsthum eines Volks an Ausbildung und Verfeinerung: endlich über den verſchiednen Zuſtand der Dienſtboten in verſchiednen Welttheilen“ — über dieſe Artickel hier eine ſehr gute Sammlung von Datis aus der Geſchichte, meiſtens mit Raiſonnement begleitet. Die Sammlung freylich nichts minder, als vollſtändig; das Raiſonnement freylich oft nur leichte Weidenſproſſe, die verſchiednen Stämme des Zauns zu binden — immer aber ein ſehr guter, nützlicher Verſuch.

Man ſiehet ſchon aus dem Verzeichniß der Hauptſtücke, daß hier die Stände und Rangsarten nicht eigentlich in Stuffen, ſondern erſt in großen Maſ- [611]ſen geſchichtet werden; alles Feinere, was der Titel „Rangs“ zu verſprechen ſchiene, wird man hier vergebens ſuchen: aber auch der alſo zurückgezogene Plan iſt faſt noch unendlich. Die große Heerde Geſchöpfe, die menſchliches Geſchlecht heiſt! unter ſo vielerley Geſtalten, Sitten, Bildungen, Himmelsſtrichen! in einem ewigen Strom kleiner Zu- und Abflüße von Veränderungen! wo ſoll der Philoſoph die Augen haben? binden und ordnen? Wohin ordnen? wohin alles binden? und wie das Unendlichkleine überall bemerken, aus dem doch nur überall das Unendlichgroße wird? In dem Verſtande hat Gott nur Rang und Ordnung vom menſchlichen Geſchlecht in ſeinem Begrif! Die Kette hängt an ſeinem Thron! Das für uns immer veränderte Gemälde, an dem wir dazu nur einen Vorgrund überſehen können und ſollen, hängt Ihm allein im Lichte. So was Philoſophiſch Ganzes iſt nie zu erwarten!

Millar geht nur den ſehr ordentlichen Weg, „wo ein Weib wenig Begierden erregt, wirds wenig geachtet; wo mehr u. ſ. w. Wo der Vater noch ganz Vater über ſeine Kinder iſt, da iſt er noch ganz Vater; wo nicht, da nicht u. ſ. w.“ ſo durch alle Kapitel, Zuſtände und Folgezeiten. Alſo nur meiſtens aufs Gros äußerer Dazukommenheiten, Hinderniſſe, Beförderungen, kurz, auf die grobe Maſſe des Medium, in dem die Kräfte würken. Übrigens aber auf eine Analyſe der würkenden Kräfte ſelbſt, wo eine Kraft zwey verſchiedne Anſcheine und Äuſſerungen hervorbringen kann, innerlich aber nur immer dieſelbe Kraft iſt? wo zwey Auſſenzuſtände ſich einander aufheben und einen Dritten hervorbringen, noch aber immer nur die eine Kraft unſichtbar würket u. ſ. w. Darauf läßt er ſich weniger ein. Und da nun das menſchliche Geſchlecht doch ſo ein vielſeitiges Ding, Proteus, und [612] Chamäleon iſt, und wieder aus ſo viel Geſichtspunkten betrachtet werden kann? und immer innerlich ſo

viel Kräfte würken? — man ſieht, daß das inſonderheit in den Knoten des Ganges manche Täuſchungen und Einſeitigkeiten faſt unvermeidlich macht. Wie z. B. in barbariſchen Zeiten ein Weib nicht geachtet ſey? erklärt er uns ſorgfältig; aber wenn ſie nun wieder in eben den Zeiten ſo ſonderbar geachtet wird? wenn ſie von Evens Apfelbiß an oft eine Rathgeberin, göttliche, eine Pallas oder Egeria vorgeſtellet? wo nun eben in dieſen wilden Zeiten der Saame liege, daß ſich dies *θειον* weiblicher Natur mehr äußere, oder mehr anerkannt werde? — das zeigt er weniger. Was durch die Abſchaffung der Sklaverey der politiſchen Ökonomie und (nach dem Modehallelujah! zu dem wir uns ſchon gewöhnet) der Menſchheit! der Menſchheit! für Vortheil geſchaft ſey; zeigt er ſchön, weitläuftig und mit etwas Eigenliebe eigner Entdeckung; aber nun, was in dem alten deutſchen Eigenthumsrecht (was keinesweges Pohlniſche Sklaverey war) für Sicherheit, Ruhe und Seligkeit geweſen, die mit allen unſern neuen Verfaſſungen des Umlaufs in alle Welt verlohren geht — was ſelbſt der alte Feudalzuſtand bey aller Unordnung und Barbarey für Großherrliches, Kühnes und Kräfteerweckendes gehabt, bey unſrer Sitte verlohren gangen — endlich der elende Zuſtand, der eben damals, da die Sklaverey verlohren gieng, eingeführet wurde, daß wir alle jetzt an unſichtbarer Kette liegen, und daß uns gegenwärtig ein Ordensband, petit Collet, oder ein tolles Schwerdt an unſern Hüften, durch Vorurtheil, Luxus, politiſche Beſtimmung und Verrechnung, und hundert gräßliche Krankheiten der Seele, mehr, zehnmal mehr feſſelt, und geißelt, und auszehrt, als den Skla=[613]ven der leichte Klotz am Fuße beſchweret; das alles fällt weniger in die Augen. Und ſo werden wir noch lange immer nur eine einſeitige Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts haben. Endlich muß der Recenſ. ſeine unphiloſophiſche Schwachheit bekennen, daß ihn alle ſolche Geſchichten menſchlicher Kräfte und Ordnungen, und Schickſale ohne Theilnehmung, ärgern. Für den höchſten Ordner aller Dinge iſt Alles gut, und der

Mensch in jedem Zustande seines Wesens, er sey Frosch oder Behemoth, für die ganze Zusammenordnung (hoffe und glaube ich wenigstens von ganzem Herzen) auch gut. Auch ists vortreflich und recht göttlich für einen Philosophen, uns in Zuständen ein Gutes, ein Vortreffliches, ein Weißes zu entwickeln, wo es der gemeine menschliche Blick, das Gefühl der Bedürfniß und Schwachheit nicht, oder nicht immer findet. Dies Geschäft ist die wahre Würde der Philosophie. Aufflug des menschlichen Geistes in den Rath der himmlischen Wächter, die immer Gutes beschließen, nur daß ihr Schluß für uns arme Sterbliche zu groß, zu hoch, zu weit und breit ist. Von dannen ein leises Wort des Aufschlußes im Munde des Philosophen ist wirkliche Gesandtschaft Gottes — Aber nun alle Scenen der Menschheit, gut oder böse, als ob sie alle gleich gut wären, vor einem kalten, gleichgültigen Blick vorbeystreichen lassen. Die bösen, höchstens mit dem Wort berühren, ohne aber die beßern, die vorhergegangen, oder nachfolgen könnten, oder vielleicht schon unsichtbar nahe sind, auch zur Besserung, Aufweckung, Lehre und Trost zu brauchen, und sie gleichsam sanft in jene zu verflößen — über alle Zustände der Menschheit zu schreiben, als ob man in keinem Zustande jetzt selbst lebte — es kann dies allerdings historischer Geist, philosophischer Geist, Geist der hohen, unfühlbaren Leidenschaftlosen stoischen oder Epiku-[614]rischen Götter seyn, aber — was brauchts Wiederholung? man siehet, was und wo es für Menschen fehle?

Frankfurt und Leipzig.

Deutsche und Lateinische Chrestomathie zum Gebrauch der Schulen und Gymnasien. 1772. Zusammen 16½ Bog.

Fabeln, Historien, Briefe und moralische Maximen; das sind die Ingredienzen dieses Elexirs. — Es ist schwer das Beste auszusuchen, zumal für Kinder; und wenn das das Beste ist, was hier zusammen geraft worden, so ists schlimm.

— Aber, laßt ſie nur! es kommt alles auf den Mann an, der es zu brauchen weiß. Wir glauben in gutem Ernſt, daß mancher mit einem bloßen A B C Buch einen weit beſſern Menſchen bilden; mit dem bloßen A B C Buch ſeinen Schüler weit näher an die Grenzen der wahren Gelehrſamkeit bringen kann, als ein anderer aus der ſchönſten Chreſtomathie. Der Himmel erwecke einen Mann, der unſre Kinder frühe leben, und denken und ſpat leſen lehre. Warlich nur der wird die Wiſſenſchaften ihrem Entzwecke gemäß brauchen; wird euch in euren Ämtern ſelbſt auf euern Lehrſtühlen in Kirch und Schule, in ſeinem Hauſe, überall wird nur der Bürger, Vater, Freund, nur der Menſch ſeyn, der ehe gelebt hat, als geleſen! Und iſt es dann Zeit, ihn in die Wiſſenſchaften zu führen; es ſey Speculation oder Handwerk; er wird gewis, gewis mit Rieſenſchritten gehen, und bald eure ewige Schüler einholen, bald überlaufen; denn er geht ſelbſt, jene werden nur immer in Sänften getragen, die alle zween Schritte ausruhen, und alle Viertelſtunde umgeworfen werden!

[615] Aachen.

Der Menſchenfreund, eine Wochenſchrift, geſchrieben in der freyen Reichsſtadt Aachen, für das Jahr 1772. Von Friedrich Freyh. von Trenk, Kayſerl. Königl. Obriſtwachtmeiſter.

Es ſind moraliſche Betrachtungen, wo der Verfaſſer zuweilen Verſe unter ſeine Proſe miſcht, oder ganze Gedichte einrückt. Der eigentliche Kritiker wird vieles gegen Schreibart, Verſification und Sprache einzuwenden haben, vielleicht auch hier und da Zuſammenhang, und Plan in den Gedanken vermiſſen. Indeſſen fehlt es dieſen Blättern gewiß nicht an dem, was Shaftesbury ſo ſehr von allen Autoren verlangt, ſich erſt einen Charakter, eine eigene Seele zu bilden, ehe man öffentlich zu andern reden will. Jeder kennt die Schickſale des Freyh. von Trenk, wie er gegen die Gewalt der Großen mit ſeiner männlichen Seele angeſtrebt, gedrückt, aber nie niedergetreten worden. Dieſe Stärke, die durch lang-

würiges Gefängniß und Leiden gestählt worden, erkennt man in jedem Ausdruck, und zwar mit so viel mehrerem Vergnügen, weil bey unsern Versuchen, moralischen Abhandlungen aller Art, und wie die Titel heissen mögen, gar selten wahrzunehmen ist, ob der Leyermann ein Gesicht, und was er für ein Gesicht haben mag. Zu Erklärung dieses Phänomens müssen wir unsern Lesern berichten, daß der Verfasser nicht in seiner frühen Jugend, oben aus dem Dachfenster, um Brod, und von den Narren als Autor angegafft zu werden, schreibt; sondern er ist ein Philosoph, der in reifem Alter, nachdem er alles, was die Menschheit leiden kann, ertragen hat, nun in ruhiger Muße dem Getümmel zusieht, und zuweilen das drucken läßt, was er glaubt, daß Leute, die ihn schätzen und ihm gleich denken, mit Vergnügen lesen werden. In den poe=[616]tischen Stücken finden sich Stellen, die eines Hallers und Wittorfs nicht unwürdig wären.

Paris.

Lettres d'Elisabeth Sophie de Valiere à Louise Hortence de Cantele son Amie par Madame Riccoboni I. II. Part. jeder Theil von ohngefähr 28 Bogen. Ches Homblot. 1772.

Wir empfehlen dieses letzte Werk der Mad. Riccoboni, die, wie schon bekannt gestorben ist, als einen sehr interessanten Roman. Die Schreibart ist leicht, warm und an vielen Orten ganz aus dem Herzen quillend; und die Begebenheiten werden gleich von Anfang sehr interessant. Die Geschichte ist wieder in englische Namen gehüllt, und Richardsons Briefmanier gebraucht worden, doch mit ungleich mehrerm Erfolg, als in den vielen neuern in Paris à l'Anglaise zugeschnittnen Romanen, wie der Noeud Gordien, u. dgl.

Ohne Anzeige des Orts.

Das Lob der Mode, eine Rede gehalten und gedruckt nach der Mode. 1772. 4tehalb Bogen.

— — Und auch geschrieben nach der Mode; das ist herzlich schlecht!

[617] Nro. LXXVIII. Den 29. Septembr. 1772.

Frankfurt am Mayn.

Zufällige Gedanken über die Bildung des Geschmacks in öffentlichen Schulen; von J. G. Purmann. Sechs Program. von 1770—1772. 4. 19½ Bogen.

Es ist hier gewöhnlich, daß bey den halbjährigen Examinen des hiesigen Gymnasiums, der jedesmahlige Rektor in einem öffentlichen Anschlag dazu einladet. Herr Purmann hat bey sechs auf einander folgenden Gelegenheiten dieser Art, zu seinen Aufsätzen die interessanteste Materie gewählt, die ein Schulmann nur finden kann; und diese bloße Wahl muß für ihn ein gutes Vorurtheil erwecken, das in der Ausführung auch durch viele sehr gute Anmerkungen bestättigt wird. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit einer philosophischen Untersuchung über den Geschmack; die andere handelt von dem Einfluß der Muttersprache auf den Geschmack; die drey folgenden vom Lernen der alten Sprachen und Lesen der alten Autoren; die letzte vom Übersetzen. Der erste Theil hat uns am wenigsten Genüge geleistet, weil wir über diese Materie anders denken als der Hr. Verf. Er glaubt, daß der Geschmack nicht blos in der Empfindung bestehe, sondern auch Raisonnement erfordere. Wir glauben aber, daß er Geschmack, und [618] Theorie der s. W. u. K. offenbar verwechsele; jener ist unsers Bedünkens nach blos Empfindung; diese raisonnirt, und wenn sie vernünftig ist, blos nach psychologischen Erfahrungen. Ferner folgt der Hr. Verf. der gewöhnlichen Erklärung vom Schönen das nach ihm aus „Mannigfaltigkeit mit Einförmigkeit verbunden, die uns interessirt bestehn soll." Wir gehören mit unter diejenige, welche wie Aristoteles, den der Hr. Verf. anführt, die Frage: Was ist schön? für die Frage eines Blinden halten; und wir glauben, das Schöne ist so wenig zu erklären, als das Süße, das Bittere, das Helle u. dgl. Wir finden einzle Farben, einzle Töne schön; wir finden eine unendliche Gegend, deren Einförmigkeitspunkt wir nicht sehen, vielleicht nie sehen können, oft sehr schön; und der Zusatz: der uns inter-

eßirt, will mehr nicht ſagen, als: den wir fühlen; d. i.: ſchön iſt, was wir als ſchön empfinden. Die einzige beſte Erklärung des Schönen, die wir kennen! Endlich ſagt der Hr. Verfaſſer, wie gewöhnlich: Nachahmung der Natur ſey der Zweck und der Grund der ſchönen Wiſſenſchaften. Das iſt, dünkt uns ganz falſch; höchſtens laſſen wir dieſen Satz als Regel, nie aber als Grundſatz gelten. Wo ahmt der Tonkünſtler nach? wo der Baumeiſter? Wir glauben überhaupt, daß das Genie nicht der Natur nachahmt, ſondern ſelbſt ſchafft wie die Natur. Da fleußt eine eigene Quelle gleich der andern, aber nicht nach ihr gemacht, ſondern wie ſie aus dem Felſen geboren, — laßt die Springwerke nachahmen! Man muß nur Natur und hiſtoriſche Wahrheit nicht miteinander vermiſchen. Wann ein Oßian, der ſelbſt Held und Sänger war, von Schlachten ſingt, ſo ſagt er nicht nach, was die Natur andern in dem Fall eingiebt, ſondern was er ſelbſt fühlt. So ſingt Homer, Theokrit, Anakreon und die Beſten — ſo ſingt Kloppſtock meiſt. Ohne Hirten oder Helden zu ſeyn, fühlen und reden ſie wie Helden und [619] Hirten. Mahlen ſie hier und da, ſo iſt mahlen nicht nachahmen. Die Hütte, die im Bache wiederſcheint, iſt ein ſo natürliches Bild, als die, die am Ufer ſteht, natürliche Hütte iſt. Das iſt nicht kritiſche Kleinigkeit. In der andern Abtheilung werden ſehr gute Bemerkungen über die Mutterſprache gemacht, und gezeigt, wie der gute Geſchmack in der Wahl der Worte und Ausdrücke zu Werke gehen müſſe; auch insbeſondere ein guter Vorſchlag gethan, daß die Schüler, Schriften ihrer Landsleute zu leſen und zu declamiren angehalten werden ſollten. Dieſer Vorſchlag iſt auch, wie wir vernehmen, in dem hieſigen Gymnaſium eingeführt. Die dritte Abtheilung geht über auf die Erlernung der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, die zu Bildung des Geſchmacks nöthig iſt. Der Hr. Verf. widerlegt die beſondern Realiſten, die von der alten Sprache nichts wiſſen, oder ſie wenigſtens aus neuen Autoren lehren wollen. Er zeigt dabey, daß das Wörter und Reglen lernen eine abgeſchmackte Folter der armen Jugend ſey, die ein denkender und fleißiger Lehrer ihr

wohl erſpahren könnte. Wie gerne hören wir den Schulmann gegen Pedanterie predigen! In dem vierten Abſchnitt wird vom wörtlichen Verſtand der alten Autoren gehandelt; In dem fünften Abſchnitt wird gezeigt, wie der Lehrer die Schönheiten der Autoren auszeichnen ſoll. Die Bemerkung, daß der Lehrer ſich hier nach dem Genie des Schülers richten, und die Schönheiten ihm ſonderlich empfindlich machen ſoll, die auf ihn den meiſten Eindruck thun, iſt ſehr gut. Herr Purmann und ſeines Gleichen mögen ſie auch anwenden, doch wie vielen iſt ſie unbegreiflich! Wir wünſchten aber nicht, daß dieſe Schönheiten zerlegt, ſondern nur, daß die Empfindung des Jünglings gerieben würde, um den Funken zu fangen. In Religion, Politik und Erziehung geht man ſelten den rechten Weg, wenn man gerade zugehen [620] will. In dem letzten Abſchnitt werden die Schwierigkeiten aufgeſucht, die mit einer guten Überſetzung verbunden ſind, und da wird gerathen, die Schüler zu guten Überſetzungen anzuhalten. Das müſſen wir billigen; alles Nachahmen aber, das am Ende empfohlen wird, haſſen wir. Wir wiſſen, daß es manchen zum Ruhm ausgelegt wird, daß ſie ſchrieben wie Cicero oder Tacitus; aber es iſt immer ein Beweiß von einem Mangel des Genies, wenn man in dieſes Unglück verfällt.

Auch ohne unſer Erinnern merkt man, daß Hr. Purmann ſich blos auf das eine Mittel der Bildung des Geſchmacks; die Leſung der Alten eingeſchränkt hat. Freylich da unſere Lehrer und Schüler immer nur zuſammen leſen, nie zuſammen leben, konnte er ſeiner Abſicht nach, keinen beſſern Weg gehen; und er verſpricht nur zufällige Gedanken, keine Compoſition. Sonſt würden wir vorzüglich gewünſcht haben, daß er, vor allen Dingen, aus Blick auf die Natur, den Geſchmack zu bilden, gerathen, und Mittel angegeben hätte, wie man junge Gemüther erziehen und unterrichten ſoll; daß ſie nichts als ſchön empfinden, als was wahr und ſchön in der Natur iſt. — Aber den Jüngling, deſſen Geſchmack ihr nun ſo gebildet habt, wie unglücklich werdet ihr ihn in der Welt gemacht haben, womit er leben muß? Unter

den ſcheußlichen Formen, die ihn überall umringen? Gewiß unglücklich, wenn ihn nicht ſein Genius in einen auserwählten Zirkel führt, wo ſeine nach wahrer Schönheit ſchmachtende Seele geſättigt wird!

Frankfurt und Leipzig.

Die Geſchichte des Selbſtgefühls. 1772. 8. 13 Bogen.

Da die Philoſophen, zumal diejenigen, welche [621] über den Menſchen ſpeculiren, uns ſo wunderlich durch Hecken und Sträuche, Luft und Meere, und nicht ſelten auch in Pfützen und Moräſte führen, ſo iſt es keinem Menſchen zu verdenken, wenn er ſich von ihnen losreiſt, ermüdet mit ihnen auf eigene Koſten herum zu reiſen, ſich ein Eckchen ſucht, und dort ein eigenes Hüttchen baut, ſo gut er kann. Nur muß ers nicht gleich mahlen, tünchen, verſilbern laſſen; ſondern erſt lange verſuchen, ob es ihm nicht zu weit oder zu enge, oder ſonſt unbequem iſt; erſt abwarten, bis es feſte iſt gegen Sturm und Regen, damit ers allenfalls ohne großen Aufwand umreißen und neu bauen, oder ausflicken kann, wenn es wo Schaden leidet, oder nicht mehr nach ſeinem Sinn iſt. — Der Verf. dieſer Schrift hat ſich auch ein Hüttchen von der Art gebaut; und das gönnen wir ihm; aber es gleich zu bemahlen, gleich an den Weg zu ſtellen, das iſt nicht gut geweſen Erſt ſein zehndes Syſtem kann man zur Noth drucken laſſen, die neun erſten ſind meiſt nicht viel werth. — Das Selbſtgefühl oder das Bewuſtſeyn ſeines innern Zuſtands iſt allerdings der Punkt, auf dem ſich unſer ganzes Leben herum drehet. Iſt dieſes Selbſtgefühl angenehm, ſagt der Verfaſſer, ſo halten wir, die wir die Dinge nur nach den Wirkungen beurtheilen, es für gut, und uns in ſo weit für vollkommen. Das iſt alſo nach ihm der Schlüſſel zur menſchlichen Natur, ſich ſelbſt vollkommen fühlen, und auf dieſes Gefühl eigner Vollkommenheit, wird durch das ganze Buch durch, alles, was um und in dem Menſchen iſt, in ziemlicher Unordnung zurückgezogen; am Ende aber kurz gezeigt, daß durch kluge Begränzung dieſes Selbſtgefühl immer am erſten angenehm erhalten werde. Man muß dieſen Satz

nicht mit dem Grundſatz der Vollkommenheit vermiſchen. Dieſer ſetzt abſtrackte Vollkommenheit zum Zweck der Handlung; jener will eigentlich [622] blos Realitäten, blos die Vollkommenheit verſtehen, die jeder in jedem Augenblick als ſolche in ſich erkennt und liebt; dieſer giebt Zweck an, jener will blos Zuſtand beſchreiben; wir laſſen das gerne ſo hingehn, und glauben ſelbſt, daß man, ehe man zur Moral greift, erſt den Zuſtand des Menſchen ſelbſt, wie er iſt, erkennen muß; Allein, man muß nicht durch das Syſtem, und hätte mans auch ſelbſt gemacht, ſondern mit bloſen, leiblichen Augen in den Menſchen ſehn. Es iſt, dünkt uns, in dem Menſchen nicht nur ein Punkt, auf den ſich alle Empfindungen zurückziehen laſſen; ſondern es ſind viele, die ganz von ſich unabhängig ſind; und Gefühl eigener Vollkommenheit iſt, wie wir glauben, nicht letzter Zweck. Genuß, dieſes unerklärbare Herumdrehen, Schweben, Aufgelöſtliegen in einer Empfindung, das iſt, wie wir glauben, der Zweck, oder vielmehr der Endpunkt alles deſſen, was in dem Menſchen iſt. Das übrige iſt nur Werkzeug, und die angenehme Empfindung, die mit der Beſitzung dieſes Werkzeugs verknüpft iſt; die iſt nicht ſo wohl Genuß, als Freude über die Möglichkeit des Genuſſes, Ausſicht dahin, Ahndung. Unſer Leben iſt darum ſo ſchlecht worden; die Menſchheit gähnet deßwegen ſo ſehr, weil wir dieſe beyde Dinge verwechſelt haben. Es geht uns, wie dem eitlen Reichen, der ſich eine koſtbare Bibliothek ankauft, ſich über die ſchöne Bände freut, und nie einen braucht. — Unſer Philoſoph verdient übrigens Aufmunterung, weil er doch ſelbſt denken will. Hier und da haben wir auch wahre Blicke gefunden; aber das meiſte iſt Syſtemateley, und manche Dinge ſind ganz unerträglich. Wie z. B. was er S. 26. vom Schönen; S. 80. von der Liebe ſagt u. dgl. Wenn der Verf. je geliebt hätte, ſo würde er wiſſen, daß hier gar nicht die Rede vom Selbſtgefühl der Vollkommenheit, von Freude über das Urtheil anderer von unſerm [623] Werth ſey; ſondern daß Liebe eine unabhängige Empfindung iſt, die keinen Entzweck hat, als Liebe; daß das Umfaſſen, das Zuſammenſchmelzen ver-

ſchwiſterter Seelen, das Ruhen auf dem geliebten Gegenſtand, das Ausdehnen ſeiner eignen Exiſtenz, das beſtändige Ausfließen und Zurückfließen des wärmſten Gefühls, das wechſelsweis Glücklichwerden und Glücklichmachen, und tauſend andere Seligkeiten die Liebe zum gröſten Geſchenke erheben, das Gott den Menſchen geben konnte. Aber die Blicke, die der Verfaſſer in die Welt geworfen hat, ſind überhaupt noch nicht tief eingedrungen, und den allgemeinen Geiſt, der die ganze Menſchheit zuſammen webt, eben da zuſammen webt, wo jeder allein zu gehen ſcheint; das große Sensorium, auf das Yorik ſo viel baute, das, und noch vieles andre, iſt ihm ganz entwiſcht. Zudem liegt alles ſehr unordentlich in ſeinem Buch durcheinander, ſeine Bemerkungen ſind ſehr flach, oft nicht treffend, und meiſt nur um einen Satz zu behaupten geſucht; ſehr ſeichte Lektüre iſt auch ziemlich zur Unzeit verſchwendet worden. Mit allem dem rathen wir dem Verf. noch immer ſich Hüttchen zu bauen, aber keine, dem Publikum auszuſtellen, keine zu bemahlen und zu tapeziren, wo er ſich und ſeine Freunde nicht wenigſtens neun Jahre lang bequem logirt gefunden hat.

Leipzig.

Zwey ſchöne neue Mährlein: als 1.) von der ſchönen Meluſinen; einer Meerfey. 2.) von einer untreuen Braut, die der Teufel hohlen ſolle. Der lieben Jugend, und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfaſſet. In der Jubilatemeſſe 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerkspurſchen, Soldaten und Mäg- [624] den herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu hohlen. Dann die Verfaſſer dieſer Lieder und Mährlein ſchrieben doch wenigſtens nicht fürs Publikum, und ſo iſt ſchon zehn gegen eins zu wetten, daß ſie weit weniger verunglücken müſſen, als unſre neuere zierliche Verſuche. Meiſtens iſts ein munterer Geſelle, der den andern vorſingt oder den Reihen anführt, und alſo iſt wenigſtens die Munterkeit keine Prätenſion, und Affektation. — Der Herr Student,

der dieſe Mährlein verſificirt hat, verſificirt ſehr rein, ſoll aber dem ohngeachtet keine Mährlein mehr verſificiren, denn ihm fehlt der Bänkelſängersblick, der in der Welt nichts als Abentheuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todſchlag ſieht, juſt wie alles in den Quadraten ſeiner gemahlten Leinwand ſteht. Weder naive Freude noch naive Wehklage der Menſchen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel iſt, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken, und mit ihren Fäuſten zuſchlagen — bey denen alles merkwürdige ihres Lebens, wie in Schackeſpears Haupt- und Staatsaktionen, innerhalb 24 Stunden unſerem Auge vorrückt — ſondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberſtadt gemacht und gedruckt ſeyn.

Halle.

Vortheile geheimer Geſellſchaften für der Welt. 1772. 2 Bog.

Der Verf. beweiſt ſehr poßierlich, daß geheime Geſellſchaften ſehr nützlich ſeyn können, und daß es ſonderlich die iſt, von welcher er Mitglied zu ſeyn, die Ehre hat, und die mit dem erſten Buchſtaben A. heiſt. Ohne die andern Buchſtaben wiſſen zu wollen, glauben wir gern, daß dieſe Geſellſchaft viel Gutes ſtiftet, aber dieſe 2 Bogen wird ſie doch nicht mit in Rechnung bringen?

[625] Nro. LXXIX. Den 2. October. 1772.

Mietau, Haſenpoth und Leipzig.

Über die Sittlichkeit der Wolluſt, von E. F. Okel. Bey Jakob Friedrich Hinz 1772. 8. 22 Bogen.

Herr Okel hat die neueren ſchönen Schriften nicht umſonſt geleſen, hat im St. Evremond, Bayle u. ſ. w. etwas über das Stoiſche, Epikuriſche und Pythagoriſche Syſtem nachgeſchlagen, den Home, Sulzer und Mendelſohn über die Empfindungen ausgezogen, und ſeinen Proſaiſchen Styl, der in der Jugend etwas in die Farbe der Baniſe mochte eingetaucht ſeyn, endlich in den ſchweren Mantel der Akenſidiſchen und Youngiſchen Muſe eingekleidet. Dies

ist die Genealogie dieser Ideen, von dem kaltblütigsten Beobachter aufgestellt, der auf der Messe deutscher Litteratur mancherley Gestalten vor sich vorbey streichen ließ, und auch diese nicht angehalten hätte, wenn sie nicht gar zu bunt wäre gekleidet gewesen. In der Einleitung sitzt Hr. Okel auf einem schönen Hügel, und erwartet die aufgehende Sonne, die dann mit solchem blendenden Glanze auf ihn wirkt, daß er mit allen Farben der Dichtkunst um sich wirft, bald wie Klopstock, bald wie Jakobi mahlt, jetzt die Spitzen der Berge vor Thürme aus Peru ansieht, und jetzt auf jeder Rose [626] die Weste mit offnen Mäulchen wahrnimmt. Von dem Gedachten seiner Theorie wollen wir eine Probe den Kennern vorlegen. S. 22. sagt er: „Die blos sinnlichen Vergnügungen sind ihrer Natur nach von kurzer Dauer, und bey dem geringsten Übermaße ihres Genusses folget Sättigung, Ekel und Überdruß; die angestrengte Übung des Verstandes wird endlich schmerzhaft, überspannt die Seele, und setzet sie in eine Ermattung bis zur Unthätigkeit, in welcher sie sich selbst unleidlich wird. Aber der Genuß der Vergnügungen des Auges und des Ohrs scheint dazu gemacht, jenen Überdruß zu verhüten, und den durch Anstrengung erschlafften Ton der Seele zum Denken und Empfinden wieder herzustellen.“ Kann man wohl halbwahrer, flacher sprechen, und diese Gedanken, so ohne alle Erklärung und Vorbereitung, unter die Leute werfen? Vergnügungen des Auges und des Ohrs liegen also zwischen Empfinden und Spekuliren mitten inne; sie sind die Brücke. Aber wie, unter welchen Bedingungen, auf welchem Wege, durch welche Gegenstände? Gehen nicht durch diese beyde Pforten der Seele ein, Ideen der tiefsten Spekulation, und wieder des dunkelsten innigsten Gefühls? — welches sind nun die Gegenstände, die von einer Extremität zur andern auf und abspannen? und warum ist Geruch, Gefühl und Geschmack davon ausgeschlossen? Glaubt Herr Okel vielleicht, es liesse sich mit der Fingerspitze des Bildhauers, der im Dunkeln seine Statue mit Liebe betastet, nicht die höchste Idee des

Schönen erreichen? oder weiß er nicht, wie viel die Sinne des Geruchs und Geſchmacks zu der erhabenſten Stimmung der Seele beytragen können? Allein, bey ihm liegt alles, wie bey Menſchen, die nie ſelbſt gedacht haben, in ſchöner hergebrachter Ordnung, und ſeine Schubkaſten der Empfindungen ſind folgende: Nro. 1. ſinnliche; Nro. 2. gemiſchte; [627] Nro. 3. intellektuelle, und Nro. 4. moraliſche. Der Charakter eines Wollüſtlings in dem 2ten Abſchnitt iſt das ſchaalſte, was man in der Studierſtube zubereiten kann, ohne irgend eine Nüance von Weltkenntniß. Nun folgt die Charakteriſtik der Stoiſchen, Epikuriſchen und Pythagoriſchen Philoſophie, wo nicht einmal Cicero zu Rathe gezogen worden, ſondern alles nach Leſung Agathons und der Muſarion ohngefähr ſo niedergeſchrieben werden konnte. An dem St. Evremond ſetzt er hauptſächlich dieſes aus, „daß er zu Vertheidigung des Epikurs ausführlich hätte zeigen ſollen, warum ein Menſch, der nach dieſem Syſtem lebt, unendlich glücklicher ſeyn müſte, als ein anderer, der nach einem andern Syſtem lebte.“ St. Evremond kannte ohne Zweifel den Werth der Syſteme, und alſo unterzog er ſich nie dieſer unnützen Deklamation. Er muſte wiſſen, daß die Natur zu allen Syſtemen zum Voraus Nein geſagt, und ihre Vorkehrungen ſo getroffen hat, daß ſie ohngefähr alle wahr ſind, und daß ſie nichts bleiben als Sprachen, Charakteriſtiken der Geiſter. Die übrigen Abſchnitte des Buchs enthalten unter Aufſchriften des bettelhafteſten Stolzes leere und gemeine Deklamationen, und wir verdammen unſre Leſer zur eignen Lektüre, wenn ſie uns nicht auf unſer Wort glauben wollen, daß hier nichts als ausgehängte Fahnen, und prahlhafte Überſchriften zu ausgebalgten innländiſchen Seltenheiten zu ſehen ſind.

Ulm.

J. A. de Cramer Obs. J. Univ. T. VI. P. I. 1772. 4. 522 S.

Der verſtorbene Herr C. G. A. v. Cramer hat der praktiſchen Jurisprudenz durch ſeine Bekanntmachung von

Ausſprüchen der höchſten Reichsge=[628]richte ſehr große Dienſte geleiſtet. Dieſe Sammlung iſt aus den vorigen Theilen ſchon bekannt genug, und wird in das Collektaneenbuch wohl digerirt, dem Sachwalter, aber, fleißig ſtudirt, auch dem denkenden Juriſten oft nützlich ſeyn. In dieſem Theil kommen ſonderlich viele illuſtre Fragen vor, deren rechtliche Entſcheidungen immer ſehr verwickelt ſind, und um deſto merkwürdiger werden, weil bey ihnen das ſo ausgepreßte römiſche Geſetzbuch weniger, als die Reichs= und Lehensgeſetze, und die Obſervanz zur Richtſchnur dient. Man ſollte faſt nur ſolche Fälle ſammlen. Von andern, die meiſt durch Alletagsfedern geführt werden, kann man wenig lernen. Aber große, wichtige hohe Perſonen betreffende Sachen werden gemeiniglich von großen Männern mit allem möglichen Fleiße bearbeitet, und wir glauben, daß der gerechteſte Richter bey ihrer Entſcheidung, von einem wärmern Gefühl ſeiner Pflicht durchdrungen wird, und die Hoheit ſeines Berufes noch einmal ſo ſtark fühlen muß, als ſonſt!

Leipzig.

Die Unſterblichkeit der Seele. 1772. 2½ Bogen.

Und was hat denn der Mann mit dem Buch gewollt? Zwey und einen halben Bogen drucken laſſen! Wir ſehen ſonſt keine vernünftige Urſache. In einer unausſtehlich affektirt=redneriſchen Proſa verſichert der Verfaſſer, daß unſere Seele, der göttliche Exulant, unſterblich iſt. Er weiß genau, daß der Menſch aus zween Theilen beſteht; daß die Seele nicht der Leib ſey, und daß wir ewig leben müſſen, weil wir immer für die Zukunft ſorgen und wünſchen. Eben als wenn man nothwendig ergreifen müſſe, wenn man greift. Im zweyten Buch, ſagt er, es gieng in der Welt ſo wunderlich zu; daß nothwendig noch eine ſeyn müſte, wo es beſſer geht. — Es thut uns [629] weh, wenn wir den erhabenen Gedanken von unſerer Unſterblichkeit ſo entheiligt ſehen müſſen! Wir denken ihn nie anders als mit Ehrfurcht, und nur in der Stunde, wo unſere Seele groß und rein genug iſt, mit Gott zu reden.

Magdeburg.

Der Wohlthäter. Erſter Theil 1772. 204 S.

Nicht leicht iſt ein Beruf zum Schreiben edler geweſen, als derjenige, den die Verf. dieſer Wochenſchrift gehabt haben. Das Elend, das in ihrem Vaterland überhand nahm, war ſo groß, daß ſie ſich zuſammen machten, und um ihre leidende Mitbürger zu unterſtützen, dieſes Blatt ſchrieben. Sie handlen auf eine gefällige Art in jedem Stück etwas ab, das auf die Wohlthätigkeit ſeine Beziehung hat; und da ihnen, ihrer Abſicht nach, immer verſchiedene Geldſummen zugeſtellt werden, die ſie unter die Nothleidenden austheilen ſollen, ſo geben ſie jedesmal bey dem Schluß eines Blatts Nachricht von ihrer Einnahme und deren Verwendung. Man kann dieſe Nachrichten von den Wirkungen dieſer Wohlthaten auf elende vor Hunger und Mangel verſchmachtete Greiſe und Kinder nicht ohne Rührung leſen, und ich wollte lieber Stifter von der Geſellſchaft dieſer braven Menſchenfreunde ſeyn, als von einer gelehrten Akademie in ganz Europa. Wir freuen uns einmal, wieder Menſchen zu ſehen, die nach mehr als einem leeren Hauch von Ruf und nach Anſtarren des Pöbels geitzen, und deren Seelen frey genug ſind, zum Vortheil der Unglücklichen wirkſam zu ſeyn. — Doch was kann ein Journaliſte zum Lob dieſer guten Menſchen ſagen, das die Elenden, denen ſie halfen, nicht tauſendmal beſſer geſagt hätten? Der erſte Theil geht bis auf den Monat März.

[630] Haag.

Fables ou Allegories philosophiques. 1772.

Dorats Munterkeit zu denken, Leichtigkeit ſich auszudrücken, verkennt man hier nicht, und auch nur der gute Humor, der durchſtreicht, macht ſie ſchätzbar, ſo wenig es hinfließende la Fontainiſche Bonhommie iſt. In der Vorrede lacht er über Leſſings Definition der Fabel, und über die langen Discours praeliminaires, durch welche ſich dieſer (wie Dorat ſagt) für die Kürze ſeiner Fabeln ſchadlos machen wollte. Wir wünſchten dem leichten Franzoſen ſtatt

eines Theils Geſchmack, mit dem er ſo groß thut, nicht Definitionsgeiſt, aber Empfindung des Gegenſtandes. Denn wirklich iſt die Erfindung gerade das Geringſte an ſeinen Fabeln. Er denkt, es ſey einerley, Wahrheit darſtellen, und Wahrheiten ſagen. Seine Vögel, und Fiſche, und Stühle, und Geſchirre, ſagen meiſtentheils Verités, Lieux communs, ſagen ſie recht artig. Es ſind Kanapees drunter, dies mit dem ſchönſten Geiſt aufnähmen. Dafür nirgends frappante Situation; ſelten eine That die ſpräche. Auch mit Druck, Papier und Kupfer erſcheint Herr Dorat in gewohntem Glanze.

Frankfurt und Leipzig.

Über die Mode und deren Folgen. 1771. 2½ Bogen.

Der Verf. ſollte ſein Talent, Küchenzettel zu verfertigen, das ihm S. 22. in ſeiner Ehe gute Dienſte leiſtet, zu ſeiner einzigen Beſchäftigung machen.

Engliſche ſchwarze Kunſt.

Charlotte, Königinn von Grosbritannien, von Zoffany gemahlt, von **Hourden** gearbeitet. Der [631] ſchöne Gedanke, die Königinn an einem offnen Fenſter vor einem Blumenſtock mit gefaltenen Händen ſitzend, unerſchüttert von dem Feuerwetter, das ihr zur Seite von dem Wald herabſtrömt, iſt höchſtübel ausgeführt. Die zerſtreuten Lichter auf dem Kleide, dem Tiſche, dem Blumentopf, ziehen das Auge herum, daß der Hauptgedanke auch einem Aufmerkſamen entwiſchen könnte.

Georg, König von Grosbritannien, von eben demſelben. Ihro Majeſtät ſitzen in kavalierer Selbſtgenügſamkeit, die Hände auf die Schenkel geſtützt, ſo da, als wollten ſie zur Jagd reiten, oder kämen von der Jagd. Hut und Degen liegen auf dem Tiſche darneben.

Ihro Königl. Hoheiten **Georg Prinz von Wallis und Friedrich, Biſchoff von Osnabrück.** Gezeichnet und gearbeitet von **Lovery.** Zwey allerliebſte Knaben, brüderliche Geſtalten, ſtehn in jugendlicher Einfalt, ruhigem Gefühl

ihrer Würde neben einander, als zeigten ſie ſich vom Balkon dem Volke.

Die Königliche Familie, nach Zoffany, von **Earlom** gearbeitet. Eine ſehr unbedeutende Compoſition. Der König ſteht im Gallakleide und theatraliſcher Stellung an einen Säulenfus gelehnt, die Königinn hält ein Kleines, ein andres Princeßgen lehnt ſich an ihren Schooß; der Prinz von Wallis und der Biſchoff von Osnabrück ſtehen gegen über, (eben die Figuren des vorhergehenden Blatts ſcheinen daher genommen) und die übrigen ſitzen wo ſie können.

The miser and his mistress. nach Holbein von **Dawe.** Ein dickes wollüſtiges Weib arbeitet mit hämiſcher Freude einem Kerl, der ſchreyend die Zähne fürchterlich bläckt, einen Geldbeutel wegzureiſſen, den er mit beyden Armen feſt hält. Holbeins trockne und abgeſchnittne Manier iſt nicht für ſchwarze [632] Kunſt, deren Verdienſt im weichen Verſchmelzen liegt. Daher iſt dieſes Stück hart.

Il penseroso, eine hohe Ruhe auf einem edlen weiblichen Geſichte, die Geſtalt anſehnlich, und das ganze wohl zum Zwecke gehalten.

L'Allegro, eine tanzende freundliche Figur in allem weit unter dem vorhergehenden. Beyde nach Romney von **Dunkarton.**

The parting of Hector and Andromache, nach Angelika Kaufmann von **Watſon.** Eine kalte ſteife Theatergruppe, unbedeutende Geſtalten aneinander geſtellt, ohne Geiſt und Leben.

Henry Fox Esquire etc. nach Ramſay von **Ardel.** Ein ſtattlicher Mann in den Jahren der Geſchäfte und Ehrenſtellen. Was von den meiſten engliſchen Portraits gilt, müſſen wir auch hier ſagen. Ihre Würde leuchtet aus ihrer Geſtalt, nicht wie bürgerliche Edelleute mit Treſſen beſetzt, mit Franzen behangen, mit Orden ausgezeichnet. Und ihr tiefes Gefühl, das wir ſombre nennen, gießt die Haltung drüber. Auch hat uns oft der Anblick des Portraits einer engliſchen Dame zu Lieb und Achtung gefeſſelt, die in einfachem Kleid ſich auf den Geiſt ihres Blicks verläßt;

nicht den Mahler zwingt, mit Schneider und Putzmacherinn zu wetteifern.

The Infant Jesus, nach Domenichino von **Earlom.** Ein nackendes Kind auf Windlen hingeſtreckt, das ſich ſeiner Glieder freut, und beſſeren Fortkommens in der Welt halben, Jeſus getauft worden iſt.

[633] Nro. LXXX. Den 6. October 1772.

Berlin und Stettin.

Allgemeine deutſche Bibliothek. Des ſechzehnten Bandes, zweytes Stück 1772.

21) Götzens Fortſetzung der ausführlichern Vertheidigung des complutenſiſchen griechiſchen neuen Teſtaments ꝛc. gegen Semlern.

Kiefers gerettete Vermuthungen über das complutenſiſche neue Teſtament gegen Götzen.

Wie weit die beyden ſtreitenden Partheyen, über den Werth des complutiſchen N. T. Texts gekommen, was hinüber und herüber übel verſtanden worden, wies bey allen Diſputen zu gehn pflegt, wird kurz erzählt, und die Waffen und Art mißbilligt, die dieſen Krieg merkwürdig, aber nicht ehrenvoll machen. Eine Beylage zu Hrn. Götzens Schrift, griff ſeinen ehmaligen Recenſ. in dieſer Bibliothek auf die ihm eigne Manier an, der ſich beſcheiden vertheidigt, und kurz und gut, aus viel verdrüßlichem quis quomodo zukommen, am Ende Wilhelm Abraham Teller en toutes lettres unterſchreibt.

22) Verſchiedne Schriften von der Kriebelkrankheit und vom Mutterkorne.

Es ſind ihrer zehne. Ihre Erfahrungen und Schlüſſe ausgezogen, dadurch das Vergleichen und [634] Überſehen dem Wißbegierigen ſehr erleichtert, auch der Vortrag und das Urtheil zeugen von einem einſichtsvollen und beſcheidnen Gelehrten.

23) Deutſche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen, von Johann Friedr. Heynatz.

Der Recenſ. macht mancherley einzelne Anmerkungen, deren ein großer Theil ſich um Subtilitäten, wir wollen nicht ſagen, Kleinigkeiten, herumdreht; wir hätten von dem Werth des Ganzen, und von dem Einfluß etwas zu hören gewünſcht, den das Buch auf unſre Sprache, von dem Nutzen, den es in Schulen haben könne. Denn darüber iſt zu allgemein, zu unbeſtimmt hingeredet, und darauf kommt doch alles an. In Nebendingen, simus faciles!

24) Heynatz Briefe, die deutſche Sprache betreffend. Erſter Theil. Urtheile und Gedanken über mancherley Bücher, und Meynung, die Sprache angehend.

25) Concordata nationis germanicae integra variis additamentis illustrata. Um die Additamenta iſt dieſe Ausgabe von der 63ger, unterſchieden. Sie werden weitläuftig ausgezogen, und von dem Verf. gerühmt, er ſchreibe bey allem Eifer für ſeine Sache mit genug kaltem Blute und Mäſigung.

26) Hofmanns Abhandlung von Pocken. Erſter Theil. Sein Syſtem wird uns vorgelegt, ſein Beobachtungsgeiſt und Wahrheitsliebe geprieſen, und der zweyte Band gewünſcht.

27) S. Fr. de Boehmer, Meditationes in Constitutionem Criminalem Carolinam

Dieſes trefliche Werk wird nach Würden geprieſen, und Beyſpiele ſeiner Behandlung, in kurzen Auszügen gegeben.

28) Joſeph von Sonnenfels Grundſätze der Policey, Handlung und Finanzwiſſenſchaft. Dritte Auflage. Ein mit vielem Lobe begleiteter Aus=[635]zug. Wir haben gleich dem Recenſenten viel Kenntniß des bürgerlichen Lebens, der bürgerlichen Bedürfniſſe darinne getroffen; doch faſt durchaus wahres Gefühl von Menſchheit und Menſchenbedürfniß vermißt. Viel Projekt und Grille. Policey, als ein poſitives Ding zu lehren, iſt, um nie den rechten Fleck zu treffen. Sie iſt immer nur kämpfende Macht, die menſchliche Freyheit beſtreitet, beſiegt oft und unterdrückt, nie aber ausrottet. Scharfer Blick, Gegenwart des Geiſtes, Reichthum an Reſſourcen für den Augenblick, macht den Policey- wie den Kriegshelden. Syſteme dieſer Art ſind gut für

junge oder müßige Leute, die gern wiſſen möchten, was andre thun. Indeſſen, weil doch alles gelehrt werden ſoll, verdient dieſes Compendium vor andern den Vorzug.

29) Deſſelben Buchs, zweyter Theil. Auch hier wird Ordnung und Deutlichkeit gerühmt.

30) Verſuch einer Abhandlung, de Jure vectigali, von Friedr. von Wiſſel. Der Verf. hat ſeinen Gegenſtand, mit vieler Geſchicklichkeit behandelt, ob es gleich, wie er ſagt, ſein Fach nicht iſt.

31) Geſchichte des Fräul. von Sternheim. Man wird nun hoffentlich bald aufhören, von dieſem Buche zu reden, und fortfahren, es zu leſen und zu lieben.

32) Meckel nova experimenta etc. de finibus venarum ac vasorum lymphaticorum, in ductus visceraque excretoria corporis humani, ejusdemque structurae utilitate. Herrn Meckels neue Erfindungen werden vorgetragen, zugleich einige Wünſche und Fragen angehängt.

33) Alberti Anleitung zum Geſpräch über die Religion nach kurzen Sätzen.

Deſſelben Lehren der Religion Zweyter Theil.

Man klagt, daß ſo mancherley Arten von Känntniſſen erweitert und aufgeklärt worden, und faſt [636] allein die Religionserkänntniß durch die heilig beybehaltne alte Unterrichtsform ſo ſehr zurück geblieben. Man dankt Gott für wohlmeynende Lehrer, die das Bedürfniß ihrer Gemeinde, und beſonders der jungen Gemeinde kennen, ihnen nur das Eine, das noth iſt, vortragen, und wünſcht viele Nachfolger.

34) Unzers erſte Gründe der Phyſiologie der eigentlich thieriſchen Natur, thieriſcher Körper. Des Recenſ. Abſicht war, einen genauen Abriß des Unzeriſchen Syſtems zu geben, das ihm höchſt wahrſcheinlich und wichtig ſcheint. Es bringt das körperliche Vermögen mit den Seelenkräften in die genauſte Harmonie, führt uns der Natur und den Kräften der Nerven ſo nahe, reicht uns ſo viel Aufſchlüſſe über alle Arten körperlicher Verrichtungen, ſchreitet ſoweit in der Unterſuchung ſelbſt über den Geiſt des Menſchen fort; und

das alles beruht auf anatomischen Wahrnehmungen, und physischen Erfahrungen.

35) J. D. Cube poetische und prosaische Übersetzung des Buchs Hiob. Erster Theil.

J. D. Michaelis deutsche Übersetzung des alten Testaments. Der erste Theil, der das Buch Hiobs enthält. Verschiedne Briefe und Abhandlungen diese Materie betreffend.

Eine treffliche Recension, die zuerst die Cubische und Michaelische Übersetzung gegen einander vergleicht; dann besondere Nachricht von der Poesie des ersten, von den Anmerkungen des andern ertheilt, und was die Verfasser der Briefe und Abhandlungen vorzubringen haben, gelegenheitlich anführt. Wir ersuchen jeden unsrer Leser, der sich nur einigermaßen für die Sache interessirt, zur Lesung dieser Recension zu eilen.

36) Becks biblisches Wörterbuch oder Real- und Verbal-Concordanz.

[637] Büchners Concordanz liegt dabey zum Grunde, die er verbessert und supplirt hat. Mit der Sache selbst siehts betrübt aus. Real-Concordanz! — Mit der Verbalen wäre wohl noch zu Stande zu kommen. Die Beyspiele, die sie anführen, lassen uns hoffen, daß, wenn auch dieses Buch sein weitläuffiges Publikum finden wird, daß einer großen Menge Menschen die Schrift immer mehr verdunkelt wird, statt erklärt zu werden.

Darauf schließen, wie immer, kurze Nachrichten.

Göttingen und Gotha.

Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke, zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen, entworfen von Christ. Gottl. Heyne. 8. 24 S.

Das Studium der Kunst des Alterthums ist so Mode geworden, daß jeder sich nach einiger Wissenschaft davon bemüht, und sollt er sie auch vom Hörensagen erschnappen. Wie viel Dank verdient daher ein Mann, der bey seiner ausgebreiteten Literatur, Fleiß und Biegsamkeit genug

beſitzt, ſich durch ein neu-eröffnetes benachbartes Feld durchzuarbeiten, und dann ſeine erworbene Kenntniſſe ſo brauchbar zu machen, wie hier der Hr. Prof. thut. Es ſind Paragraphen, die er ſonſt zu diktiren pflegte, nunmehr zu mehrerer Bequemlichkeit abgedruckt. Kurz und bündig iſt jedes Komma, ein Saamenkorn, Hoffnung dem Jüngling, der ſich des Hrn. Prof. Unterricht naht. Man erkennt, daß er ſich in dieſes Fach ganz einſtudirt. Und da uns nachgeſchriebene Hefte auch zu Geſichte kommen ſind, haben ſie uns die vortheilhafteſte Idee von der Ausführung im Vortrage gegeben.

[638] Das Ganze iſt in drey Abſchnitte getheilt.

I. Abſchnitt. Von den alten Kunſtwerken überhaupt, und von den verſchiedenen Arten der Kenntniſſe derſelben.

II. Geſchichte der Kunſt überhaupt, und Nachrichten von den Kunſtwerken der Ägyptier, der Perſer und der Etruſcer inſonderheit.

III. Kenntniß der Kunſtwerke, die ſich von den Griechen und Römern erhalten haben; und zwar, inſonderheit wird gehandelt 1.) von den Statuen, 2.) von den Büſten, Hermen und Köpfen; 3.) von den erhobnen Bildwerken; 4.) von den geſchnittnen Steinen; 5.) von den Gemälden.

Im mündlichen Vortrage weiß der Hr. Prof. die Beſchreibung des Kunſtwerks, durch die Meynungen der Ausleger, Urtheile der Kenner, bis auf die neuſten Streitigkeiten nützlich und intereſſant zu machen. Eine Anzeige, wo ſich Kupfer davon finden, und den Platz, wo es ſteht, pflegt er hinzuzufügen.

Poitiers.

Ecole de la Vertu, ou Lettres Morales, utiles à toutes personnes pour se conduire dans le monde, principalement à la jeunesse. 1772. 8. 252 S.

Unſre Leſer ſehen ſchon aus dem Titel, daß dieſes Werkchen unter die Pomaden, Schönheits Eſſenzen, Conſervationswaſſer, u. dgl. die uns aus Frankreich kommen, zu ſtellen iſt. Auch hier heiſts: wenns nicht hilft, ſo ſchadets nicht. Die Briefe ſind von Jemand, an Jemand, nach dem der

Verf. etwas abhandlen wollte, die Schändlichkeit der Spielsucht, der Verschwendung, der Liebe zur Jagd, u. s. w. Und da heißts immer: ich sahe einen, der machte es so und so arg, da bekam ich einen Abscheu davor, und ihr werdet auch einen Abscheu davor bekommen.

[639] Paris.

Le Tripot comique ou la Comedie bourgeoise, Comedie en Prose en Vers et en trois actes. Par Mr. Detheis. 1772. 8. 136 S.

Die Seuche der Pariser, der Franzosen überhaupt, und wollte Gott allein der Franzosen, Privattheaters zu errichten, die beste Zeit des Lebens mit Vorstellung von Handlungen zu verderben, ist ein Übel dieses Jahrhunderts, hat so mancherley Quellen, und so tiefe, daß ihm nicht zu helfen ist. Dieses Lustspiel stellt eine Familie vor, die durch dieses Übel zerrüttet ist, in der die kleinen menschlichen Leidenschaften, sich zwischen theatralische Repräsentationen schlingen, und ein lebhaftes Ganze machen. Der Gang des Stückes geht geschwind; der Dialog lebendig, der Autor zwingt sich nicht, witzig zu seyn, aber durchaus mit einer leichten Munterkeit läßt er seine Personen handlen und reden à propos, Kleinigkeiten, aber Natur; daß man ihm sein Motto zugestehen wird:

Quaeque ipse miserrima vidi;
Et quorum pars magna fui.

Englische Kupferstiche.

Von der Boydellschen Sammlung ist der zweyte Theil geendigt.

56 und 57. nach Hogarth. Das erste, **den Teich von Bethesda** vorstellend. Der Engel ist eben von der Berührung aufgeflogen, ein Muselmann ist sehr beschäftigt, ein Mädchen in den Teich tragen zu lassen, die, wie man aus den Flecken ihrer nackten Gestalt errathen kann, mit einem neumodischen Übel behaftet ist. Einer seiner Knechte stößt eine arme Frau zurück, die ein krüppelicht Kind an das

Wasser trägt, umher stehn gräßliche Gestalten, und Christus unterredet sich vorn mit dem Gichtbrüchigen. Von **Ravenet** gestochen.

[640] Das andre, gestochen von **Picod**, ist **der barmherzige Samariter.** Die Hauptfiguren sind gleichfalls unbedeutend, dafür ist der Priester desto lächerlicher, der auf einen benachbarten Hügel angelangt, einen Menschen zu seinen Füßen ausgestreckt liegen hat; mit aufgeworfner Nase, in die Ermel gesteckten Händen steht er in dummer Behaglichkeit da, fühlt sich groß gegen den im Staub, und wird seines Pfads auch vor dem vorbeywandlen.

59. 60. Zwey **Landschaften** nach Claude Lorrain. Kinder des wärmsten poetischen Gefühls, reich an Gedanken, Ahndungen und paradiesischen Blicken. Das erste, gestochen von **Mason**, ein Morgen. Hier landet eine Flotte, von der Morgensonne, die überm Horizont noch im Nebel dämmert, angeblickt, an den Küsten des glücklichsten Welttheils; hier hauchen Felsen und Büsche in jugendlicher Schönheit, ihren Morgenathem um einen Tempel edelster Baukunst, ein Zeichen edelster Bewohner. Wer bist du? der landet? an den Küsten, die von Göttern geliebt und geschützt, in untadelicher Natur aufblühen, kommst du mit deinen Heeren, Feind oder Gast des edlen Volks? Es ist Aeneas, freundliche Winde von den Göttern führen dich in den Busen Italiens. Heil dir, Held! werde die Ahndung wahr! der heilige Morgen verkündet einen Tag der Klarheit, der hohen Sonne, sey er dir Vorbote der Herrlichkeit deines Reichs, und seiner taggleich aufsteigenden Größe.

Das zweyte! herabgestiegen ist die Sonne, vollendet ihr Taglauf, sinkt in Nebel, und dämmert über Ruinen in weiter Gegend. Nacht wird zur Seite hier der Felsenwald, die Schafe stehn und schauen nach dem Heimweg, und mühsam zwingen diese Mädchen die Ziege zum Bade im Teich. Zusammengestürzt bist du Reich, zertrümmert deine Triumphbogen, zerfallen deine Palläste, mit Sträuchen verwachsen und düster, und über deiner öden Grabstätte dämmert Nebel im sinkenden Sonnenglanz.

[641] Nro. LXXXI. Den 9. October 1772.

Jena.

Walchs vermiſchte Beyträge zum deutſchen Recht. 8. 1ſter Theil 1772. 384 S. 2ter Theil 1772. 354 S.

Man hat vor einiger Zeit geglaubt, daß aus der Zuſammenhaltung der deutſchen Geſetze, endlich einmal ein ſelbſtſtändiges deutſches Rechtsſyſtem gemacht werden könne. Viele große Gelehrten haben alſo nicht allein Sammlungen von dergleichen einzlen deutſchen Rechten herausgegeben, ſondern es iſt auch faſt keine juriſtiſche Materie ohne ein halb Schock Statuten abgehandelt worden. Wir hoffen daß man endlich dieſe Grille aufgegeben hat. So wenig es möglich iſt, ein ganzes griechiſches Rechtsſyſtem aus den verſchiedenen beſondern Geſetzbüchern der einzelnen Völkerſchaften zu machen, ſo wenig kann man dieſes bey den Deutſchen thun, die immer in viele Nationen zerſchnitten waren, und noch immer in viele zerſchnitten ſind. Wenn man alſo blos in der Abſicht Statuten ſammelte, um ein deutſches Rechtsſyſtem daraus zu erbauen, ſo könnte man es immer bleiben laſſen. Allein der Hauptnutzen, den dieſe Sammlungen haben, beſteht darinn, daß ſich aus ihnen die Beyſitzer der Gerichtshöfe und Facultäten, an welche in höhern Inſtanzen viele aus beſondern Statuten zu entſcheidende Sachen gelangen, Raths erholen, und die von den Advocaten oft verdrehte, oft übergangene Geſetze ſelbſt nachſehen können. In dieſer Rückſicht danken wirs alſo dem Hrn Hofrath Walch ſehr, daß er dieſe Sammlung von deutſchen Statuten hat unternehmen wollen; und noch mehr werden wir ihm danken, wenn er die Continenz hat, wie er in der Vorrede verſpricht, nur wichtige Statuten, und nur ſolche, die entweder noch gelten, oder doch Grundſätze des deutſchen Rechts enthalten, in ſeine Sammlung aufzunehmen. Vermuthlich werden alſo alle die blos übergehende, zufällige Verordnungen ganz ausgeſchloſſen bleiben. Jedem Statut wird eine kurze Geſchichte vorgeſchickt, welche zugleich anzeigt, ob der Herr Sammler Original oder Abſchrift vor Augen gehabt hat. Die Schreibart wird bey-

[642]

behalten, hier und da in ſparſamen Noten einige Schwierigkeiten erläutert, und am Ende jedes Theils literariſche Nachricht von merkwürdigen gedruckten Rechten mitgetheilt. Im erſten Theil ſtehen die alten und neuen Saalfeldiſchen, Erfurtiſchen, Frankenhauſiſchen Statuten, und eine Anzeige der vornehmſten Geſetze von Lindau; dann werden Nachrichten von einigen alten Heßiſchen, Münſteriſchen und andern Ordnungen mitgetheilt; Im zweyten Theil kommen Waiſenſeeiſche, Erfurtiſche, Orlemündiſche, Weymariſche, Geraiſche, Salzburgiſche, Gaitheiniſche, Eiſenbergiſche Statuten; ein wenig bedeutender Brief vom Biſchoff Henrich zu Naumburg über das Burgerrecht; die Mainingiſche Zuchtordnung; das iſt, Policeyordnung; nebſt einigen Erläuterungen der Salfeldiſchen Statuten und Nachrichten von der Solmſiſchen Landes-Ordnung, die ſelbſt in den hieſigen Dorfſchaften in gewiſſer Maaſe gilt, und dann noch einige Ordnungen vor. Am Ende iſt ein Regiſter von den unverſtändlichen Worten, die in dieſen Statuten vorkommen, [643] angehängt, aber ohne Erklärung! — Es iſt etwas ſchönes um ein Regiſter von Dingen, die wir nicht verſtehn! Wir möchten in allen Wiſſenſchaften ein ſolches Regiſter wünſchen! Das würde uns klüger machen, und mehr nutzen, als das große Dictionaire Encyclopediqne, das alles verſteht!

Göttingen und Gotha.

Dr. Auguſt Gottlieb Richters, der Arzneygelahrtheit öffentlichen Lehrers auf der Georg Auguſtus Univerſität zu Göttingen, und der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften daſelbſt Mitglieds, Chirurgiſche Bibliothek. Des erſten Bandes erſtes, zweytes, drittes und viertes Stück, bey Joh. Chriſtian Dieterich, 1771. 8.

Unſere deutſche Wundärzte können immer dieſe Bibliothek neben ihre Heiſter, Plattner, Schaarſchmide, und übrige Handbücher aufſtellen, und ſich dabey ſicher verſprechen, daß ſie auf einmal einen Schatz von guten Schriftſtellern beſitzen. Freylich laufen auch ſchlechte mit unter; aber da iſt kaum der Titel, und eine kurze Expedirung, ein ohe!

jam satis, zu merken, wie z. B. bey des berühmten Hrn. Joachim Friedrich Henkels, Medicinae et Chirurgiae Doctoris et Practici Berolinensis, Professoris Chirurgiae primarii, Chirurgi Regii nosocomii Caritatis, etc. etc. Werken mit Mehrerm zu ersehen ist. Die Auszüge aus guten Schriften hingegen sind so vollständig und so zusammenhängend, daß man dadurch gar füglich für die Entbehrung manches Buches schadlos kann gehalten werden, und dieserwegen dem Herrn Verfasser für seine Bemühungen, die, wie er sagt, theils Pflicht, theils Neigung gewesen, allen verbündlichen Dank schuldig ist. Die Bibliothek fängt von den Schriften an, die seit 1770. [644] herausgekommen; mit jedem Vierteljahr wird ein Stück geliefert; vier Stücke machen einen Band aus; und jedem sechsten Bande soll ein Register folgen.

Um unsere Leser sowohl auf die Ausführlichkeit der Bibliothek, als auch auf die recensirten Werke selbst, aufmerksam zu machen, will ich nur ein und das andere aus dem ersten Stücke berühren. In den Memoires de l'Academie Royale de Chirurgie Tom. III. wird unter andern die Frage aufgeworfen, ob sich die Knochen des Beckens während der Schwangerschaft und Geburt auseinander geben, und mit Ja beantwortet und bewiesen. Röderer glaubte, die Erweiterung des Beckens sey nicht nöthig, weil der Durchmesser des Kopfs des Kindes jederzeit kleiner sey, als der Durchmesser der Öffnung des Beckens. Aber dies Verhältniß gilt nur beym Skelet, und nicht im lebenden Körper, wo die Öffnung des Beckens durch fleischigte Theile verenget, und der Kopf durch die allgemeinen Bedeckungen vergrößert wird. Die Abhandlung des Herrn Martiniere von Schußwunden ist ganz wider Hrn. Bilguer. Es werden viele Fälle angegeben, wo die Amputation nöthig und nützlich ist. Gegen die Einschnitte des Hrn. Bilguers wird erinnert, daß sie zusammen genommen, weit mehr Schmerzen, als die Amputation machen. Ohne die Amputation werden zwar einige erhalten, aber weit mehr durch dieselbe. So ist auch die Methode des Hrn. Bilguers weit grausamer. Herr le Vacher

beweiſt, daß es keine Luftſtreifſchüſſe gebe, und widerlegt Hrn. Bilguer. Pibrac vom Gebrauch des ätzenden Sublimats. Sowohl Herr Pibrac, als Herr Richter, und der Recenſent haben ihn meiſt als ein unſicheres Mittel gefunden. In Pott's Remarks on Fractures and Dislocations kommen wichtige Stücke vor, die Wundärzte gut nutzen können. So wird z. B. auch hier wieder erinnert, daß bey jeder Extenſion das [645] Glied in eine mäßig gebogene Lage müſſe gebracht werden, das bey uns faſt durchgehends nicht beobachtet wird; nur der Bruch der Knieſcheibe und des Olekranons erfordern eine gerade ausgeſtreckte Lage. Bey den Plenkiſchen Recenſionen ſcheint es, als wenn Herr Richter Paßion gegen den Mann hätte, der doch wirklich viel Verdienſt um die Chirurgie hat, und wenn er auch weiter nichts geleiſtet hätte, blos wegen der Bekanntmachung ſeines gummöſen Merkurius hochzuſchätzen und zu lieben iſt. Bey den Luftſtreifſchüſſen und Erklärungen aus der Elektricität hat Herr Plenk freylich nicht recht geurtheilt, aber ſeine Fehler hätten ihm doch nicht ſo im moquanten Tone aufgemutzet werden ſollen. So bald ſich der Bibliothekair namentlich bekannt macht, muß die hohe Miene zur Diktatur wegfallen, die überhaupt ſchon ſo manchen verlarvten Bibliothekairen ſchlecht anſteht, ſich aber hier noch ehender entſchuldigen läßt. — Auch Herr Morand vertheidigt die Amputation gegen Herrn Bilguer und Tiſſot, und wird erſterer vieler Fehler beſchuldigt. Bey des Hrn. Arands Obſervationen redt Herr Richter, als wenn er blos fürs Neue eingenommen wäre Erweichende Umſchläge bey eingeſchloſſenen Brüchen hat der Recenſ. hundert und hundertmal, und heut noch bewährt gefunden, bewährter als das kalte Waſſer. Herr Arand ſcheint mir auch keinen ſo demonſtrativiſchen Tadel zu verdienen, weil er einen Bruch, der durch Zerreiſſung des Darmfells entſtanden, zur Operation untüchtig hält.

London.

The ancient Buildings of Rome. By Anthony Desgodetz Published, in two Volumes. By George

Marshall Architect. Vol. 1. Fol. Royal Paper, 2 L. 12 S. 5 d. in Sheets. Robson 1771.

Herr Desgodetz wurde unter andern Mitgliedern der [646] Akademie der Baukunſt Ao. 1764. nach Rom geſchickt, Er zeichnete alles daſelbſt mit eigner Hand, unter vielen Schwierigkeiten; beſtieg die meiſten Gebäude mit Leitern, errichtete Gerüſte, und nahm alles mit dem Cirkel und Maaßſtab ab. Die Kupferſtiche ſind folgende: 1.) das Pantheon in 23 Tafeln; 2.) der Tempel des Bacchus zu Rom in 5 derſelben; 3.) der Tempel des Faunus zu Rom in 2 dergleichen; 4.) der Tempel der Veſta zu Rom in drey; 5.) der Tempel der Veſta zu Tivoli in 4 dergleichen; 6.) der Tempel der Fortuna Virilis zu Rom in 4; 7.) der Tempel des Friedens zu Rom in 2; 8.) der Tempel des Antonius und der Fauſtina zu Rom in 5; 9.) der Tempel der Eintracht zu Rom in 3; 10.) der Tempel des Jupiter Stator zu Rom in 3; 11.) der Tempel des Jupiter des Donnerers zu Rom in 3; 12.) der Tempel des Mars des Rächers zu Rom in 4. Sämmtliche Kupfertafeln ſind ſauber gerathen, und ſcheinen mit andern ähnlichen Werken verglichen, richtige Vorſtellungen der Gegenſtände zu enthalten.

Engliſche ſchwarze Kunſt.

Ryland hat angefangen, eine Sammlung herauszugeben, die an die ſechzig Stück nach den beſten Meiſtern gearbeitet, enthalten ſoll. Uns ſind das erſte und dritte zu Geſichte gekommen, beyde mit großer Delikateſſe und Verſtand ausgeführt.

Das erſte. Die **Königinn Charlotte** tritt, einen Lorbeerkranz in der herabhängenden Hand, zu dem ſchlafenden Genius der ſchönen Künſte, und rührt deſſen Arm an. Eine Harpfe und andres Beywesen bezeichnen ihn. Die Kopfſtellung der Königinn iſt etwas indifferent, zwar Portraitgemäs, ſieht ſie halbprofil den Zuſchauer an. Die Compoſition iſt ungemein ſimpel, anſtändig, ſo gar groß, und macht Angelika Kaufmann Ehre, nach der es von **Th. Burk** gearbeitet iſt.

[647] Das dritte. Nach Vandyk von eben dem **Burk.** Das Knäblein **Jeſus** empfängt mit viel Wärme das Kindlein Johannes an ſeinen Buſen. Das Gemälde iſt ſchon aus Kupfern und Copien bekannt. Hier erſcheint es abermal zu ſeinem Vortheil, ohne daß der finſtre Grund mit dem hohen Lichte des Fleiſches vielleicht zu ſehr kontraſtirt.

Boydell verlegt: **A Philosopher Shewing an experiment on the air pump.** Nach Wright von **Green.**

Das arme Täubgen in der Luftpumpe iſt auf dem Punkte zu erſticken, einige von der Geſellſchaft ſehn aufmerkſam, andre bewegt, und ein junges Mädchen, die ein Mann deutend auf die Merkwürdigkeit aufmerkſam machen will, wendet ihr Geſicht thränend weg, und verbirgts in die Hände, ihre jüngre Schweſter drängt ſich beängſtet an ſie.

A Philosopher Giving a lecture on the Orrery, nach Wright von **Pether.** Compagnon zum vorigen, und, wies zu gehn pflegt, erzwungen, und ohne Intereſſe. Groß und klein ſtehen um ein Syſtema des Planetenlaufs, und gaffen drein. Vielleicht ſoll nach des Künſtlers Willen in der ernſten Miene der Zuſchauer zu leſen ſeyn: Wie groß iſt Gott! Wir habens nicht drinnen gefunden. Auch die Creyſe, die über die Maſchine gehn, machen zu viele ſchmale Lichter, und den erſten Anblick unangenehm.

A Blacksmith Shop, nach Wright von **Earlom.** Ein fürtrefliches Blatt. Drey Schmiede ſind mit einer eiſernen Stange beſchäftigt. Der eine, der ſie feſt, und ihre glühende Spitze, wodurch das Ganze erleuchtet wird, auf den Ambos hält, wird von hinten geſehen und beſchattet. Jenſeit des glühenden Eiſens ſteht ein junger Menſch, der, ich weiß nicht was, dazu beyträgt. Indeſſen der Meiſter mit verdrüßlich abgezehrtem Schmiedegeſicht die Mühſeligkeit vollkommen ausdrückt, mit der er den ſchweren Hammer aufs Eiſen ſchmettert. Die Funken sprü- [648] tzen, und zwey Knaben, die zu nahe dabey ſtehen, halten die Arme vors Geſicht u. ſ. w. Nur müſſen wir bemerken, daß bey näherer Unterſuchung uns die Zuſammenſetzung hier und da willkühr-

lich geſchienen hat. Die Figuren ſtehn nicht alle, weil ſie da ſtehn muſten, ſondern, weil der Mahler eine Maſſe Licht und Schatten brauchte.

The Presentation in the Temple, von **Earlom** nach **Rembrand**. Auf Marien und dem Knäblein ruht das gepackte Licht. Die Lappen und Franzen, womit der Hoheprieſter behängt iſt, verzeiht man dieſem Künſtler gern.

Eliah raising the Widow's Son. Von **eben denſelben Künſtlern.** Ein liebes Knäblein todt auf einem Bette, dahinten ein ehrlicher bärtiger Alter, der betend gen Himmel ſchaut, und ein erbärmlich Geſicht macht.

Nach **Penny** von **Pether. The Continence of Chev. Bayard.** Der Ritter verweiſt mehr ängſtlich als ernſtlich, der vor ihm knienden alten Frau ihr Vergehen, das gerettete Mädchen ſteht weinend in der Ferne. Die Scene ein großes unmeublirtes Zimmer, hilft der Einbildungskraft in jene einfache Zeiten. Das Blatt thut eine gute Würkung, ſo wenig wir es auch für ein vorſtechendes Kunſtwerk preiſen können.

Alexander and Philipp his Physician, nach **Weſt** von **Green.** Eine meiſterhafte Compoſition, erhaben gedacht. Nur fürchten wir, der nachbildende Schwarzkünſtler, habe den Ausdruck der Geſichter nicht delikat wieder gegeben. Alexander, der den Becher ausgetrunken hat, ſieht mit einer Miene von Unbehaglichkeit Philippen an, der gleichfalls eine Grimaſſe von Erſtaunen und Verdruß zieht. Vielleicht iſts auch die Schuld des ſonſt großen Künſtlers. Nicht einem iſt alles gegeben!

[649] Nro. LXXXII. Den 13. October. 1772.

Nürnberg.

Joachims von Sandrart teutſche Akademie der Bau-Bildhauer und Malerkunſt, in beſſere Ordnung gebracht und durchgehends verbeſſert von Joh. Jak. Volkmann, Dr. Des zweyten Haupttheils zweyter Band, der in der Ordnung des Werks den Fünften ausmacht. 1772. fol.

Bey der neuen Ausgabe dieſes Buchs, von der wir nicht

unterſuchen wollen, ob Künſtler, Kenner, Liebhaber, oder Buchhändler am meiſten gewinnt, war es die Abſicht, dem Publikum eine vollſtändige Sammlung aller Sandrartiſchen Werke zu liefern, die zerſtreut herausgegeben, theils rar, theils wegen des abenteurlichen Textes unbrauchbar worden waren. Man lieferte alſo Kupfer, wie man ſie hatte und haben konnte. Originale der vorigen Ausgaben, Nachſtiche, Aufgeſtochne; und den Text reinigte Herr B. von allem üppigen Auswuchs krauſer Diktion, von aller übelangebrachten Gelehrſamkeit, und verſchnitt das über ſein Kunſtleben raiſonnirende, allegoriſirende, rabotirende, ſchändiſirende Genie, zu einem feinen kalten Reiſenden, zum trocknen Handwerker, willkommen in guter Geſellſchaft, im gemeinen Leben; quoad formam verſteht ſich, und [650] das Innere blieb wies konnte. Die Abhandlungen, als Theorien, nicht halb, nicht ganz, und die Auslegungen ziemlich gemein. Gleich in der Vorrede zum erſten Theil, deklarirte und proteſtirte Herr B. er ſey nicht Willens den mindſten Real Aufwand zum Beſten dieſes Werks zu machen, weil es doch einmal Sandrarts Werk ſeyn und bleiben ſollte; über dieſer Verſicherung hat er bisher ſo heilig gehalten, daß er auch gar in den Vorberichten, wo er freye Hand hatte zu ſagen, was ihm auf dem Herzen lag, auch ſogar da, wo er eins oder das andre einleiten will, ſo allgemein, ſo flach von der Kunſt ſpricht, daß wir uns gewundert haben, und es nur damit erklären konnten: er habe Sandrarten nicht ganz verdunklen wollen, und daher ſein Licht verborgen vor den Leuten. Dieſer Theil enthält, antike Basreliefs, römiſche Gärten und Verwandlungen Ovids.

Der Vorbericht zu den Basreliefs hat uns gar nicht erbaut. „Sie ſind ein wichtiges Stück der Kunſt“ ſagt Herr B. Gut! warum aber gleich darauf? „Es iſt bekannt, daß die Alten darinn ihre geringe Kenntniß der Perſpektiv verrathen.“ Fürs erſte iſt das nicht allgemein wahr, und wir dürfen uns nur auf Sandrarts Zeugniß ſelbſt berufen, der im vierten Bande dieſes Werks S. 13, die Alten in Anſehung des Perſpektivs im Basrelief über die neuern ſetzt

und ſpricht: „Die Alten haben dieſes oft meiſterlich beobachtet, und z. B. die fliehenden Figuren in der Entfernung ſo geringe angezeigt, daß man ſie kaum ſieht: welches einige neuere ganz verkehrt gemacht ꝛc.“ Fürs andre iſt die Frage noch auszumachen: ob die ſogenannten Fehler wider das Perſpektiv im Basrelief, hier wirklich Fehler ſeyn, oder ob ſie nicht vielmehr, unter verſchiednen Beſtimmungen *nothwendig* werden müſſen. Und dann, wenn auch alle Basreliefs im [651] ſtrengſten Sinn ſich dieſer Sünde ſchuldig machten, wars der Platz, ſogleich zum Anfang, wo man karakteriſtiſche Züge der Vortreflichkeit und des Nutzens erwartet, den Halbkenner zu ſpielen und von Mängeln zu reden? Das iſt, wie mit den *Flecken Homers*. Ferner deutet zwar Herr V. auf das Beyſpiel der gröſten Künſtler, die nach den Basreliefs ſtudirt haben; warnt aber gleich wieder vor denen zu dicht anliegenden naſſen Gewändern, die oft zu enge, mit zu ſchmal laufenden Falten gearbeitet ſind. „Die Franzoſen nennen dieſe Manier ſteinern“ ſagt er. O ja! und hüten ſich ſo ſehr vor der ſteinernen Manier, daß man überall mit Lappen, Lumpen, Bändern und Franzen ihre Prinzen und Prinzeßinnen überhängt ſieht. — Und kein Wort zu ſagen von der Wahrheit alter Gewänder, daß ſie mit dem Körper gebohren zu ſeyn ſcheinen, da nichts willkührliches, alles für dieſen Körper, für dieſe Stellung, dieſen Ausdruck höchſt pertinent, und doch bey der Simplicität ſo mannigfaltig, als es die neuern mit aller Verworrenheit nimmer leiſten werden. Denn nur das wahre Einfache kann mannigfaltig ſeyn, das Verworrne bleibt bey aller Abwechslung immer eben daſſelbe. Zuletzt kommt Herr V. auf die *gute Seite* der Basreliefs. Da wären ſie denn, dem Künſtler eine Schule des Koſtums: Daß er im Opfer und Hausgeräthe keine Fehler begehe. Und das iſt alles? Das Koſtum iſt für unſer Gefühl eine ſehr geringe Sache, iſt auch von den gröſten Meiſtern auf die Seite geſetzt worden, iſt ſogar von einer Seite der Wirkung eines neuern Kunſtwerkes höchſt ſchädlich; es ſupponirt kritiſche Kenntniße, oder einen Ausleger, und beydes iſt kalt. Koſtum verſetzt uns in

eine fremde, meist theatralisch zusammengeflickte Welt, wo wir nur angaffen. Ist des Künstlers Imagination so wahr, eine Geschichtssituation als Mensch zu fühlen, wird er sie fühlen, als wärs in seiner Gegen=[652]wart, in seiner Heimat geschehen; und die unbedeutende oder vielbedeutende (wie mans nimmt) Nebensachen, werden in seiner Seele all inländisch seyn. Warum ist Rembrandt ganz Wahrheit, als Dichter und Maler, und als Archaiologe — vielleicht unter den Comödianten? — und doch versetzt er uns wohin er will. Die ersten Platten dieses Theils sind nach dem Werke Veteres arcus augustorum etc. die letzten nach den admirandis romanarum antiquitatum von Bartoli und Bellori von J. J. Sandrart herausgegeben worden. Jetzo erscheinen sie bis gegen die vierzig, theils noch gut, theils leidlich, nachher laufen so schändlich gekratzte Fratzen mit unter, daß Herr Enter sich vor den diis Manibus derer Sandrarts, die er lästert, scheuen sollte. Bey den Erklärungen sind die neuern kritischen Entdeckungen und Berichtigungen nicht gebraucht worden.

Zwote Abtheilung. Römische Garten. Hier ist Herr V. schon mehr in seinem Fache, und man erkennt in dem Vorberichte einen Mann, der Reisebeschreibung durch Italien rektificirt hat. Nicht sonderlich interessant ist diese Abtheilung, der Plan der Gärten äusserst unbedeutend, und da auch die Aufrisse einen zu hohen Horizont haben, erscheint nirgends maleriſcher Blick.

Dritte Abtheilung. Ovidische Verwandlungen. Weil doch alles von den Sandrarts beysammen seyn sollte, mögen auch diese mit drein gehn, so sehr man sie in allem Betracht entbehren könnte. Die Wichtigkeit derselben, die der Vorbericht rühmt, sehen wir nicht ein. Denn überhaupt haben Ovids Verwandlungen der Kunst mehr geschadet, als genutzt. Der weiche wollüstige Dichter, bey dem alles auf das Vermehrungswerk abzielte, durch dessen Beschreibungen eine so kützliche Behaglichkeit herrscht, für welchen Künstler war er Dichter? nur für den, der gleich ihm das paradiesische Versinken in Genuß, [653] in einer Leda, einer Danae

zu ſchildern vermochte; und für den Landſchaftmaler, der ſeinen glücklichen, heiligen Gegenden das Siegel der Vollkommenheit aufdrückte, wenn er Götter und Menſchen, in höchſter Behaglichkeit auf ſeine Raſen ſtreckte, zwiſchen ſeinen Felſen im Teiche plätſchern ließ. Andern hingegen, die ſo wenig fühlten, als dachten, wurden dieſe Gedichte Gemeinplatz, (Locus communis, Eſelsbrücke.) Weil ſie ihren Stücken keinen Karakter geben konnten, ward das Mährchen Karakteriſtik, und unbedeutendſte Staffage, wie bibliſche Hiſtorie. Was denn nun gar Verwandlung iſt, macht einen eckelhaften Gegenſtand. Wie läppiſch ſind hier unter Sandrarts Blättern, Arachne zur Spinne, Herr Luchs mit dem Dolche. Sein Genie zeigt ſich hier eben nicht im Glanze; meiſt unbedeutende Gegenſtände hat er gewählt, und die Compoſition iſt wieder ſo unbedeutend, ja gar oft ſchlecht. Wir haben ſie zu Lackirbildchen nachgeſtochen, auf Theebretten figuriren ſehn, da waren ſie an ihrem Platz. Der Stich gab ihnen in der erſten Ausgabe noch einigen Werth, für diesmal hat Herr Chriſt. Engelbrecht, das Bißchen guten Contur und Haltung gar auf die Seite geſchafft. Die Beſchreibungen ſind denn, wie die Stiche, das kältſte Skelet von Ovids Geſtalten. Skelet von einem Mährchen, an dem Leben und Farbe alles iſt. Durch ſolche Bemühungen macht man ſchlechte Künſtler. Nun die angefügten Erklärungen weiß Gott für wen die ſollen. An ſich taugen ſie zuſammen nichts. Denn in Ovids zuſammengerafften Mährleins, überall Allegorie zu ſuchen, iſt Thorheit, da man ſieht, ein großer Theil iſt nur aus einer abergläubiſchen Immagination über den unbekannten Urſprung der Dinge entſtanden, ein großer Theil ſind Pfaffenmährchen, wie die Götter mit Peſtilenzpfeilen an übermüthigen Sterblichen ſich und ihre Prieſter rächen, und was dann noch übrig [654] bleibt — wer mag das deuten. Relativ auf den Künſtler ſind ſie zu gar nichts nütze. In dem einzigen Fall ſogar, ſie als Anſpielung zu brauchen, iſt die Allegorie zu weit geſucht.

Leipzig.

C. Cornelii Taciti Opera, iterum recensuit notas integras Justi Lipsii, J. J. Gronovii, Nic. Heinsii et suas adjecit J. A. Ernesti 1772. Vol. I. 2 Alph. 10 B. Vol. II. 2 Alph. 1 Bogen. ohne Vorrede und Register.

Wir sehen mit Vergnügen, daß Tacitus unter uns doch so viel gelesen wird, daß diese schöne Ausgabe nun wieder neu aufgelegt werden muste. Die Hauptveränderungen, die dabey vorgenommen worden sind, zeigt der Titel an. Sie bestehn nemlich darinn, daß die Heinsiusischen Noten dazu gekommen sind, die bey der ersten Ausgabe dem Herrn Ernesti zu spät zukamen. Die übrigen Veränderungen in der Vorrede und den Noten sind, so weit wir die beyden Ausgaben zusammen halten konnten, nicht gar beträchtlich. Den Werth der gelehrten Anmerkungen der vier großen Leute, die auf dem Titel bemerkt worden sind, brauchen wir nicht erst bekannt zu machen; aber wir können uns doch nicht enthalten, eine kleine Anmerkung über den kritischen Geitz zu machen, wodurch die meisten Herausgeber der Alten bewegt werden, ihre Schriftsteller mit Glossen und Gelehrsamkeit so zu überschwemmen, daß die armen Leser wirklich sich meist davon überladen, und wenn sie nicht eben eine solche Comentiersucht haben, bald gar keine Anmerkungen mehr lesen mögen. Kein Mensch wird einem Lipsius und einem Gronovius eine weitläuftige Gelehrsamkeit abstreiten; Allein, warum muß der gute Alte gerade zur Coulisse gemacht werden, woraus sie ihre Collectaneen [655] hervortreten lassen? Ein Leser, der mit einigem Gefühl liest, wird nie gern seine Lektur unterbrechen sehen, um aus einer Anmerkung zu lernen, ob der Munatius Plancus, den die Soldaten des Germanicus im Aufruhr umbringen wollten, vordem Consul oder Censor war? und noch weniger muß ihm daran gelegen seyn, ob: quod nomen huic coetui dabo? in der schönen lebhaften Rede des Germanicus, aus dem Livius geborgt, oder von dem Tacitus gefunden orden ist. Es wäre vielleicht weit nützlicher, wenn man eine

gute Auswahl aus den Comentatoren machte, und ſonderlich, ſo wenig als möglich, Beleſenheit dabey auskramte. An hundert Orten ſchaden dieſe Noten weit mehr, als ſie nutzen, wie z. B. die häßliche Note des Lipſius zu der Stelle in dem Tr. de moribus Germanor. wo Tacitus ſagt, daß die alten Deutſchen von den Weibern oft Rath genommen hätten. Hoccine supererat? ſagt da der kalte auf ſeine weibiſche Mannheit ſtolze Kritiker, heu ipsos parum firma mente, qui eam quaesivere apud amentem sexum! Es war dem Kritiker gar nicht möglich, ſich in die Zeiten der alten Deutſchen zurückzuſetzen, wo der Mann, noch weit näher bey ſeiner natürlichen Beſtimmung, weit mehr zum wirken, als zum ruhigen Rathſchlagen und Überlegen geſchickt, die ſittſamere Vernunft des gelaſſenern Weibes gewiß nöthig hatte. Es iſt immer ein Beweis von der Entartung eines Volkes, wenn das Weib ſeinen Werth verliehrt, oder der Mann ihn verkennt. Die Natur hält treu ihre Verhältniſſe. Wird der Mann weibiſch, ſo wird die Frau Kind; und nur der, der männlichen Werth hat, wird den weiblichen zu finden, zu ſchätzen, zu lieben wiſſen. — Wir müſſen überhaupt geſtehen, daß uns noch wenige Comentarienſchreiber über des Taciti Germaniam Gnüge gethan haben. Die Nationen ſind in ihrer [656] Kindheit zu einfach, als daß man viel von ihnen ſagen; und viel über das geſagte commentiren könnte. Anſchaffung ihrer einfachen Bedürfniß, unmittelbarer Gebrauch ihrer Leibeskräfte und Zeitvertreib, das iſt der Zweck ihres Lebens. Beym Überfluß der Bedürfniß, und beym Mangel der Gelegenheit zu Anſtrengung der Kräfte, behält Zeitvertreib nach und nach die Oberhand. Oft wiederholter Zeitvertreib wird aber bald verekelt. Da ſchafft die Phantaſie neuen, daher neue verwickeltere Bedürfniſſe, und aus denen — Anſtrengung der Seelen Kräfte. In dem Kreis lauft jede Nation, bis ſie ſelbſt ſo nichtswürdig wird, daß ſie zu nichts mehr taugt, als Materie zum Zeitvertreib eines andern zu ſeyn. — Doch was geht das den Tacitus an? — Noch bemerken wir, daß die Heinſiuſiſchen Noten meiſt kritiſch ſind; die Schrift dieſer Edition iſt kleiner, als

die von der ersten, und ein Verzeichniß der Ausgaben des Tacitus, das auch in der ersten nicht steht, ist noch ein Zuwachs dieser andern Ausgabe, für die wir Herrn Ernesti sehr vielen Dank schuldig sind.

Kupferstich.

Pylades and Orestes, nach West von **Basire.** In ihrer Größe zeigt sich hier Vests Composition. Mit gesenkten Köpfen stehn die beyden Freunde fast nackt, gebunden vor dem Altar, Iphigenia hält mitleidsvoll ihr Aug auf dem einen, eine unbedeutende Figur drängt sich gegen sie, und scheint die Entdeckung zu machen. Männlich gestochen.

[657] Nro. LXXXIII. Den 16. October 1772.

Ohne Anzeige des Orts.

Questions sur l'Encyclopédie par des Amateurs. Neuvieme Partie. 1772.

Dieser neunte Theil besteht zuerst aus einigen Artickeln: Superstition, Symbole, Testicules, Theocratie, Tolerance, Tonnerre, Vapeurs, Venalité, Venise, Ventres Paresseux, Verité, Vertu, Vie, Voiage de S. Pierre a Rome, Volonté, Xenophanes, Xenophon, Zoroaster, welche das Alphabet beschliessen. Diesem folgt ein Anhang von 237. andern, nebst Briefen des Memmius beym Lucrez an Cicero, über die wichtigsten metaphysischen Fragen; welches alles zusammen einen Band von 378. Seiten ausmacht. Wir müssen gestehen, daß wir seit langer Zeit nicht ein Buch in die Hand genommen, das wir mit so vielem Unwillen weggelegt hätten. Und welcher Mensch, der Gefühl seines eignen Werths hat, kann gleichgültig bleiben, wenn er in einem öffentlichen Hause eine Gesellschaft trunkner unwissender Jünglinge über alles hat spotten hören, was zu allen Zeiten den Menschen schätzbar war. Religion, Tugend, Dogma aller Zeiten und Völker, Resultate des tiefsten Beobachtungsgeistes, Werke der alten Kunst, alles wird unter die Füsse getreten, und in einen

Hauffen mit einem Nonotte, Patoniltet, [658] und la Baumelle gemiſcht. Durch die ungezogenſten Zweydeutigkeiten wird auch ſogar aller äuſſere Wohlſtand beleidigt, auf keinem Blatt nicht das geringſte gelehrt, das des Aufhebens werth wäre, oder die mindeſte wahre Gelehrſamkeit verriethe. Was würde aus dieſer Welt-werden, die dieſe Herren ſo gerne umformen möchten, wenn ihr Geiſt der Philoſophie und der Toleranz allgemein werden könnte, — er, der intoleranter iſt, als kein gereizter Prieſter irgend einer Sekte, der ſpotten mag, über das, was ſeine Brüder verehren, und doch ein ſolcher Neuling iſt, daß er glaubt, man könne oder dürfe das wegraiſonniren, was Gefühl geworden iſt, und bleiben wird und muß.

Jena.

Henrici Cope, Medici olim Regii ad statum in Hibernia, Demonstratio Medico-practica Prognosticorum Hippocratis ea conferendo cum aegrotorum historiis in libro primo et tertio epidemiorum descriptis. Denuo edidit E. G. Baldinger etc. 320 S. in gr. 8. ohne die Zueignungsſchriften und Vorrede.

Copens Erklärungen der bekannten zwey und vierzig Krankengeſchichten, die im erſten und dritten Buche von den Epidemien beym Hippokrates vorkommen, ſind ſo vortreflich mit den Hippokratiſchen Vorherſagungen unterſtützt und erwieſen, daß Ärzte, die auſſer dem avis au peuple (das doch ſo manchem großen Arzte zu Fuß und im Wagen eben ſo gut praktiſches Vademecum iſt, als es ehemals Weißbach geweſen) noch mehr gute Bücher zu leſen gewohnt ſind, dies Buch gewiß nicht eher aus der Hand legen werden, bis ſie es durch und durch ſtudirt, und in succum et sanguinem vertirt haben. Der unvergleichliche Cope, der allen prakti[659]ſchen Ärzten zum Muſter dienen ſollte, war nur ſehr wenig in Deutſchland bekannt, und Herr Baldinger verdient für deſſen Bekanntmachung um ſo mehr Dank, je größer dadurch die Bequemlichkeit geworden, die prognoſtiſchen Sätze des Hippokrates auf einzelne Fällen genau anzuwenden.

Wenn doch nur mehr ſolche Schriftſteller aufträten, und auf gleiche Weiſe, wie hier der Irrländer, und ſein neuer Editor, ſtatt dem ewigen Hunde würgen, Feuer ſehn, Pillen drechſeln, Kräuterraufen; ſtatt ihren Krankengeſchichten, wo ſie uns entweder infallible Mittel und göttliche Specifica angeben, oder auſſerordentliche Dinge erzählen, oder wohl gar ihre Hypotheſen erweiſen, uns angeſtellte Betrachtungen beym Krankenbette lieferten, die den künftigen anfallenden fürchterlichen Feind voraus vermuthen, oder gewiß vorher ſagen lieſſen; wahrhaftig! wir würden mit unſerm Waſſer, mit Tiſane, Meth, Oxycrat, Oxymel, Wein und wenigen ausführenden Mitteln in hitzigen epidemiſchen Fiebern unendlich weiter kommen, als mit allen hochgeprieſenen antiſeptiſchen Speciſicis, mit Schwefelſpiritus, Chinedecocten, antimonialiſchem Goldſchwefel, oder wohl gar, si Dis placet, mit mineraliſchem Kermes u. ſ. f.

London.

The Rites and Ceremonies of the Greek Church in Russia; containing an Account of its Doctrine, Worship and Discipline. By John Glen King, D. D. Fellow of the Royal and Antiquarian Societys and Chaplain to the British Factory at St. Petersburg. 1772. 4. 1 L. 1 S.

Herr Dr. King iſt Caplan bey der Brittiſchen Faktorey in Petersburg, und ſein langer Aufenthalt ſowohl, als das merkſame Auge, das er zu ſeinem [660] Gegenſtand brachte, haben ihn in den Stand geſetzt, dieſes an Vollſtändigkeit und Gründlichkeit ſeine Vorgänger weit übertreffende Werk zu liefern. Vielleicht hat er als Fremdling und Ausländer ein weit ſorgfältigerer Geſchichtſchreiber ſeyn können, weil er gerade in dieſem Geſichtspunkt dasjenige vor uns Ausländer auffaßte, was einem Eingebohrnen entgangen, oder unbedeutend vorgekommen wäre. Er verſteht das Rußiſche vollkommen, und hat alſo alle dazu nöthige Quellen in der Grundſprache nachleſen können. In Beſchreibung der Gebräuche hat er natürlicher weiſe nur das bemerkt, worinn ſich eigentlich die Griechiſch-Rußiſche Kirche von allen andern auszeichnet. Die

Kirchen, der Ornat, die Kleidung der Geiſtlichkeit, die zum Gottesdienſte gehörigen Gefäße ſind in Kupfer geſtochen, und genau beſchrieben. Ferner findet ſich eine ſehr ausführliche Nachricht von der Veſper, der Nachveſper, dem Meſonycticon, den Matinen, den Horis Canonicis, und der Communion. Der ganze Ritus iſt allzeit in ſeiner ganzen Länge hingeſetzt, damit man ſich eine wahre Vorſtellung davon machen könne. Goar's Evchologion wird hierdurch ſehr berichtigt, indem dieſer von der Societät de propaganda fide in den Orient geſchickt war, um die Vereinigung der lateiniſchen und griechiſchen Kirche zu befördern, folglich um die Gemüther zu gewinnen, zu beweiſen ſucht, daß beyde Kirchen beynahe einerley Gebräuche hätten, und alſo alles unter einander miſchte. Der Verf. rühmt Mosheims Kirchengeſchichte ſehr, neben ihr bemerkt er auch den Catechiſm des Theophanes, Biſchoffs von Novogorod, und das von Peter dem Großen, herausgegebne geiſtliche Regulativ, das von Conſett im Jahr 1729 aus dem Rußiſchen ins Engliſche überſetzt worden. Smiths Nachricht von der griechiſchen Kirche iſt ihm zu kurz, allein den von Plato 1765 herausgegebnen Unterricht, oder Abriß der Chriſt=[661]lichen Lehre lobt er ungemein. Überhaupt iſt er den griechiſchen Mönchen gewogen, und glaubt, daß ſie durch ihren Wandel der chriſtlichen Einfalt der erſten Jahrhunderte gleich kämen. Er klagt über die viele Erdichtungen und falſche Nachreden, wodurch die Geſchichte dieſer Kirche beynahe bey allen Völkern ſo ſchrecklich verſtellt wird. Hier bekommen nun die Herrn Compilatoren ihren Platz angewieſen, und der Verf. zeigt, wie man in dem ſo allgemein beliebten Buche les Ceremonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde, ſodann bey der allgemeinen Weltgeſchichte nichts gethan, als die Fehler und Unrichtigkeiten eines Crull, Perry, Olearius, le Brun, und anderer abgeſchrieben, und durch das ſogenannte Zuſammenhängen nur vermehret habe. Unter die Hauptirrthümer dieſer Compilatoren gehört vorzüglich dieſer, wenn ſie behaupten, daß die Griechen nur drey Sakramente, die Taufe, das H. Abendmahl, und die letzte Ölung hätten, und ſolchergeſtalt das

Chriſma, die Beichte, den Eheſtand, und die Ordination vergeſſen, welches allerdings bey den Griechen Sakramente ſind. Auch das Geſchichtgen mit dem Paß, den ſie dem Todten mitgeben ſollen, und der allzeit an irgend einen Heiligen gerichtet wäre, klingt hier ganz anders. Es iſt dieſer Paß ein Papier, worauf zwey Gebete ſtehen; das eine in der erſten Perſon abgefaßt, als wenn es das letzte Gebet wäre, das der Verſtorbene an Gott um Vergebung ſeiner Sünden gethan habe; und das andere ein Abſolutionsgebet, als wenn es der Prieſter, deſſen Namen beygefügt iſt, dem Todten vor ſeinem Abſchied vorgeſprochen hätte. Beyde Stücke werden bey dem Grabe vorgeleſen, um dem Volk zu bezeugen, daß der Verſtorbene als ein Glied der wahren rechtglaubigen Kirche verſchieden ſey. Das Werk fängt ſich mit einer Nachricht von der Stiftung der griechiſchen Kir=[662]che in Rußland an, und beſchließt mit ihrer Geſchichte und Reformation durch Peter den Großen. Die Kupfer ſind wohl gerathen.

Paris.

Sargines, nouvelle. Par Msr. D'arnaud. Chés le Jay 1772. 8. 136 S.

Der Plan dieſer Geſchichte iſt folgender. Unter den Helden, die den Hof Philipp Auguſts anſehnlich machen, befindet ſich Sargines, ein unglücklicher Vater. Der einzige Sohn, den er hat, entſpricht ſo wenig ſeinen Hoffnungen, und den Tugenden ſeines Hauſes, daß er aus Verzweiflung von neuem in den Krieg eilt, und den Tod bey den Saracenen ſucht. Nichts kann den jungen Menſchen aus ſeiner Schlafſucht ziehen, weder Drohungen noch Verſprechungen. Unthätigkeit ſcheint ſein einziges Loos zu ſeyn. Philipp Auguſt hört davon, begleitet den Vater auf ſeinen Landſitz, und wird ein Augenzeuge dieſer ſeltnen Erſcheinung. Der König macht dem träumenden Jüngling ſeinen Degen zum Geſchenk; allein, auch dieſe auſſerordentliche Gnade würkt nicht auf ihn. Von nun an überläßt ihn der Vater ſeinem Schickſal, verſchließt ihn aufs Land mit einem alten Bedienten, und gedenkt an die zweyte Heyrath. In der Nachbar-

ſchaft dieſes Landſitzes wohnt ein Fräulein d'Apremont, der es vorbehalten war, die Entzauberung unſers Helden zu bewürken. Kopf und Herz dieſer edlen Dame dreht um nichts als Ritterthaten und Tournierſiege. Die allmächtige Liebe zeigt ſich auch hier nicht müßig, und ein Blick aus den ſchönen Augen ſeiner Gebieterin würkt mehr auf den jungen Sargines, als alle Strafpredigten des Vaters, und die Liebkoſungen der Könige. Nun ſitzt er bis in die ſpäte Nacht zu Pferde, übt ſich immer in den Waffen, und geht [663] bey einem benachbarten Ritter auf 6 Monate in die Schule aller ritterlichen Übungen. Ein großes Turnier wird angeſtellt. Hier erſcheint ein Unbekannter, der Wunderthaten thut, vier der tapferſten Ritter überwindet, und wie Jupiter nach der Schlacht der Giganten unter niedergeſchlagenen ſchnaufenden Pferden, hingeſtreckten Rittern, zerſchmetterten Helmen, zerſplitterten Lanzen, auf ſeinem Hengſt hin und her parabirt. Die Damen verlangen ihn zu ſehen, man wirft ihm Bänder, Schärfen, Halsgeſchmeide, Deviſen zu. Endlich gelangt er zum Könige. Da er den Helm abnimmt, ſchreyt der alte Sargines: mein Sohn, und neben dem Thron fällt ein andrer Ritter in Ohnmacht. Man ſchnallt dieſen auf, und erkennt, wie ſichs gebührt, unter dem drückenden Panzer die ſchöne Dapremont.

Unſtreitig waren die Turniere und Ritterthaten noch ſüſſe Schattenbilder jener Zeiten, wo die großen Menſchen Homers lebten, die vor unſer Auge faſt nicht von den Göttern zu ſcheiden ſind. Da der Ritter ſchwur: maintenir femmes, veuves et orphelins, et hommes mésaisés et non puissants; da er zum Wahlſpruch führte: le Chevalier est ravisseur des biens d'autrui, qui les vaillances d'autrui tait; et celui en reprouvé vanteur, qui révèle les siennes; da er noch ausrufte:

Vn chevalier n'en doutés pas
Doit ferir hault, et parler bas.

Da fand ſich noch Stoff zur Dichtkunſt auf Erden, und derjenige, der hier mit Ehrfurcht dieſen beſſern Zeiten zu nahen gewuſt, hätte unſtreitig ein vortrefliches Werk liefern

Landsitzes wohnt ein Fräulein d'Apremont, behalten war, die Entzauberung unsers Helden zu Kopf und Herz dieser edlen Dame dreht um Ritterthaten und Tournierſiege. Die allmächtige sich auch hier nicht müßig, und ein Blick aus den ugen seiner Gebieterin würkt mehr auf den jungen es, als alle Strafpredigten des Vaters, und die gen der Könige. Nun sitzt er bis in die späte Nacht e, übt sich immer in den Waffen, und geht [663] bey nachbarten Ritter auf 6 Monate in die Schule aller yen Übungen. Ein großes Turnier wird angestellt. scheint ein Unbekannter, der Wunderthaten thut, vier pferſten Ritter überwindet, und wie Jupiter nach der t der Giganten unter niedergeschlagenen schnaufenden n, hingestreckten Rittern, zerschmetterten Helmen, zerrten Lanzen, auf seinem Hengst hin und her paradirt. Damen verlangen ihn zu sehen, man wirft ihm Bänder, rfen, Halsgeschmeide, Devisen zu. Endlich gelangt er Könige. Da er den Helm abnimmt, schreyt der alte rgines: mein Sohn, und neben dem Thron fällt ein cer Ritter in Ohnmacht. Man schnallt diesen auf, und nnt, wie sichs gebührt, unter dem drückenden Panzer he ne Dapremont.

Unstreitig waren die Turniere und Ritterthaten auch hattenbilder jener Zeiten, wo die großen Menschen H bten, die vor unser Auge fast nicht von der leiden sind. Da der Ritter schwur: malheureux euves et orphelins, et hommes mésaises a er zum Wahlspruch führte: le des biens d'autrui ein celui en r heben er

kommen, die gefunden s, als der Ver- r uns an Wahrheit zeuge geschwächt sind,

können. Allein Mſr. d'Arnaud iſt zu ſehr Pariſien, und Zeitgenoſſe des philoſophiſchen achtzehnten Jahrhunderts, als daß er ſeinen Gegenſtänden die ihnen eigne Würde hätte zu geben wiſſen. Er iſt von der großen Claſſe unſrer ſentimentaliſchen Seelen, die keinen Bettler auf der [664] Straſſe können vorbeygehen ſehen, ohne mit naſſem Auge eine wehmüthige Anmerkung ausgehen zu laſſen. Das ganze Werk ſchwimmt in Deklamation. Das ſogenannte Sentiment weiß nie zu verſtummen, ſondern es redet ſich über jede Materie ſo gut aus, wie ein Deutſcher. Der Vater macht insbeſondre eine elende Figur, wenn er über die Unempfindlichkeit ſeines Sohns ergrimmt. Denn der Leſer ahndet zum voraus, und nichts ſtört ihn in der Vermuthung, daß kein böſer Wille des jungen Menſchen vorwaltet, ſondern daß hier die Natur ihr gewöhnlich Spiel ſpielt; nemlich auf große Menſchen einen langen Schlaf fallen läßt, und ſie nicht eher weckt, bis es Zeit iſt. Die eingeſtreute Erzählung der Roſe d'Amour empfehlen wir unſern Dichtern, die ſich an den Romanzenton wagen wollen. Sie hat das friſche blühendſte Colorit, und wir begreiffen nicht, wie Mſr. d'Arnaud ſein Intereſſe ſo weit verkennen konnte, dieſe Blume der Natur, zu ſeinem Bouquet aus Hahnenfedern, Bandfaſern und Wachsleinwand in einem Topf aufzuſtellen.

Nachricht.

Zu Rinteln hat vor kurzem der berühmte Lehrer der Rechte, Herr Abraham Möller, dieß Zeitliche geſegnet.

Auf den dritten Band der Schulz'ſchen Bibliothek der vorzüglichſten engliſchen Predigten, der nächſtens erſcheinen wird, nehmen die Eichenbergiſchen Erben, Ausgeber dieſer gel. Anzeigen, 30 kr. Pränumeration an. Bey der Ablieferung werden nur noch 15 kr. nachgezahlt. Auch ſind die beyden erſten Bände, jeder noch à 45 kr. bey Ihnen zu bekommen.

[665] Nro. LXXXIV. Den 20. October. 1772.

Kopenhagen und Leipzig.

James Beattie Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit; im Gegensatze der Klügeley und der Zweifelsucht. Aus dem Englischen. Numquam aliud Natura, aliud Sapientia dicit. Juven. Bey Heineck und Faber 1772. 8.

Endlich wieder ein Mann, der über und für den ganzen Menschen philosophirt hat, bey dem Kopf und Herz und Ader des Lebens doch nicht so unermeßlich entfernt scheinen, als bey den meisten Metaphysikern. Beattie ist ein Freund, ein Streiter, ein Eiferer für die Wahrheit; aber nicht für jene bunte Iris von Wahrheit, die sich von einigen Sonnenstralen gegen über auf das düstre wolkichte, wäßrichte Gehirn der sogenannten Philosophen mahlet, wo sie auf Dunst scheinet und mit dem Dunst verfliegt. Unser Verf. ist einer der baumstarken Leute, bey denen gesunde Vernunft Alles ist: mit der sich auch selbst der „Verstand" (den wir Deutschen, und das hätte der Übersetzer bemerken sollen! eben im Gegensatz des Verstandes des Common sense, lieber Vernunft nennen,) auch nicht einmal zu messen habe. Er geht also den Vernünftlern, Klüglingen, Metaphysickern, Idealisten, Skepti-
[666]kern, und wie soll ich sie mehr nennen? tapfer zu Leibe, zeigt oder will zeigen, daß alle ihre Vernünfteleyen nur Schatten an der Wand seyen, die bey allem schönen Spiele, da ihnen selbst Substanz fehlet, auch kein Substanzielles verdrängen könnten — Kurz, Wahrheit, Überzeugung, Gewißheit bleibe die ewige Grundveste des menschlichen Geistes, sey der erste wesentliche Trieb desselben — bey Menschen ein sicherer Instinkt, den kein Beweis geben, kein Wortstreit heben könne u. s. w.

Man siehet, das Buch ist in unsern Zeiten willkommen, die doch gewiß Zeiten der Klügeley eher, als des gesunden Verstandes; mehr des Vernünftelns, als der Vernunft heißen können. Seys, daß wir uns an Wahrheit so überladen, daß unsre Werkzeuge geschwächt sind,

und wir aus Ekel nur naſchen; oder iſt das Holz ſchon ſo klein gefället, daß wir nicht mehr damit bauen, und alſo wie Würme, darinn malen müſſen — Das Fatum iſt indeß offenbar, und der philoſophiſche Geiſt, den die Voltaire, Hume, Helvetius, Baile und Conſorten eingeführt haben, iſt doch, trutz ſeiner hagern Geſtalt, ſeiner wankenden Schritte und klappernder Zähne, das Modegeſpenſt des Jahrhunderts, das nicht blos im Finſtern daher ſchleicht, ſondern ſelbſt wie eine Peſt am Mittage verderbet.

Und da doch dies immer ein häßlich Geſpenſt iſt — auf ſolche Art an Allem! Wahrheit, Güte, Tugend, menſchlicher Beſtimmung u. ſ. w. zweifeln zu können — da es für Menſchen, die nur „dies Komplement zum Böſen“ brauchen, ein ſehr verführendes Phantom iſt, das auf eine ſteile Felshöhe lockt und in den Abgrund ſtürzt — da es endlich für die, die es nicht ſo weit bringen kann, wenigſtens ein ſehr unbehagliches lüftiges Gerippe iſt, das ſie nur immer vom Wege zerret — hic et ubique; ſo rathen wir wohlmeynend allen Buhlern der [667] Philoſophie, inſonderheit den erſten und dritten Theil dieſes Buchs, zumal den dritten! zu leſen, wo ſie eine ſehr kräftige Predigt gegen ſolches Schattenſpiel von Zweifeln und Vernünfteleyen leſen werden — eine Predigt, der im Ganzen niemand Wahrheit, Werth und Wichtigkeit abſprechen kann. Der Menſch iſt nicht zum Metaphyſiciren da, und trennet er einmal Vernunft von geſundem Verſtande, Spekulation von Gefühl und Erfahrung — Der Dädalus und Ikarus hat den feſten Boden der Mutter Erde verlaſſen; wohin kann er ſich mit ſeinen wächſernen pennis homini non datis hin verlieren? wohin kann er ſinken?

Spekulation, als Hauptgeſchäfte des Lebens — welch elendes Geſchäfte! Sie gewöhnt endlich alles als Speculation anzuſehen! ein Opium, was alle wahre Lebenskraft tödtet, und mit ſüſſen Träumen ſättigt, aber auch wie ſelten mit ſüſſen Träumen? — wie oft, iſt das Reich der Abſtraktionen, die wahre Gegend unterirrdiſcher Arſenikaliſcher Dünſte, wo die Goldgräber — (Goldgräber nach dem

Wahn der Menſchen) als Verdammte der Hölle umhergehen, mit blaſſen Wangen und früh verpeſtetem Odem. Speculation löſet das eiſerne Band der Natur, Trieb und Nerve, in Zwirnsfäden — des Wiederſpruchs und Nichtwiederſpruchs, im handeln des Guten und Beſſern ꝛc. auf — eine flächsne Schnur, die, wenn Feuer an ſie reicht, auffährt mit üblem Geruche. Spekulation, wenn der Sinn des Wahren, Common-sense, und noch mehr, wenn der Sinn des Guten, Treue, Gewiſſen fehlt — iſt und bleibt ewiglich auch im feinſten Kopf aller Köpfe ein Farbenſpiel an der Wand — nehmt das Licht weg! — wie dunkel! — Rückt das Prisma ein wenig! — Die Farben laufen, miſchen ſich, ſind Schatte, ſind verſchwunden! —

[668] Und nun eben dieſem geſunden Sinne an der Wahrheit, dieſem ſimplen und ſtarken Nerven und Triebe der Menſchheit, was iſt, zu ſehen, wie es iſt, und es am leichteſten ſo ohne Schminke und Augenſpiel zu ſehen — Dieſem Gottähnlichen Organ hält der Verf. ſeine herrliche Standrede. „Daß jede Erkänntnißart ſich auf erſte ſimple Grundſätze zurückführen läßt, und alle Evidenz am Ende anſchauend wird. Daß geſunde Vernunft alſo der eigentliche Standpunkt des Menſchen, wie in mathematiſcher Erkänntniß, ſo in ſinnlicher Evidenz, in innerer Evidenz oder Bewuſtſeyn, bey Schlußfolgerungen von Würkung auf Urſache, bey Experimentalurtheilen, bey Känntniß aus der Analogie, bey Glauben auf das Zeugniß andrer ſey, u. ſ. w.“ Wenn wir allen dieſen Abſchnitten des erſten Theils kein Lob zu geben wüſten, würden wir ihnen wenigſtens das herrliche Schullob geben, daß ſie in der Encyklopedie der menſchlichen Logik, die, wie uns alle große Weltweiſe unſrer Zeit verſichern, noch unvollkommen iſt; daß, ſintemal erſt Wolf und Leibniz die erſten Grundſteine zu ihr geleget, und nicht weiter, als bis Ideen, Urtheile, und deutliche Schlüße gekommen ſind, hinfolglich der ganze Theil des praktiſch Wahren und Wahrſcheinlichen kaum vor dem jüngſten Tage, wenn wir keine Logik mehr brauchen, zu Stande kommen dörfte — daß zu dieſer Logik des praktiſch Wahren und Wahr-

ſcheinlichen oder Moraliſch Gewiſſen, (wie es die Herren nennen, wenn auch kein Blutstropfe Moral dabey iſt) oder zur Logik des untern Stockwerks der Seelenkräfte hier viel Vortrefliches enthalten ſey. Das Lob wäre alsdann aus dem Regiſter der Encyklopedie! Noch ſchöner iſt ohne Zweiffel das andre: hier wirſt du, Lehrling, einen ſehr geraden, ſimplen Weg geführt! Du läſſeſt hier dieſen Sumpf voll witziger Irrlichter zur rechten, [669] und jenes Trümmergebäude von Demonſtrationen in mathematiſcher Lehrart, wo du immer auf idem per idem auf- und abklettern müßteſt — linker Hand liegen, und geheſt gerade zu — Aber nun wohin? Der Autor ſagt: zur Wahrheit; aber wie dieſe nun ausſehe? und was ſie eigentlich ſey? weiß ich nicht, mag auch der Autor ſelbſt nicht wiſſen: ſonſt würde er auch wahrſcheinlich uns nicht ſo zu ihr hineifern wollen, ſondern uns ſanft zu ihr führen, ſie uns lieber ſelbſt, ſanft und ſtille zeigen — und das thut er nicht! welcher Sterbliche hats auch gethan? Indeſſen, daß er uns auch jetzt nur auf den rechten Weg eifert, und uns von weitem ſo gewiß viel von ihr rühmet, iſt gut — Laß ſich Einige aufmachen und wandern: vielleicht finden ſie das Goldland, und er ſagt gar, daß wirs Alle, wenn wir nur die Augen aufthun wollen, rings um uns haben. (Der Beſchluß folgt.)

Danzig.

Unumſtößlichkeit der natürlichen Religion. Aus dem Franzöſiſchen, 1772. 8. 344 S.

Wenn wir uns nicht lange gewöhnt hätten, alle die Gaukeleyen, Windbeuteleyen, und Schelmereyen, die in dem Reiche der Gelehrſamkeit ſeit einiger Zeit Mode werden, mit eben der Laune anzuſehen, womit man, wenn man ſonſt nichts beſſers zu thun weis, an dem Theater eines jeden Marktſchreyers verweilt; ſo würden wir uns über die Unverſchämtheit ärgern müſſen, womit der Überſetzer und Verleger dieſer Bogen aufzutreten wagt. Da kommt ein Menſch, ſetzt ſich mit einer vielbedeutenden Miene von Philoſophie vor das

Publikum und fängt an, den Menschen zu verdenken, daß sie vernünftig seyn wollen; entschließt sich endlich, eben als [670] obs so leicht gethan wäre, selbst zu seyn; schwatzt etwas daher von Gottes Existenz, der nothwendigen Unvollkommenheit des Menschen, und von dem ins Herz geschriebenen Gesetz; und wenn er so bis S. 16. fortgeplaudert hat, ohne zu wissen was, so sagt er ganz treuherzig, er wolle einen Schriftsteller abschreiben, wo wir und er, alle unsre Pflichten finden sollten. — Er hält auch endlich Wort, und fängt an, das bekannte Buch les Moeurs von Anfang bis zu Ende treulich nach einer von den verstümmelten Ausgaben zu copiren, in welchem der überall geschäftige Verfolgungsgeist, wie gewöhnlich, den besten Menschenverstand, und die wenigen vorstechenden Gedanken, die in diesem Buch liegen, als Auswuchse abgeschnitten hat. Endlich hängt er noch die weise Bemerkung an, daß das Buch nicht für Kinder wäre, und läßt dabey einen formalen Stammbaum abstechen, der alle Tugenden in ihre Äste vertheilt, der lehrbegierigen Jugend etwa an der Wand im Schattenspiel, oder im Raritätenkasten zur Ergötzung und Nutzen vorgezeigt werden kann. — Dieses — Werk können wirs nicht nennen — diese Copie ist aus einer französischen Sammlung, die unter dem Titel Pieces detachées relatives au Clergé seculier et regulier im vorigen Jahre heraus kam, entlehnt. Da möchte sie bleiben, aber ein so bekanntes Buch, und dazu unter dem ganz unschicklichen Titel: Unumstößlichkeit der natürlichen Religion wieder zu übersetzen; das ist, wenn man recht glimpflich von der Sache reden will, Buchführerindustrie, die hoffentlich dem Hrn. Flörke mehr nicht als einige Ballen Makulatur einbringen wird.

[671] Lemgo.

An meine Minne, nach der 26sten Canzone des Petrarca. In der Mayerschen Buchhandlung. 1772. 1 Bogen.

Ein niedliches Bouquet Petrarchischer Blumen, nach der besten Clairobscur von Herrn Schmidt geordnet. Diesen Bogen halten wir beynahe für so wichtig, als die ganze

Sammlung Petrarchiſcher Verſuche von eben dieſem Verfaſſer, die wir nächſtens anzeigen werden. Er ſcheint beſonders Verſifikation, und deutſche Sprache nach ihrem ganzen Umfang und Nachdruck, Herrn Gleim abgeborgt zu haben, deſſen Umgang, und freundſchaftlicher Kritik ſich Herr Schmidt zu erfreuen hat. Dies Gedicht iſt auch Hrn. Gleimen gewiedmet. Eine der ſchönſten harmoniſchen Stellen erlauben uns unſre Leſer, herzuſetzen.

Jetzt und immer, wachend und im Schlaf
Trag' ich einen Liebesgott im Herzen
Der von Minne mir erzählt,
Der, wie Oeſer oder Graf
Sie mir mahlt im Großen und im Kleinen,
Der ihr Lächeln und ihr Weinen
Sanft verſchwiſtert, und nicht Einen
Von den Strahlen ihrer Blicke fehlt.
Doch was frommt es? will denn ſelber ich
Das geliebte Bild vollenden;
Dann erſtarrt die Hand, als bänden
Hundert tauſend Feſſeln mich;
Alle meine Kräfte ſcheitern
Zittern muß ich und vergehn.
Piu volte incomminciai di Scriver versi:
Ma la penna, e la mano e lo'ntelletto
Rimaser vinti nel primiero assalto.

[672] Kupferſtich.

Nachricht von einer Sammlung bibliſcher Geſchichte in Kupfer geätzt. Winterthur 1772.

Die Verf. der in der Schweitz herausgekommenen bibliſchen Erzählungen veranſtalten eine Sammlung bibliſcher Geſchichte in Kupfer geätzt. Da unſere ganze Erziehung täglich geſchmackvoller eingerichtet werden ſoll, das Spectaculum Naturae, und die Kupfer zum Elementarbuch den armen Orbis pictus verdrängt haben, ſo wäre es ein ungeheurer Mißſtand, wenn man dieſen vornehmen Werken Hübners bibliſche Hiſtorie zugeſellen wollte. Wir rathen

daher jedermann, der überzeugt ist, wie viel auf die ersten Eindrücke dieser Art bey Kindern ankommt, zur Pränumeration dieser Sammlung, man wird vorerst nur 60 Stücke für das alte Testament herausgeben. Die Kupfer werden theils nach den besten Meistern, theils nach eigner Erfindung von Rudolph Schellenberg geätzt und mit wenig Worten begleitet. Der Probebogen hat uns zu seinem Vortheile eingenommen. Die Pränumeration steht nur bis zu Ende der künftigen Leipziger Ostermeß offen, und man verspricht die Ablieferung des Werks bis zu End des künftigen 73. Jahrs.

(Der Verleger dieser Anzeigen nimmt Pränumeration an mit 2 fl. bey der Ablieferung werden 2 fl. nachgezahlt.)

Nachricht.

Zu Leipzig starb am 1sten September dieses Jahrs Herr Haubold, Prof. der Naturlehre.

[673] Nro. LXXXV. Den 23. October 1772.

Beschluß des im vorigen Stück abgebrochenen James Beattie Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit; im Gegensatze der Klügeley und der Zweifelsucht. Aus dem Englischen.

Mit dem zweyten Buche ist der Recens. nicht eigentlich so zufrieden. Das soll nun die Missethäter Berkelei, Hume, zum theil auch Locke widerlegen; aber der Verf. gestehts oft zu sehr, daß er lieber fide implicita an die Wahrheit glaube, wenn er gleich hundert Einwürfen gegen sie nicht begegnen könnte — und also hätte er ihnen auch nicht sollen begegnen wollen. So viel Schönes und Brauchbares und dem Gefühl nach im Grunde Wahres durchweg herrsche, Berkelei ist gar nicht widerlegt; auch der Sophist Hume ist ihm im ganzen Raisonnement ein zu feiner Sophist — und überhaupt haben wir zwo oder drey Anmerkungen gegen diesen Abschnitt, die fast seine ganze Mühe aufheben.

Erstens: glaubt der Verf. wohl, daß er mit alle dem zur

Überzeugung und Beſſerung der Humes etwas beytrage? Was macht denn dieſen Geiſt der Klügeley, der Zweifeley, des eitlen Raiſonnirens, als entweder Schwäche gewiſſer Nerven der Menſchheit, mit Sachen zu ſpielen und nur [674] ſpielen zu können, die man brauchen und nicht beſehen ſollte — kann da der Autor mit ſeiner Widerlegung der ſchlaffen Fieber Stärke geben? Oder es iſt Ekel des Herzens, Mangel an Theilnehmung, der ſie da ſtillſtehen und mit dem Fernglaſe gucken macht, ſtatt daß ſie hinlaufen und umarmen ſollten — hat da der Verf. ein Recept für ſolches matte Herz, für ſolchen eckeln Magen? — — Alſo ſind die Leute wohl unbekehrbar, und mit ihnen muſte man nie, nur von ihnen und alſo auch lieber im Tone der geſetzten Kälte von ihnen ſprechen. Wer nicht mit ihnen iſt, iſt alsdann um ſo mehr wider ſie, und die erſten wird Hitze der Deklamation nicht bekehren.

Zweytens: Es ſcheint uns unbillig, jede dem Anſchein nach üble Folge eines Syſtems, einer Hypotheſe (denn das ſind doch im Grunde alle Syſteme) nicht zwar dem Autor, aber doch mit zu vieler Schärfe ſeinem Syſtem beyzumeſſen. Es iſt doch einmal wenigſtens leidlich wahr; die Menſchen handeln nach etwas Anderm als kahlen und kalten Syſtemen — Baile hat in einem großen Buche den Satz ſehr gemißbraucht; im Grunde aber iſt er doch wahr. Der Spinoſiſt hört ja deßwegen nicht auf, ſolche Subſtanz zu ſeyn, wie die andern Menſchen, wenn er ſich für keine Subſtanz erkennet; und der Fataliſt wird immer wie ein anderer Menſch wählen, wenn er gleich glaubt, daß in der ewgen Reihe der Dinge ſeine Wahl keine Wahl iſt. Man giebt es gern zu, daß ſolche Sätze, ſolche Vorurtheile bey Leuten ſchädlich ſeyn können, bey denen ſchon alle Funken glühen und nur noch ſo ein Windſtoß kommen darf, ſie zur Flamme zu vereinigen — ich gebe es zu, daß jener junge Aſot Thäreas an Jupiters Gemälde ein Complementum libidinis finden und dann ausrufen kann: cur ego homuncio non! allein hier wird doch jeder zugeben: [675] Der

Mahler iſt nur von fern ſchuldig. Die Leidenſchaft war ſchon da, und auch die Philoſophie wurde (wahrlich nicht dem Sinn des Urhebers gemäß und als Philoſophie) ſondern als Gedanke der Leidenſchaft gebraucht. Und hatte ſie dazu geradesweges der Autor erfunden? Und kann dazu nicht der beſte Satz mißbraucht werden? — — Alſo muß man auch hievon wenigſtens mit rechter Entfernung, nach wahrem Licht und Schatten urtheilen.

Drittens: Hume iſt allerdings ein ſchlechter Raiſonneur in metaphyſiſchen Sachen; aber dem Idealiſten Berklei iſt völlig Unrecht geſchehen. Ich betrachte ſein Syſtem, wie das Syſtem des Spinoza, Fenelon, Leibniz, Des-Cartes als Fiktion, als Dichtung (welch Syſtem iſt etwas anders? und ſollte als etwas anders betrachtet werden?) und da iſt die Dichtung groß, ſcharfſinnig und durchaus wohl unterhalten: auch als Dichtung mit andern Gründen dichtender Vernunft ſchwer, ja ich glaube unmöglich zu widerlegen. (Beattie hat ihn wahrlich nicht widerlegt.) Will man alſo, ſo kann man ihn für einen Thoren halten, daß er ſo viel Zeit und Gedanken auf ſolch großes Poem gewandt: ſo wie jener Kardinal den Arioſt fragte, wo er alle ſolch närriſch Zeug zu ſeiner Epopee herbekommen habe? Aber weiter gehn, und Spekulation mit common-sense verwirren, muß man nicht. Berklei war Idealiſt und ſchrieb vom Theerwaſſer: er glaubte alſo nach dem sensus communis Körper, wenn er gleich nach der Spekulation keine glaubte. Das iſt ja aber ſo wenig ein Widerſpruch, als wir ja alle ſinnlich gewiß überzeugt ſind, die Erde ſtehe ſtill, und aſtronomiſch überzeugt ſind, ſie gehe. Welcher Thor wird nun ſeinen Gang auf der Erde unterlaſſen, [676] oder ſich dafür fürchten, unter jenem aſtronomiſchen Vorwande —

Alas! our sight's so ill
that things, which swiftest move, seem to stand still.

ſagt Cowley bey einer ſehr würdigen Gelegenheit über die Tugend des Brutus, und die Sache gölte gewiß hier auch.

In dieſem und anderm Betracht iſts würklich zu bedauren, daß der Verf. auch die Herrlichkeit ſeiner Wahrheit in Affengeſtalten erniedrigt hat.

Zum Beſchluß iſt hier eine Stelle aus einem unſrer Landesleute, (Sokrat. Denkwürd. S. 49. 50.) die den Hauptinhalt des Buchs angiebt und mit ein paar feinen Zügen vielleicht mehr als das ganze Buch ſaget: „Unſer eigen Daſeyn und die Exiſtenz aller Dinge auſſer uns muß geglaubt und kann auf keine Weiſe ausgemacht werden. — — Was man glaubt, hat nicht bewieſen zu werden, und ein Satz kann noch ſo unumſtößlich bewieſen ſeyn, ohne deßwegen geglaubt zu werden. — Es giebt Beweiſe von Wahrheiten, die ſo wenig taugen als die Anwendung, die man von den Wahrheiten ſelbſt machen kann; ja man kann den Beweiß eines Satzes glauben, ohne dem Satz ſelbſt Beyfall zu geben. Die Gründe eines Hume mögen noch ſo triftig ſeyn und ihre Widerlegungen lauter Lehnſätze und Zweifel: ſo gewinnt und verliert der Glaube gleich viel bey dem geſchickteſten Rabuliſten und ehrlichſten Sachwalter. Der Glaube iſt kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derſelben unterliegen; weil Glauben ſo wenig durch Gründe geſchieht, als Schmecken und Sehen. — Die Beziehung und Übereinſtimmung der Begriffe iſt eben daſſelbe in einer Demonſtration, was Verhältniß und Symmetrie der Linien, Schallwür-[677]bel und Farben in der muſicaliſchen Compoſition und Mahlerei iſt.“

Halberſtadt.

Die Dichter. Eine Oper, geſpielt in der Unterwelt, geſehen von Jacobi. Bey Johann Heinrich Groß 1772.

Der Dichter lacht hier in ſehr harmoniſchen Verſen, die ſeiner Muſe faſt nichts zu koſten ſcheinen, über die vielerley Auftritte, die nach und nach auf dem deutſchen Parnaſſe von dem unzählichen Heer der Nachahmerſeelen geſpielt wurden. Die Nachtſänger, die Sentimentaliſten, die heiſchere Barden, die Herren Enkratiten, die alles nach einem eklen Ideal von moraliſcher Schöne wollen zugeſchnitten haben, finden hier ihre

Stelle. Da die Poesie Allegorische Poesie war, so konnte es nicht fehlen, daß die Insektenclasse der Deuter und Ausleger darauf fiel, und es muste natürlicher Weise Gift in der Blume seyn, nachdem sie sich darauf gesetzt hatten. Unter den Barden konnte also nichts weniger angegriffen seyn, als Klopstock, Gerstenberg, Denis u. s. w. Herr Gleim, dem diese Gerüchte zu Ohren kamen, gab deswegen in einem Brief sein Erstaunen zu erkennen, wie der Genius der Harmonie, und das weiche edle Herz seines Jacobi ihn zur Herausgabe dieses Gedichts habe bereden können, das so vieler zweydeutigen Auslegungen fähig wäre. Diesen Brief ließ vor einigen Wochen Herr Jacobi nebst seiner Antwort drucken, worinn er feyerlichst gegen alles protestirt, was ihm von hämischen Deutern könnte schuld gegeben werden. Aus dem ernsthaften Ton dieser Briefe sieht man, wie tief die Ruhe dieser beyden fürtreflichen Männer durch Gerüchte könne verwundet [678] werden. Es sind uns bey diesem Vorfall zwey Dinge sehr bewundernswürdig vorgekommen. Erstens, wie bey einem berühmten Autor nach einer vieljährigen Ausstellung seiner Werke, diese Empfindlichkeit des Herzens gegen gute und böse Gerüchte nicht am Ende callös geworden ist; und denn zweytens, wann man diese zärtliche Constitution beybehält, wie man sie aller Witterung, allem rauhen Journalistenwinde, allem Nebel der Schmeicheley aussetzen möge, und wie gefühlvolle Menschen, die das Leben zu schätzen wissen, nach dem Glück geizen können, an offner Tafel mit ihrem Freunde zu speisen. Ist es nicht traurig, daß ein Mann von dem Charakter, wie Herr Jacobi, wegen einiger Einfälle, vor dem Publiko zu öffentlichen Protestationen seiner Ehrlichkeit genöthigt wird?

Ohne Anzeige des Orts.

Die Kunst, ohne Mißwachs theure Zeiten zu machen, nebst den bewehrtesten Mitteln darwider. 5½ Bogen.

Das ist gewiß solide Philosophie, die Brod ins Hauß schafft; aber wenn sie den Prügel dazu brauchen will, so

kann man wohl ohne ſie zurechte kommen. Der Verfaſſer iſt völlig überzeugt, daß alle Menſchen und alle Staaten eine Geſellſchaft ausmachen. Er findet es alſo für ſehr ungerecht, daß ein Staat dem andern kein Brod zukommen laſſe, und läßt in ſolchen Nöthen ohne alles Bedenken Truppen marſchiren. Wenn man aber keine Truppen hat? oder wenn die Leute ſo hungrig ſind, daß ſie nicht marſchieren können? — da könnte man, ſagt der Verfaſſer, durch beſſere Cultur und durch Handlungsfreyheit vieles ausrichten. Es iſt aber kein Augen=[679]blick zu verlieren; wie macht mans dann? Nun hört! Magazine, die taugen nicht viel. Die Gefahr des Verluſts iſt ſo groß. Brodtaxen? Ja hätten wir erſt Korn — Nun dann! Zuerſt müßt ihr wiſſen, daß, wann die Theurung von Gott kommt, das iſt: wann Mißwachs da war; ſo hat das Raiſonniren und das Eſſen von ſelbſt ein Ende. Kommt aber die Theurung ohne Mißwachs; dann müſſen die Wucherer ſchuld daran ſeyn; und dann muß man die Frucht taxiren, und den Kornjuden ihr Getraide mit Gewalt zu Markte führen! Das nenn ich Weisheit! Aber wenn die Höchſte Gewalt keine Gewalt hat? — Ja! dann muß man ſich mit ſeiner Freyheit begnügen — und wahrlich, ſie verdiente, daß man ihrentwegen ein wenig hungre! — Dieſes Sendſchreiben iſt, wie man ſehn kann, in der Materie ſehr armſelig, und die Form iſt nicht beſſer. Der Verf. verklagt ſich auf allen Seiten über ſeine metaphyſiſche Subtilitäten: Aber, er darf nur ruhig ſchlafen, er iſt mit der Metaphyſik nicht ſubtiler umgegangen; als mit den Kornjuden; und hätte er uns nur wohlfeil Brod herräſonnirt, ſo hätte er noch zehnmal ſubtiler ſeyn mögen.

Kupferſtiche.

Timon of Athens; nach **Dance** von **John Hall**. Die Scene Schäkespears, da Alcibiades mit den beyden Dirnen, zu dem Menſchenfeind kömmt. Gierich nach dem Golde, in allen Reitzen einer vollblühenden Jugend, eilt Phryne, ihr Schürzgen zum Empfang aufhaltend, auf Timon los, der nackend mit einem Felle bedeckt eine Schauffel in den Händen,

da ſitzt, das Geſicht voll Abſcheues wegwendet und ihr Gold zuwirft. Timons Kopf iſt treflich gear=[680]beitet, nur dünkt uns für das Ganze zu fein und delikat. Auch iſt der Ausdruck zu ſcheußliche Verzerrung. Dagegen ſteht Alcibiades auf den Speer gelehnt, in erhabner Jünglingsgeſtalt da, und ſieht ernſt drein, wie tief der edle Timon geſunken iſt. Timandra ſteht zu ſehr zur Auffüllung des Platzes, zu ſehr als Vertraute da.

Rud. Aug. Schubart; nach Oeſern von **Bauſe**. Wir haben uns abermal gefreut, dieſe zween Künſtler in Geſellſchaft zu ſehen. Oeſers tiefe Empfindung, die im Portrait mehr den Charakter als den Menſchen bildet, hat auch hier den ehrwürdigen, lieben Alten, mit ſolchen Charakterzügen vor unſern Augen geſchaffen, daß die Unterſchrift Carus omnibus nemini molestus, eine Tautologie mit dem Portrait macht. Und Bauſens delikater Stichel hat abermal bewährt, wie er dem empfindenden Künſtler nach empfinde. Nur müſſen wir ſagen, daß uns das Kind, ſo treflich es auch gearbeitet iſt, im Wege ſitzt. Im Kupfer iſts durchaus ſchwer, und in der Williſch=Bauſiſchen Manier vielleicht beſonders, den Kopf, den Zweck des Portraits, merkwürdig genug zu machen; und noch dazu die zerſtreuten Lichter auf dem Beywesen. Uns kommt jede Portraitverzierung vor, wie Moos und Wispeln, die dem Baume die Kraft ausſaugen.

[681] Nro. LXXXVI. Den 27. October 1772.

Leipzig.

Der goldne Spiegel oder die Könige von Scheſchian, eine wahre Geſchichte. Aus dem Scheſchianiſchen überſetzt. Weidmanns Erben und Reich. 1. 2. 3. 4ter Theil in 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandiſche Muſe gewandelt, drey Ruhepunkte geben, wo ſie ſtille geſtanden, zurückgeſehen und ihre Richtung geändert. Der Grundſtoff der älteſten Manier war platoniſches Syſtem in dichtriſcher Diktion dargeſtellt, die Charaktere die ſie in Handlung ſetzte,

einzelne Ausflüſſe aus der erſten Urquell des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes, Empyräum. Sie ſtieg herunter zu den Menſchen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moraliſche Welt als ein Paradies im Anſchauen durchwandelt hatte, anfieng den Baum des Erkenntniſſes ſelbſt zu koſten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menſchenkinder, wie ſie vor unſern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böſe; der Umriß der Charaktere ward ſo ſchwebend und leicht gehalten, als es die Inconſequenz der Meiſten, und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Welt=[682]kenntniß blieb, der Dichter mag ſie nun halb durchs Anſchauen, und halb durch eigne Ahndung erhalten haben, allzeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des 18ten Jahrhunderts, nur ins Griechen= oder Feenland verſetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Muſarion fällt. Die Enkratiten ſahen ihn als einen abgefallnen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken ſchwebte, ſondern herabgekommen war,

die Schaafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ekle Moraliſten, die nichts als gute und böſe Geſpenſter ſehen, verſchloſſen die Bücher ihren Töchtern. Dieß glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, ſich näher und deutlicher zu erklären, und ſein Leben in dem lehrenden Charakter zu beſchlieſſen. Zu dieſer letzten Claſſe rechnen wir den goldnen Spiegel, und aus der weiſen Art, womit er die Speiſe austheilt und zubereitet, ſcheint er ſein Auditorium genau angeſehen, und kurz gegriffen zu haben. Unſre Leſer kennen das Buch, und unſre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu ſpät.

Man erlaube uns alſo, über die Compoſition des Ganzen, und das Beſondre einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan iſt ohngefähr folgender: Schach Gebal, ein König von Scheſchian regierte bald ſo übel und bald ſo gut, daß weder die Guten noch die Böſen mit ihm zufrieden waren.

Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs, in Beyseyn der Sultanin Nurmahal, und so bald der Philosoph in eine gewisse Wärme geräth, und die edelste und gröste Wahrheiten mit Überzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sichs gebüh[illegible]ret, ein. Der Dichter scheint bey dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben, als Danischmende, denn er hat vor seine Leser, damit sie sich beym Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem ersten Theil geht die Absicht des Vers. dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie sie für ihre eigne Person glücklich seyn könnten, in dem Beyspiel eines Völkchens, das er durch Psammis, einen Philosophen seiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung seines Vorbildes des Ah quel Conte verliert dieses Werk etwas in Ansehung der Schöpfung- und Einbildungskraft. So Carricaturartig als die Crebellionischen Figuren seyn mögen, so sind sie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus — Hier aber ist alles Innschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herumgemahlt. Wir wollen den Vers. nicht Journalisten-mäßig darüber schikaniren. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es einem frey, seinen Aufwand einzurichten, wie man will. Lord Clive spielt ja auch gerne kleines Spiel. — Auch das Ideal des Völkchens im ersten Theil steht nur wegen der Moral des Psammis da; und von einer Verzierung von Eisen gezeichnet, und von Gravelot gestochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius, oder le Brun. Der Vers. lacht mit Recht über die schiefen Ausleger dieses Ideals, wir machen in Ansehung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung: daß man im Gemählde menschlicher Ge-

ſchichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann, daß die Zeit ſich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Miſchung von Tugend [684] und Laſter, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns alſo nicht die Eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vaſen, die buntgeſtickte Leinwand auf den Tiſchen dieſes Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung ſetzen ſie nicht voraus? welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo ſo viel Genuß; welche Armuth, wo ſo viel Eigenthum iſt!

Wir danken dem Verf. für die Moral des Pſammis, die ganz aus unſerm Herzen iſt, und für die gute Art, womit er zu Ende des 1ſten Bandes eine Gattung moraliſcher Giftmiſcher, nemlich die gravitätiſchen Zwitter von Schwärmerey und Heucheley hat brandmarken wollen. Da die Societät dieſen Heuchlern keine eigne Farben und Kragen gegeben hat, woran man ſie von weitem erkennen konnte, ſo ſind ſie doppelt gefährlich.

Der zweyte Theil zeigt in dem Exempel Azors, wie viel Böſes unter einem gutherzigen Regenten geſchehen könne.

Die Vorrede des 3ten Theils kündigt den Verf. immer noch voll von ſeinem edlen Enthuſiasmus an, der ihn allzeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden, und dadurch das Wohl der Menſchengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig iſt der Mann, der bey ſeiner ſo großen Weltkenntnis noch immer ſo viel an Einfluß glaubt, und von ſeinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine ſchlimmere Meynung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beyden erſten, wegen der meiſterhaften Pinſelſtriche vor, womit er den Deſpotismus geſchildert hat. Selbſt der ſokratiſche Faun in Königsberg kan nicht mit dieſer Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden, und ſie häßlicher darſtellen, als ſie hier in des Eblis erſcheint. Sich und ſein Syſtem ſcheint der [685] Verf. unter dem Namen Kador abgebildet zu haben. Denn alle ſchiefe Urtheile, die wir je von Heuchlern aller

Stände, haben von ſeinen Grundſätzen fällen hören, ſind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kadors von ihm behaupten. Der Deſpote Isfandiar geht endlich ſo weit, daß er alle ſeine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm bis auf den letzten Sohn ſeines Bruders, Tiſan, den ihm ſein Weſſir Dſchengis entzieht, und dafür ſeinen eignen Sohn den abgeſchickten Mördern preis giebt. Die Erziehung des jungen Tiſan, geſchieht, wie man muthmaſſen kan, auf dem Lande. Er wird ein guter Menſch, und lernt gute Menſchen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundſätze dieſer Erziehung ſind vortreflich. Nicht ſo leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umſtänden hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zuſammentreffen, die beynahe unvermeidlich ſind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dieß die größte Schutzſchrift für ſie gegen alle Deklamationen der Dichter und Philoſophen geweſen. Tiſan wird im 4ten Th. Regent von Scheſchian, und wir laſſen uns nicht in die Grundſätze ſeiner Regierung ein. Sie ſind ſo allgemein gut und anerkannt, als ſie jemals auf dem Papier geſtanden haben, und wir freuen uns abermalen, daß ein Mann von Wielands Talenten und Herablaſſung, ſich mit einer neuen Ausgabe hat beſchäftigen wollen. Wir würden uns und unſern Leſern ein ſchlechtes Compliment machen, wenn wir ihnen ſagten, was ſie ſchon lange wiſſen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile, und des lichten und geordneten Colorits hier nichts zu wünſchen übrig bleibt.

[686] Eben daſelbſt.

Charakteriſtik der vornehmſten Europäiſchen Nationen. Aus dem Engliſchen. 8. 1ſter Theil 16 Bog. 2ter Theil 14 Bog.

Das Werk iſt aus dem Brittiſchen Muſäum. Nun für ein Muſäum war das kein Stück! ins Hinterſtübchen mit; in die Küche, da iſt ſein Platz, je mehr berauchert deſto beſſer! Charakter polirter Nationen! werft die Münze in den

Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wiſſen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

So bald eine Nation polirt iſt, ſo bald hat ſie conventionelle Wege zu denken, zu handlen, zu empfinden; ſo bald hört ſie auf Charakter zu haben. Die Maſſe individueller Empfindungen; ihre Gewalt; die Art der Vorſtellung, die Wirkſamkeit, die ſich alle auf dieſe eigene Empfindungen beziehen, das ſind die Züge der Charakteriſtik lebender Weſen. Und wie viel von alle dem iſt uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältniſſe der Religion, die mit ihnen auf das engſte verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Geſetze, der noch größere Druck geſellſchaftlicher Verbindungen und tauſend andere Dinge laſſen den polirten Menſchen und die polirte Nation, nie ein eigenes Geſchöpf ſeyn; betäuben den Wink der Natur, und verwiſchen jeden Zug, aus dem ein charakteriſches Bild gemacht werden könnte.

Was heiſt alſo nun Charakter einer polirten Nation? Was kanns anders heiſen, als Gemählde von Religion und burgerlicher Verfaſſung in die eine Nation geſtellt worden iſt; Drapperie, wovon man höchſtens ſagen kann, wie ſie der Nation anſteht. Und hätte uns der Verf. dieſes Werkchens nur ſo viel geſagt; Nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen dieſen Laſten und Feßlen lebt. Ob ſie ſie gedultig erträgt, wie Iſaſchar, oder ob ſie dage-[687]gen anſtrebt, ſie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht, oder gar andere Auswege ſucht, wo ſie noch freyere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturſtoff hervorblickt; ob der Stoff immer ſo biegſam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigſtens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat oder nicht u. dgl. Vielleicht würde ein philoſophiſcher Beobachter noch auf dieſe Art eine erträgliche Charakteriſtik zu Stande bringen. Aber der Verf. reiſte gemächlich ſeine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutſchland und die Niederlande. Blickte in ſeinen Puffendorf, converſirte mit ſchönen Herrn und Damen, und nahm ſein Buch, und ſchrieb. Zum Unglück iſt in der ganzen Welt nichts ſchiefer, als die

ſchönen Herrn und Damen, und ſo wurden ſeine Gemählde gerade eben ſo ſchief; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzoſen; den Franzoſen ſetzt er dem Engländer immer entgegen. Jener iſt nur ſtark, dieſer nur tändlend; der Italiener prächtig und feyerlich, der Deutſche fauſt und zählt Ahnen. Alles vom Hörenſagen, Oberfläche, aus guten Geſellſchaften abſtrahirt — und das iſt ihm Charakteriſtik! Wie ſo gar anders würden oft ſeine Urtheile ausgefallen ſeyn, wenn er ſich herunter gelaſſen hätte, den Mann in ſeiner Familie, den Bauern auf ſeinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in ſeiner Werkſtatt, den ehrlichen Burger bey ſeiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in ſeinem Kränzchen oder ſeinem Caffeehaus zu ſehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menſchen wären; oder wenns ihm einfiel, wie ſollte er die Geduld, die Zeit, die Herablaſſung haben? Ihm war ganz Europa feines franzöſiſches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinaus kommt, Marionettenſpiel! Er guckte hinein, und wieder heraus, und das war alles!

[688] Kopenhagen und Hamburg.

Bedenken, wie ferne ein Nachfolger in der Regierung pflichtig iſt, die Schulden ſeines Vorweſers zu bezahlen, nebſt Vorſchlägen zu den Mitteln, durch welche die öffentliche Schulden am beſten abgetragen werden können. 1772. 8. 8 Bog.

Daß die Gerechtigkeit im Profil ganz anders als en face ausſieht; iſt ſchon lang bekannt; wie man ſie aber anſehn ſoll, das iſt die Frage. Der Verf. ſieht ſie en profil, und behauptet, daß ein Regent nur ſeines Vorfahren mäßige — das iſt, ohne große Mühe zu bezahlende Schulden, die zu Abwendung des völligen Untergangs des Reichs gemacht worden ſind, zu zahlen pflichtig ſey. — Pflichtig? gegen wen? In foro conscientiae ſagt er, und er hat recht, denn in foro humano ſind die Rechte der Fürſten blos wie die Geſetze der Elaſticität, Schwere, Bewegung ꝛc. zu beurtheilen. Je ſchwerer, ſchneller, elaſtiſcher,

deſto ꝛc. und je leichter, langſamer, ſchlaffer, deſto u. dgl. Alſo in foro conscientiae iſt der Fürſt nicht verbunden, ſeines Vorfahren Schulden, als in dem einen angezogenen Fall zu bezahlen; denn ſein Vorfahre war nicht Eigenthumsherr des Landes, und iſt nur in ſo weit deſſen Repräſentant, als er es glücklich macht. Der Grundſatz iſt nicht neu! ſo ſind es auch nicht die Vorſchläge. — Uns dünkt, man könnte uns mit dieſer Frage und ihrer Erörterung verſchonen. Iſt die Rede vom Recht, ſo iſt die Sache klar, und ſoll die Politik richten; ſo kann ſie nie klar gemacht werden. Die Appellation an das Gericht Gottes, die der Verf. dem armen Glaubiger in dem Fall anräth, wenn der Fürſt ſeinen Grundſatz übel anwendet, die wollen wir nicht beurtheilen, weil wir nicht recht wiſſen, ob ſie aus der Jurisprudenz oder aus der Theologie zu erklären iſt.

[689] Nro. LXXXVII. Den 30. October. 1772.

Bremen.

De Vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum Vol. IV. et ultimum: auct. Theoph. Christoph. Harlesio. Impens. Foerster. 1772. 8. 17½ Bog.

Im vierten und letzten Bande der Imperatorum dieſes Cornelii Nepotis ſtehen die Herrn Joh. Gottfr. Lackemacher, Chriſtian Cruſius, Natal. Stephan. Sanadon, Joh. Chriſt. Martini, Sebald Rawe, Elias Stöber, Heinr. Hoogeveen, Joh. Mich. Heinze, Joh. Phil. Caſtel, Joh. Heinr. Auguſt Zeibich, Joh. Jac. Reiske und Tiber. Hemſterhuis.

Ob einige und die meiſten von ihnen zu den Philologis nostra aetate clarissimis gehören? würde eine eitle Frage ſeyn. Die meiſten leben noch, und da iſt jedweder clariss. — Selbſt die Yorikſche Hebamme in ihrer Welt von anderthalb Meilen.

Aber, daß wenn ſie auch ſammt und ſonders berühmte Philologen wären, ihre Leben beſchrieben werden müſten, das läugnen wir gerade zu. Daß der Philolog,

wie andre Menſchenkinder geboren ſey, denkt man ſich von ſelbſt: und daß er, wenn er können, uxorem duxit etc. iſt dem Leſer unintereſſant, der ja keine Tabelle von Weibern und Kindern aufnehmen, ſondern merkwürdige Lebens=[690] umſtände und Seelenzuſtände eines auſſerordentlichen Mannes wiſſen will. Und ſolche Lebensumſtände und Seelenzuſtände haben nun die auſſerordentlichen Männer Joh. Gottfr. Lackemacher, Joh. Chriſt. Martini, Elias Stöber, Joh. Heinr. Aug. Zeibich u. ſ. w. gar nicht. Bey den meiſten ſchrumpft ihr Leben in einen Band Diſſertationen ein: und dieſe ſind entweder ſchon geſammlet, wie bey Lackemacher, (Observat. Philol. Partes X.) oder könnten ſehr nützlich geſammlet werden, wie bey Raw, Caſtel, Zeibich; und damit hat man Leben und res gestas der großen Männer ſelbſt. Was kann doch z. B. nach der billigſten Kritik von Elias Stöber geſagt werden? als er hat einen Manilius herausgegeben: und von Joh. Chriſt. Martini ſogar nur: er hat fremde Diſputationen herausgegeben, bey denen er keine Mühe gehabt, als ſie zuſammen zu legen, und eine pagina auf die andre folgen zu laſſen. Des Wittemb. Cruſius Leben iſt nur aus Klotzens Vorrede zu deſſelben Opusculis gezogen, und auch hier ſiehet man ſogleich, mit Leßing zu reden, die ſtinkende Fettſuppe, mit der dieſer Mann alles begoß. Welch eine Sache, von Fehlern eines Verſtorbenen zu ſchreiben, die ja gar nicht den Gelehrten, den Philologen angiengen: und von dieſen Fehlern in welchem Tone zu ſchreiben! Was von Sanadon geſagt wird, iſt ſo viel als nichts: ein langes Hyperkritiſches Urtheil ohne Maaß und Grund. Mit Raw iſts noch weniger: ſo ſchätzbar der Mann in ſeinem Fache iſt.

Reiske und Hemſterhuis alſo allein — aber Reiskens Leben, ſo intereſſant es wäre, iſt äuſſerſt matt und ſchwach geſchrieben. Herr M. Eck, der Verfaſſer, hat nicht können, oder nicht wollen, oder nicht dörfen — Kurz, er ſticht mit dem, was Reiske hie und da ſelbſt von ſich erzählt, z. B. in den meiſten ſeiner Vorreden,

und insonderheit [691] im letzten Bande der deutschen Übersetzung von der Pariser Akademie der Aufschriften, gewaltig ab. Wenn der Leser sich wundert, wie Reiskens Leben in die Übersetzung der Pariser Akademie von ihren ersten Jahren komme? so dient zu wissen, daß da diese Übersetzung von der Feder der Madame Gottsched glücklich zur Welt gebracht war, und der Verleger vielleicht nicht mehr Fündlinge von beyden in seinen Schoos nehmen wollte, so ward Hrn. Verf. aufgetragen, einen Band noch mit dem Register zu füllen. Der große Mann verstand sich dazu, und registerte: aber den Band füllen, konnte er nicht, und — lieferte also, was ihm nicht bezahlt wurde, einige Anmerkungen über die vorhergehenden Abhandlungen, die er doch zum Register hatte durchlesen müssen, und da auch diese noch nicht zureichten — freylich sonderbarer Einfall! — eine Geschichte seines Arabischen Lebenslaufes, dicht vor dem Register. Ort und Einfall abgerechnet, ist beydes vielleicht willkommner als Bände philosophischer Stümperey. Die kurze Anmerkung, die Reiske über einige Arbeiten der Herrn von der Akademie macht, ist oft mehr werth, als die Abhandlung selbst; und es ist äusserst zu beklagen, daß ein Mann, wie er, das Lesen nur eines Registers wegen übernahm, und also nur erste Aufwallungen von Gedanken liefert, meistens, wo es der Franzose gar zu grob machte. Auch was er von seinen Lebensumständen sagt, ist so sonderbar, kühn und stark gesagt, als manches sich zutraf — ein großer Abstich zu Reiskes Leben von Hrn. M. Eck.

Endlich Tiberius Hemsterhuis — es ist das Elogium von Ruhnke, was in Leyden vor Jahr und Tag erschienen, und dem wir viele Leser wünschen. Nicht blos die lactea ubertas des Biographen empfielts, (denn die ist doch bisweilen, so glücklich Antik sie in manchen Wendungen und in der Form des [692] Ganzen ist, etwas verzuckert): sondern vielmehr, vielmehr das Bild des Mannes selbst. Was für ein hoher Begriff der Kritik, den er gehabt!

wie umfassend und erhoben auch über das, was die meisten Köpfe der Hrn. dieses Bandes sind! Welch ein Gang zur Philologie durch die Schule und Favoritliebe Bernouillis! Welch ein Zug, wie er, da Bentleis Arbeiten ohngefehr mit den seinigen zusammen treffen, und er den Unterschied blöde und wahrhaft anerkennet, Griechen und Philologie aufgiebt, und in Monaten nicht ansehen mag! da sagt Ruhnke von ihm mit Recht, was Celsus vom Hippokrat: Levia ingenia quia nihil habent, nil sibi detrahunt. Magno ingenio, multaque nihilominus habituro, convenit simplex veri erroris confessio. Welche große Manier, wie er die Alten liest, Reihenweise herabliest, in einem Jünglinge die kritische Gabe durch Bonsens erforschet. Wie er das Auge geübt haben will! die alten Zeiten, als wären es neue, liest, und über die Neuen als ein Alter denkt! — Ewig Schade, daß das Meiste auch bey einem Genie dieser Art (und dieser Art vielleicht mehr, als andrer Studien!) mit ihm ins Grab sinkt, höchstens noch, auf seinen Schülern ruhet; in den Büchern aber nur tief, oft durch Schweigen und Mangeln, tief verborgen ist! Sollte also auch Hr. Ruhnke in einigen Stücken, z. B. den Quellen der griechischen und lateinischen Sprache zu enthusiastisch von seinem Lehrer sprechen — wenigstens schöner und aufmunternder Enthusiasmus!

Berlin.

Bey Christian Friedrich Voß. **Karl Wilhelm Rammlers Lyrische Gedichte. 1772. 1 Alph. 2 Bogen. 8. mit Lat. Lettern.**

Bey dem Namen Rammler haben wir nichts wei-
[693] ter zu thun, als unsern Lesern anzuzeigen, durch welche neue Zusätze sich diese Sammlung von den vorhergehenden unterscheidet. Unter den Oden finden sich folgende Stücke, die der Recens. zwar seit einiger Zeit schon im Manuscript gesehen, die aber noch nie in irgend einer Sammlung gedruckt erschienen sind. 1.) Das unter den Oden Nro. V. gezeichnete Stück an Lalagen, ist nach der Zeit, nemlich

vom May 1745. datirt, eine der ersten und glücklichsten Eingebungen seiner Lyrischen Muse. Auch hier erscheint schon früh sein eignes Talent, Züge der Fabel auf die geschickteste Art in den Odenplan zu verweben. 2.) No. VI. An den Vulkan. Mit der glücklichsten Laune wird bey Einweihung eines Kamins, des Gott Vulkans unter dem Bilde des lästigen Gattens gedacht, und ihm weihte der Dichter sogar am Kaminfeuer, um ihn zu besänftigen, alle Morgen ein Blatt von der schönen Elmire der Gemahlinn des murrischen Balbus. 3.) No. IX. Ein Wettgesang zwischen Achelous, und Bacchus. Beyde preisen die Kräfte des Wassers und des Weins, jeder die Kraft seiner eignen Schöpfung vor sich. Endlich vereinigen sie sich dahin, beyde Kräfte zu mischen. Nach dem partheyischen Wettgesang zwischen Wasser und Wein, wo jeder Theil beynahe in Dythyrambischer Begeistrung singt, dünkt uns der medicinische Gedanke der Mischung ein wenig schnell, nicht vorbereitet genug. Endlich tritt Vertumnus auf, und bietet seine Citrone und sein Zuckerrohr dar. Man sieht leicht, daß nunmehr Punsch aus der Sache wird. Vermuthlich ist es eins von den Stücken, die die Zudringlichkeit der Gönner und Freunde manchem berühmten Manne abnöthigt, und wo der Text wegen der vorgelegten Melodie gemeiniglich verunglückt. 4.) An Herrn Bernhard Rode. Die Freundschaft und Dichtkunst stehen hier beyde an der Büste des [694] Künstlers, und zeigen dem Auge des unachtsamen Eingebohrnen, oder des staunenden Fremdlings einen Zug, der nicht allgemein bekannt war. Die Bescheidenheit, womit Herr Rode alle Urtheile der müßigen Kenner und Halbkenner, ohne einigen Anschein von Mitleiden anhört.

Wenn der allwissende Jüngling, gereist in geflügelter Eile
Durch sieben theure Bildersäle, Lehren giebt;
Todes Gemäuer vorzieht und grasende Rinder, und Körbe
Voll Trauben, und die ganze lange Bettlerzunft.

In dieſem letzten Stücke müſſen wir bekennen, daß wir ſehr oft vom Geſchmack des allwiſſenden Jünglings ſind, und weit mehr wahre Schöpferkraft in einem de Heem oder Berghem wahrnehmen, als in mancher der heroiſchſten Zuſammenſetzungen unſrer neuern Landsleute, aus griechiſcher oder römiſcher Geſchichte. Der Recenſ. erinnert ſich würklich eines Krebſes von de Heem, in dem er mehr Poeſie fand, als in einer Cleopatra von Tiſchbein. 5.) An Delien No. XXIV. Eine der delikateſten Compoſitionen, — es iſt der Bogen Leßings, ſehr fein geſchnitzt, nur daß er nicht bricht. Der Dichter warnt auf die galanteſte Art die heroiſche Delia vor den Gefahren, die ſie unter dem Zelte ihres Liebhabers, durch den Champagner zu befürchten hätte. Die Entſtehung des Champagner iſt hier in der feinſten mythologiſchen Sprache erzählt. 6.) An Galinetten. Der Charakter der franzöſiſchen Sprache, aus dem Munde der deutſchen Muſe mit dem Unwillen der Frau des Hauſes, die ſich durch die Magd verdrängt ſieht. Ein vortrefliches Stück! 7.) No XL Rede am [695] ſechzigſten Geburtstag des Königs auf dem Theater zu Berlin gehalten. Hier bittet der Dichter, daß der König und ſeine Gewaltigen doch auch mit Gnade und Mitleid auf die deutſchen Muſen ſehen möchten! Wenn ſie doch wüſten, wie tief ſie ſich erniedrigen, unſere deutſche Dichter, wenn ſie um Glück und Gehör bey Hofe buhlen. Möchten ſie doch die Geſchöpfe, die hier in Franzleder gebunden, auf der Toilette und in der Antichamber figuriren, ein wenig genauer anſehen, und alsdann noch einmal überlegen, ob es nicht beſſer iſt, nicht in ſolcher Geſellſchaft betreten zu werden. Auſſer dieſen hier angezeigten bisher ungedruckten Stücken, finden ſich auch ſolche, welche der Dichter hier zum erſtenmal legitimirt. Dahin gehören 1.) Nänie, das alle Kenner Rammlern längſt zugeſchrieben haben. 2.) Auf die Geburt des Prinzen von Preuſſen Friedrich Wilhelm. 3.) An den Frieden. 4.) An die Könige. 5.) Die Jahrsfeyer, ſonſt auf Gilberts Hochzeit. 6.) Auf den Tod des preußiſchen Prinzen Friedrich Heinrich Karls. 7.) Hymnus an die Liebe.

8.) An den Kayſer. 9.) An Venus Urania. 10.) An Philibert. Die Oden aus dem Horaz ſind nicht vermehrt worden; Allein, unter den muſikaliſchen Gedichten ſteht hier, Ino, Alexanders Feſt, Pygmalion, das Feſt des Daphnis und der Daphne. Am Ende folgen die geiſtlichen Kantaten. Der Reichthum dieſer Sammlung iſt, wie unſre Leſer ſehen, ohngeachtet der mäßigen Anzahl, ſehr anſehnlich.

Berlin und Stralſund.

Die Auszüge des Herrn Profeſſor **Baldinger** aus den neueſten Diſſertationen, die Naturlehre, Arzneywiſſenſchaft und alle Theile derſelben, betref- [696] fend, ſind ihrem Werth nach unſern Leſern bekannt genug, daß wir uns hier bey dem fünften Stück des erſten Bandes mit einer bloſen Anzeige begnügen dürfen. Sie finden darinn Winkleriſche Programmata: Qua ratione ignis et materia electrica inter se differant. 2.) De Commercio luminis borealis cum acu magnetica. 3.) De vi luminis borealis in commovenda acu magnetica. 4.) Tentamina, quaestiones et conjecturae circa electricitatem animantium. Von Herrn Prof. Pohl ein Programma, de causis morborum in hominibus carcere inclusis observatorum. Ferner ein andres von ebendemſelben Ustionem in Rhevmatismo et arthritide commendans. Von Herrn Kapp Diss. de exstirpatione tumorum in mamma. Die 8 erſten Paragraphen ſind weggelaſſen. Herrn Köhler Diss. de ferro ejusque praecipuis praeparatis. Herrn Bidermann Diss. sistens caussas subitae mortis fulmine tactorum. Hrn. Gnauk Epist. grat. de imperio animi ad circulationem ex febre illustrando. Ferner 2 Diſſertationen unter dem Vorſitze des Herrn Prof. Boſe de Diagnosi vitae foetus et neogeniti. Hrn. Knolle Epist. gratul. de plantis venenatis umbelliferis. Herrn Binkmann Diss. quaestiones quaedam physicae, chemiae generalis definitionibus illustratae. Eine unter dem Vorſitz Herrn Prof. Ludewigs gehaltene Diss. de Oligo-chymiae differentiis. Zuſammen 14 Aufſätze, verſchiedener Verfaſſer und verſchiedenen Werths!

[697] Nro. LXXXVIII. Den 3. November. 1772.

Zürch.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann. Dritter und letzter Band. 1773. 8. 342 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit hungernde und dürstende, solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientaler bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reine Weiber, herabhängen. Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstöhrlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenapetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Erkänntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freylich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

[698] In dem ersten Theil S. 23. erklärte er sich schon, wie er sein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen, bestimme. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte, wenigstens ist mit allzugroßer Vorliebe für diese gesorgt, sie stehen überall vornen an, und Neuton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr L. macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweyten Bandes, eine Seele,

die von Spekulation über Keim und Organiſation ermüdet, ſich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinſt zu durchſchauen, die Geheimniſſe der Organiſation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meiſter, Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die erſten Erkänntnißlinien nur ſchwebend vordämmern; eine Seele, die in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verlohren, ſich über das Irdiſche hinauf entzückt, Erden mit dem Fus auf die Seiten ſtöſt, tauſend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Leib verſetzt, für die mikromegiſchen Geſichte, Analogie in unſern Kräften, Beweisſtellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreyzehn Briefe enthält, müſſen wir ſagen, daß ſie nach unſrer Empfindung ſogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in dieſen Briefen nichts geſucht, als was uns der Verf. verſprach, ausgegoßne Ahndungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und ſtatt allem dieſem finden wir Raiſonnement und Perioden, zwar [699] wohlgedacht und wohlgeſprochen; aber was ſoll uns das!

Schon da wir vor dem erſten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchſahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geiſtes, ſittlichen und politiſchen Kräften, in Briefe abgetheilt zu ſehen. Was heiſt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken ſich eine Fertigkeit erworben zu haben, auf wiſſenſchaftliche Claßifikationen, eine Menſchenſeele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe ſelbſt durchſchauen, und finden, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger, als wir vermutheten. Im dreyzehnten Brief „von Erhöhung der Geiſteskräfte“, logiſch-metaphyſiſche Zergliederungen der Geſchäftigkeit unſers Geiſtes, durch Multiplikation, jenes Lebens würdig gemacht. Er ſchließt, wie in den vorhergehenden Briefen: Heben wir hier eins, ſo heben wir dort tauſend; als wenn nicht eben in dieſem Mehr oder Weniger das Elend dieſer Erde beſtünde. Doch das geht durchs ganze Buch durch. Denn

auch in dieſem Briefe tritt Erkänntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das ſyſtematiſirende Erfahrungſammeln. Hat er nie bedacht, was Chriſtus den großen Hanſen ans Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet wie dieſe Kindlein“ und was Paulus ſpricht: „Das Stückwerk der Weiſſagungen, des Wiſſens, der Erkänntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben.“ Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erſt auf den Schauplatz; und wie? über unſre ſittliche Kräfte, nach Anlaß theologiſcher Moral mit einiger Wärme homiletiſirter, daß Phraſe die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meiſt ſo einwickelt, daß alles zuſammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht beſſer iſts im fünfzehnten und ſiebzehnten Briefe. In jenem ſind uns die [700] Knechtſchaft und Herrſchaft anſtöſig geweſen, bibliſchbildlich mögen ſie ſeyn, der Empfindung ſind ſie nichts, und die Analogie aus dieſem Leben nicht gedacht. Haben hier fünfzig Läßige nöthig, durch Einen würkſamen ermuntert zu ſeyn, muß es hier Menſchen geben, die Mittelpunkt ſind und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Trägheit wegfallen ſoll —! Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vordrängen unſrer Meynungen einlaſſen. In dem ſiebzehnten Brief von den geſellſchaftlichen Freuden des Himmels iſt viel Wärme auch Güte des Herzens, doch zu wenig um unſre Seele mit Himmel zu füllen. Dem ſechzehnten Brief von der Sprache des Himmels wollen wir ſein Wohlgedachtes nicht abläugnen, doch quillt auch da nichts aus der Seele, es iſt ſo alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief von Vergebung der Sünden, und den ſeligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilſame Würkung haben, gewiſſe Menſchen über dieſe Materien zu beruhigen. Wir ſagen gerne von den übrigen nichts; über das einzelne haben wir nichts zu ſagen, wir ſind viel zu ſehr mit der Vorſtellungsart, aus der Hr. L. ſchreibt, vertraut, als daß wir ihn, von denen Seiten ſchikaniren ſollten, von denen er ſich ſchon ſo viel hat leiden müſſen: Und aus unſerm Geſichtspunkt haben wir geſagt,

was wir zu ſagen hatten. Der grübelnde Theil der Chriſten wird ihm immer viel Dank ſchuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigſtens eine herrliche Welt vor die Augen, wo ſie ſonſt nichts als Düſterheit und Verwirrung ſahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte Herr L. für den empfindenden Theil der Menſchen zu ſingen, ſich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, dieſe Briefe zu ſchreiben, würde ſie auch nicht geſchrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus ſeinem Herzen ſtrömende [701] Kraft hätte Alle mit fortgeriſſen. Allein als Denker denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt, als zwey Köpfe, da ſollte er wohl Geſichtspunkte variiren, Skrupels aus dem Wege räumen, und dazu beſtimmte er die Briefe. Wir wiſſen nicht, ob er den Zweck durch ſie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, ſeinen Geſinnungen auch, trutz allem Widerſpruch. Da dünkts uns dann, er hätte doch beſſer gethan, gleich mit der erſten Wärme ans Gedicht zu gehen, und zu wagen, was er doch noch wagen muß.

Wir wünſchen ihm Glück zu ſeiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, ſo hat er über dieſe Materien genug, ja ſchon zu viel gedacht. Nun erhebe ſich ſeine Seele, und ſchaue auf dieſen Gedankenvorrath, wie auf irdiſche Güter, fühle tiefer das Geiſterall, und nur in andern ſein ich. Dazu wünſchen wir ihm innige Gemeinſchaft mit dem gewürdigten Seher unſrer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geiſter durch alle Sinnen und Glieder ſprachen, in deſſen Buſen die Engel wohnten: Deſſen Herrlichkeit umleucht ihn, wenns möglich iſt, durchglüh ihn, daß er einmal Seeligkeit fühle, und ahnde, was ſey das Lallen der Propheten, wenn *αρρητα ρηματα* den Geiſt füllen!

Halle.

Joh. Andr. Benign. Bergſträßers Realwörterbuch über die Claßiſchen Schriftſteller der Griechen und Lateiner. Erſter Band, von A-Ale, gr. 8. 2 Alph. 11 Bog.

Lord Bollinbrok dankte Gott dafür, daß er Lexiconschreiber geschaffen habe: wir möchten ihn fast [702] bitten, keinen mehr zu schaffen. Freylich in dem Meer von Wissenschaften, in welchem wir herum geworfen werden, ist es bald nothwendig, daß man sich mit einer gewissen encyclopedischen Gelehrsamkeit behelfe, wenn man alles wissen, und von allem reden will. Aber wehe dem, der das will!

Herr Bergsträßer hat nach Sabbattier, Pitiscus, und andern, die er in seiner Vorrede benennt, eine Menge von Sachen, Namen und Begriffen zusammen zu tragen, angefangen. Das Gedächtniß braucht Beyhülfe. Wörterbücher kommen ihm herrlich zu statten, und der gröste Gelehrte kann sie nicht entbehren. Aber blos dem Gedächtniß mögen sie dienen. Dinge, die für den Verstand gehören; Begriffe, die verdaut seyn wollen, oder die gar Einfluß in das Leben haben sollen, die sind wirklich ausser den Gränzen des Wörterbuchs, die müssen mit dem Gang des Verstandes verschlungen, in die Empfindungen der Seele verwebt werden. Es befremdete uns deßwegen sehr in diesem Wörterbuch zum Verstand der Griechen und Römer die Articul: Aberglaube, Accidenz, Ähnlichkeit, Abstraktion, Abstinenz u. dgl. zu finden. Ferner, will man ja auch solche Begriffe in ein Wörterbuch dieser Art bringen, so muß wenigstens der Begriff angegeben werden, den nicht wir, sondern die alten Schriftsteller mit diesen Worten verbanden. Nun lese man den Artickel vom Aberglauben, der mit der Abgötterey offenbar verwechselt wird, ob er gleich den Alten nichts war, als *δειλια προς το δαιμονιον*. Ja, oft hiese auch eine bloße ausserordentliche Furcht vor der Rache Gottes *δεισιδαιμονια*, wie z. B. Plutarch dieses Wort im Leben Romuli gebraucht. Man lese den langen Artickel Abstraction, und viele andere, die nichts als neue Begriffe enthalten. Weiter, soll das Wörterbuch zum Verstande der alten Autoren dienen; wie kommt der Artickel Abend, Abenddemmrung u. dgl. [703] hinein, die doch blos deutsch sind, und dem Leser der Alten nie aufstoßen? Noch weiter, was helfen uns die vielen Namen von ganz unbedeutenden Menschen, von denen man

höchstens sagen kann, daß sie dieser oder jener Schriftsteller genennt hat? Immer weiter: Was haben die griechischen und römischen Schriftsteller mit der Menge von Hebräischen Namen zu schaffen, die fast den dritten Theil der historischen Nomenclatur ausmachen? Der Leser der LXX. und der Kirchenväter kommt mit solchen Schulsubsidien doch nicht weiter. Endlich, was sollen wir mit den theologischen Ausschweiffungen, Ehrenrettungen in einigen historischen Artickeln, und den grammatikalisch- und logischpraktischen in andern anfangen? Wir wollen den Hrn. Bergsträßer nach diesen allgemeinen Anmerkungen über einige Unterlassungs- und Begehungsfehler, die bey einem solchen Werk unvermeidlich sind, nicht schikaniren. Wir sind mit der ganzen Unternehmung nicht zufrieden, weil wir dabey gar keinen nützlichen Endzweck, als Beförderung der so schädlichen Vielwisserey, sehen können, und nach diesem Theil ein ungeheures Werk befürchten, das doch in allen Ecken zu groß und zu klein seyn wird. Zu groß, wegen der unbeschreiblichen Menge von Artickeln und der Weitläuftigkeit, womit manche ausgeführt werden, z. B. Aaron, Abraham, Abstinenz, Abstraktion: zu klein, weil doch die meisten nur sehr unbestimmte Bedeutungen und Beobachtungen angeben, und weder Zeit, noch Ort, noch Umstände der angeführten Bedeutungen genau auseinander setzen; noch weniger die, einigen Autoren eigene Bedeutung verschiedener Wörter anzeigen. Wir begreiffen gar wohl, daß hier die Gränzen der Nominal- und Realwörterbücher sehr in einander laufen; wer will aber die bestimmen? und was für eine Figur würde ein Wörterbuch der einen oder der andern Classe machen, wenn sie bestimmt werden könnten?

[704] **Lemgo.**

Die Vorzüge des alten Adels. Eine Erzählung aus dem Französischen. 1772. 8. 80 S.

Eine Karikatur von einem alten Baron, der ausser dem alten Adel kein Heil kennet, versagt seine Tochter einem neuen Edelmann. Die junge Baroneßinn ist nicht so bekümmert um die Ahnen, und flieht mit ihrem Geliebten davon; und

das mit so wenig adelicher Delicatesse, daß sie drey der ältesten Ahnengemählde braucht, ein Regenloch zu verstopfen, das ihre Flucht hinderte. Eine standsmäßige Heurath des Sohnes mit einem scheelen bucklichen Zweig eines der ältesten Häuser tröstet den Alten, und die Begeisterung des Weins weckt seine Zärtlichkeit gegen seine Tochter so sehr wieder auf, daß er ihr den Schandflecken vergiebt, den sie seiner Familie angehängt hat. — Man kann einen alltäglichen Gegenstand der Satyre nicht alltäglicher bearbeiten. Wird denn das Dichter- und Philosophenvolk nie begreiffen, daß der Adel noch ganz allein dem Despotismus die Waage hält? Wir wünschten, daß der wahre Adel nur eine bessere erleuchtetere Erziehung haben möchte, und dann wollten wir gerne den, nach unserer Verfassung so nöthigen Unterschied der Stände dulten. Ahnenstolz ist nicht ein Haar mehr lächerlich, als Gelehrtenstolz, Kaufmannstolz, Burgerstolz, und alle übertriebene Partheylichkeit für Vorzüge des Glücks. Wer gelernt hat, Zufriedenheit auf der Stufe zu finden, wo er steht, der wird alle Stufen über und unter sich mit Gleichgültigkeit ansehn. Aber erst muß man aufhören, selbst Scapin zu seyn, ehe man über den Arlequin spotten darf.

Nachricht.

Herr Michaelis, der Dichter, ist kürzlich im 26sten Jahr seines Alters in Halberstadt an der hypochondrischen Auszehrung gestorben!

[705] Nro. LXXXIX. Den 6. November 1772.

Leipzig.

Horazens Episteln an die Pisonen und an den Augustus. Mit Kommentar und Anmerkungen, nebst einigen kritischen Abhandlungen von R. Hurd. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Joh. Joachim Eschenburg, 1ster Band, 1 Alphab. 3 Bogen. 2ter Band, 22 Bog. in 8. Bey Schwickert 1772.

Wir Deutschen scheinen einmal berufen zu seyn, volumi-

nöſe Werke der Ausländer bey uns zu verpflanzen, und nachher zu beſchneiden und zu rektificiren, und alſo muß es uns nicht wundern, wann man uns mit zwey Epiſteln des Horaz zugleich 2 Alphabet deutſches Papier und Druck auf die Rechnung ſchreibt. Heinſius und Scaliger züchtigten freylich den guten Horaz auf eine lächerliche Art, wenn ſie ihm ſchuld gaben, daß zu einer Kritika hier ſehr vieles mangele, daß nicht Ordnung genug, und Ausführung der Grundſätze ſey, und Gott weiß, was ſie weiter ſuchten. Herr Hurd zeigt daher ungleich mehr wahres Gefühl, wenn er ſagt, der Zweck des Dichters war es nicht, die griechiſche Kunſtrichter in einen Auszug zu bringen, ſondern blos das römiſche Drama zu beurtheilen. Der Innhalt [706] des Gedichts iſt ihm ein einziger, nemlich der Zuſtand des römiſchen Schauſpiels. Vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte. Hr. Hurd ſtellt ſich die Epiſtel ad Pisones zu ſehr als eine neuere Produktion vor, ans Publikum gerichtet, und bald durch Druckerhände in alle Welttheile verbreitet. Sie war aber nur ad Pisones, und dieſe wollte doch wohl Horaz nicht von dem Zuſtand der damaligen Schaubühne unterrichten, er ſchrieb auch nicht mit der Gewiſſenhaftigkeit eines Geſchichtſchreibers für alle nachkommende Jahrhunderte. Sondern hier ſind aneinandergereihte Empfindungen, mitgetheilte Urtheile an Freunde, und die Exempel dazu aus der Epiſchen und Dramatiſchen Dichtkunſt ſeiner (warum einer andern?) Zeit hergenommen. Der Text iſt nach der Bentleyſchen Ausgabe eingerückt, und unſere Leſer erwarten auch nicht, daß wir bey dem Kommentar Hrn. Hurd, Schritt vor Schritt verfolgen, und anmerken ſollen, mit wie vielem Grunde er bey Leſarten, Auslegungen einzelner Wörter und Konſtruktionen bald einen Baxter, Bentley, Griffioli, Denores, Kolonius u. ſ. w. gefolgt oder nicht gefolgt ſey. — Hr. Hurd iſt überall ſehr vors ſchickliche, correkte, fehlerfreye, und reinumſchriebene eines Dichters, und daher müſſen wir ihm auch manche Sünde gegen Shakespear verzeihen. Bey den Worten brevis esse laboro, obscurus fio: sectantem lenia nervi deficiunt animique:

professus grandia turget: serpit humi tutus nimium timidusque procellae, macht er eine ſehr richtige Anwendung auf einige neuere Engländiſche Dichter, und glaubt, der erſte Charakter lieſſe ſich auf Donne, der 2te auf Parnell, der 3te auf Thompſon, der 4te auf Addiſon anwenden. Bey der callida junctura des Horaz wird eine ekelhafte Enumeration von aller Art der Wörterſchaffung gemacht. Über das Wort pulcher ſchlägt er ſich lange mit Bentley herum. Über die Erklärung der ſogenannten an=[707]genehmen Empfindung, bey Vorſtellung trauriger Gegenſtände greift er Hume an, und zeigt dem kalten Philoſophen, daß er einen Erfahrungsſatz durch Wörterkram in ein noch heiligeres Dunkel verhülle. Vielleicht könnten wir uns bey allen Erklärungsmethoden eines Home, Hume, u. ſ. w. endlich an den ehrlichen Widerruf unſers Mendelſohn halten, wenn er zum zweytenmal, nach einer genaueren Erwägung deſſen, was Du Bos hierüber geſagt, dabey ſtehen bleibt: Die Seele hat ewiges Bedürfniß, ihre Kräfte zu üben, ſich mitzutheilen, bey dem Leiden ihres Nebengeſchöpfs zu verweilen, — und daher kommt es, daß ſie auch bey der bloſen Vorſtellung davon verweilt. Hätte man anfangs in die Streitfrage dieſes Gefühls nicht das Wort angenehm, eingemiſcht, ſo hätten wir das unnütze Erklären nicht nöthig gehabt: und hätte man ſich in dem menſchlichen Leben noch etwas weiter umgeſehen, ſo würde man gefunden haben, daß es auch nicht einmal wahr iſt, daß wir uns von dem wahren Leiden andrer abwenden. Man ſehe den Zulauf der Menge beym Schlachtfeld, beym Gerichtplatz, im Hoſpital der Verwundeten! Das Beyſpiel eines eklen Zärtlings beweiſt nichts gegen die Menge der Geſunden. Herr Hurd häuft und ſammlet alle Erklärungsmethoden, beweiſt mehr gegen Hume als er ſollte, und bey allen Nummern, die ihm durch die Hände gehen, weis er doch keine davon recht feſt zu halten, und ſich von da ſeinen Geſichtspunkt zu wählen. Denn am Ende glaubt er gar, es könne ſich bey der Rührung das Bewuſtſeyn einmiſchen, daß es Pflicht ſey, gerührt zu werden. Von dem Chor der Alten wird

S. 132. u. ſ. f. viel Gutes, und nicht Gutes, hin und her geſagt; denn er hat die Schriften der Academie des Inscriptions mit Nutzen geleſen. Im Anfang meynt der Verfaſſer, der Chor müſſe allzeit die Parthey der Tugend nehmen. Endlich erklärt [708] er ſich dahin, daß die Geſinnungen des Chors nicht im ſtrengſten Verſtand philoſophiſch ſeyn, ſondern die geläufigſten Begriffe über Recht und Unrecht, gemeiner und ſich ſelbſt gelaſſener Menſchen darſtellen. Wer aber einen Chor bey den Alten geleſen hat, kann der ſich wohl ſo darüber ausdrücken? Ferner wird unterſucht, ob wir einen Chor haben ſollen? — Die Urſache der Entſtehung des Schäfergedichts findet der Verf. S. 190. in drey herrſchenden Grundtrieben: 1.) der Liebe zur Ruhe; 2.) Liebe zur Schönheit, und dann 3.) moraliſches Gefühl. Theokrit, meynt er, begnüge ſich, ſeinen Gemählden Realität zu geben. Daher immunda crepant ignominiosaque dicta. Virgil vermied dieſen Abweg (die böſe Realität), daher ſind ſeine Schäfer anſtändiger, ihre Lebensart heiterer, und die Scene überhaupt einladender. Wir müſſen nochmals verſichern, daß dies eigne Worte des Hrn. Hurd ſind. Er begreift nicht, warum Cicero den Plautus loben, und Horaz ihn tadeln könne, da ſie beyde in einem gleicherleuchteten Zeitalter gelebt hätten, und gürtet ſich, uns die Sache zu erklären. Nachdem er lange gelehrt, was Terenz, Menander und Plautus geweſen und nicht geweſen, fällt das Reſultat dahin aus: die Wendung des Witzes der Alten hat etwas niedriges und das an ſich, was die Franzoſen Grossier nennen. Zum Garant dieſes Ausſpruchs wird ein franzöſiſches Recueil de bons Contes et de bons mots p. 89 angeführt.

Um aufrichtig zu ſeyn, zeigen wir nun auch an, weswegen wir unſerm Verf. Dank ſchuldig ſind. Dahin gehören ſehr viele Wörtererklärungen, wie z. B. über Comoedia Praetextata und Togata S. 214. u. ſ. f. Bey der Stelle miscuit utile dulci, glaubt er, die unnatürliche Trennung des Dulce und Utile habe den Wiſſenſchaften eben ſo viel

geſchadet, als der Moral die Trennung des Honestum und Utile S. 246. [709] Was er von Shakespear ſagt, unterſchreiben wir: „Es gab eine Zeit, da man die Kunſt des Johnſon den göttlichen Begeiſterungen Shakespears vorzog. Unſer jetziges Zeitalter ſieht dieſen Irthum ein. Nun wird wiederum Shakespears Genie vergöttert. Zum Glück für den herrſchenden Geſchmack, kann man hierinn für dieſen Dichter kaum zu viel thun.“ Auch die unbekanntere Werke Miltons zieht er hervor, und zeigt, was in dem Samſon Agoniſtes, Lycidas, und Maſk, an Sprache, Harmonie und poetiſcher Deſcription liege.

Die Abhandlungen hätten unüberſetzt bleiben können; denn wir haben an Commentirten und Rektificirten Batteux, Schlegeln u. ſ. w. würklich weit mehr ſchon im Beſitz — Alles dies iſt unter dieſen Schriftſtellern, und Herr Eſchenburg ſelbſt hätte, wie man aus den Anmerkungen ſieht, etwas ungleich beſſers liefern können. Sie handeln von dem Weſen der Poeſie überhaupt, von dem verſchiedenen Gebiete der dramatiſchen Poeſie, über die Nachahmung u. ſ. w. Unterwegens geräth er hier und da auf einen guten Einfall, z. B. wenn ihm die Frage aufſtößt: Ob die gewöhnliche Art des Studirens dem wahren Poeten nicht vielmehr nachtheilig, als behülflich ſey? Sogar die Dedikationen an Warburton und Maſon ſind ſo wunderbar kriechend, als ſie irgend ein deutſcher Magiſter legens an den Curatoren der Univerſität hätte ſtellen können. — Im Ganzen ſtellen wir den Verf. nach dem Blick, womit er Plan, Abſicht eines alten Schriftſtellers, Fakta der alten gelehrten Geſchichte u. ſ. w. umfaßt, zu den Betrachtungen, über die weiſe Abſichten des Schöpfers, bey dieſer oder jener Gelegenheit.

[710] Erfurt.

Joh. Chriſt. Erich Springer, von der Würde der Wiſſenſchaften, und Nothwendigkeit der akademiſchen Policey. 1772. 4. 4 Bog.

Die Ankunft Sr. Hochwürd. Excellenz, des neuen Herrn Stadthalters von Erfurt, Herrn B. von Dalberg, hat Herr Regierungsrath Springer mit dieser Rede gefeyert. Eine akademische Policey ist wirklich eine von den gröſten Schwierigkeiten der Gesetzgebung; Ihre Zwecke gehen dahin, Mittel zur Gelehrsamkeit und alle Annehmlichkeiten eines jugendlichen Lebens zu schenken, ohne daß eins dem andern Schaden thue. Erfurt, das berühmte Lehrer, eine merkwürdige kostbare Bibliothek, reizende Gegenden und Überfluß einer gütigen Natur besitzt; und was alles dieses erst des Wunsches werth macht, unter einem der gröſten Churfürsten, von einem weisen und groſsen Minister, einem wahren Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, regiert wird; Erfurt kann auf den Vorzug einer besonders guten akademischen Policey stolz seyn; und da diese hohe Schule zugleich, wie wenige andere, eine vollkommene Freyheit beyder Religionen schenkt, bald ein Sammelplatz glücklicher und wohlunterrichteter gesitteter Jünglinge werden, die in alle Stände, den Geist der wahren Wissenschaften, und der so nöthigen Verträglichkeit verhauchen. Herr Regierungsrath Springer hat nach seiner Gewohnheit diese Rede mit vieler Lebhaftigkeit ausgeschmückt, und sie von den meist etwas pedantischen akademischen Reden ausgezeichnet. Deßwegen zeigen wir sie an, und übergehen hundert andere.

[711] Mannheim.

Die Churfürstliche Akademie der Wissenschaften hat in ihrer disjährigen zwoten öffentlichen Versammlung zehn Preisschriften beurtheilet, welche auf die vor zwey Jahren bekannt gemachte Aufgabe, von den Vorältern Ott des Groſsen, Pfalzgrafen von Wittelsbach welcher im Jahr 1180 den herzoglichen Thron in Bayern bestiegen, eingelaufen waren.

Unter diesen Preisschriften fand sich eine mit dem Wahlspruch: Debemus patriae, welche die erste Geschlechtsreihe von dem Bayerischen Marggrafen Luitpold, dem Vater Herzogs Arnulph, bis auf seinen Urenkel, Grafen Berthold,

sehr wohl abgehandelt; in der folgenden Verbindung aber mit den Grafen von Scheyren und Pfalzgrafen von Wittelsbach weit weniger Fleiß gezeiget hat.

Eine andere Beantwortung mit dem Wahlspruch: Redit ad dominum quod fuit ante suum, hat die Vorältern gedachten Herzogs Otto bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts vorzüglich gut aus einander gesetzet, und gründlich bewiesen; welche Vorzüge aber weiter hinauf sehr vermisset werden. Dem geschickten Verfasser dieser Preisschrift, welcher zu genealogischen Ausführungen sehr wohl aufgelegt zu seyn scheinet, wäre seine Bemühung ohne Zweifel besser gerathen, wenn er des vortreflichen Herrn Hofraths Öfele Scriptores rerum Boicarum, und die so schöne Sammlung von Monument. Boic. in XI. 4 Bänden benutzet hätte. Doch fällt ihm auch ein gewisser Zusatz nicht wenig zur Last, welchen er zu einer sonst wichtigen Stelle in dem Chron. Schirensi mit seinen eigenen Worten gemacht hat. Da nun also an diesen beyden Preisschriften, welche doch unter allen übrigen die besten waren, beträchtliche Mängel sich geäussert, so sahe sich die Churfürstl. Akademie genö- [712] thiget, den ausgesetzten Preis von 50 Dukaten weiter hinaus zu verschieben, bis daß eine vollständigere und nicht weniger gründliche Abhandlung erfolgen werde. Insonderheit wünschet sie, daß die Verbindung zwischen den Enkeln Herzogs Arnulph in Bayern und dem Graf Otto von Scheyren, dem Gemahl der Haziga, vom Jahr 955 bis 1060 aus allen historischen, genealogischen und geographischen Hülfsmitteln recht genau erforschet und erwiesen werden möge, als wozu den Gelehrten eine neue Frist bis zu Ende des künftigen Jahres 1773. gelassen wird.

Auf das Jahr 1774. aber ist dermalen folgende Preisfrage bekannt gemacht worden:

Comites Palatini Rheni cur de Rheno appellati sint vel ad Rhenum, ubi, quasnam Rheni partes, inferiorem an superiorem, an utramque, comitiva ipsorum palatina proprie complexa sit, curatius disquirendum.

Die Beantwortungen hierauf müssen vor Verfliessung des

Heumonats gedachten Jahres an den beſtändigen Sekretarius der Akademie, Herrn Hofrath Lamey, eingeſchicket werden. Der Preis beſtehet auch in einer großen Denkmünze von 50 Dukaten.

Auf das nächſtkünftige Jahr iſt ſchon in vorigem folgende Botaniſche Aufgabe gleichem Preis ausgeſetzet worden:

Quaenam sunt in salicibus essentialia utriusque sexus attributa, in equisetis praesertim arvensi et palustri, in osmunda regali et in pteri aquilina Linnaei; ubi argumentis validis experimentisque decretoriis aut comprobandus aut evertendus earum pulviculus in globulis seu cavitatibus contentus, verene germinet aut germinare possit sine foecundatione?

[713] Nro. XC. Den 9. November. 1772.

Halle und Helmſtadt.

Dr. Eiſenhardts Erzählungen von beſondern Rechtshändlen. 6ter Theil. 1772. 8. 492 S.

Die Pedanterie, die, wie wir dem Publikum im Vertrauen ſagen müſſen, bey uns Deutſchen ihren Sitz am längſten aufgeſchlagen hat, kann durch nichts beſſer ausgerottet werden, als wenn man Muſter vor ſich ſieht, wie gründliche Wiſſenſchaften in anſtändiger geſellſchaftlicher Form getrieben werden können. In dieſer Rückſicht hat Herr Dr. Eiſenhardt ſich durch ſeine Methode im Vortrage ſeiner Rechtshändel, ein ſchönes Verdienſt um die Rechtsgelehrſamkeit erworben. Man kennt ſchon aus den vorigen Theilen die Einkleidung dieſer Erzählungen, die ſich ſonderlich bey den Feinden des ewigen: ob es gleich ſcheinen möchte, dennoch und dieweilen, ſehr beliebt gemacht haben; und wir können uns begnügen, die in dieſem Theil vorkommenden Fälle nur kürzlich zu erzählen. 1.) Eine unruhige Stiftsdame will eine von dem Stift erwählte Fräulein von ihrer Präbende unter dem Vorwande vertreiben, weil die Landesfürſtinn das Recht der erſten Bitte auszuüben habe; da aber die Zeit ſchon verfloſſen war, in welcher dieſes Recht

Platz fande, so verfehlt sie ihres Endzwecks. 2.) Ein Glaubiger [714] beschuldigt seinen Schuldner einer gespielten Betrügerey. Dieser stellt deswegen eine Diffamationsklage an; und ob er wohl in Aufnehmung der Schuld, mehr leichtsinnig als boshaft gewesen ist; so wird er doch deswegen abgewiesen, weil er die Einwilligung seiner Ehefrau, ohne deren Vorwissen untergeschoben hat. 3.) Ein dummer Jude betrügt einen noch dummern Goldschmidt. Dieser eilt ihm in Gesellschaft eines Wirths und etlicher Bauern nach; erwischt ihn, prügelt ihn mit recht, aber nicht in forma juris, und nimmt ihm das Geld, um welches er ihn betrogen hatte. Der Jude schreyt über Strassenraub. Da er aber den Betrug eingesteht, auch ihm mehr nicht genommen worden war, als er unrechtmäßiger Weise erhalten hat; so werden dem Juden seine Prügel zugesprochen, der Goldschmied und Consorten aber vom Verbrechen des Strasenraubs entbunden, und mit willkührlicher Strafe belegt. 4.) Eine Haushälterinn giebt ihren Herrn als Vater eines unehlichen Kindes an; und stirbt darüber. Nun soll der angegebene Vater das Kind erhalten; allein, er kann nicht überwiesen werden, und das arme Kind wird seinem Schicksaal überlassen. 5.) Ein Minister schliest einen Verkauf, mit Wissen und Willen seines Herrn; wird zweymal darüber zur Verantwortung gezogen, entgeht aber der Hofintrigue glücklich. 6.) Ein Mädchen ist närrisch genug, einen Mann, der aus Melancholie den Verstand verlohren hat, nach seiner Besserung zu heurathen; wird aber das Opfer einer ungegründeten Eifersucht, in welcher ihr Mann sie ermordet. Der Mörder wird von der ordentlichen Strafe befreyt. 7.) Ein Grosvater enterbt seine Tochter in guter Absicht; allein, da er dieses in seinem Testament nicht ausdruckt, so wird die Verlassenschaft zum Fidei-Commiß gemacht; und der Tochter die Legitima und die Trebelliana zugesprochen. 8.) Ein Client verspricht in der Angst seinem Advo-[715]caten ein Geschenk, wenn er einen verdrüßlichen Rechtshandel gewinnen würde. Der Advocat gewinnt ihn, aber der Client will nun von dem Geschenk nichts mehr wissen; das er doch endlich zahlen muß.

9.) Ein geſtrenger Herr Amtmann will, um ſein Vieh von der Seuche zu bewahren, aus Aberglauben ein Hexenfeſt anſtellen. Seine Magd ſoll dazu den 119ten Pſalm beten. Sie verbittet ſich die Ehre, Lektor der Hexen zu ſeyn, und darüber wird ihr Herr ſo zornig, daß er ſie nachher um eines Schnupftuchs willen, das ſie ihm geſtohlen haben ſollte, unmenſchlich behandelt. Das Weibsbild wird darüber krank, und fodert lebenslänglichen Unterhalt. Der Amtmann wird aber von dieſer Forderung losgeſprochen, weil das Mädchen wieder geſund wird, ehe der Proceß zu Ende iſt — Nun klag noch einer über die Langſamkeit der Juſtitz! 10.) Ein junger Menſch macht Schulden, die ſeine Mutter für ihn bezahlt. Um ſeine Schweſter gleich zu halten, verſchreibt ſie ihr ſo viel, als der Sohn ſie gekoſtet hat; widerruft aber vergebens ihre billige Verſchreibung. 11.) Ein Erbe nimmt mit Gewalt Beſitz von einem Gut, an welches ihm niemand ſeinen Antheil ſtrittig macht; und wird darüber, wie billig, geſtraft. 12.) Ein junger Menſch will aus einer zweydeutigen Äuſerung eines Mädchens einen Eheverſpruch erzwingen, und erregt darüber eine fiſcaliſche Klage; die aber keine Folgen hat. 13.) Ein Stift will einen bündigen Vergleich durch Chicane umſtoſen; man ſagt aber der pia causa, daß ſie zwar ſehr privilegirt ſey, aber nicht zum chicaniren. 14.) Ein Bauer ſauft ſich in Brandtwein zu todte, um eine Wette zu gewinnen. Der andere wird dafür ins Loch geſteckt. 15.) Töchter wollen bey einem Lehn, das in Erblehn verwandelt worden iſt, mit erben, und werden zugelaſſen. 16.) Der Fall iſt ſehr beſonders. Ein Menſch wird todt in einem Graben [716] gefunden. Da man ihn heraus zog, fande man eine Schiefertafel bey ihm, worauf die Worte ſtunden, der groſze Kremer L. iſt ſchuld an meinem Todt. Der groſze Kremer war ein Kerl, dem man ſchon einen ſolchen Streich zutrauen konnte. Es kamen noch andere ſehr wichtige Anzeigen hinzu; nur blieb immer die Frage, wie konnte der Erſoffene ſchreiben? Der erſte Ausſpruch ſtimmte auf die Folter; ſehr übereilt: der andere aber legte dem Angeſchuldeten den Reinigungseid auf — der

Verſtorbene war ſehr ſchwermüthig, und konnte wohl boshaft genug ſeyn, ſich zu erſäufen, damit ſein Feind gehenkt oder geköpft werden möge. 17.) Ein Bräutigam wird von ſeiner Braut auf die Probe geſtellt. — Nun rathe einer, auf was für eine? — Es iſt ein Conſiſtorialfall, von welchem, wie Herr Weber ſagt, der fleiſchliche Menſch nichts vernimmt. 18.) Ein Dieb vergräbt einen Diebſtahl. Ein anderer ehrlicher Mann räth einer Weibsperſon an, den Ort dennoch zu ſuchen, wo er vergraben war. Sie findet ihn; und der Dieb geſteht alles. Aber woher wuſte es der andere? das war eine Frage, die den ehrlichen Mann in eine Unterſuchung ſtürzte, aus welcher er aber mit Ehren ſich errettete. Man ſieht, die Fälle ſind — meiſtens eben nicht ſo beſonders, ſo merkwürdig! Das Intereſſe der Erzählung beruht auch meiſt nicht ſowohl auf den Verwickelungen des Streits, als vielmehr auf den Chikanen der Advocaten; und das iſt die Urſache, warum wir die Pitawalliſchen Rechtshändel dieſen noch immer vorziehen. Doch wären ſie auch noch unbedeutender, ſo wünſchten wir eine lange Fortſetzung dieſer Sammlung, nur wegen der guten Art des Vortrags. Die meiſten praktiſchen Juriſten verwildern in den pedantiſchen Lektüren, wozu ſie genöthigt werden, und da unſere Erziehung anfängt, Geſchmack und philoſophiſchen Geiſt ſo emſig zu bearbeiten, ſo iſt es unumgänglich [717] nöthig, daß man auch dem gründlichen einen beſſern Anſtrich gebe, oder die junge Herrn leſen gar nichts mehr von der Claſſe.

Frankfurt und Leipzig.

Wahre Beſchreibung zweyer aneinander gewachſener Kinder von Dr. Chriſt. Phil. Herwig, mit einer Kupfertafel. 1772. 8. 48 S.

Die Geburt kam zu Anfang dieſes Jahrs in Kupferzell auf die Welt, und war von denen, die nach Hallern und andern, die gewöhnlichſten ſind. Unter der Mitte beyder Bruſtbeine bis zum Eintritt einer Nabelſchnur aneinander gewachſen, hatten nur ein Herz, eine monſtröſe Leber; das übrige doppelt.

Herr Paſtor Meyer, der, weil er die Kinder getauft hatte, ſich verpflichtet glaubte, auch von ihren Eingeweiden Red und Antwort zu geben, nahm es ſehr übel, daß man nur ein Herz wollte gefunden haben, und verunglimpfte in einem Schriftgen den achtſamen Medikus vor dem Publiko, der ſich dann zur Vertheidigung genöthigt ſahe. Hier liefert er uns alſo eine beſtimmte Nachricht der Sektion, wie man ſie von einem erfahrenen Manne, der weis, worauf es ankommt, erwarten kann Dann wird die Unzuläßigkeit des geiſtlichen Traktätgens, ſeine Unbeſtimmtheit, und die Thorheit des Mannes öffentlich proſtituirt, der auf Hörenſagen von unwiſſenden Badern, ohne Känntniß der Sache, auf das Unverſchämteſte in den Tag hinein raiſonnirt.

Eben daſelbſt.

An meine Landsleute. 1772. 8. 1ſtes und 2tes Stück. 5 Bogen.

Das erſte Stück enthält eine alberne Geſchichte von einem Bauernjungen, der ſich durch die gewöhnliche [718] Mittel von Speichelleckerey, Empfehlung, Beſtechung und Heurathen zum Oberamtmann und Oberinſpektor empor geſchwungen hat. Es ſoll Satyre ſeyn; ſcheint aber pöbelhafte Perſonell-Anſpielung.

Im 2ten Stück beweiſt ein König zween andern Königen in einer Art von Götterſprache, daß ein unterrichtetes Volk gehorſamer ſey, als ein dummes, weil es ſeine Verhältniſſe mit dem Staat beſſer verſtünde. Der Geiſtlichkeit, die ſo gern Unwiſſenheit und Dummheit um ſich her verbreiten möchte, werden bittere Wahrheiten geſagt. Im Ganzen aber haben Se. Majeſtät nicht überlegt, daß Religion, Politik und Geſetzgebung viel einfacher ſeyn, viel andre Zwecke haben müſſen, als ſie bey uns ſind und haben, wenn man das Volk ſo klug machen will. — Die Rede dieſes Königs an, wie er die andern zween Könige nennt, ſeine Cameraden, iſt ſehr flach, obgleich der Ton ſo hoch geſpannt iſt, daß man ihn kaum erreichen kann. Wir wiſſen z. B. nicht, wie ein Land mit Schandſäulen befleckt werden kann. Auch

ſind die Ausfälle auf die Geiſtlichen zu hämiſch. Wir freuen uns, ſo oft wir einen rechtſchaffenen Geiſtlichen ſehn, und vergeben um des einen willen, hundert andern ihre Fehler, Einfalt und Thorheit von Herzen gern — Doch das muſte ihnen nach dem Plan des Verf. freylich geſagt werden, daß ſie es nicht für Amtspflichten halten ſollten, dem geraden Menſchenverſtand alle Auswege zu verrennen, und das Recht zu lehren, was ſie wollen, und wie ſie wollen, allein an ſich zu reiſen.

Halle.

Alexander Popes Verſuch am Menſchen. Überſetzt von J. J. Harder 1772. gr. 8. 79 S. Das Engliſche daneben.

Pope iſt ſchon oft erbärmlich mißhandelt worden. [719] Herr Harder wird auch um dieſer Überſetzung willen an jenem Tag auf dem Parnaß eine große Verantwortung gegen den ſeligen Dichter auf ſich haben! Hier iſt ein Muſter dieſer Überſetzung, das uns aller Mühe, mehr von der Sache zu ſagen, überhebt.

Nicht Schimpf, nicht Ehre, hängt an einer Standesſphäre.
Spiel deine Rolle gut, daran liegt alle Ehre!
Das Glück hat hier nicht viel Verſchiedenheit gemacht,
Hat den mit grobem Tuch, den mit Brocad bedacht;
Gab Schuſtern Schurzefell, und Pfarrern Reverenden,
Den Mönchen Kutten um, und Kronen Fürſtenhänden;
„Was iſt verſchiedener als Kutt und Kronen war?“
Ich will dirs ſagen, Freund! ein weißer und ein Narr.
Das findeſt du, ſo bald der Fürſt den Mönchen ſpielet,
Und Schuſtergleich im Koth der trunkne Pfarrer wühlet;
Die Würde macht den Mann, Unwürdigkeit den Thor,
Das übrige iſt Fell und ſchwarz halb ſeidner Moor.“

Wir glauben faſt, daß Pope ſein Zauber-Axiom: Alles was iſt, iſt gut, widerrufen würde, wenn er dieſe Überſetzung zu ſehen bekäme.

Französische Kupferstiche.

Les Plaisirs de Satyres: Ein vortrefliches Blat nach Pölembourg von **le Vasseur.** Hier ist Clima, [720] Wärme und wahres Costume des Landes. Die herrlichsten Ruinen dienen den Figuren zum Grund. Auf der einen Seite ist eine Gesellschaft Nymphen und Satyren, die Früchte genieſſen. Auf einer Anhöhe ein Kind, vollkommen wie auf einer antiken Gemme gezeichnet, dem eine Nymphe herunter hilft. Die Figuren sind alle reizend. Auf der andern Seite des Vorgrunds liegen zwey Ziegen, und nagen an den hohen Kräutern. Nur der Satyr und die Nymphe in der Mitte tanzen nicht mit Grazie. Wir wollen aber hoffen, daß es der Kupferstecher verzeichnet hat.

Wille ist von seinem Sohn gezeichnet und von **Mareau** gestochen worden. Das Stück ist artig verziert, und gleicht vollkommen gut. Das Portrait von **Msr. Gretry,** dem Compositeur der neueren kleinen Opern, ist auch in eben der Größe heraus gekommen. Man sieht, daß der König recht hatte, da er ihm vorgeführt wurde, und man eine Pension für ihn verlangte: Oh qu'il est laid! ruften Se. Majestät. Vielleicht machte ihn die Pension noch etwas häßlicher.

Nachricht.

Berlin. Die Königl. Academie der schönen Wissenschaften und freyen Künste hat in ihrer am 15ten Oct. d. J. gehaltenen Versammlung, den Herrn Borelli, Prof. der Redekunst, zum ordentlichen Mitgliede in der philologischen Classe erwählt.

Bey Ausgebern dieser Zeitung ist zu haben: Ma Philosophie. Par Mr. Dorat, 8. à 12 kr. The deserted Village a Poem, by Dr. Goldsmith, the author of the Vicar of Wakefield. 8. à 12 kr. Göttinger Musenallmanach aufs Jahr 1773. à 1 fl.

[721] Nro. XCI. Den 13. November. 1772.

Paris.

Lettre sur l'homme et ses Rapports 1772. 8. 65 S.

Wir freuen uns, dieſe neuere Schrift des jüngern Herrn Hemſterhuys anzeigen zu können. Sie iſt eine Fortſetzung der nur flüchtig in dem letztern Brief sur les desirs angegebenen Hauptideen ſeines Syſtems, die ſich noch ferner in einem gröſſern Werke: sur les progrés des sciences entwickeln werden. Es thut uns leid, daß wir beynahe nur obenhin über die wichtigſten Theile dieſes Buchs wegeilen, und unſre Leſer auf daſſelbe ſelbſt verweiſen müſſen. Jedes empfindende Weſen kann keine Senſation einer andern Subſtanz, als durch die Ideen oder Bilder erhalten, die aus dem Verhältniß entſtehen, worinn ſich dies Weſen gegen dieſe Subſtanz befindet, oder das ſie von dieſem Weſen abſondert. Dieſes nennt Hemſterhuys das Organ oder Medium; das heiſt, er verſteht darunter nicht allein das Auge, das ſieht; ſondern auch das Licht, das ſich auf den Gegenſtand reflektirt. Dies empfindende Weſen verhält ſich dabey leydend, und dieſe Art, Ideen zu empfangen, hat der Menſch mit dem Thiere gemein. Iſt es aber ein Weſen, das denkt und Schlüſſe macht, ſo hat es Zeichen, die nicht die Gegenſtände ſelbſt ſind, die aber mit den Gegenſtänden übereinſtimmen; [722] und dieſe Zeichen hat es in ſeiner Gewalt. Drey Wege hat das empfindende Weſen zu Ideen zu gelangen. 1.) Durch die Wirkung der Gegenſtände, welche die Media oder Organen in Bewegung ſetzen. 2.) Durch die zufällige Bewegung, die bey Organen, 3.) und durch die Bewegung, die den Organen durch die Zeichen mitgetheilt wird. Die auf dem erſten Wege, durch die Gegenwart des Gegenſtandes ſelbſt erzeugte Idee hat unſtreitig die meiſte Klarheit. Die 2te iſt ſchon ungleich weniger klar, und ſehr oft confus, und diejenige, welche die Velleität durch Zeichen hervorbringt, iſt ſchwächer, aber doch ohne die geringſte Verwirrung. Die Erfahrung lehrt uns dieſe verſchiedene Grade der Klarheit berechnen. Träumt uns, wir wären am hellen

Tage, und wir ſehen beym Aufwachen plötzlich den wahren Tag ſelbſt, ſo bemerken wir den Unterſchied der Idee, die durch den wahren Gegenſtand, und derjenigen, die durch eine accidentelle Bewegung der Organen hervorgebracht worden. Spielen wir Schach mit geſchloßnen Augen, ſo ſehen wir wieder den Unterſchied zwiſchen den Zeichen und dem wahren Objekt. Dem Thiere fehlt die letztere Art, ſeine Ideen hervorzubringen. Da aber ſeine Ideen auch alle beynahe gleich klar ſind, ſo hat es gleich ſtarke Leidenſchaften, und alſo — ſo zu ſagen — mehr Nationalcharakter als der Menſch. Wir übergehen nunmehr die Beweiſe, von dem Unterſchiede der Seele und des Körpers, von der Materie, ihrem nothwendigen Anfang, einem ewigen Urheber derſelben, u. ſ. w. Sie erſcheinen durch die Stellung und die Sprache, die ihnen Herr Hemſterhuys mitzutheilen gewuſt hat, in einer ſehr intereſſanten Neuheit. Nur den einzigen Gedanken müſſen wir, wegen ſeiner großen Wichtigkeit, noch anmerken: „L'Ame ne sent qu'elle agit, que par l'Idée de la reaction. Sans la reaction elle n'auroit aucune idée de sa Velléité.“ Man ſieht ſchon zum [723] Voraus, wie fruchtbar dieſes Principium für die Moral werden muß, und daß ſich der Menſch als eine Inſel, ohne Geſellſchaft, nur als ein verſtümmeltes Weſen denken läßt. In Begegnung der Einwürfe von S. 17. an, hat uns beſonders gefallen, daß Herr Hemſterhuys den Thierenſeelen die Ewigkeit nicht gerade abſpricht; daß er glaubt, die Forderung, unſre Velleität zu beweiſen, ſey eben ſo ungereimt, als die, vom Beweiſe unſrer Exiſtenz. Indeſſen rettet er ſie doch (S. 20.) ſehr ſcharfſinnig gegen die Materialiſten, indem er zeigt, wie ſehr ſie von der Natur einer bloßen Federkraft unterſchieden ſey. So lange die Seele durch Media und Organen ihre Ideen erhält, wird ſie nie in das wahre Weſen der Dinge dringen. Der Menſch ſieht in der Schwere der anziehenden Kraft, der Vis inertiae eine beſtändige Wirkung und Gegenwirkung, und daraus ſchließt er, daß mehr Principia des Würkens in der Welt ſind, als Würkungen. Dasjenige, was macht, daß eine Sache das iſt, was ſie iſt, nennt H.

die Vis inertiae; und das, was verurſacht, daß ſie an dieſem Ort, oder in dieſem Verhältniß mit andern Dingen iſt, nennt er die anziehende Kraft. Nun zeigt er, daß im Grunde dieſe beyde Kräfte auf einerley Art würken, daß ſie einander nicht entgegen ſtehen, und daß, wenn nichts in der Welt wäre, das ihnen entgegen ſtünde, bald alles auf die Einheit zurückgebracht ſeyn würde. Auch die Homogenen und Heterogenen Theile, woraus alle Materie zuſammengeſetzt iſt, und deren Spiel gegen einander, würde dieſe endliche Einheit nicht verhindern, wenn wir nicht, wie bey den Planeten, überall eine Vis centrifuga annehmen, die der vi attractionis entgegen geſetzt iſt. Von der Fortpflanzung der Seelen eröffnet Hemſterhuys ſeine Gedanken nicht, ſondern er führet S. 26. eine ſonderbare Erfahrung an, die geprüft und überdacht zu werden verdient. [724] Da nun der Menſch dieſen ewigen Streit zweyer entgegen geſetzten Principien ſieht, ſo muß er daraus den nothwendigen Schluß machen, daß die Welt nicht durch ſich, ſondern durch einen andern exiſtire. So wie das Auge und das Licht mir Ideen von ſichtbaren Dingen geben, ſo giebt mir das Herz, und die Geſellſchaft, oder die Gemeinſchaft mit denkenden Weſen, mit wirkenden Principien, Ideen von würkenden Velleitäten, oder es zeigt mir die moraliſche Seite der Welt. Dieſes Medium aber unterſcheidet ſich dadurch von den übrigen, indem es mir eine Seite zeigt, von der meine Seele, mein Ich ein Theil iſt. Mein Ich wird alſo ſelbſt ein Gegenſtand der Betrachtung; denn es giebt uns dieſes Medium, nicht allein wie die übrigen, das Verhältniß der Dinge auſſer uns zu empfinden, ſondern auch das Verhältniß, worinn wir mit dieſen Dingen ſtehen; das heiſt, die erſte Idee der Pflicht. Nun kommt der Verf. auf die Zeichen, andern ſich verſtändlich zu machen, und hier kommen von S. 31. an, die merkwürdigſten Beobachtungen über die Gebärden und deren nothwendige Einwürkung vor, daraus zieht er (S. 35.) den Schluß, daß der Menſch, vermöge ſeiner Natur, Zeichen, ſich mitzutheilen, oder eine beſtimmte Sprache haben müſſe; nicht eine ſolche, deren

Wörter durch den Ton die bezeichnete Sache nachahmen, ſondern deren Worte, die nothwendige Reſultate der Bewegung ſind, die dem Organ der Stimme durch die erſte Bewegung eingedruckt worden, das die Idee vorzuſtellen diente. Hätte der Menſch dieſes moraliſche Medium nicht, ſo würde er nur Würkungen, und weder Gutes noch Böſes, nachahmen. Das Gute und Böſe ſind einander nicht entgegen geſetzt; es iſt die Modifikation der Societät und unſrer Handlungen in Abſicht auf ſie, die uns gerade in die Mitte geſtellt hat zwiſchen das, was wir gut und bös nennen. Machte man den [725] Einwurf, daß bey Pflichten und Begierden dieſe paßive Empfängniß der Ideen durch ein Medium nicht ſtatt haben könnte, ſo antwortet Hemſterhuys, dies iſt gerade aber doch der Fall bey Gewiſſensbiſſen, wo das Ich ein Gegenſtand der Betrachtung wird. Die Reitzbarkeit oder Vollkommenheit dieſes moraliſchen Organs beſtimmt alſo allen Werth der Menſchen und ihrer Handlungen und Pflichten. La perfection de l'organe moral differe dans tous les individus; par consequent deux individus quelconques ont proprement des devoirs differents à remplir: non par rapport aux loix factices et machinales de la société, mais par rapport aux loix naturelles, et à l'ordre éternel, qui derive de la coëxistence des choses. Il y a des hommes, dont l'organe moral est si sensible, ou dont la conscience sent des rapports si éloignés, que pour ainsi dire, ils ne peuvent être membres de la société actuelle. Nun folgt die helle Seite des Gebäudes, und man entdeckt von dieſem Geſichtspunkt aus, die herrlichſten Ausſichten über Religion, Geſetzgebung und Sprache, die wir unſern Leſern ſelbſt zu genießen überlaſſen. Uns muß es genügen, ſie durch den dunkeln Vorhof und die wunderbaren Säulengänge dieſes Tempels begleitet zu haben. Die chriſtliche Religion verliert auch hier vor dem ruhigen wägenden Blick des Philoſophen nichts, ſondern ſie erhebt ſich über alle Geſpielen, die vor ihr und neben ihr den Erdboden bedeckten. Man leſe S. 49—55. nach. Noch eine Stelle erlauben

uns unsre Leser herzusetzen. Der Ton wenigstens zeigt, wie sehr dem Verf. die Wahrheit am Herzen liege, Il n'y a rien au monde de plus respectable, que des Theologiens et des philosophes tels qu'on en voit encor de nos jours. Mais d'un coté de soi-disant Orthodoxes, dont la roideur, l'entêtement, la stupidité, le peu de lumières, et l'ambition outrée leur font préten-[726]dre que tous les hommes devoient penser et comprendre comme eux, et qui ne reflechissent pas, que s'il y avoit des preuves contre la religion chrêtienne la plus forte sans doute, seroit celle que la parole de Dieu auroit besoin de leur interpretation. Und dann das eben so räudige Geschlecht der so genannten Philosophen, qui ont fait taire leur organe moral pour un tems, qui voudroient convertir tous les hommes, afin que personne ne leur fit entrevoir un Dieu tout présent, qu'ils redoutent etc.

Göttingen.

Musen Almanach 1773. in 12. bey Dietrich. Ohne das Register, die in Musik gesetzte Lieder, und Kupfer, 234. S.

Herr Boie hat uns mit seinem Musenalmanach aufs künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenke gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal, durch seine gewissenhafte Wahl, das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruff unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an treflichen Beyträgen fehlen. Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen, dahin gehören Herr (Klamer Eberhard, Karl,) Schmid zu Halberstadt, dessen petrarchische Versuche unsre Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neuern Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat. Das Gedicht auf Selmars Tod, in dieser Sammlung

von Herrn Schmid ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie, und wahrer Empfindung. Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth, und wenn er mehr solche [727] glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsre empfindsame Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen.

Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Dekoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge, und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, — und wann er die Gesänge Kayser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meissen nachempfunden hat, so bilde er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Juliet u. s. w. bey Shakespearn. Das andre Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortrefliche Stücke. Von Herrn Gottern ist eine Epistel an Madam Henseln eingerückt, die Stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligten Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthafte moralische Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen Q. und Y. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47. der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33. Aus den N. Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannte Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben deutschen Vater- und Dichterlande in der wahren Innschriftsprache giebt, sind so wichtig, daß sie als Mottos vor künftige Dunciaden und kritische Wälder gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endy-[728]mions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eignen Laune über alle

Syſteme lacht, doch aber das ſeinige oder Ariſtippiſche von neuem als etwas empfiehlet, das nicht ganz und gar Endymions Traum ſey. Wir dächten, weils einmal ſo iſt, daß die liebe Natur den Stoff ſelber wirkt, und das Syſtem nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, ſo giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht iſt, es müßte denn der Rock des Herrn Chriſti ſeyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock iſt, und alſo die Taille gewaltig verſteckt. Herr Kretſchmann erſcheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons, er ſteht nämlich mit der Goldſichel unter dem heiligen Eichenſtamm, und initiirt als ein alter Barde, den Ankömmling Telynhard. Er giebt ihm in der 4ten Strophe S. 44. förmlich ſeinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweyht hat, damit mans ihm ein kleinwenig von Klopfſtocks und Gerſtenbergs wegen verweiſen könnte. Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der Sprache als Meiſter und Schöpfer zu gebieten weiß.

Die Arbeit des Herrn Unzers iſt eingelegte Arbeit, mit ihrem Chineſiſchen Schnickſchnack auf Theebreten und Toiletkäſtgen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer ſieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkeuchen möchte, die Klopfſtocks Glorie ſaumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerſtenberg, Freyh. v. N. ſind ſchöne Stücke da. Die übrigen Herrn ſammt und ſonders figuriren als Figuranten wie ſichs gebührt. Hinten ſind einige Lieder, worunter Klopſtocks Wir und Sie, in Muſik geſetzt, das auch von neuem hier abgedruckt iſt. Die Materie zu den Kupfern iſt aus dem Agathon genommen, allein ſie ſind, wir wiſſen nicht aus welcher Urſache, da ſie Meilen zum Verfaſſer haben, ſehr ſchlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allzeit ungemein für ſeine Bemühungen um die Deutſche Anthologie verbunden.

[729] Nro. XCII. Den 17. November 1772.

Zürch.

L'Oiſeau de Mauleon merkwürdige Rechtshändel. Aus dem Franzöſiſchen. 1772. 8. 480 S.

(Iſt bey Ausgebern dieſer Zeitung zu haben für 1 Fl. 6 Kr.)

Den Fürſten, Räthen, Richtern und Sachwaltern in Deutſchland und Helvetien weihet dieſe Schrift der Überſetzer, und jedem Bürger wird ſie willkommen ſeyn. Die Rechte der Menſchheit mit warmem Gefühl vertheidigt, ohne die bürgerliche Ordnung durch licentiöſe Grundſätze verwirren zu wollen. Es enthält dieſes leſenswürdige, und jedem Rechtsverwandten zu beherzigende Buch, fünf, nicht ſo wohl Rechtshändel in Aktenauszugs- und Relationsform, ſondern vielmehr Defenſionsmemoriale, vor dem Spruch dem Richter eingereicht, wo zu deſſen Information das Faktum deutlich und ſchön erzählt, und die Gründe für die Parthey bündig ausgeführt werden.

1.) Memorial für Savary, Laine und Delamet, drey Soldaten von dem franzöſiſchen Garderegiment. Sie geriethen mit Handwerkspurſchen in Händel, deren einen Savary in Nothwehr erſticht. Nacht und Umſtände werfen alle Schuld auf Laine, dem der Proceß gemacht wird. Der Herzog von Biron [730] intereßirt ſich für ihn, und wirkt einen Gnadenbrief aus. Dieſem ſeine völlige Kraft zu geben, muß der Thäter die That geſtehen; Laine, der dieſes für eine Formalität hält, bekennt ſich zur Mordthat. Inzwiſchen geht der Proceß fort, und da Gnadenbriefe nur dann gültig ſind, wenn der Todtſchlag unvorſetzlich iſt, alles aber gegen Laine deponirt, er habe einen vorſetzlichen Mord begangen, wird er zum Tode verdammt. Das vernimmt Savary im Gefängniſſe, bekennt ſich als den Thäter, ruft ſelbſt Zeugen herbey, die ihn anklagen, und nun geht die Bemühung des Memorials dahin, die Anwendung des Gnadenbriefs auf dieſen zu machen.

2.) und 3.) „Memoriale für den Herrn von Valdahon, Muſketair von der erſten Comp. gegen den Herrn von Monnier,

rſten Präſidenten der Rentkammer in Hochburgund.“ Von Valdahon und die Tochter des Präſidenten verlieben ſich. Ihre Leidenſchaft ſteigt nach und nach bis auf den Grad, a das Fräulein, ihren Liebhaber zur Nachtzeit ins Haus, n das Schlafzimmer ihrer Mutter bringt, das auch das hrige war, da ſie die verſtohlnen Freuden der Liebe zu iederhohlten Malen genieſſen, bis einſtens die Mutter er= vacht, der Liebhaber entſpringt, die bedeutendſten Kleidungs= tücke zurückläßt, und das Fräulein der Mutter fusfällig be= ennt. Der ergrimmte Vater vereitelt Valdahons Ab= ſichten, durch eine Heurath die Sache in der Stille beyzulegen, indem er einen Criminalproceß gegen ihn erregt, unter dem Vorwande, Valdahon habe aus angeerbter Rache ſein Haus nur beſchimpfen wollen, habe ſich Schlüſſel machen laſſen, ſeye bewaffnet ins Haus, ins Zimmer ſeiner Tochter ge= drungen, ſeye bey dem Schreyen und Widerſetzen des Fräu= leins davon geflohen, habe die aus entehrender Abſicht mit= gebrachte Kleidungsſtücke zurückgelaſſen, und darauf die Schande ſeiner Tochter überall auspo= [731] saunt. Herr von Monnier konnt es unterdeſſen nicht weiter bringen, als daß Valdahon zu zwanzigjähriger Abweſenheit, und zur Erlegung einer Strafe von 20 000 Pfunden verdammt wurde. Dies war dem rachgierigen Alten nicht genug, er wandte ſich von dieſem Urtheil nach Paris, verdoppelte ſeine Beſchuldigung, und ſtreute die abſcheulichſten Gerüchte über Valdahon aus, denen zu begegnen, die beyden Memoriale verfaßt ſind.

4.) „Schutzrede für Joh. Jak. Pilleron, Schüler in dem Gymnaſio von Montaigü gegen die Witwe des Peter Boucher, eines Waſſerträgers.“ Herr Germain, Prin= cipal von Montaigü, befiehlt dem Thürhüter, den jungen Pilleron wegen einer Übertrettung zu ſtraffen, der hohlt noch den Boucher. Pilleron zeigt ihm ſein Meſſer. Boucher hohlt eine Feuerſchauffel, geht auf Pilleron los, der parirt, Boucher ergreifft ihn, ſie wälzen ſich auf einander herum, und Boucher verwundet ſich in das Meſſer des Schülers. Dieſer entflieht, erlangt auch Gnadenbrief

vom König. Nun aber tritt die Wittwe, mit der Forderung von Unkoſten auf. Die Schrift iſt bemüht, alle Schuld auf den Lehrer, und folglich auch die Erſtattung auf denſelben zu werfen.

5.) „Memorial für Donat, Peter und Ludwig Calas.“ Die ſchröckliche Geſchichte der Calas hat uns wieder hier auf das innigſte gerührt. Dieſes Memorial ergehet um Wiedereinſetzung der Söhne Calas in vorigen Stand und Ehren. Der Styl iſt edel und ſo wenig blumig und ſententiös, als es einem Franzoſen möglich iſt.

Frankfurt und Leipzig.

Descriptio anatomica nervorum cardiatorum. Sectio prima de nervo intercostali cervicali, dextri in [732] primis lateris. Auctore J. E. Neubauer, M D. Anat. et Chirurg. in Academia Jenensi Prof. publ. Ord. Adjectae sunt icones nervorum a dextro corporis latere ad cor tendentium. 1772. In Officina Fleischeriana. gr. 4. 230 S. koſtet 3 fl. 36 kr.

Den Liebhabern der Zergliederungskunſt zeigen wir mit vielem Vergnügen ein Werk an, das ſie eben ſo intereßiren wird, als es ſeinem Verfaſſer Ehre macht: und wenn die Ausbreitungen der Nerven bisher die wichtigſte Beſchäftigung der Zergliederer geweſen, ſo verdient eine Beſchreibung der Herznerven, die mit ſo vieler Mühe, Geduld, Geſchicklichkeit und Beleſenheit, als gegenwärtige geſchehen, gleich neben die Werke jedes der gröſten Zergliederer unſers Jahrhunderts aufgeſtellt zu werden. In dem ganzen Werke herrſcht durchaus Ordnung und Deutlichkeit, die hier um ſo mehr nöthig und rühmenswürdig ſind, jemehr der Gegenſtand, den der Mann behandelt hat, ſelbſt Labyrinth iſt. Es würde den Recenſenten daher ſehr wundern, wenn nicht jeder denkende Leſer mit Zuziehung der bey dieſem Werke angehängten Kupferſtiche, davon Herr Neubauer die Zeichnungen ſelbſt verfertiget, ſich die deutlichen Begriffe bilden, und den Leichnam gleichſam offen vor ſich liegen ſehen ſollte. Der Verfaſſer beſchreibt die Herznerven von der rechten Seite, wie ſie

zum Herzen gehen. Wer einige der seltnern Vertheilungen derselben in Zweifel ziehen wollte, dem kann es der Verfasser nicht übel nehmen, da er viele Wahrnehmungen von Andern ehemals auch nicht ganz geglaubt hatte, aber sie da auch nicht ganz läugnete, ob er sie gleich nach manchen Sektionen nicht finden können. Er weiß sich wohl zu erinnern, daß er nun, einen selten gefundenen Nerven zu entdecken, zwanzig Körper vergeblich secirt, ihn aber doch beym 21sten gefunden; Er hat bey allen Leich- [733] namen bemerkt, daß die Variation mancher Nerven so groß sey, daß sie kaum im fünfzigsten Leichnam mit einander übereinkommen, und man also die Wahrnehmung nicht sogleich läugnen dörfe. Kaum behalten die Hauptäste und Hauptstämme einerley Lauf, Ursprung, Dicke, und bald scheinen sie doppelt, bald dreyfach. Da dies überhaupt von allen Nerven gilt, so ist es um so weniger von den Herznerven zu läugnen, indem auch jedem Zergliederer bekannt, daß die Herznervenflechte (plexus cardiacus) kaum in zween oder drey Körpern sich gleich sey. Damit man aber auch nicht glaube, er habe blos aus Neigung etwas Neues zu sagen, die Anzahl der kleinen Nervenästchen vermehrt, oder habe sich auf das Ansehen Anderer verlassen, so hat er alle Nervenvertheilungen genau untersucht, und, um sie vom Zellgewebe zu unterscheiden, Vergrößerungsgläser angewandt.

Nachdem der Verf. den doppelten Ursprung des Interkostalnerven untersucht, und die Meinung derer, die ihn vom ersten Aste des fünften Paares herleiten, widerlegt, dabey ein- und andre Meinungen von seinem Ursprung anführet, untersucht er, ob in dem kavernösen Sinus der harten Hirnhaut, und in dem karotischen Kanal, gewisse Zweige aus den Wurzeln des Interkostalnerven entspringen. Petit und Bergen beschreiben in dem kavernösen Sinus eine ganze Flechte von Nervchen, wovon die vornehmsten mit dem Sehnerven, als dem ersten Aste des zweyten Paares connektiren. Walter, der den Interkostalnerven allein aus dem sechsten Paare herleitet, leitet doch auch zwey Ästchen vom fünften Paare, ein drittes von der Wurzel des Interkostalnerven,

und bisweilen ein viertes vom ſechſten Paare für dem Urſprung des Interkoſtalnerven her. Mit dieſen Beſchreibungen kommen ſo ziemlich die Herrn Huber, Morgagni, Schmidel, und andre, über-[734]ein. Herr Neubauer unterſuchte dieſe Nervenfäden ſehr genau, aber er konnte blos allein einige Ramificationen von Blutgefäßen, und eine celluloſe Subſtanz, die die Karotis umgeben hatte, entdecken, und die jene Schriftſteller für eine Nervenflechte hielten. Die Wurzeln des Interkoſtalnerven aus dem ſechſten Paare, und zweyten Äſte des fünften Paares alſo, machen in dem karotiſchen Kanal einen kleinen Aſt aus, der, wenn er aus dem Kanal hervor kommt, ſich in einen Nervenknoten verwandelt. In dem Kanal ſelbſt findet man den Nervenknoten niemals. Hierauf redet der Verf. weitläufig von der Geſtalt des obern Nackenknoten, von der Größe deſſelben, von deſſen Lage, und von den Äſtchen, die in dieſen Knoten lauffen; giebt einige generelle Stücke an, die die weichen Nerven betreffen; Beſchreibung dieſer Nerven und deren Verſchiedenheit, an ſechs verſchiedenen Leichnamen, und einige Folgerungen hieraus von dem obern Herznerven; von den Äſten des obern Nackenknoten; vom Stamm des Interkoſtalnerven und deſſen Äſten, und einigen ſeltnern Äſten deſſelben; vom mittlern Nackenknoten; die Figur, Größe und Lage des untern Nackenknoten; verſchiedene Zweige der Nerven, die den untern Knoten vergrößern; die Zweige, die dieſer Knoten zu verſchiedenen Nerven und zur Herznervenflechte abſchickt, und verſchiedene ſeltnere Zweige dieſes Knoten; vom tiefen Aſte und vom erſten Bruſtnervenknoten; von den Seitennackenknoten und ihren Zweigen. Seltnere Abtheilung des untern Nackenknoten in zween Knoten und deren Ramificationen; vom Herzknoten und deſſen Äſtchen, die Lage, Geſtalt und Größe des erſten Bruſtnervenknoten; Äſte, die aus den Nerven des Rückgrads zu dieſem Knoten lauffen; Zweige deſſelben, die zur Herznervenflechte gehen, und einige ſeltnere Äſtchen hiervon.

[735] Altenburg.

Heinrich und Emma, ein Gedicht nach dem Modell des Nußbraunen Mägdchens. Aus dem Engliſchen des Prior 1772.

Jederman kennt dieſen Wechſelgeſang Priors, und die Ballade, die ihm in Priors Werken vorſteht, ſie mag nun von Chaucern oder von einem neuern Dichter ſeyn. Dieſe Sprache der Liebe, die beyde, Heinrich und Emma einander vorſingen, iſt wie die Sentiments im Aminta, und Paſtor Fido; das heiſt, jeder der ſie lieſt, applicirt ſie auf ſeinen Zuſtand, iſolirt ſie vom Ganzen, und lernt ſie auswendig. In dieſem Geſichtspunkt ſind ſie auch nur angenehm, und ohngeachtet ihrer vortreflichen Verſifikation werden ſie doch am Ende jedem Leſer überläſtig, wie Zuckerbrod, von dem man zu viel zu ſich genommen hat. Ob ſie nun in deutſcher Proſa ihr Glück machen werden, daran zweifeln wir etwas. Die Proſa des Überſetzers iſt zwar gelenk, und ſo viel wir ſie mit dem Original zuſammengehalten haben, nie ſklaviſch; Allein, man muß doch das Original bey der Hand haben, um ihren wahren Werth zu dechifriren. Es iſt ohngefähr ſo, wie Gleim, Jakobi, oder andere gute Verſifikateurs in franzöſiſche oder engliſche Proſa überſetzt.

Franzöſiſche Kupferſtiche.

Nach Locatelli hat **Benazech** zwey Blätter herausgegeben; das erſte **Campagne de Grece**, und das andre **Pyramide Egyptienne** betitelt. Jedermann kennt die Ruinenſtücke dieſes Meiſters, wie er ſie oft mit Figuren, die eines Salvator Rosa würdig ſind, hat zu ſtaffiren wiſſen. Auf dem erſten Blatt ſitzen im Vorgrund einige Figuren auf Ruinen, nur ſchade, daß alles ſo gearbeitet iſt, daß der Reuter im Bas-[736]relief ſo gut hervortritt, als die lebende Figuren. Dieſe ſind etwas unbedeutend, und man ſieht hier nicht das geringſte Intereſſe, beyſammen zu ſeyn. Der Vorgrund der Pyramide Egyptienne iſt etwas lebendiger,

mit Vieh und Hirten, die es tränken, angefüllt; nur ſieht man an der Urne auf der einen, und an dem Bergſchloß neben der Pyramide, auf der andern Seite, das Bedürfniß gar zu deutlich, die Landſchaft zu ſperren. Clima, Jahrszeit und Luft ſucht der geneigte Leſer übrigens hier vergebens, und es iſt nichts als Theaterdekoration ohne einen Strich im Geiſte der Antike, entweder des Egyptiſchen oder jedes andern Styls.

Jupiter et Europa, von Bartolozzi nach Guido Reni in rother Crayonmanier geſtochen. Das ganze Blatt iſt mit der Figur der Europa gefüllt, und man ſieht vom Meer beynahe nichts, vom Stier nur den Kopf und die Bruſt, um die ſich ihr Arm ſchlingt. Die Nymphe ſieht gen Himmel mit dem Blick einer Madonna von Guido. Übrigens vortreflich gearbeitet.

Nachricht.

Am 21ſten September dieſes Jahres ſtarb in Jena der Herr D. Johann Chriſtoph Köcher, Fürſtl. Sachſen-Weimariſcher Kirchenrath und zweyter Profeſſor der Theologie, in ſeinem 73ſten Jahr.

Herr Baldinger zu Jena iſt an die mediciniſche Lehrſtelle des ſeel. Schröders in Göttingen, berufen worden, und wird nächſtens dahin abgehen.

[737] Nro. XCIII. Den 20. November. 1772.

Erlangen.

Dr. Georg Friedrich Seiler, kurze Geſchichte der geoffenbarten Religion. 1772. 8. 348 S.

In einer jeden geoffenbarten Religion, wo nicht die Offenbarung einem jeden insbeſondere gegeben wird, iſt die Geſchichte der Offenbarung das Wichtigſte. Wenn dieſe einmal genug begründet worden, ſo giebt ſich das Dogmatiſche bald. Denn, wenn noch hundert Akademien, zweyhundert Gloſſatoren, und eben ſo viele Exegeten lehrten, gloſſirten und exegeſirten; ſo würden ſie doch wohl, trutz allen ihren Be-

mühungen, den gesunden Menschenverstand nicht so ganz weglehren, weggloſſiren, und wegexegisiren, daß, wer lesen kann, die Offenbarung sich nicht so weit erklären sollte, als er sie zu verstehen braucht. Ob es Offenbarung Gottes ist? das bleibt immer die Hauptfrage: und diese entscheidet nur die Geschichte, beruht nur auf Urkunden.

So weit sind wir also mit der Unternehmung des Hrn. Dr. Seiler sehr zufrieden. Aber er schreibt seine Religionsgeschichte für den gemeinen Christen vornemlich, und für den Unterricht der Kinder. Da ist also zu sehen, was das Bedürfniß des ge=[738]meinen Christen ist, und wie weit Hr. Dr. Seiler ihm Genüge gethan hat.

Es ist vor das erste schon etwas sehr mißliches, eine Geschichte, mehr zu Begründung einer gewissen Meinung, als in der weit einfachern Absicht, zu erzählen, zuschreiben. Wenn man auch so glücklich ist, keine offenbare Untreu zu begehen; so stellt man die Sachen doch immer in ein besonderes Licht, man spricht mit mehr Wärme, mehr Interesse davon; man schwimmt über andere Dinge hin, giebt Kleinigkeiten Werth, kurz, sieht alles nur auf einer Seite. Herr Dr. Seiler hat diese Klippen unmöglich vermeiden können, da er seine Geschichte blos in der Absicht schriebe, den Leser in seinem Glauben zu befestigen, und gegen die s. g. Naturalisten zu sichern. Wir tadlen ihn aber nicht von der Seite, weil er nicht Gelehrten, sondern dem Volk schriebe, dessen Augen sich so gern auf einen gewissen Gesichtspunkt lenken lassen!

Aber den oft ganz dogmatischen, oder gar teleologischen pragmatischen Geschichtschreiber göttlicher Geschichten fürs Volk, den können wir nicht billigen! Die Klügeley, von allen Dingen Grund und Absicht anzugeben, hat schon manchen ehrlichen Historiker in weltlichen Geschäften auf wunderliche Abentheuer geführt; in göttlichen Dingen ists noch weit ärger. Dahin gehören die Ausschweifungen über den Geist der mosaischen Gesetze, die Vertheidigung der Ausrottung der Kananiter; die Hererzählung der Weisagungen von Christo; die ganze Geschichte von Christo, die uns am allerwenigsten

gefallen hat, weil ſie auf eine ganz unintereſſante Art erzählt wird, und viele andere Hauptſtücke, Wendungen und Anmerkungen, in welchen der Geſchichtſchreiber faſt ganz auf die Seite tritt, und der dogmatiſche Theolog, und der ſubtiliſirende Apologiſt der chriſtlichen Religion ſich allein hören läßt.

[739] Es können ſich ſo wenige Gelehrte und Schriftſteller an die Stelle der Menſchen ſetzen, bey denen weit, ungleich weit mehr wahres Gefühl, als Raiſonnement iſt. Uns, die ein nicht ſehr beneidens werthes Schickſal berufen hat, viel zu ſpekuliren, zu denken, zu leſen, uns kommen tauſend Zweifel und Anſtöße vor, die der gemeine Mann ſo glücklich iſt, gar nicht einmal zu ahnden. Schreibt man für uns, ſo iſt es nöthig, daß man dieſe Dinge aus dem Weg räume; denn ſonſt werden wir, die wir nur ſchreiten, nur ſchleichen, bey jedem Schritte gewiß anſtoßen. Aber der gemeine Mann, den ſein Herz ſo ſchnelle führt, der ſo große Schritte macht wie Neptun, vom Pelion nach Aegae, der geht ganz ſicher über Felſen und Klüfte dahin; Gern nimmt der jeden Schall im obern Himmel für Stimme Gottes an: warum wollt ihr den, wenn er ihr nachfliegt, aufhalten, und wo er nicht zweifelt, ſeinem mächtigen Gefühl, durch Beweiſe daß es Stimme Gottes iſt, Zeit laſſen wieder zu verrauchen. Unter tauſend von dieſen Glücklichen fällt nicht einem ein zu zweifeln, ob die Bibel Gottes Wort iſt? ob die Geſetze der Iſraeliten Gott anſtändig ſind — eine Frage, die ohnedies für Menſchenkinder und für die Nachkommen einiger tauſend Jahre, ganz unerträglich vorwitzig iſt — ob Chriſtus wirklich auferſtanden iſt? ob die Schriften des N. T. ächt ſind, u. dgl. womit Herr Dr. Seiler ſich ſo viel abgiebt. Wir wünſchten für die glücklichen, warmen, unſpekulativen Menſchenſeelen eine kurze Religionsgeſchichte von einem Mann, der eine eben ſo warme Seele hätte, als ſeine Zuhörer, und der mit ſolcher Überzeugung ſchriebe, daß er ſeine Leſer dahin riſſe, ehe ſie Zeit hätten zu zweiflen. — Noch immer ſteht der Baum der Erkänntniß mitten unter uns; je weniger man davon iſſet, deſto beſſer; und wehe denen, die ſonſt keine Nahrung haben!

[740] Das müſſen wir übrigens ſagen, daß wir Herrn Dr. Seiler wegen ſeiner Begierde, die chriſtliche Religion auszubreiten, ſehr hoch ſchätzen; daß wir das Collegium über die Religion, das er in der Vorrede anzeigt, vorzüglich billigen; und in den Grenzen deſſelben, auch dieſer kurzen Geſchichte ihren Nutzen nicht abſprechen. Auch haben wir gerne geſehn, daß der Herr Verf. ſich bey dieſer Arbeit ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe und des philoſophiſchen Geiſtes ſehr oft entäuſert hat; — Aber, noch nicht oft genug; und des dogmatiſchen, apologetiſchen gar nicht! Wir wünſchten deswegen nicht, daß dieſes Buch zum Unterricht der Kinder und der gemeinen Chriſten gebraucht werde; denn wir fürchten nicht wenig, daß es dem Gefühl der Catechumenen ſchaden werde, ohne ihren Verſtand zu beruhigen.

Berlin und Stettin.

Allgemeine deutſche Bibliothek, des ſiebzehnten Bandes, erſtes Stück, 1772.

1.) Büſchings Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie, Fünfter Theil. Er enthält abermals verſchiedene die Geſchichte von Spanien betreffende Aufſätze, die man dem Herrn M. Plüer zu danken hat.

2.) Caſanova, Abhandlungen über verſchiedne alte Denkmähler der Kunſt. Was ein ſolcher Mann über ſeine Kunſt lehret, iſt für jeden ihrer Freunde höchſt merkwürdig. Der Künſtler, der immer ſo klein von theoretiſirenden Gelehrten ſpricht, wird alle Nerven anſtrengen, wenn er ſich in Schriften mit ihm zu meſſen hat. Der Recenſ. beklagt ſich ſonderlich über den zänkiſchen Stolz des Herrn Caſanova, mit dem er Winkelmannen und Leßingen anfährt; wir mögen das gerne ſehn; denn der beleidigte Genius des andern fährt auf, nicht ohne [741] Nutzen des Publikums. Auch hat Hr. L. den hochfahrenden Künſtler ſeiner Sterblichkeit erinnert durch eine Anzeige in den Braunſchw. Zeitungen, die wir unſre Leſer in dieſer Bibl. p. 28. ſelbſt nachzuſehen bitten.

3.) Stockhauſens kritiſcher Entwurf einer

auserlesnen Bibliothek. Vierte Auflage. Damit wird übel verfahren, und von der Seite des, was es ist, mit Recht; wenn man aber auf der andern Seite denkt, was es seyn kann, und nicht mehr, wie vielleicht eine solche kritische Bibliothek unmöglich ist, denn gut, schlecht, schön, lesenswerth, drücken freylich den Gehalt nicht aus, und bestimmtere Urtheile, wer soll sie geben? Der Mann von Genie? der wird uns sagen, was ihm die Bücher waren; Und der Literator? Das ist ja Hr. S. ein sehr mittelmäsiger vielleicht; So laßts denn, daß zu jeder neuen Ausgabe, Freunde und Feinde, Professores und Recensenten ihre Beyträge und Tadel dazugiessen, und zuletzt einer darein tritt, der alles Urtheil heraus schmeist, und die von so mancherley Köpfen gewählte und gestoppelte Bücher, nach dem Seinigen meistert und in literarischen Reihen die Titel ordnet.

4.) S. J. Baumgartens ausführlicher Vortrag der biblischen Hermeneutik, herausgegeben von Bertram. Aus diesem Buche, das mit allen nachgeschriebnen oder sonst erbeuteten und dann gedruckten mündlichen Vorträgen die gemeinschaftlichen Fehler hat, ziehen sie aus einem Wuste guter, unrichtiger und unbedeutender Erläuterungen solche heraus, die zwar mit dem Baumgartenschen System nicht übereinstimmen, die aber aus einer nachfolgenden richtigeren Erkänntniß hinzugefügt zu seyn scheinen. Z. B. „Daß man die Begriffe zu den Redensarten, welche in den Büchern Mosis vorkommen, [742] nicht aus dem Jesaias, noch weniger aus dem N. T. entlehnen müsse."

5.) Nova acta physico medica Ac. Caes. L. C. Naturae curios. exhibentia Ephemerides etc. Tomus quartus. Von den darinn enthaltenen 59 Abhandlungen werden die vorzüglichsten kürzlich angezeigt.

6.) Brieglebs Vorlesungen über den Horaz. Dem guten Mann wird ein Spiegel vorgehalten, in den ja kein Vorleser, er habe auch noch so ein gut Gewissen, um seiner Ruhe willen! mit hinein schaue. Doch das ist ein Volk, von dem geschrieben steht: Sie haben Augen, und sehen

nicht; ein Glück, daß man meist von ihrem Auditorio sagen kann, sie haben Ohren, und hören nicht.

7.) Meckel de morbo hernioso etc. Die bekannte Operation an Herrn Zimmermann, wird kürzlich erzählt.

8.) Versuch eines Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuchs. Wird nach Verdiensten gerühmt, die schwer zu bewürkende Vollständigkeit gewünscht, und einige Bemerkungen hinzugefügt. Wollten doch nur mehrere statt unzulänglicher willkührlicher kritisch-grammatischer Bemühungen um unsere Sprache, sich mit Glossarien und Lexicis täglich verdienter machen!

9.) Fallois Traité de la Castramentation. Viel Gutes aber wenig Neues und dem Verf. Eignes, behaupten sie darinnen gefunden zu haben.

10.) Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Vierter Theil. Wenn das Buch den Zweck erreicht, die Geschichte und Reden Jesu besser und lokaler zu verstehen, so läßt man ihm gerne gewisse Eigenheiten, und wünscht ihm ein großes Publikum.

Die kurzen Nachrichten machen diesmal über zwey Drittel des Stücks.

[743] Ulm.

Sicherer Testamentmacher, das ist: kurze doch gründliche Anweisung, wie eine jede Gattung von Testamenten in der Schnelle nach den allgemeinen Rechten gemacht werden könne. Zweyte und vermehrte Auflage. 8. 9 B.

Eine schändliche Compilation aus Strycks Cautelen, und einigen andern praktischen Schriftstellern zusammen gestoppelt, die aber, nach Aussage des Titels — wann dieses, wie wir zur Ehre des Publikums glauben wollen, nicht ein Buchhändlerkniff ist — dem ungeachtet zum zweytenmal aufgelegt werden konnte. „Diejenigen, heist es S. 12. welche zwar eines tollen Hirns, oder aber schlechter Gedächtniß sind, übrigens doch in ihren Verrichtungen

richtig handeln, mögen wohl ein Teſtament machen;" aber ſetzen wir hinzu — Schriftſteller ſollen ſie nicht zu werden verlangen.

Caſſel.

Unter dem Vorſitz des Herrn Prof. Matſko vertheidigte **Ad. Ludw. Diede**, ſeine Diſſertation von der neuerbauten Porcellan-Glaſurmühle.

Sie iſt unter der Direktion des Freyherrn Waitz von Eſchen errichtet worden, deſſen allgemein anerkannte tiefe Einſichten in dieſe Künſte, unſres Lobs nicht bedürfen. Herr Diede liefert uns eine genaue Beſchreibung dieſes merkwürdigen Werkes, nebſt zwey Kupfertafeln, wo wir die mannigfaltigſten Zwecke, durch weiſe ſparſame Benutzung der Kräfte erlangt ſehn. So zeigt auch der Anhang: „die Geſchwindigkeiten des Waſſers vermittelſt eines Penduls zu vergleichen," hoffnungsvolle Talente dieſes jungen Manns.

[744] Göttingen und Gotha.

A. F. E. Jakobi Meßkunſt für Kinder von acht bis zwölf Jahren, mit Kupfern. Zweyte Auflage 1772. 8. 59 S.

(Iſt bey Ausgebern dieſer Zeitung zu haben für 18 Kr.)

Nach ihrem Zweck iſt ſie ordentlich und faßlich vorgetragen, und da der Herr Paſtor ſelbſt erfahren hat, was man von Kindern fordern kann, da er dieſe Bogen bey ihrem Unterricht niedergeſchrieben, ſo müſſen ſie einem Lehrer am heurigen Erziehungswerk allerdings willkommen ſeyn.

Darinn ſind wir zwar mit dem Verf. nicht einig, daß Meßkunſt eben ſo ſinnlich ſey, weil ſie in Bildern vor die Augen gebracht wird. Dieſe ſind an ſich ſelbſt würkliche Abſtraktionen, und wenn ſie ein Kind auch faßt, zweifeln wir an dem Nutzen, den er rühmt, daß ihr Verſtand geſchärft und aufgeräumt werde. Doch das thut nichts zur Sache! Wie die Dinge ſtehn, ſo war dies Werkchen nöthig und nützlich.

Nachricht.

Herr Meiners, Verfaſſer der Reviſion der Philoſophie, iſt als auſſerordentlicher Lehrer der Weltweisheit nach Göttingen berufen worden.

J. C. Lavaters Erweckung zur Buße, mit Sam. Werenfels Abhandlung wider die fleiſchliche Sicherheit, 8. iſt bey den Eichenbergiſchen Erben, Ausgebern dieſer Zeitung, zu haben, auf weißem Papier zu 10 kr.

[745] Nro. XCIV. Den 24. November 1772.

London.

Essays on Song-writing: with a collection of such English Songs, as are most eminent for poetical merit. to which are added some Original Pieces. Printed for Joseph Johnson, St. Pauls churchyard. 8. 18 Bog.

Der ungenannte Verf. und Sammler beklagt, daß auch in England die Zeit der ächten Geſänge vorüber, mit den Zeiten Karls II. bis zum Tode der Königinn Anna vorüber ſey, und jetzt nur das Hertrillern komiſcher Opernarien auf Vauxhall, Ranelagh und den Spring-Gardens beluſtige. Er findet ferner, daß man auch von den ältern Geſängen keine völlig gute, wenigſt ganz ſittige Sammlung habe, und er hat ſich alſo der Mühe unterzogen.

In Abſicht auf dieſe Mühe allein würden wir ihn für Deutſchland nur kurz anzuzeigen haben, wenn nicht die Art, wie er damit gewaltet, auch vielleicht auſſer England nutzbar ſeyn könnte.

Es ſtehen nemlich Verſuche über die Liedergattung voraus, die theils von den Maasregeln des Sammlers Rechenſchaft geben, theils die Theorie dieſer Art Gedichte mehr auseinander ſetzen und beſtimmen ſollen, als es bisher geſchehn iſt. Der [746] Verf. findet in dieſem Felde Kritik in England nur den einzigen Philips, der ſich im Guardian

damit beſchäftiget hat; den er aber, mit Recht, anklaget, er habe zu einſeitig betrachtet, und nur meiſtens die unweſentlichſte Gattung vom Liede, die ſinnreiche, witzige, franzöſiſche behandelt.

Unſer Verf. hat drey, deren Entwickelung er auch nach und nach im Gange der Geſchichte des Liedes überhaupt findet. Zuerſt die würkliche Natur, wild oder ſanft, wo meiſtens nur äuſſere Gegenſtände, wie ſie ſind, geſungen wurden. Sodann, da das innere Auge mehr zu ſehen, zu würken anfieng; und alſo der Sentimentaltheil der vorigen Gattung the natural philosophy of the mind and the description of sensations. Endlich, da die Einbildung allein würkt, mehr zu gefallen, als zu rühren: Witz. Hiernach nun hat der Verf. drey Abhandlungen und drey Klaſſen Sanggedichte geliefert.

Es wäre eitel, viel Kritik auf eine Klaßifikation zu wenden; die eigentlich nie eine genaue Klaßifikation werden wird, weil die Farben in einander ſpielen, und jedes wahre Genie des Liedes ſich ſelbſt eine Klaſſe iſt. Indeſſen iſt der ganze Gang dieſer Arten in der Geſchichte des Liedes wahr, und der Autor, der doch endlich blos der Bequemlichkeit wegen eingetheilt hat, ſtreut dabey nicht allein viel gute Gedanken unter, ſondern man ſiehet, die ganze Eintheilung leitet ihn auf den Gang der Natur, auf Wahrheit, Einfalt, Gefühl, Fülle des Ausdrucks — und wie gut, wenn jede blos kritiſche Eintheilung in einem Felde von Arbeiten des Genies dahin führte.

Die erſte Klaſſe nennet er Balladen und Hirtengeſänge, und kann ſich mit Recht des Nationalreichthums und Eigenthums in der erſten Gattung rühmen. Ohne aber auf die Urſachen dieſes [747] Vorzuges zu bringen, bezieht er ſich in ältern Stücken blos auf die beliebte Percyſche Sammlung der reliques of ancient Poetry, und giebt allein neuere Nachahmungen dieſer ältern Balladen, und da wird gleich der Leſer, der mit der neuern Engliſchen Poeſie bekannt iſt, auf Goldſmiths Einſiedler, Tickels Colin und Lucy Mallets William and

Margret rathen. In dieſen Stücken iſt freylich viel Kunſtvolle Simplicität, aber was ſind ſie gegen die alten wahren Balladen. Die Percyſche Sammlung bleibt alſo hier immer der Schatz.

Gegen die neuern Nordiſchen Hirtengedichte erklärt ſich der Verf. ſehr, hält ſie blos für Nachahmungen einiger (wir möchten ſagen Eines) Originale, auſſer der Natur, und iſt auf der Seite Gay's und andrer, der bekannter maaßen ſie in der Beggar's Oper, Shepherd's week u. ſ. w. lächerlich gemacht hat. Er meynt, ſelbſt Ramſay's Gentle Shepherd erhalte ſich hie und da nur durch den Schottiſchen Dialekt: ſonſt fielen die beſten Dichter dieſer Gattung unvermerkt in den Fehler, falſche Züge aus Arkadien und Sicilien in wahre Bilder der Natur zu miſchen, und den Traum der Einbildung ſehr unangenehm zu ſtören. Landgemählde allein blieben uns hier übrig, wo aber die Aufmerkſamkeit aufs feinſte, wahreſte Detail allein begeiſtre, und hierinne lobt er des Landmahler Smiths Schildereyen für allen Pop'ſchen Melodious eccho's of echo. — — Die Stücke, die er giebt, ſind von Gay, Prior, Jhenſton, Cuningham, und die meiſten mit ihrer holden romanziſchen Wehmuth würklich ſchön.

Die zweyte Klaſſe ſind die passionate and descriptive songs, und der Recenſ. iſt gegen dieſe Gattung wohl am meiſten. Sie ſcheint würklich blos der bekannten Sapphiſchen Ode wegen abgetheilt zu ſeyn, gehört immer durch hiſtoriſche Umſtände, we- [748] nigſtens des Herzens, der Einbildung zur erſten Klaſſe: oder wenn gar keine Wahrheit dabey iſt, ſo iſts Witz, Wendung, und alſo von der letzten Gattung. Auch die Geſchichte, die der Aut. hier liefern will, läßt ihn im Stich. Von den Alten kommt faſt keiner als Sappho und Tibull bey ihm dahinein: die ſüßen Araber, und Morgenländer überhaupt, die in dieſer Gattung Alles übertreffen, kennt er nicht; und da er das eigentliche Elegiſche Fach, wo doch ein ſolches Lob und passionate description am leidlichſten und wahrhafteſten wäre, auch ausgeſchloſſen, ſo wird er hier wohl, dünkt mich, am einförmigſten und

unvollſtändigſten. Indeß ſind auch hier auf der ſchmalen Gränze zwiſchen Natur und Kunſt, Wahrheit und ſchöner Lüge, einige allerliebſte Stücke von Prior, Littleton, Dorſet, Dryden, Otway, Lee u. ſ. w. Von dem Percyſchen

o Nancy wilt thou go with me

haben wir irgendwo eine ſchöne deutſche Überſetzung geleſen, wie auch vom erſten aus der dritten Sammlung:

On Belvidera's bossom lying.

Und nun die dritte Sammlung „ingenious and witty songs“, hier ſtehen die Engländer allerdings den Franzoſen ſehr nach. Der Sammler giebt in der Einleitung die Bemerkung, daß Witz eben die Seelenkraft ſey, die die Alten am ſpäteſten gekannt, allein und eigentlich gar nicht ausgebildet: Martial und Ovid, ſo große Talente beyde dazu gehabt, ſo hätten ſie nach dem Geſchmack unſerer Zeiten den Witz doch nicht recht gereinigt, veredelt: nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften allein ſey dieſer Zweig der Kultur von Italien aus, über Spanien, Frankreich, zu den Zeiten Karls nach England hingetrieben, und der wahre Zweck der Gattung ſey, fine writing, natürliche aber ſeltne [749] Gedanken zu geben, kurz zu überraſchen. Er tadelt dabey Kowley und andere, die den Leſer in dieſer Gattung mit Witz, d. i. mit Vergleichungen, ſanften Anſpielungen, überfüllen, da ſo Etwas blos ein Leckerbiſſen des Nachtiſches ſeyn müſte u. ſ. w. Er giebt alsdenn, unter (wie uns dünkt) manchen mittelmäßigen, einige allerliebſte Schmetterlinge dieſer Art, die um die Wangen und den Buſen der Schönen ſchwärmen.

Die Geſchichte des Witzes, als eines neueren Gewächſes, iſt nicht ſo ganz ohne Grund, und vielleicht müſte man aus einer benachbarten Gegend ausgehen, um überhaupt den Genius unſrer Zeit zu charakteriſiren, der ſehr groß und artig im Kleinen, wie vielleicht klein im Großen iſt. Aber wo Witz, Natur iſt, wo er mit allen Seelenkräften zuſammenſpielt, (und mich dünkt, da iſt er allein guter

Witz,) haben da die Alten nichts von ihm gewußt? Unter den Idyllendichtern, Bion, so manche Stücke der Anthologie, (gegen die der Verf. zu viel Ekel hat. Es ist freylich eine rohe Sammlung elender Grammaticker, aber Vortreffliches ist viel darunter!) haben würklich, auch als abgetrennt, die Gattung von Witze, die wir naiv nennen, oder nähern sich ihr sehr. Zu witzig aber, und wenns auch noch so sehr in Verse vertheilt werde, giebt nie ein gutes Lied, wovon auch in dieser Sammlung Proben sind. Überhaupt muß, was gesungen werden soll, Empfindung seyn, das ist das Hauptgesetz, und nachher können kleinere Bemerkungen keimen. Der Verf. dieser Sammlung ist ein zu zartes Knäblein, das mehr den Schönen nach einem gewissen sanften Ton der Galanterie ein Gesangbuch geben wollen, als ein Liederbuch fürs Herz, für die wahre Empfindung.

[750] Altorf und Nürnberg.

Johann Heumanns von Teutschenbrunn rechtlicher Katechismus, oder Fragweis abgefaßte Anweisung zu der gemeinen deutschen bürgerlichen Rechtslehre. Dritte verbesserte und mit einem Register vermehrte Auflage 1772. gr. 8. 13tehalb Bog.

Ein Mensch, der ohne alle Verdienste in der Welt sein Glück macht, und ein so unbedeutendes, unnützes und höchst mittelmäßiges Werkchen, als dieses, das die dritte Auflage erlebt, sind zwey Dinge von ganz gleicher Art. Der verstorbene Heumann, für den wir alle Achtung haben, kann es vor seinem eignen Genie und seiner würklich nicht gemeinen Erudition schlechterdings nicht rechtfertigen. Wir wollen jetzt nicht untersuchen, ob der ganze Gedanke, den gemeinen Mann zum Juristen zu machen, und gar, wie der Verf. will, ihm in der Kirche über einen rechtlichen Katechismus zu predigen, prakticabel ist. Aber das nehmen wir über uns, zu beweisen, daß das gegenwärtige Buch zu diesem Zweck völlig untauglich ist. Da ist so viel unbestimmtes und schielendes in den Sätzen und Erklärungen: so unendlich viel allotrisches für den Ungelehrten, und so wenig populaire

Vorstellungsart und Ausdruck, daß der Recensent lieber in der Stampfmühle arbeiten, als über ein solches Buch dem gemeinen Manne predigen wollte, und ohne Erklärung kann der Ungelehrte nicht ein Blatt verstehen. Man steche nur mit der Scheere in das Buch, wohin man will, so wird man Proben von allen diesen Dingen sehen. Z. B. S. 63. „Ein Codicill ist ein kleines oder unzierliches Testament, in welchem wir an unsre Gesetzmäßige oder Testamentserben vor 5 Zeugen einige nach unserm Tod zu erfüllende Auflage ergehen lassen." Wie gedehnt und unpräcis! S. 142. „Aus [751] den Dienstbarkeiten entsteht die Verneinungsklage zur Rettung der Freyheit des Gutes; S. 143. Aus der Pfandtschaft (jure pignoris) entsteht die Pfandschaftsklage (actio pignoratitia) für den Schuldner zu Wiedererlangung des Pfands nach getilgter Schuld; die hypothecarische Klage für den Glaubiger zur Wiedererlangung des entkommenen Pfandes." S. 67. Sollte man glauben, daß ein Jurist so etwas sagen könnte? Und was soll der Laye mit allem dem, was S. 80. vom consensu praesumto, contractibus realibus, verbalibus, literalibus, consensualibus, stricti iuris und bonae fidei steht? Kurz, dem Ungelehrten muß das Schriftgen Kopfwehe, und dem Kenner Ekel verursachen.

Hamburg.

Rolf Krage, ein Trauerspiel, von Johannes Ewald, aus dem Dänischen, 1772.

(Ist bey Ausgebern dieser Zeitung zu haben für 30 Kr.)

Nacht, Hochverrath und Brudermord, Blutschand und Tod, und Finsterniß, Gräuel, Liebes- und Sterbensnoth, daß wir bey Zeiten, mit einem andächtigen bewahr uns! auf den Heimweg bedacht gewesen.

Ohne Anzeige des Orts.

Aufgefangener literarischer Briefwechsel, der Dodsleyschen Kunstrichter und andrer Gelehrten. 1772.

Gemeiner Muthwillen, der sich an Leibes- und Seelen-

ſchäden unbedeutender Menſchen übt, ohne Kraft ihr Weſen und Manieren zu Karikatur zu verzerren. Das Zeug mag einige Theater- und Kotterien-Publika intereßiren. Gott bewahr uns, daß [752] wir nur das geringſte erfahren mögen, woher dieſe Feindſeligkeiten kommen, und wohin ſie gehen. Leid thuts uns für ein und den andern braven Mann, daß ihm im Gedränge auch eins verſetzt wird. Im Ganzen mag der Verfaſſer ein rechter Don Quixotte ſeyn, ſolch ein Feindeheer ſich zu ſchaffen, Schmidts und Dycks an ihre Spitze zu ſtellen, und dann muthig unter das würdige Schattenvolk dreinzuhauen.

Franzöſiſche Kupferſtiche.

Bonnet hat in Röthelart nach Lagrenée herausgegeben **Mars et Venus**. Ein junger Menſch liegt im Bett neben einer jungen Perſon. Er nimmt den Vorhang weg, und betrachtet ſie, wie ſie ſchläft. Eine der Tauben trägt einen Riemen vom Wehrgehänge weg, das man mit den übrigen Attributen des Mars unterm Bette bemerkt. Übrigens iſt in beyden Figuren nichts Göttliches zu ahnden, und die Unterſchrift iſt ſehr nützlich.

Glaucias Roi d'Illyrie prend Pyrrhus sous sa Protection, nach Colin de Vermont, von le **Vasseur** geſtochen. Die Haltung dieſes Blatts iſt gut. Die Figuren, die um den König ſtehen, brav gezeichnet. Der Gedanke iſt poetiſch, daß der König auf ein Kind ſieht, das vor den Hülfbedürftigen vorzubitten ſcheint. Pyrrhus erſcheint in zukriechender Stellung, der Degen auf der rechten Seite iſt auch um eine halbe Elle zu lang gerathen.

[753] Nro. XCV. Den 27. November. 1772.

Göttingen und Gotha.

Dr. Auguſt Gottlieb Richters — Chirurgiſche Bibliothek. Des zweyten Bandes, erſtes Stück, bey J. C. Dieterich 1772. 8. 12 Bog.

Alles, was wir zur guten Aufnahme dieſer Bibliothek bey

der Anzeige (S. 81ſtes Stück) des erſten Bandes geſagt haben, wiederholen wir hier. Gegenwärtiges Stück enthält Auszüge und Urtheile: 1.) Essays and Observations publishd by a Society in Edinburgh. Vol. II. in ſo fern Chirurgiſche Materien hierinn vorkommen; nemlich Donald Monro von Pulsadergeſchwülſten. Bey der erſten Wahrnehmung fällt dem Recenſ. ein ähnlicher Fall bey einem Juden ein, der nach dem langen Lager an einem Beinbruche ſich im Bette umwendete, jähling einen Schmerz zwiſchen den Rippen linkerſeits, und hierauf ein ſtärkeres Pulſiren empfand, woraus endlich eine ungeheure Pulsadergeſchwulſt entſtund, die nach zwey Jahren den Tod nach ſich zog. Meek von einem Bruche des Bruſtknochen, wobey wirklich augenſcheinlich erhellet, daß ein größerer Reitz die Empfindung des kleinern aufhebe. Dallas von einem Polypen im Schlunde. Merkwürdig genug, beſonders die Operation; denn die Naſenpolypen werden ſo gut durchs Schnauben mehr in die Naſe [754] geſtoſſen, als dieſer durchs Brechen mehr in den Mund trat. Camper über den Kallus der zerbrochnen Knochen. Jeder Wundarzt, der denkt, wird wohl wiſſen, daß Quer- und Schiefbrüche nicht ſo egal laufen, als man ſie auf der Tafel mahlt. War aber Herr Camper bey dieſer Eintheilung ganz praktiſch, ſo hätte er es auch bey ſeinem äuſſern und innern Kallus ſeyn ſollen. Wozu Kupfer ſeiner Einbildung? Leringſton von zweenen beſondern Blaſenſteinen, iſt eben nichts ſo ſeltnes. 2.) Rowley von der Ophthalmie ſcheint ein unnützes Buch zu ſeyn. 3.) Philosophical Transactions, Vol. LX. William Hewſons Verſuche mit dem menſchlichen Blute, verdienen doch weitere Erfahrungen. 4.) Thoughts on Hospitals by Aikin. Gute Vorſchläge zur Einrichtung eines Hoſpitals. Der Recenſ. kennt eins, das gröſtentheils auf die Vorſchläge des Hrn. Aikins paſſen wird. Aber Grille iſt es, daß ein viereckigtes Spital nicht gut ſollte durchluftet werden können. 5.) Kirkland's Appendix to the Observations on Pott's Remarks on Fractures. Das Kapſelband iſt bey Verrenkungen meiſtentheils vom Hals des verrenkten Knochen

abgeriſſen. Ich wundre mich, daß Herr Richter ſo ziemlich, vielleicht völlig, geneigt iſt, Beyfall zu geben. 6.) Steins theoretiſche und praktiſche Anleitung zur Geburtshülfe. Bekanntlich ein brauchbares Buch. 7.) Weitz Auszüge aus chirurgiſchen Diſputen, 4ter Band. Angefeuchtete Karpie zwiſchen dem Auge und Augenliede kann, mit Erlaubniß! mehr drucken, als eine dünne polirte elfenbeinerne Platte. 8.) Adversaria medico practica. Vol. II. P. IV. Von der Kur der Buckel; und von einer beſondern Verſtopfung des Urins. Im letzteren Falle fand man in der Blaſe nach dem Tode zwo Geſchwülſte. 9.) Herbiniaux Parallele de differens Instruments pour la ligature des polypes dans la Matrice. Ein neues In-[755]ſtrument, das in der Bibliothek abgebildet, und zur Abbindung eines ungeheuern Polypen in der Mutter glücklich gebraucht wurde, in einem höchſtmerkwürdigen Fall, andern aber keine Dienſte that; ſondern wo der Polyp mit der Mutter hervorgezogen, unterbunden, und ohne Hämorrhagie nach etlichen Stunden abgeſchnitten worden. Ein anderes Inſtrument, zu gleicher Abſicht von Herrn Levret. Etwas von den Naſen- und Kehlpolypen. 10.) Janin Memoires et observations sur l'oeil et sur les maladies, qui affectent cet organe. Herr Janin raiſonnirt ungemein ſubtil, über die ſubtilſten Theilchen des Auges und deſſen Operationen; vergleicht die Thränengänge mit einer Waſſerpumpe, giebt den Thränenpunkten und der Mitte der Gänge Schließmuskelchen; die Kapſel der Kriſtallinſe iſt eine beſondre Haut, und keine Continuation der Haut der gläſernen Feuchtigkeit. Eine Schere durch die Pupille in die hintere Augenkammer zu bringen, und die Kryſtalhaut von der Iris abzuſchneiden, iſt allerdings ein ſchwerer und mißlicher Handgriff, und nur einem Manne möglich, der noch mehr kann, als ein Dutzend Teller in einen Kirſchkern drechſeln. 11.) Ein und dreyßigſter Band der ſchwediſchen Abhandlungen. Es kommen nur drey chirurgiſche Fälle vor, vom Kayſerſchnitt, von der ab- und zunehmenden Weite und Breite des menſchlichen Körpers, und von einer Waſſerſucht des Eyerſtocks.

12.) Roux Journal de Medecine etc. Tom. XXXV. vom Jenner bis in Junii 1771. Verſchiedene einzelne Erfahrungen, worunter Herr Dufour ſeine, von einer neunthalb monatlichen Frucht ohne Gehirn und Rückenmark, wobey die meiſten Knochen des Schädels, das große und kleine Gehirn, nebſt dem verlängerten und Rückenmark fehlten. Die Mutter hatte im 7ten Monat Bewegung des Kindes gefühlt. Levrets Inſtrument zur Abbindung der [756] Naſenpolypen. 13.) Medical Transactions. Vol. II. Von der Wirkung des Ulmenbaums in Hautkrankheiten, von veneriſchen Geſchwüren, von Brüchen und vom Ileus. Den Beſchluß des Stücks machen kurzgefaßte Nachrichten und chirurgiſche Neuigkeiten.

Leipzig.

Literariſche Reiſe nach Griechenland, oder Briefe über die alten und neueren Griechen, nebſt einer Vergleichung ihrer Sitten von Herrn Guys. Aus dem Franzöſiſchen. 1ſter Theil, 286 S. 2ter Theil, 362 S. in 8. 1772. Bey Schwickert.

Wir verſprechen unſern Leſern bey der Anzeige dieſes Buchs eine angenehme und intereſſante Lektüre, und damit ſie uns nicht blos auf unſer Wort glauben dürfen, ſo liefern wir hier einen genauen Auszug von dem Inhalt der meiſten und wichtigſten Materien. Der Verf. iſt ein Kaufmann von Marſeille, der bey ſeinem langen Aufenthalte in Konſtantinopel, Smyrna, und den Griechiſchen Inſeln den Homer, Pauſanias, Euripides und Terenz las, und jeden Zug des alten Dichters mit Vergnügen durch das Lokal beſtätigt fand. Dieſe Briefe ſind zum Gebrauch ſeiner Kinder aufgeſetzt worden, und ſie machen alle ſeinem Herzen, ſeiner Empfindung und Wiſſenſchaft Ehre. — Die Griechiſchen Weiber leben noch immer ſo eingezogen. Es iſt in ihren Häuſern nach dem Vitruv die Gynaeconitis von der Andronitis unterſchieden. Die vielen Betten beym Plutarch im Leben des Dion, erklären ſich hier ſehr gut durch an die Wand geſtellte niedrige Sophas. Die Griechen leben, wie alle andre Morgenländer ohne beſondere Betten, ſie werfen blos

Matratzen und Decken auf ihre Sophas, auf denen sie den Tag über zugebracht haben. Der λαμπτηρ des Hesychius [757] ist noch gebräuchlich, worüber man den Shaw nachsehen kann. Die viereckte Tafel, worunter diese Feuerpfanne gestellt wird, oder der Deckel, ist hauptsächlich für die Weiber, die den ganzen Tag mit den Füssen unter dem darüber verbreiteten Teppich sitzen. Alle Gemählde der Alten von den Beschäftigungen der Weiber bestätigen sich noch heutzutage, indem alle Griechinnen nichts thun, als sticken. Die Amme, Nutrix, ist bey ihnen ein Glied von der Familie. Sie wird, wann die junge Person herangewachsen ist, ihre Gouvernante, Vertraute, und Rathgeberin. Sie haben Sklavinnen, sie begegnen ihnen aber so gut, und menschlich, als wenn es in den Zeiten der Freyheit wäre. Sie nehmen auch einige zuweilen an Kindesstatt an, wie Penelope die schöne Melantho, und nennen sie Psychopäda, Töchter ihrer Seele. Wie bey den Alten, folgen die Sklavinnen ihrer Frau, wenn sie ausgeht. Bey den Begräbnissen sind es auch diese, wie dorten im Gefolge der Briseis, die am lautesten klagen. Die jungen Mädchen küssen sich einander auf die Augen, und greiffen sich ans Ohr, wenn sie einander von Herzen lieb haben, und daraus erklärt sich die Klage des Hirten Theokr. Idyll. 5. v. 132. Der Gebrauch, den die Weiber haben, bunte oder kleine schwarze Federn vorne ins Haar zu stecken, hat vielleicht von dem seinen Ursprung, was Winkelmann Monument. Antich. bey Erläuterung der 46sten Tafel sagt. Sie lassen sich, wie vor Zeiten die Thais im Evnuch ihren Putz bey Besuchen über die Strasse nachtragen, und setzen ihn erst auf, wenn sie ins Haus treten. Auch der Fächer von Pfauenfedern beym Athenäus, ist noch gebräuchlich. Keine Frau geht ohne ihren Schleyer aus, und er ist, wie bey den Alten, allzeit weiß, und bey den Vermögenden kostbar gestickt. Auch der Schleyer der Gefangenen ist heutzutage länger, als gewöhnlich. Die Männer tragen am [758] Hals eine Art von Binde, aus der sie sich einen Schleyer machen, den Kopf zu bedecken. Dadurch erläutert sich die Statüe in der Villa Negroni völlig bey Winkel-

manns Hiſt. d. K. Th. 2. S. 308. Der Gebrauch der Schminke iſt noch häufig, und ſehr alt, wie wir aus der Odyſſee L. 18. wiſſen. Die Einwohner von Negroponte oder Euböa ſcheeren ſich vorne den Kopf, und laſſen nur hinten die Haare ſtehen, ſie ſind alſo noch die *οπιθεν κομοωντες* des Homer, und dieſe Tracht heiſt die Theſeide beym Plutarch im Leben des Theſeus. Bey ihren Feſten bekränzen ſie ſich mit Blumen, ihre Tiſche haben noch die Form, die uns Chryſoſtomus angiebt, und die Nüchternheit iſt da ſo wenig zu Hauſe, wie bey den alten *Συμποσιοις*. Wie bey dem Athenäus L. 15. behängen die Liebhaber die Thüre ihrer Gebieterinn mit Kränzen, und bringen ganze Nächte unter ihrem Fenſter mit Geſängen und ihrer Lyra zu. Ihre Mahlzeiten endigen ſich, wenn ſie nur etwas lebhaft ſind, mit Geſängen, die den alten Skolien gleichen. Ihre Lyra iſt, wie Virgil des Orpheus ſeine beſchreibt. Sie wird bald mit den Fingern, bald mit dem Kiele geriſſen. Sie wallfahrten, wie ehemals zu geſundmachenden Quellen, ſie ziehen das Looß, und wahrſagen noch. Der 40ſte Tag nach der Niederkunft iſt den Weibern ein Feſt, wie der Alten *τεσσαραχοστον*. Die Weiber ſpeyen, wie beym Theophraſt in ihren Schoos oder Buſen, ein Unglück abzuwenden, das ihnen begegnen ſoll. Sie halten noch immer ſehr viel auf Träume. Das Tanzen, das ehemals ein Theil ihres Gottesdienſtes, ihrer Gymnaſtik war, das zu den Militarübungen, und den Verordnungen der Ärzte gehörte, iſt noch ſehr bey ihnen in Anſehen. Man ſieht ſie um eine Eiche oder gemeinen Brunnen tanzen, wie Ariſtoteles ſagt. Der älteſte Tanz aus der Odyſſee L. 11. v. 580. iſt [759] heutzutage unter dem Namen des Candiſchen gebräuchlich. Auch den, welchen Theſeus um den Altar Keraton getanzt, hat der Verf. geſehen. Man vergleiche Winkelm. Monum. Antich. die 99ſte Tafel, wo Ariadne in beyden Händen eine Schnur, wie eine neuere Tänzerin hält. Der Pyrrhichiſche oder alte militäriſche Tanz iſt noch unter den Thraciern und Türken üblich. Alle Spiele, die heutzutage in Italien unter dem gemeinen Mann beliebt ſind, beſonders die Morra, oder das

λαγχάνειν der Alten, findet man überall. Nach dem Plinius bedienten ſich die Weiber zum Waſchen des Haupts und der Haare einer fetten Erde aus der Inſel Chios — auch dieſer Gebrauch exiſtirt. Die Griechen lieben noch, wie in der Odyſſee das warme Bad; ſie nehmen auch, eben ſowohl wie beym Terenz, keine neuerkaufte Sklavin auf, bis ſie vorher ins Bad geſchickt worden. Die Hochzeitfackel darf bey ihren Heyrathen nicht mangeln; ihre Kränze ſind noch geweiht. Auch der Schaale von Wein, die man vor Alters dem Bräutigam zum Zeichen der Adoption darbot, iſt nicht vergeſſen. — Die Form ihrer Schiffe iſt wie in den Pitture d'Ercol. Auch das μονοξυλον aus einem ausgehöhlten Baum findet man noch auf der Inſel Ithaka. Angenehm iſt die Vergleichung der Provenſaliſchen Fiſcherſprache mit der Griechiſchen, die ihren erſten Urſprung verräth, ſo wie die Bergwerksſprache in Frankreich faſt ganz deutſch iſt. Die Bittenden berühren unter ihres Gleichen noch immer das Kinn deſſen, den ſie bitten, und geringere laſſen ſich in dieſem Fall vor vornehmeren nicht ohne bedeckte Hände ſehen. Die Libationen ſind noch in ihrer ganzen Würde, ſogar, daß ſie bey der Einweihung ihrer Schiffe gebräuchlich ſind. — Wir übergehen das Kapitel von ihrer Muſik, Liedern, Fabeln u. ſ. w. Hier vermiſcht der Verf. das Morgen-[760]ländiſche und Arabiſche mit dem Griechiſchen. Einige ſeiner Erzählungen und Sentenzen kennen wir ſchon längſt aus dem Herbelot, und ſie haben offenbar Arabiſche Verfaſſer. Die Geſchichte von Konſtantinopel hätte auch wegbleiben können, weil ſie nichts als eine unzulängliche Rhapſodie iſt, und von der Peſt wiſſen wir durch Makenzie und andere längſt weit mehr, und zuverläßigeres. Merkwürdig iſt es indeſſen, daß die Griechen ſich noch immer die Peſt in ihren Gebeten als eine ſtrafende Gottheit, oder Todtenengel denken, und ſo gut, wie im Homer die Peſtbäulen, als Wunden giftiger Pfeile betrachten. Familienverbindung, und auſſerordentliche Liebe zum Vaterland hat der Verf. häufig gefunden, und wir ſind ihm für dieſe Entdeckung, ſowohl als für den Geiſt, der ihn darnach fragen lehrte, Dank ſchuldig. Die Überſetzung iſt gut, bis auf

wenige Stellen, wo dem Original gar zu ſklaviſch gefolgt worden, wie z. B. ſtatt: er wäre beynahe geſtorben (il a pensé de mourir) er hat geglaubt, daß er ſterben müſſe.

Ohne Anzeige des Orts.

Empfindſame Reiſe durch die Viſitenzimmer am Oſtertag. 1772.

Empfindſame Reiſe durch die Viſitenzimmer am Pfingſttag. 1772.

Wie wenig Yorik verſtanden wird, zeigen ſeine Nachahmer. Dieſer iſt wohl der elendeſte unter allen.

Fragmente der ältern Geſchichte zum Zeitvertreib für denkende Leſer. 1772. 91 S.

Eine Art von Acerra Philol. Die Auswahl der Geſchichten iſt beſſer, aber die Sauce verdirbt alles wieder. Man kann nicht kälter erzählen, nicht declamatoriſcher reflektiren und prologiſiren.

[761] Nro. XCVI. Den 1. December 1772.

London.

A Dissertation on Oriental Gardening. By Sir William Chambers. knt. Comptroller General of his Majesty's Works. 4to. 5 Sh. 1772. Griffin.

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung iſt ſelbſt in China geweſen; hat zum Theil das, was er beſchreibt, ſelbſt geſehen, zum Theil dieſe Nachrichten von Chineſiſchen Künſtlern, oder auch von andern Reiſenden, erhalten. Der Eingang ſeines Werks iſt Deklamation gegen die Europäiſche Gärtnerey, beſonders die Engliſche Bosquets, die, wie er ſagt, am Ende in nichts beynahe von dem offnen Felde unterſchieden ſind. Dieſe Nachrichten können als Beylagen und Erläuterungen deſſen dienen, was wir bereits durch den Pater Attiret in ſeiner Beſchreibung der Kayſerlichen Gärten bey Peking, und aus Dodsleys fugitive Pieces wiſſen. Der Hauptendzweck bey den Gartenverzierungen der Chineſer geht da-

hin, angenehme Eindrücke in der Seele zu erwecken, und durch Mannigfaltigkeit der Langeweile zu begegnen. Selbst Bewunderung und Schrecken ſuchen die Künſtler durch ihre Anlagen zu erregen. Zu dieſem Ende bauen ſie zuweilen auch Höhlen, legen dunkle Haine, tiefe der Sonne unzugängliche Thäler an, bauen wüſte Felſen, mit Ungeſtümm ſich herabgieſſende [762] Waſſerfälle. Die Bäume ſind in dieſen Scenen des Schreckens in unnatürliche Richtungen geſetzt, als wenn ſie das Ungewitter zerſchlagen hätte. Einige ſind wie vom Blitz zerſchmettert, andere in den Strom der Waſſerbäche hingeſchwemmt. Die Gebäude ſind Ruinen, halb vom Feuer und halb vom Waſſer zerſtört. Eulen, Fledermäuſe, Raubvögel flattern in den Hainen; Tieger, Wölfe und Jackals hört man in den Wäldern heulen; halbverhungerte Thiere wandern auf der Ebene; Räder und Galgen ſieht man auf den Landſtraſſen, in der Tiefe des Waldes, wo die Wege überall mit dickem Geſträuche bewachſen ſind, und alles das Kennzeichen der Verheerung trägt, ſtehen Tempel dem Gott der Rache gewiedmet, tiefe Höhlen in den Felſen, und Eingänge zu unterirdiſchen Wohnungen; in der Nähe ſteinerne Pfeiler mit pathetiſchen Beſchreibungen tragiſcher Thaten von Räubern und Mördern ausgeübt. Um Vulkane nachzubilden, legen ſie in den Tiefen oder auf den Höhen der gröſten Berge verborgne Schmelzöfen, Ziegel- und Glashütten an. Ihre Ebenen des Überraſchenden oder Übernatürlichen ſind von Romantiſcher Art, und gehen im Wunderbaren ſehr weit; denn alles zielt dahin ab, ſchnelle Übergänge von entgegengeſetzten und gewaltſamen Bewegungen zu erwecken. Auf einmal geräth der Wanderer von einer ſteilen Anhöhe auf unterirdiſche Gänge, die ihn zu vielen Zimmern führen, wo man bey düſtrem Lampenſchein die blaſſe Figuren alter Könige und Helden auf ihren Paradebetten erblickt, ihre Häupter mit Sternenkronen geziert, und in ihren Händen Täfelchen moraliſcher Sentenzen: Flöten, und ſanft harmoniſche Orgelwerke durch unterirdiſche Waſſer getrieben, unterbrechen in gewiſſen Intervallen die Stille des Orts, und füllen die Luft mit feyerlichen Melodien. Oft findet er ſich auch, nach-

dem er lange in dem Dunkeln des Walds geirrt hat, auf einmal [763] an der Spitze eines Abgrunds, in dem hellſten Sonnenſchein, und ſieht mit Erſtaunen die Waſſerfälle und Ströme unter ſich in der Tiefe raſen; oder er irrt am Fuß überhängender Felſen, in dunklen Thälern, an den Ufern ſtillſchleichender Flüſſe, die mit Grabmälern im Schatten der Lorbeern und Weiden überſäet ſind. Bald geht ſein Weg durch breite Felſengänge. Hier finden ſich auf beyden Seiten Niſchen, mit koloſſaliſchen Figuren von Drachen und allerley hölliſchen Geſtalten angefüllt, die in ihren monſtröſen Klauen kabaliſtiſche Sentenzen auf ehernen Tafeln halten; mit präparirten Materien, die eine beſtändige Flamme unterhalten, den Vorübergehenden zum Schrecken und zu Wegweiſern zu dienen. Zuweilen empfindet man elektriſche Stöße, künſtliche Regen, plötzliche Windſtöße oder Feuerſchüße; oder Erdbeben, durch eingeſchloßne Luft hervorgebracht. Man glaubt, das Geſchrey gemarterter Menſchen, das Heulen und Brüllen brünſtiger und wilder Thiere, das Krächzen der Raubvögel zu hören. Zuweilen ahmt es auch den Donner, den Sturm des Meers, Kanonenfeuer, Trompetenſchall, und andere Arten von Kriegsgeſchrey, nach. Dann geht der Weg durch ausgehauene Wälder, wo alle Arten von Schlangen und ſchönen Eydexen auf dem Boden kriechen, und wo eine unglaubliche Menge Katzen, Affen und Papageyen auf den Bäumen hockt; oder durch Blumengefilde, wo man den Geſang der Vögel, die Harmonie der Flöte, und alle Arten von Inſtrumentalmuſik hört. Zuweilen findet ſich der Wanderer in weitläuftigen Boſquets, wo Weinreben, Roſen und Jaſmin ihm zur Laube dienen; hier wird er von tartariſchen Jungfrauen in weitem durchſichtigem Gewand, mit Ananas, Weintrauben, Melonen, und Quangſi bedient; mit Blumenkränzen gekrönt, und auf Perſiſche Tapeten, und Betten von Kamuſäthkin-Pflau- [764] men eingeladen. Dieſe bezauberte Scenen ſind mit häufigen Waſſerkünſten verſehen. Auch die Luft wird zu allerley künſtlichen Würkungen gebraucht, vervielfältigtes und zuſammengeſetztes Echo hervorzubringen, die Bewegung des Fußtritts, das Rauſchen der Gewänder, und den Ton

er menſchlichen Stimme in mancherley Abänderungen nachzubilden, den Vorübergehenden zu überraſchen, in Verlegenheit oder Schrecken zu verſetzen.

Alle optiſche Illuſionen finden hier ihren Platz. Z. B. Gemählde, die auf gewiſſen zubereiteten Flächen ſo oft das Bild ändern, als der Zuſchauer den Ort verändert. Der Boden und die Wände beſtehen auch zuweilen aus ſehr künſtlicher Moſaiſcher Arbeit, die dem erſten Anblick nach ohne Ordnung und Abſicht beyſammen zu ſeyn ſcheint, in der man aber aus einem gewiſſen Geſichtspunkt die herrlichſten Figuren von Menſchen, Thieren, Landſchaften und Gebäuden entdeckt. Auch bey der würklichen Architektur bedienen ſie ſich aller Kunſtgriffe der Farbe, um dem, was in der Ferne ſteht, weiter hinauszuhelfen, und das, was im Vorgrund der Anſicht ſteht, anſehnlicher und größer zu machen. Sie bringen in dieſe Gärten auch alle Arten von auſſerordentlichen und ſenſitiven Pflanzen, Bäumen, Sträuchern, und Blumen. Eine unglaubliche Menge monſtröſer Vögel, kriechender und vierfüßiger Thiere wird hier unterhalten. Die wilden Thiere ſind durch Kunſt gebändigt, und werden durch große Hunde aus dem Königreich Tibet, und Afrikaniſche große Kerls, die wie Zauberer gekleidet ſind, bewacht. — Wir haben uns mit Willen in unſerm Auszug bey dem ſchrecklichſchönen der Chineſiſchen Gärten verweilt, weil ſie unſern Leſern von der lachenden Seite längſt bekannt ſind.

[765] Leipzig.

Dr. Auguſt Friedrich Schott Entwurf einer juriſtiſchen Encyklopädie und Methodologie, zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen. 1772. gr. 8. 360 S.

Wir haben dieſe nützliche Schrift mit wahrem Vergnügen geleſen, und wünſchen, daß ſie ihr Glück in den akademiſchen Auditorien machen möge. Es iſt unleugbar-nützlich, die Geographie des Landes, das man durchreiſen will, zu ſtudiren, ſich die beſten und kürzeſten Wege, die vornehmſten Merkwürdigkeiten bekannt zu machen, und die nöthigen Reiſecautelen geben zu laſſen. Dies alles findet der angehende

Schüler der Rechtswiſſenſchaft in dieſem Buche. Im erſten Theil iſt die Encyklopädie; im zweiten die Methodologie vorgetragen. Die Encyklopädie handelt von der Rechtsgelehrſamkeit überhaupt, ihrem Umfang und dem Zuſammenhang ihrer Theile, alsdann von den einzelnen Theilen insbeſondere, ſowohl den theoretiſchen als praktiſchen. Von jedem Theil wird 1.) der Begriff, 2.) ſeine Gegenſtände und Innhalt, 3.) die Quellen, 4.) der Nutzen und Gebrauch, und 5.) die vornehmſten Schriftſteller angegeben. Endlich werden die Vorbereitungs- und Hülfswiſſenſchaften der Jurisprudenz angezeigt. In der Methodologie ſpricht der erſte Abſchnitt von der Methode des juriſtiſchen Studiums überhaupt; der zweyte von der Methode der einzelnen Theile, und der Hülfswiſſenſchaften. Hier werden jedesmal 1.) die Ordnung und Zeit, in welcher jeder Theil zu erlernen iſt, 2.) ſeine Hülfsmittel, 3.) die Lehrart beſtimmt, und 4.) Kautelen mitgetheilt. Am Ende iſt ein Plan zur Einrichtung der Lehrſtunden auf die ganze Zeit des akademiſchen Lebens entworfen. Im Detail lieſſen ſich wohl verſchiedene Erinnerungen machen: Sed nunc non erat his locus.

[766] **Eben daſelbſt.**

Humphry Klinkers Reiſen. Aus dem Engliſchen, 3 Theile, 1772. 8.

Humphry Klinker, erſt Poſtknecht, nachher Bedienter, endlich natürlicher Sohn eines Originals im Geſchmack des Goldoniſchen Bourru, kommt ſehr zufällig zu der Ehre, dieſen Reisgeſchichten ſeinen Namen zu leihen. Er ſpielt nur eine Nebenrolle, die ihm aber ſehr wohl läßt. Dieſe Reiſe geht durch Nordengland, oder wie Miß Tabby ſagt, durch den Nordpol, und durch Schottland. Hier und da iſt gute Laune, und intereſſante Situationen, aber es lauft ſehr viel blos lokales mit unter, und, nach dem Gebrauch der Engländiſchen neuern Romanen, ſehr viel Politik, die man an dem Ort ſelten mit Vergnügen lieſt. Das Ganze wird am Anfang und Ende mit einem kalten Roman zuſammen geknüpft, und wie billig, mit drey Heurathen ge-

endet; denn da doch nach dem Ariſtoteles jedes Gedicht Anfang, Mittel und Ende haben muß; und das Trauerſpiel ſich das gemeine Ende von allem, den Tod zugeeignet hat, ſo bleibt der luſtigern Gattung von Gedichten ſonſt nichts übrig, aus der Sache ein Ende zu machen, als das Heurathen.

Halberſtadt.

Chöre aus den griechiſchen Trauerſpieldichtern. 2. B. 12. 1773.

Es iſt uns ſchon lang ein unerklärbares Phänomenon geweſen, wie Leute, die ſo ganz ohne Geſchmack die Alten leſen, ſich einfallen laſſen können, Überſetzungen davon zu machen! Doch was ſieht man nicht für Zeichen und Wunder in unſrer Literatur! Dieſer Überſetzer der griechiſchen Chöre iſt wirklich unter der Kritik. Wir wiſſen faſt keine einzige [767] Stelle auszuzeichnen, wo er ſeine Originale nur halb erreicht hätte, deſto mehrere aber könnten wir anführen, wo er ſie wahren Unſinn ſagen läßt; z. B. wenn er in dem vortreflichen Chor des Sophokles *Ει μοι ξυνειη* das Wort *παλαισμα*, das hier nichts, als, wie der Scholiaſt bemerkt, *ζητησις του φονου του Λαΐου*, Unterſuchung heiſt, durch Fehde überſetzt; oder wo er durch lächerliche Treu *βοσφορος*, Ochſenfurt, und die bekannte Benennung von Delphi *γης ὀμφαλον* durch Nabel der Erde giebt: Wir wollen aber ſtatt allem nur eine Strophe aus dem herrlichen Chor im Hippolyt *ἐρως, ἐρως*, herſetzen, und dann unſere Leſer urtheilen laſſen:

So gab Venus weiland
Die öchaliſche Fürſtentochter,
Ungemannt hiebevor und unverlobt,
Indem ſie an häußliche Geſchäfte
Die unkündige flüchtige hand,
Gleich einer Lenäerin, die Schlichterne,
Mit Blut und Rauch
Und mit Mordbefleckten Hymenäen,
Dem Sohne der Alkmene.
Die Unglückliche wegen der Hochzeit!

Braunſchweig.

Verſuche in Gedichten. Von Fr. Marie Charlotte von Schenk, aus dem Hauſe Lemſell. 1772.

Ein gutes Mädchen, deren Geſundheit durch den Verluſt eines Vaters, eines Bruders, zerrüttet worden, gießt ihre Klagen und ihre Gebete in Lieder [768] aus. Die gerade ſanfte Art der Vorrede, hatte uns gleich für ſie eingenommen, und die Lieder beſtärkten die Idee von ihr. Sie ſind leicht verſificirt, ob ihr gleich Hexameter und Pentameter nicht glücken wollen, und einige, wo ſie ſich nicht durch Religions- und moraliſche Gefühle einen Schwung geben will, haben uns recht wohl gefallen, wie z. B. Morgengedanken S. 1. an eine Roſe. S. 51. Hier und da blinkt auch ein Funke Lebhaftigkeit hervor. Niemand wird ſo viel Empfindung des Guten, ſo viel Geſchäftigkeit des Geiſtes in einem zuſammenſinkenden Körper, ohne theilnehmende Rührung erkennen.

Bremen.

Rud. Ernſt Schilling, Sammlung verſchiedener Gedichte. 1772. 8. 17 Bog.

Gern wollen wir dieſen Verſen den Titel Gedichte gönnen, wenn nur der Herr Verf. ſich nicht ihrentwegen den Titel eines Dichters zueignet. Der Aufwand von Witz, den er gemacht hat, iſt ſehr gering. Von Genie wollen wir nicht reden; doch mögen die Dinger immer um den Marktpreis mitlaufen. Es ſind noch ſehr große Striche Landes in Germanien, wo man keine andere Gedichte, als von dieſem Schlag kennt, verſteht und leſen mag! Dahin rathen wir dem Verleger, dieſe 17 Bogen je eher je lieber zu ſpediren!

[769] Nro. XCVII. Den 4. December. 1772.

London.

Examen de l'Essay sur les préjugés. Par le Philosophe de Sans-Souci. 4½ B. 8. 1772.

Mit Vergnügen haben wir dieſe ſehr lebhafte Beurtheilung eines Werks geleſen, das wirklich die Ehre nicht verdient, die ihm der erhabene Verfaſſer anthut. Es iſt an ſich ſchon ein ſehr unphiloſophiſcher Gedanke, den Menſchen ihre Vorurtheile benehmen wollen; und diejenige, die dieſe Arbeit unternehmen, kommen uns eben ſo vor, als die, welche die Winde und die Berge an dem Gebäude der Welt wegräſoniren möchten. Bey den unzählbaren gemachten Verhältniſſen der Menſchen, iſt ein großer Theil von Meinungen und Vorſtellungen, die manche in ihren kalten Spekulationen für Vorurtheile halten, wirkliche Wahrheit, und ein großer Theil der übrigen, iſt wie die geprägte Münze, ein Surrogat von Wahrheit, womit wir in unſern Käufen und Verkäufen ganz wohl zurecht kommen können. Kein Philoſoph, der von der Welt mehr kennt, als die vier Wände ſeiner Studierſtube, wird alſo ſich einfallen laſſen, wenn ers auch könte, dieſes große Rad zu hemmen, welches die Menſchheit herumdreht, und von jeher herumgedreht hat. Was ſollen wir aber gar von demjenigen ſagen, der [770] ſeine Leidenſchaft zum Gepräge der Wahrheit macht, und alles für Vorurtheil halten will, was nicht damit, und mit ſeinem beſondern Vorurtheil übereinſtimmt? Der Verf. des Essay sur les prejugés ſcheint zu dieſer Art von Leuten zu gehören, und ſein Examinateur macht von ſeiner Art zu denken, und von dem Inhalt dieſes Werks eine Beſchreibung, die für das Buch nicht ſehr vortheilhaft einnehmen kann. Qu'ai-je donc appris par cette lecture, ſagt er S. 67. quelle Verité l'auteur m'a-t-il enseignée? Que tous les Ecclesiastiques sont des monstres à lapider; que le Roi de France est un Tyran barbare, ses Ministres des archicoquins, ses courtisans des fripons laches et rampans au pied du trône: les grands du Roïaume des ignorans petris d'arrogance (ah qu'il en excepte au moins le Duc de Nivernois) que les Marechaux et les Officiers françois sont des Bourreaux mercenaires, les juges des infames prevaricateurs, les financiers des Cartouches et des Mandrins, les historiens des corrupteurs des princes, les

poetes des empoisonneurs publics; et qu'il n'y a de sage, de louable, de digne d'estime dans tout le Roïaume, que l'auteur et ses Amis, qui se sont revetus du titre des philosophes.

Dieſes Examen wird mit einer kurzen Unterſuchung, über die Frage angefangen: Ob die Menſchen zur Wahrheit geſchaffen ſeyen? und behauptet, daß ſie, in dem ſpekulativen Theil des Lebens vielmehr ein Raub des Irrthums ſind. Vielleicht iſt dieſes auf beyden Seiten zu viel geſagt. Es iſt wirklich eine Sphäre, in welcher der Menſch Wahrheit findet, und nur dann, wann er dieſe Wahrheit an andere Dinge jenſeit der Gränzen ſeines Looſes hängen will, fällt er in Irrthümer. Hypothetiſche Wahrheit iſt auch Wahrheit, und, giebt es gleich kein allgemeines Kennzeichen von Wahrheit, ſo hat doch jeder in ſeinem Gleis gewiſſe Merkmale, die ihn nie [771] trügen. — Doch vielleicht gehören dieſe nur zu den Erfahrungswahrheiten, die das Examen ausſchließt; welches ohne dies nur von allgemeinen Wahrheiten zu verſtehen iſt. Es mag aber nun dem ſeyn, wie ihm will, ſo iſt das deſto gewiſſer, was das Examen ferner behauptet, daß die Wahrheit ſelbſt mit groſſer Vorſicht gelehrt werden muß; und daß es ein thörigtes Unternehmen iſt, ſie allgemein machen zu wollen.

Nach dieſen allgemeinen Anmerkungen werden die beſonderen Sätze des Verfaſſers des Essay durchgegangen, und ihm das Lächerliche in ſeiner Reforme der Religion, und die unanſtändige Kühnheit, womit er die Regierung tadelt, ſehr ernſtlich verwieſen, und noch ernſtlicher ſeine Invektiven gegen den Soldatenſtand zurückgegeben. Überhaupt ſcheint das ganze Werk blos gegen den itzigen Zuſtand von Frankreich gerichtet zu ſeyn. Der erleuchtete Examinateur zeigt aber, daß es wahrer ſtrafbarer Unſinn ſey, wenn man die ſeit vielen Jahrhunderten vorbereiteten und eingewurzelten Übel der itzigen Regierung zur Laſt legen wollte. — Wir, als Particulier, erkühnen uns nie, über ſolche Sachen zu richten, und laſſen uns mit dem guten Roger Coverley gerne das there is much to be said on both sides, gefallen. Um

deſto gerechter ſcheint uns die Züchtigung zu ſeyn, die dem Eßayiſten in dieſen Blättern in reicher Maaſe gegeben wird; und wir überlaſſen es ihm, wie er ſich aus dem Dilemma von S. 45. ziehen will: Mon ami, tu es un ignorant, ou tu as le cerveau brulé, ou tu es un insigne Calomniateur. Choisis, mais pour philosophe tu ne l'es pas. — Und damit das Maaß voll werde, heiſt es noch am Schluß S. 65. C'est ainsi que pensoit le pacifique du Marsais, au quel on fait composer un libelle deux ans aprés qu'il est mort et enterré, mais dont le veri-[772]table auteur ne peut être qu'un ecolier, aussi novice dans le monde qu'etourdi.

Augſpurg.

Die Philoſophie der Religion. 1772. in 8vo. 1. Alph. 1. Bog.

Der Verf. hat den Endzweck gehabt, die Lehren von Gott und den göttlichen Eigenſchaften aus der natürlichen Theologie ſo leicht und ſo faßlich zu machen, als möglich iſt. Es iſt ihm wirklich geglückt, diejenige metaphyſiſche Gründe, welche man insgemein für die angenommenen Lehren von Gott, anzuführen pflegt, ſehr faßlich und deutlich vorzutragen. Neues hat er unſers Wiſſens gar nichts, und ſein Vortrag iſt auch theils wegen ſeiner Abſicht ſehr weitſchweifig und geſchwätzig, theils durch eine gewiſſe Affectation von Witz hier und da ein wenig widerlich. — Freylich miſcht ſich ein jeder nun ins Philoſophiren und Raiſoniren von Religion. Man vermehrt aber vielleicht das Übel eben dadurch, daß man zu ſolchen Leuten ſich herab läßt, und mit ihnen raiſonirt. Intention Wahrheit zu finden, iſt bey den wenigſten ſ. g Freygeiſtern, und ich wollte faſt darauf wetten, wir würden bald keinen mehr ſehen, wenn man aufhörte, ſie zu widerlegen. Wir wollten, daß über dieſe Dinge viele, wie Sokrates beym Plato dächten. — Die Stelle iſt zu ſchön, und ob wir gleich hier gerade davon keine Anwendung machen wollen; ſo wird ſie doch wohl im Ganzen vielleicht manchem ehrlichen raiſonirenden Biedermann ſehr nutzlich ſeyn.

Phädrus fragte den Sokrates: ob er gewiſſe alte mythologiſche Erzählungen glaubte? Sokrates antwortet ihm, daß er vielleicht dieſe Erzählungen ſo gut läugnen und erklären könnte, wie ein anderer; [773] aber, fährt er fort: „Dieſe Sachen zu erklären, iſt ganz artig: allein er muß ein ſehr geſchickter, fleißiger Mann ſeyn, der ſich damit abgeben will; und ſein Schickſal iſt eben nicht zu beneiden, wenn man nur gedenkt, was er für eine Arbeit haben muß, alle die Centauren und Chimären in Ordnung zu bringen, und dann die Gorgonen und Pegaſe, und die unzähligen Wunderthiere alle. Wahrhaftig, der muß wenig zu thun haben, der ſich die Mühe geben will, an ſolchen Dingen zu zweifeln, und mit ſeiner plumpen Weisheit alle dieſe Sachen Stück vor Stück zu durchlaufen. — Ich, mein lieber Phädrus, habe dazu keine Zeit, und zwar deßwegen hauptſächlich, weil ich mit dem Delphiſchen: Mache dich mit dir ſelbſt bekannt, noch nicht fertig bin. Ehe ich aber ſo weit gekommen bin, ſcheint es mir lächerlich, mich mit andern Dingen abzugeben. Ich laſſe demnach alle dieſe Sachen auf ſich beruhen, und unterwerfe mich gern der angenommenen Religion. Deſto mehr bemühe ich mich aber, mich ſelbſt kennen zu lernen; ob ich nicht vielleicht noch ein wilderes, wüſteres Geſchöpfe bin, als Typhon, oder ob ich eine ſanftere, beſſere, reinere, der Gottheit ähnlichere Natur habe.“ Viele tauſend höchſtüberflüßige Spekulationen und Controverſen würden wir weniger, und viele gute Menſchen würden wir mehr haben, wenn wir, anſtatt des Vernünftlens über Dinge, die uns doch immer zu hoch bleiben, lieber uns gewöhnten zu glauben, und Zeit und Fleiß auf unſere eigene Beſſerung zu wenden. — Wir haben um deſto lieber hier dieſer Betrachtung nachgehängt, je ungerner wir dieſe Metaphysique à la portée de tout le monde unter uns einreiſen ſehen. Das Jucken von der Raiſonir- und Diſputirſucht hat ſchon manchen ehrlichen Chriſten [774] zum Zweifler gemacht, und um die Ruhe ſeines Lebens betrogen.

Ohne Anzeige des Orts.

Von deutſcher Baukunſt. D. M. Ervini à Steinbach. 1773. 16 S. in 8vo.

Wir wünſchten, daß uns öfters gleiche Schriften von ſo mäßiger Bogenanzahl und ſo vollhaltigem Gewicht zu Geſichte kämen. Es bleibt dieſes Blatt dem treflichen Ervin von Steinbach gewidmet, dem Baumeiſter des Münſters zu Straßburg, der in noch manchen künftigen Theorien unter dem Artikel, Gothiſch, mag geläſtert werden. Der Verf. wendet ſich gleich zu Anfang an ihn mit dem Ton der dankbarſten Begeiſtrung: „Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſts Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wirds ewig ſchwindlen an deinem Coloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.“ Wie ſehr die Würde deutſcher Baukunſt an dem Münſter zu Straßburg verkannt werde, klagt der Verf. S. 4. „Es iſt im kleinen Geſchmack, ſagt der Italiäner und geht vorbey. Kindereyen! lallt der Franzoſe nach, und ſchnellt triumphirend auf ſeine Doſe à la Grecque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?“ Der Welſche getroffen von der Herrlichkeit antiker Verhältniſſe, maß ſie, und ſetzte ſie auf ſeine Art zuſammen, aber der Geiſt der Maſſen und Verhältniſſe kam nicht über ihn. Er fand die Säulen der Alten, und mauerte ſie in ſeine Wände auf die lächerlichſte Weiſe ein. Auch nach dem Syſtem des Abt Laugier kann es nicht wahr ſeyn, daß vier Säulen oder Eckpoſten den erſten Bedürfniſſen der Baukunſt zu Hülfe kamen. [775] „Es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgeborne der Welt iſt. Zwey an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vornen, zwey hinten und eine Stange queer über zum Forſt, iſt und bleibt, wie du alltäglich an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannſt, eine weit primävere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt. Du willſt uns lehren, was wir brauchen ſollen, weil das, was wir brauchen, ſich nach deinen Grundſätzen nicht rechtfertigen läßt. Säule

iſt mit nichten ein Beſtandtheil unſrer Wohnungen; ſie widerſpricht vielmehr dem Weſen all unſrer Gebäude. Unſre Häuſer entſtehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; ſie entſtehen aus vier Mauern, auf vier Seiten, die ſtatt aller Säulen ſind, alle Säulen ausſchlieſſen, und wo ihr ſie anflickt, ſind ſie belaſtender Überfluß." Um aber die unerträgliche Einförmigkeit zu vermeiden, gab der Genius Ervinen von Steinbach ein: Vermanichfaltige die ungeheure Mauer.

Der Verf. geſteht, daß ihn, ehe er den Münſter ſelbſt geſehen, der Begriff von Gothiſch ſo ſehr umnebelt habe, daß er zum voraus in das allgemeine Kunſtgekrächze eingeſtimmt: „Ganz von Zierrath erdrückt: und daß ihm dieß liebe Principium alle Ahndung von Gröſſe weggeraubt habe, die er nachher bey dem erſten Anblick ſo tief empfand." Er beruft ſich mit Recht darauf, daß man noch nicht erwieſen habe, daß das, was wir Gothiſch nennen, ein von den Gothen eingeführter Baugeſchmack ſey. Er klagt über den Deutſchen, der, da er deutſche Baukunſt hat, ſie verwirft, und als eine Ausländerin verweißt. Gegen die Herrn Geſchmäckler und verſchnittne Kunſttheoriſten, die nichts als ſchöne Kunſt kennen wollen, erinnert der Verf. mit vie-[776]lem Grunde, daß die Kunſt lange bildend iſt, ehe ſie ſchön wird, und doch, ſo wahre, große Kunſt ja oft wahrer und größer iſt als die Schöne ſelbſt. „Denn in dem Menſchen, ſagt er, iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thätig beweiſt, wann ſeine Exiſtenz geſichert iſt. So modelt der Wilde mit abendtheuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben ſeine Cocos, ſeine Federn, und ſeinen Körper. Und laßt dieſe Bildnerey aus den willkührlichſten Formen beſtehn, ſie wird ohne Geſtaltsverhältniß zuſammenſtimmen, denn Eine Empfindung ſchuf ſie zum karackteriſtiſchen Ganzen." Zuletzt warnt er alle Lehrer, den Jüngling nicht durch ſchnellen Übergang auf die bloſe Schönheit aufmerkſam zu machen. Er bemühe ſich zuerſt Leben, Bewegung und Wahrheit in ſeine Ausbildungen zu legen, ſo wird er nach und nach von ſelbſt in die ſelige Ruhe des Olymps ſinken, die aber erſt, wie in dem Torſo,

nach Heldenarbeit und Götterthaten möglich iſt. — Wir empfehlen dieſe kleine Schrift, ſowol in Anſehung ihrer Grundſätze, als des wahren Genius, der durch die kleinſten Theile durchzieht, allen Verehrern der Kunſt! Und allen Theoriſten mag ſie dann ein kurzer Metallcylinder ſeyn, um langen Drat akademiſcher Weisheit darauszuziehen, mit dem man das Gebiet der deutſchen Kunſt, wie mit den Riemen der Königin Dido von Oſten, Weſten, Süden und Norden nach Belieben umſpanne.

(Iſt bey Ausgebern dieſer Zeitung zu haben für 6 Kr.)

[777] Nro. XCVIII. Den 8. December 1772.

Altenburg.

Über die moraliſche Schönheit und Philoſophie des Lebens. 8. 1772. 15½ Bog.

Moraliſche Schönheit! Philoſophie des Lebens! Wer vermuthet nicht hier mit himmliſchen Geſängen, ins Empyräum, zur innigſten Umarmung der Venus Urania aufgehoben, und an die Tiſche der Götter, zum ewigen Genuß des lauterſten Nektargeiſtes, gerufen zu werden! — Es iſt Verlegers Weisheit, prahlende Tittel zu ſuchen, aber nicht Autors-Klugheit. Bey einem ſittſammern Tittel würden wir das armſelige Gewäſch dieſer Aufſätze, wie ſo viele andere philoſophiſche Chrien, ſeinem Schickſal überlaſſen haben; nun aber iſt es unſre Pflicht, das Publikum ein wenig vor dieſen Marktſchreyern zu warnen. In einer langen Vorrede beweiſt der Verf. ſehr mühſam, daß man die Tugend in allem Schmuck des Vortrags predigen dürfe. Warrlich ein überflüßiger Beweis; und dazu ſo ganz ungenialiſch geführt. Der erſte Verſuch: von der moraliſchen Schönheit überhaupt, wendet die gewönliche Erklärung von ſinnlicher Schönheit und Hogarts Bemerkungen davon Stück vor Stück auf das Moraliſche an. Wohlfeiler kann man nicht davon kommen. Es iſt in dem ganzen Verſuch, oder der [778] ſogenannten Rede doch nicht ein Zug, der bewieſe, daß der Verf. das Bild der Tugend wirklich in ſeiner Seele

gehabt, und ihren Reitz nur von weitem gefühlt hätte! Der zweyte Verſuch: Bildung der Selbſtliebe, ſoll Hutcheſon widerlegen, und zeigen, wie alle unſre Triebe zuſammen die ganze Maſſe der Selbſtliebe ausmachen; wenn der Verf. den Gedanken in ſeinem Umfange ſich deutlich gedacht hätte, ſo würde er vielleicht bald eingeſehen haben, daß Hutcheſon und ſeine Widerſacher im Grund — wie die Philoſophen alle — entweder nichts, oder einerley ſagen. IV. Vom Charakter, und was ein ſchöner Charakter iſt. V. Vom Urtheil über andere. — Die gemeinſten Sachen von der ganzen Welt, auf die gemeinſte Art vorgetragen. VI. Philoſophie des Lebens. Hier hofften wir etwas Gutes, da wir den Verf. im Anfang einige wahre Gedanken über die Nothwendigkeit den Menſchen zu ſtudieren, und über die Beſchaffenheit dieſes Studiums äußern ſahen; Aber, ehe wir uns umſahen, ſtießen wir wieder auf die langweiligſten Plaudereyen, die noch je aus dem Munde eines philoſophiſchen Pedanten gefloſſen ſind. VII. Von der Laune: Der Verf. iſt mit Herrn Mendelſons Erklärung von der Naivetät nicht zufrieden; und giebt allerley ſchaale Bemerkungen über die Laune, wobey man nicht um ein Haar klüger wird, als man war. Laune! Es muß ein ſcharfſinniger Philoſoph ſeyn, der die Seele in dieſer ſorgloſen Lage erſchleichen ſoll. VIII. Vom Stolz, eine Erzählung: Abgeſchmackte Nachahmung des Voltaire; der einmal in einer Geſellſchaft eine Spitzbubenhiſtorie erzählen ſollte, und anfieng — Il y avoit un fermier general — j'ai oublié le reste. — Der Verf. ſagt: Es war einmal ein Prieſter! — Wird denn der Pöbel der Schriftſteller nie aufhören, die Fehler einzler Perſonen des geiſtlichen Standes, dem ganzen Stande zur Laſt zu legen? — Vielleicht wenn [779] man einmal auf der andern Seite aufhört, aus dem Tadel über einzle Glieder, eine Sache des ganzen Standes, oder gar Gottes und der Religion zu machen. IX. Vom Frauenzimmer: Der Hageſtolz nimmts übel, daß wir den Mädchen, Weibern und Matronen die Hand küſſen, und ſie am oberſten Ende gehen laſſen — und der will von moraliſcher Schönheit predigen? X. Ver-

gebliche Anmerkungen; — Elendes Gewäſch über die deutſche Nachahmungsſucht u. dgl.

Halle.

Magazin der deutſchen Kritik. Herausgegeben von Herrn Schirach. Erſten Bandes, zweyter Theil. Bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jak. Gebauer. 1772.

Dieſes Stück enthält: 1.) „Probe einer Überſezzung von dem geraubten Waſſereimer des Taſſoni.“ Der Überſetzer ſcheint mit der wahren Laune des komiſchen Dichters vertraut zu ſeyn, nur zuweilen, glauben wir, hat ihn die Sprache verlaſſen, und der Gang des Hexameters gehindert. Wann wir einen Wunſch zu wagen hätten, ſo wäre es dieſer, dieſe ganze Arbeit dem Feuer aufzuopfern, und mit eben demſelben Geiſt der Launiſchen Muſe an eine neue Form zu denken. 2.) „Die erleuchteten Zeiten, oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und herrſchenden Sitten in Deutſchland.“ Dieſes Buch, das nichts als Deklamation, miſanthropiſche nirgends ganz treffende Klage, und nicht den geringſten allgemeinen Blick verräth, hätte unter den kürzern Nachrichten mit kleinerem Aufwand abgefertigt werden können. 3.) „Schulzens Bibliothek der griechiſchen Litteratur.“ Hier ſieht man offenbar, wie ſich ein fleißiger Schulmann hinſetzt, compilirt, und compilirt, bis er bewieſen hat, daß [780] Herr Schulz nicht genug compilirt hat. Die Unterlaſſungsſünden ſind dem Herrn Prof. Schulz würklich zu hart angeſchrieben, und wir wünſchten mit nichten, daß der arme Kopf der lieben Zuhörer mit noch mehrern unbedeutenden Büchern zur griechiſchen Litteratur gehörig, beſtürmt würde. 4.) „Der Maytag, drey Exercitia, (oder Lieder, wie gedruckt ſteht.)“ 5.) „Kurze Frage, wie die Jugend am beſten zubereitet werden könne?“ Dieſes Stück ſcheint uns die beſte Recenſion in dem ganzen 2ten Theile zu ſeyn. Sie iſt mit vieler Einſicht eines geſchickten Schulmanns angefüllt, und rügt mit Recht Herrn Maſchos und andrer Neuerungsvorſchläge, die unſer weniges Latein und Griechiſch vollends ganz aus den Schulen verbannen, und

alles mit Spreu des Realwiſſens überſtreuen wollen. 6.) „Herrn Remmers Vertheidigung wider eine Recenſion in dem Altenb. Hiſtor. Journale.“ Wir haben nicht die Ehre, Herrn Remmer zu kennen; allein, er muß ein gutgeſinnter Mann ſeyn, der nichts von den Welthändeln auſſer ſeiner Stube erfährt, weil er gegen den Credit der Altenburger Hiſtor. Journaliſten mit ſo vollen Backen anbläßt. 7.) „Allgemeine Biographie von Johann Matthias Schrökh.“ Dieſe wird ſehr gut beurtheilt, wir können nichts davon ſagen, weil uns allgemeine Biographen, würklich unter die Meermänner und Patagonen zu zählen ſind, deren Menſchheit wir eher läugnen, als nach Zoll und Linien berechnen möchten. Wir hoffen indeſſen, daß dies Wort aus dem Rad der Mode ſo gut ausfallen wird, als anakreontiſch Lied, Hexameter, und Bardengeſang. 8.) „Empfindſame Reiſen durch Deutſchland von S**. 3ter und letzter Theil.“ Wir danken dem Recenſ. aufrichtig für die neuere Verſicherung, daß dieſes 3ter und letzter Theil bleiben ſoll. 9.) „Phantaſien nach Petrarka's Manier, von Herrn Schmidt.“ Es wäre [781] zu wünſchen, daß der Recenſ. ſelbſt etwas poetiſche Ader hätte, um auf die feinere Schönheiten, und auch verſtecktere Mängel dieſer petrarchiſchen Muſe mit mehrerem Detail aufzumerken. Im Ganzen ſind die Erinnerungen meiſt wahr, wann er ſie aber enoncirt, ſo ſieht man nur den Theoriſten. 10.) „Über die Elegiſchen Dichter unter den Griechen.“ Dieſer Aufſatz iſt aus den Memoires de l'Academie des Inscriptions genommen, und von dem Überſetzer vermehrt worden. 11.) „Deutſche und Lateiniſche Chreſtomathie, zum Gebrauch der Schulen und Gymnaſien.“ Eine gute Beurtheilung. 12.) „Fortſetzung der Überſetzung der Lobrede des Plinius.“ 13.) „Ode über das Lotto, von Herrn Burmann, wieder aus andern Zeitungen eingerückt.“ Man ſieht aus dieſen Einſchaltungen, daß es hier Magazinmäßig hergeht, und daß die kritiſche Arbeiter noch nicht geworben, oder noch nicht warm im Gange geworden. 14.) „Charakteriſtik der vornehmſten Europäiſchen Nationen.“ Es macht ein Theil des Brittiſchen Muſäums bey Schwickert aus, und

nun ist ein neuer Titel umgeschlagen worden. 15.) „Schriften zur Bildung des Herzens und des Verstandes, als Beyträge zu der Geschichte des Menschen.“ Beyträge zur Makulatur mögen es seyn, und auch in so fern Beyträge zur Geschichte des Menschen. 16.) „Die Wolken. Von Herrn Herwig übersetzt.“ Der Verf. wird sehr aufgemuntert. Man schenke uns die Nummern bis 19., denn es sind meistens Beurtheilungen dramatischer Stücke, und Wienerischer Poesien. 20.) „Schreiben an den Herausgeber des Magazins, über Wielands Könige von Scheschian.“ Ein erbärmlich Stück Arbeit. 21.) „Über den Werth einiger deutscher Dichter, zweytes Stück.“ Wenn doch einmal die Herren sich nicht so ganz an die Manier stoßen, und den Geist nicht verkennen wollten, der diese oft ungeschickte Hand belebt. Ungezogenheit, Impertinenz, weitschweifige verwaschene Schreibart fällt allerdings dem Verfasser zur Last; Allein, er bleibt allezeit ein Kopf, der wahre Stärke hat. Besonders haben uns die letztern Briefe gefallen, wo er gegen das Kränkelnde, und Ohnmächtige des Compositeurs zu Felde liegt. Daß er aber einige liebe Grabsteine und Monumentchen beschädigt hat — Was thut das? Ist der Mann, der unterm Steine liegt, wahrhaftig groß, so brauchts entweder keinen Stein, oder der Schaden, der dran geschieht, ist des Aufhebens nicht werth. Die übrigen Nummern enthalten die Gleimischen und Jakobischen Brochüren dieses Jahrs; Cymbelline von Sulzern, Rabeners Briefe, Kästners vermischte Schriften, Sophiens Reise von Memel. Die kleinere Nachrichten übergehen wir. — Unsre Leser sind nunmehr im Stande, aus dem Verzeichniß dieser Recensionen, und ihrer, nach unsrer Empfindung angegebnen ohngefähren Güte, zu urtheilen, was sie sich künftig von diesem Werk zu versprechen haben. [782]

Eben daselbst.

Jaques Boulet Nouvelles Remarques sur les germanismes. 1773. 8. 14 Bog.

Ein Deutscher mag sein Französisch so gut verstehen als er will, so ist er doch immer in Gefahr, zu germani-

ſiren. Herr Boulet hat uns alſo einen angenehmen Dienſt erwieſen, daß er einige Bemerkungen zu Vermeidung dieſes Fehlers geſammelt, und uns mitgetheilt hat. Jeder Liebhaber dieſer Sprache unter uns wird ſie mit Nutzen gebrauchen können. Man darf viele dieſer Anmerkungen deßwe- [783] gen noch nicht für Pedanterie halten, weil ſie ins Kleine zu fallen ſcheinen; denn einem empfindlichen Ohr fallen auch kleine Barbariſmen ſehr unangenehm auf, und wir können in dieſem Punkt über die Empfindlichkeit der Franzoſen nicht urtheilen. Doch gehn dieſe auch manchmal zu weit, und Arnauld beklagt ſich an einem Ort mit Recht darüber, daß dieſe Nation durch ihre Strenge, ihrer Sprache manchen Zuwachs von ſtarken und bedeutenden Ausdrücken verſagt, den ſie doch ſo nöthig braucht. Wir Deutſche thun wohl, daß wir nicht ſo ängſtlichgewiſſenhaft ſind.

Leipzig und Gotha.

Oden von Ewald. 1772. 8. 12 Bog.

Wenn wir unſre moderne Barden und Bardengenoſſen anſehen, die ihr Fünkchen wahren oder falſchen Gefühls in allem Pomp der begeiſterten Sprache herumtragen, ſo fällt uns die Beobachtung des Bauern aus Schäkeſpears Winter's Tale ein: he has rich garments, but he wears not well. Das iſt Herrn Ewalds Fall, dem zwar die Barden- und Odengramatik ſo ziemlich zu Dienſte ſteht, aber weder Bardenimagination noch Odengefühl, noch ſelbſt Odenmuſik. Große Worte, freche Metaphern und verſchlungne Perioden in ein Sylbenmaas zuſammen geſchraubt, das macht noch keine Ode. Ich dächte, wir hätten nun einmal Muſter vor Augen, an welchen unſre neue Dichter ſich meſſen könnten, ehe ſie ſich auf den Schauplatz wagten.

[784] Breßlau.

Abhandlung zur Erläuterung der Geſchichte der ſittlichen und moraliſchen Welt. Aus dem Franzöſiſchen. 1772. 8.

Das iſt die Überſetzung eines Werks, deſſen wir ſchon

im Original gedacht haben. So viel wir bemerkt haben, ist die Übersetzung an sich gut gerathen. Ob das Buch die Ehre verdient hat, mögen diejenige urtheilen, die sich in die ausdehnende und zusammenziehende Philosophie des Verfassers schicken können.

Ohne Anzeige des Orts.

Natürliche Dialogen, laut geplaudert, heimlich aufgeschrieben, und öffentlich bekannt gemacht. 1772. 8. 158 S.

Es sind zween Dialogen: Der erste betrifft die Freymäurer, und der andre handelt von der Soldatenerziehung und ihrem moralischen Charakter. Beyde sind so ziemlich im Geschmack der Gespräche im Reich der Todten. — Doch

On voit tant de gens grifoner aujourd'hui
Qu'un de plus un de moins ne fait pas grand desordre.

Kritiken über die Michaelische Bibelübersezzung, und die Exegetischen Grundsätze, die er darinnen befolgt hat, 8. sind nunmehro im Eichenbergischen Verlag für 30 kr. zu haben.

[785] Nro. XCIX. Den 11. December. 1772.

Erfurt.

Briefe eines Deutschen, über öffentliche Gegenstände des Vaterlandes. Erste Liefrung. Von der Fruchtsperre. 8. 1772. 1ster und 2ter Brief. 56 S.

Wir haben uns schon etlichemal in diesen Blättern, für Freunde der neuen französischen Staats-Wirthschaftslehre erklärt, und unter der Einschränkung, daß sie in einem gesunden Staatskörper angewendet werde, sind wir ihr noch herzlich gewogen. Demohngeachtet freuen wir uns, so oft wir einen Gegner sich wider dieses System, ohne Bosheit auflehnen sehen. Der Hr. Verf. dieser Briefe gehört unter die Classe dieser Gegner. Er richtet seinen ersten Brief sonderlich gegen Herrn Schlettweins zween politische Traktate: Moïens

d'arrêter, und Ordnung der Politik. Eine lebhafte oft launiſche Schreibart unterſcheidet ihn, und manche Beobachtungen werden den Freunden der Queſnayiſchen und Mirabeauiſchen wirtſchaftlichen Politik wenigſtens dazu dienen, daß ſie ſich behutſamer ausdrücken, und vielleicht noch einige Schritte weiter mit ihrer Meditation fortſchreiten.

„Die Vermehrung der Produkte vermehrt die Glückſeligkeit der Staatsglieder, dadurch, daß ſie [786] die Geſellſchaft geſchickt macht, ihrem Triebe ſich zu vergrößern, nachzuhangen, alſo iſt die Fruchtſperre ſchädlich, weil ſie die Vermehrung der Produkte hindert.“ Unter dieſem Geſichtspunkt ſtellt der Hr. Verf. hier das franzöſiſche, oder das daraus entſproſſene Schlettweiniſche Syſtem dar. Gewiß haben einige Schriftſteller dieſer Claſſe Gelegenheit genug zu dieſem Mißverſtand gegeben. Es iſt aber, dünkt uns, blos Mißverſtand; denn, das Syſtem hat nicht ſo wohl die Abſicht, die Menſchen zu vermehren, als letzte Abſicht; ſondern, dieſes iſt theils nothwendige Folge, theils Erforderniß. Uns ſcheint der eigentliche Entzweck nur der: daß es den Menſchen, die jedesmal vorhanden ſind, nie an etwas abgehe, was die Welt auſſer ihnen zu Sättigung ihrer Triebe und Erreichung ihrer Entzwecke darbietet und möglich macht. Der Trieb der Population, den einige der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt andichten, iſt wirklich blos Walze, und dazu überflüßige Walze zum Syſtem; und es iſt gut, daß der Verf. dieſer Briefe dieſe Erdichtung zu zerſtören ſucht. — Nun aber verliert er, dünckt uns, den Faden! Iſt, wie er das Syſtem darſtellt, die Fruchtſperr um deßwegen zu verwerfen, weil ſie die Population verhindert, ſo hätte er gnug gethan, entweder zu zeigen, daß in der Population nicht die Glückſeligkeit des Menſchen beſtehe, oder daß die Fruchtſperre ihr nicht ſchade. Anſtatt deſſen aber behauptet er nur, daß ſie keine unerlaubte Einſchränkung ſey. Es laufen hier, dünkt uns, einige Sophiſtereyen mit unter; und überhaupt war nicht die Frage die: läßt ſich dieſe Einſchränkung verantworten? ſondern: was hat ſie auf den Staatskörper für eine Wirkung?

Dieſe Frage beantwortet der Hr. Verf. auch wirklich in

ſeinem zweyten Briefe, und wir geben ihm darinn vollkommen Beyfall, daß die Getraidausfuhr [787] nothwendig zu verbieten ſey, wenn man in dem Fall iſt, zu verhüten, daß die Ohnmacht eines Landes nicht tödtlich werde. In einem ſolchen Falle haben wir eben ſo wenig Reſpekt für die Fraternité des nations, die eine blos theoretiſche, ob gleich ſchöne Grille iſt. Aber wenn in der Folge die Phyſiokratiſten wegen ihrer Lehre von der Theurung, widerlegt werden, ſo ſind wir mit dem Verf. nicht einerley Meinung. Sie wünſchen nicht Theurung als Theurung. Das Wort bezeichnet überhaupt nur einen relativen Begriff, und der Sinn der Ökonomiſten iſt, dünkt uns, eigentlich der, daß jedes Mitglied eines Staates, für ſeine Produkte oder Arbeit ſo viel erwerben möge, als zu Befriedigung ſeiner meiſten Bedürfniſſe und Forderungen nöthig iſt. Kann man uns einen Staat möglich machen, wo jeder dieſe Befriedigung wohlfeil erhalten kann, ſo wird niemand ſo thörig ſeyn, Theurung zu wünſchen. Aber widerſpricht es ſich nicht, Wohlfeile zu verlangen, und doch zugleich zu wünſchen, daß man für eins, viel bekommen möchte? Und dann bringen die wenigſten Politiker die Wirkſamkeit in Anſchlag, die ſchon an ſich, und ohne Rückſicht auf Produktion, ein weſentlicher Theil von menſchlicher Glückſeligkeit iſt, und doch durch ein vielleicht ſchwer zu erklärendes Phänomenon nicht anders erhalten werden kann, als wann ſie auch reichlich lohnt. — Der Raum geſtattet uns nicht, unſre Gedanken mehr zu entwicklen, und der Hr. Verf. dieſer Briefe verräth ſo viel Scharfſinn, daß er uns auch ſo ſchon genug verſtehen wird. Es wird indeſſen niemand reuen, dieſe zween Briefe zu leſen, und wir wünſchen die Fortſetzung derſelben um deſto mehr, da der Hr. Verf. dieſe meiſt ſo trocken abgehandelte Materien auf eine ſo leichte angenehme Art vorgetragen hat, daß er die Franzoſen weit übertrift. In der Hauptſache aber bleiben wir noch immer mit ihm der Mei-[788]nung, daß einem kranken, oder unter Kranken liegenden Staate, die Operation der neuen Ökonomie, ſonderlich die uneingeſchränkte Ausfuhr der nöthigſten Lebensmittel, wie wir bey einer andern Ge-

legenheit ſchon geäuſſert haben, tödtlich ſeyn würde. Möchten doch unſre Politiker erſt die Staatskrankheiten heilen, ehe ſie ſo viel über die natürliche Diätetik raſiniren, die immer einen geſunden Körper voraus ſetzt.

Frankfurt und Leipzig.

Raiſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland. Dritter und letzter Theil. 1773. 1 Alph. 2 Bog.

In der Vorrede meldet der Verleger, daß dieſes der letzte Theil des Werks ſey, obgleich der Verfaſſer, der auf einer Reiſe geſtorben, bereits ſeine übrige Gedanken in einem vierten Theil zum Druck fertig gehabt, und ſie vor ſeinem Tode einem Prediger übergeben habe. Dieſer habe nach ſeiner Vorſtellungsart vieles Anſtößige darinn zu entdecken geglaubt, und alſo das Manuſcript zurückgehalten. Es mag nun dieſer Vorfall ein wahrer oder erdichteter ſeyn, ſo iſt es allzeit zu bedauren, daß wir den Verf. nicht länger reden hören, obgleich die in dieſes Fach einſchlagende Materien nunmehr meiſt abgehandelt ſind. Der fünfte Abſchnitt, womit ſich dieſer Theil anfängt, handelt von Lehrern auf Univerſitäten, die nicht Profeſſoren ſind: Privatdocenten, Sprachmeiſtern, Exercitienmeiſtern u. ſ. f. Der Verf. hält die Privatdocenten für äuſſerſt nützlich, weil ſie die beſoldete Profeſſores durch ihre Nacheiferung gut im Athem halten, auch den Mangel der untüchtigen Profeſſoren erſetzen; ferner den Vorurtheilen der alten Lehrer, die auf die einmal feſtgeſteckte Grenzen der Wiſſenſchaft ſchwören, die Wage halten. [789] Der junge Mann, der durch das Neue die Zuhörer anlocken will; trägt zuweilen etwas windiges vor; allein, er bringt doch neben neuer ſchlechter Waare oft auch neue gute Waare ein, und zwar unentgeldlich. Beſonders vortheilhaft iſt dieſes vor dürftig dotirte Univerſitäten. Der Verf. wünſcht, daß man ſie zuweilen durch ein auf eine gewiſſe Zeit geſetztes Stipendium ermuntere, ihnen bey Anſchlagung des Lektionzettels das erniedrigende Commendat des Profeſſors, in deſſen Nominalprofeßion die Collegien gehören, erſpare. Er empfiehlt

ſie auch dem Landesherrn zur Beförderung in andere Dienſte. Doch warnt der Verf. bey allen Vortheilen, die man von Privatdocenten hoffen kann, vor der zu großen Anzahl derſelben. Die erſte widrige Folge würde ſeyn, daß die Beſoldungen der Profeſſoren ſo gut als vergeblich ausgegeben würden, und dieſe, da ſie auf keinen Applauſum mehr rechnen könnten, würden ſich auch vor der Bemühung hüten, ihn zu erhalten. Sie würden am Ende gar nicht oder wenig leſen, wie in Oxford und Cambridge. Dies gienge noch hin, wann die Privatdocenten den Verluſt beſoldeter Lehrer erſetzten. Aber es iſt 2tens nicht glaublich, daß ſie ihn erſetzen werden. Wann ſich die meiſten Lehrer ſelbſt beſtellen, und ein Auditorium zuſammen ſuchen, ſo iſt alles dem Zufall überlaſſen; die Vorſicht der Oberen, und das Auge der Kenner thut nichts. Ferner ſind Privatdocenten allzeit Anfänger, und von dieſen kann man, ohne die göttliche Vorſehung auf die Probe zu ſetzen, keine Wunder erwarten. Alt dürfen ſie auch nicht in dieſem unbeſoldeten Zuſtande werden, wenn ſie nicht niederträchtig werden ſollen. Auch der Umſtand, daß ſie dadurch zum Celibat verdammt werden, iſt nicht gleichgültig anzuſehen. Sollten die Privatdocenten auch nur in dem Credit bey Studenten ein Übergewicht erhalten, ſo iſt eine allgemeine Verderbung des Geſchmacks [790] und Abneigung von wahrer Gelehrſamkeit bey den Lernenden zu befürchten. Dies iſt der Zuſtand der Engliſchen Univerſitäten. Der ganz in die Hände des Magiſters und Tutores gefallene Unterricht iſt ſo, als wir ihn uns in Deutſchland kaum vorzuſtellen wiſſen. Die Studenten hören, was ſie hören ſollen, bey ihrem Tutor, und zwar gemeiniglich Alles bey Einem. Bey den Bedingungen, unter denen es einem Privatdocenten erlaubt ſeyn mag, zu lehren, dringt der Verf. auf eine Diſputation pro loco, und daß der Dekanus die Opponentes ordinarios beſtimme, daß es auch jedem frey ſtehe, extra ordinem zu opponiren. Von dem Sprachmeiſter verlangt er ſchlechterdings, daß er ein eingebohrner des Landes ſey, deſſen Sprache er lehret, und verſagt ihm mit Recht den Profeſſortitel. Auch ſoll er nicht alt, und von gutem

Herkommen ſeyn. Er will ihn auch gut beſoldet ſehen. Den alten Exercitienmeiſter möchte er auch gerne durch einen jüngern erſetzen, weil bey Leibesübungen alles auf Jugend ankommt. Auf den Gemüthscharakter iſt hier mehr zu ſehen, als bey einem Profeſſor. Für den Stallmeiſter verlangt er einen diſtinguirten Rang. Hat er die Pferde ſelbſt zu halten, ſo hat er einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nöthig; unterhält ſie aber der Hof oder die Univerſität, ſo kann er auf einer etwas anſehnlichen Univerſität beynahe ohne Beſoldung ſehr gut ſubſiſtiren. An dem Gemüthscharakter eines Fechtmeiſters iſt vieles gelegen. Zwey Fechtboden auf einer Univerſität ſind bedenklich. Auch ſoll der Fechtboden öffentlich ſeyn. Der Verfaſſer will den Fechtmeiſter beſſer beſoldet wiſſen, als gemeiniglich geſchieht. Aber mehr als ein Tanzmeiſter iſt auf zahlreichen Univerſitäten nöthig. Sechſter Abſchnitt. Von den Studierenden. Den Maasſtab, nach welchem man beurtheilen kann, ob die Anzahl der Studierenden in ihrer rechten Proportion iſt, giebt die Beförde-[791]rung ab. Der Verfaſſer hält davor, daß mehr die Reichen als die Armen ſtudieren ſollten, weil das Studieren heutzutage eine Art von Gewerb iſt, wo die Unterkunft ſehr mißlich fällt. Auch den gemeinen Einwurf von Armen, die auſſerordentliches Genie, oder ungemeine Neigung zum Studieren haben, hält er nicht für ſehr gegründet. Die Neigung iſt ſehr ſelten Durſt nach Wiſſenſchaft, ſondern Kützel, in einen andern Stand überzugehen, als in dem wir erzogen ſind, und das große Genie iſt erſtlich nicht zu den Wiſſenſchaften nöthig, auch ſehr ſelten, und kann ſich 2tens auch in jeder andern Lebensart, und zwar mit mehrerem Vortheile zeigen. Wir übergehen wegen der uns geſetzten Gränzen, die vortreflichen Anmerkungen des Verfaſſers, wodurch er zeigt, daß die Nothwendigkeit, ſelbſt zu arbeiten, und andern frühe nützlich zu ſeyn, bey armen Studierenden ſo oft die Haupttriebfeder ſey, die ſie zu großen Männern erweckt, und die zu dem Sprichwort Gelegenheit gegeben hat: daß das Genie bey Armen häufiger ſey, als bey Reichen; Ferner ſeine pia desideria für die Verbeſſerung der Schulen; von dem

Verhältniß der Glücksumstände bey einer großen Anzahl von Studierenden; von der akademischen Policey; von der Einrichtung der Collegien, Compendien, Ferien, von der Anordnung der Studien bey einem Anfänger u. s. w. Alle diese Artickel sind sehr wichtig, und mit so besonderm Fleiße und Scharfsinn ausgearbeitet, daß wir sie jedem Curatori, und allen denen, die des Landes Wohl, in sofern es von der Akademie abhängt, beherzigen, aufrichtig empfehlen.

[792] Nachricht.

Der Herr Hofkammerrath Jakobi in Düsseldorf, hat bereits unter dem 1sten August dieses Jahres die Verlängerung des Pränumerations-Termins, auf des Herrn Hofrath Wielands Agathon, bekannt gemacht, und das Publicum zugleich preveniret, keine andere Scheine für gültig anzusehen, als nur die, welche von Ihm selbst, oder von dem Hrn. Verfasser unterzeichnet seyn würden. Gegründete Ursachen machten diesen letztern Umstand nöthig, und zwangen den Herrn Verfasser und den Herrn Hofkammerrath Jacobi, zu gleicher Zeit dieses ganze Geschäfte aus des Clevischen Buchhändler Herrn Bärstechers Händen zu nehmen, und uns die völlige Einrichtung davon und den Verlag des ganzen Werkes zu übertragen. Wir machen dieses hierdurch bekannt, damit sich jedermann desto sicherer darauf verlassen möge, daß nächste Ostermesse der Agathon bey uns in der Gestalt erscheinen werde, wie die übrigen durch uns verlegten Schriften des Herrn Hofrath Wielands, vornemlich aber, damit die sämmtlichen Herrn Subscribenten, welche entweder an Herrn Hofkammerrath Jacobi und Herrn Hofrath Wieland, oder an die von selbigen erbetenen Collecteurs pränumerirt haben, versichert seyn mögen, daß sie bis dahin ihre Exemplarien der in dem ersten Avertissement gegebenen Zusage gemäß richtig empfangen werden; denn das Vertrauen und der Beyfall des Publicums sind uns gleich schätzbar.

Leipziger Michaelmesse 1772.

Weidmanns Erben und Reich.

[793] Nro. C. Den 15. December 1772.

Göttingen.

D. Walchs philologiſche Bibliothek. 6tes, 7tes und 8tes Stück, ſammt Regiſter 1772.

Dieſes iſt nun der Beſchluß des erſten Bandes der Walchiſchen philologiſchen Bibliothek, welche im Jahr 1770. angefangen worden iſt. Ihr Werth iſt längſt bekannt, und wir wünſchen recht ſehr, daß ſie mit dieſem Bande nicht aufhören möge. Das ſechſte Stück enthält Batteux quatre poetiques. Batteux wird wegen ſeines Fleiſes in Berichtigung des Ariſtoteliſchen Textes, der Überſetzung und der Anmerkungen gelobt; Leßings vermiſchte Schriften. Der Recenſent bemerkt, daß es unnöthig ſey, die Benennung des Epigramm zu preſſen, um die Leßingiſche Theorie heraus zu bringen; und iſt mit verſchiedenen Erklärungen des Hrn. Leßings nicht zufrieden. Wie er aber auf die Grille kommen konnte, daß Obſcenität zum Weſen des Sinngedichts bey den Alten gehörte, das wiſſen wir nicht. Überhaupt hätten wir dieſem Recenſ., dem wir oft beyſtimmen, ein wenig mehr Gefühl, als Fleis gewünſcht. Herr L. muß ganz anders geleſen, und wo er auch fehlt, ganz anders widerlegt werden, als andere Kritiker; er ſchreibt ja auch ſelbſt ganz anders. Hogween de particulis graecae linguae. Der [794] Recenſ. glaubt, daß die Theorie von den Partikeln, die Hogw. zum Grund legt, richtig, aber ſchwer anzuwenden ſey; Er macht darauf einen geſchickten Auszug von einem Kapitel zur Probe, und urtheilt, daß auſſer dem Zwang, den Hogw. ſich manchmal anthut, ſeiner Theorie, ſonderlich von dem energiſchen jeder Partikel getreu zu bleiben, das Buch ſehr vorzüglich gut ſey. Wir hätten nicht ſo viel wider die Energie der Partikeln, als wider den Gedanken, daß ſie alle aus Nennwörtern entſtanden wären. Der Übergang der Seele von einem Gedanken auf den andern, bricht oft von ſelbſt in kurze Töne aus, deren einige wohl nach und nach zu Partiklen Anlaß gegeben haben können. — Übrigens wundern wir

uns, daß der Recenſ. nichts von der typographiſchen Schönheit dieſes Werks gedenkt, die wohl bemerkt zu werden verdiente, ſo wie auch etwas von der eigenhändigen Unterſchrift des Verfaſſers, die zum Unterſchied der ächten und unächten Ausgaben beygefügt worden, hätte angemerkt werden können. Orat. graec. Vol. III. Der unermüdete Fleis des Herrn Herausgebers wird nach Verdienſt gelobt; hier und da werden einige Einwürfe gemacht, die des Recenſ. Einſichten Ehre machen. P. H. Koppiers Observata Philologica, werden überhaupt gelobt; hier und da aber mit guter Einſicht getadelt: Bey der Stelle des Properz, felix qui viles pomis mercaris amores, iſt die Veränderung vili pomo, die der Recenſent rügt, wirklich unausſtehlich; und wir ziehen die Auslegung amor rusticus, allen vor. Fragmenta Stersichori. Aut. Suchfort. Allgemeine Dinge von Fragmenten. Der Sammler wird ziemlich in Folle gelobt, daß er die Fragmente geordnet, und die Stellen, woher ſie genommen worden, angeführt hat. Es ſoll eine zweyte Sammlung von ungewiſſen Fragmenten des Sterſichors nachfolgen. Facii Epistola Critica ad Harlesium. Nicht alle Verbeſſerungen [795] des Herrn Facii erhalten den Beyfall des Recenſenten und unſern.

Das 7te Stück fängt mit der Fortſetzung der im 5ten angefangenen Abhandlung über die Widerſprüche des Epikurs in der Lehre von Gott an. Freylich iſt es ſchwer, das Epikuriſche Syſtem zu vereinigen; aber wo exiſtirt denn dieſes Syſtem? Es iſt unbillig, einen Philoſophen aus andern, als ſeinen eigenen Schriften und Reden zu beurtheilen. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat auch wirklich, unſres Bedünkens, nicht philoſophiſches Genie genug zu einer ſolchen Unternehmung, und wir wünſchten überhaupt, in dieſer Bibliothek mehr kritiſche als philoſophiſche Aufſätze zu ſehen; denn Philoſophie, alte und neue, iſt ſelten ein Gegenſtand, den ein Philologe gut bearbeiten wird. Holdsworth remarks on Virgil. Holdsworth erſcheint in einigen Beyſpielen des Recenſenten, als ein wenig bedeutender Mikrologe. Die Anmerkung über den Vers: Tytire tu patulae

recubans sub tegmine fagi; iſt gar zu komiſch. In 12 Meilen um Mantua, ſagt H., ſteht kein dicker Baum; woher mag alſo Virgil den Baum genommen haben, worunter ſein Tytirus ſchläft? Benzlers Halikarnaß. Es werden dem Überſetzer einige Fehler gezeigt. Wyttenbach Plutarchus de sera Numinis Vindicta. Herr Wyttenbach wird gelobt, und ermuntert, ſich ferner um die griechiſche Literatur verdient zu machen. Idyllen, aus dem Griechiſchen ꝛc. Dem Überſetzer wird ſo glimpflich als möglich, glimpflicher als ers verdiente, zu verſtehen gegeben, daß ſeine Arbeit nichts tauge. Xenophontis Mem. Socr. cura Ernesti. Der Recenſ. bemerkt wohl, daß das Buch nun den Anfängern, für die es beſtimmt war, aus der Hand gewachſen iſt, und führt darauf eine große Menge von Verbeſſerungen und Bemerkungen an, womit dieſe neue Ausgabe bereichert worden iſt. Aeschinis Epistolae ed. Somet. Arbeit eines [796] jungen Anfängers, als ſolche mit Nachſicht abgefertigt. Schulzens Bibl. der griechiſchen Litteratur. Der Recenſ. legt dieſen Embryo auf die Seite, und wünſcht Herrn Schulzen langes Leben und Geſundheit zu ſeinem übrigen rieſenmäſigen Vorhaben.

Das 8te Stück enthält Heliodori Aethiopica cura Schmidii. Hrn. S. wird nicht gedankt, daß er einen wahrſcheinlichen Nachdruck der Bourdelotiſchen Ausgabe von dieſem entbehrlichen Roman, beladen mit allerley Fehlern, wieder hat abdrucken laſſen. Inscriptiones Reginae; von einem Can. Joſeph Moriſanus aus Rhegium. Gruneri Censura lib. Hippocraticorum, wird nicht ſehr gelobt. Es ſoll dem Verf. an griechiſcher Kenntniß und Beurtheilung fehlen; dann hatte er freylich keinen Beruf zu ſeiner Unternehmung. Orat. gr. Vol. V. enthält den Lyſias zum Theil mit Taylors, Marklands, und Hrn. Dr. Reiſke eignen Anmerkungen. Schreiben über den Homer, von Seybold. Die Herrn nähmens auch nicht übel, wenn dieſes Schreiben ungeſchrieben geblieben wäre. Hr. Dr. W. verbindet ſich durch ſeine Beſorgung dieſes ſehr billigen und guten Journals, jeden Freund der Litteratur aufs neue.

Hamburg.

Die Weisheit an die Menschen, durch einen begeisterten Braminen. 1772. 5 Bog.

„Ihr Bewohner des Erdbodens fallet nieder, und in den Staub gebückt, empfanget die Lehre des Himmels:“ So fängt der begeisterte oder berauschte Bramine an, und in dem Ton geht er ein halb Mandel von Tugenden durch; alles im Schwulst eines gemachten Orientaliers: Gewürzt mit orientalischen Gleichnissen und vaterländischen Sitten! — Wenn ein großer Gedanke in der Seele aufschwillt, oder eine mächtige Empfindung sich hervorarbeitet, [797] so ist selten die Sprache reich genug, gleich einen Ausdruck darzubieten, der eben den Gedanken, eben die Empfindung gleich lebhaft übersetzt. Die Seele greift also um sich in die sinnliche Welt, und kleidet ihre Geburten in die lebhaftesten Bilder. Daher ist, nach der sehr feinen Bemerkung eines neuen Philosophen, die orientalische Dichtersprache entstanden, die, wenn ihr eine wahre Empfindung untergelegt wird, bey all ihrer metaphorischen Beredtsamkeit fast niemal zum Schwulst ausartet. — Aber tausende, und wenn wir nach unserm Gefühl urtheilen, auch dieser Bramine lernten blos die Sprache ein wenig radbrechen, und wollten dann auf einmal orientalisiren. Man sehe, wie es ihm läßt:

Zorn.

Gleich dem heftigsten Orcan, welcher die Wälder niederstürzt, und die ganze Natur zerstöhrt; oder gleich dem Erdbeben, welches mit dem fürchterlichsten Krachen ganze Länder umkehrt: verbreitet die Wuth des Jachzornigen Verwüstung um sich her! Seine Hand drohet Gefahr und Verheerung.

O du beseelter Staub, will dein Zorn wie ein schwarzes, an Gebirgen gelagertes Gewitter, auf deinen Feind hervorbrechen, erinnere dich, wie oft du selbst Verzeihung bedarfst! u. s. w.

Der Ehemann.

Gehorche Gott, nimm ein Weib, der menschlichen Gesellschaft getreu, werde ihr ein nützlicher Zweig.

Die Frau.

Die Weisheit wird reden und dich unterweisen, höre, o Tochter der Schönheit, und grabe ihre Lehren tief in das Innerste deines Herzens: also wird dein Verstand deine Schönheit erhöhn; also wirst du, wie die Sommerrose, der du gleichst, einen lieblichen Geruch verbreiten, wenn schon deine Farbe weniger frisch wird. u. s. w.

[798] Wir wissen nicht, wie es dem Braminen zu Muthe war, da er zu diesen Dingen den Mund so voll nahm. Uns dünkt, die gute, gemeine, bürgerliche Alletagssprache wäre lange hinlänglich, so gute, gemeine, bürgerliche Alletagssachen zu sagen. — Wenn wir nicht irren, so haben wir diese schwülstige Moral schon einmal unter einem andern Mantel gesehen; aber sie reizte uns so wenig, daß wir nicht mehr wissen, wo?

London.

Lettres de Mad. la Marquise de Pompadour. Tome I. II. III. 1772. 8.

Diese Briefe mögen ächt oder unächt seyn, wir haben sie gern gelesen. Es ist wenigstens eine angenehme Illusion, wenn man sich eine schöne Dame denkt, die wichtige Siege mit einem Handkuß belohnt, und von dem Schicksal einer großen Nation, mit eben dem Witz und eben der Leichtigkeit spricht, womit sie Moden erfindet und eine Garnierung anordnet. Am besten hat uns der Brief an den Erzbischoff von Paris gefallen. Bey andern haben wir manche Reflectionen gemacht, die aber nicht einen Groschen taugen, wenn die Briefe nicht ächt sind.

Petersburg.

Rede an S. K. H. den Grosfürsten Paul Petrowitsch; bey Gelegenheit Dero Majorennitätsfeyer. 1772. 8. 1 Bog.

Alexander führte einen Poeten mit sich, dem er, vermöge eines Contrakts für jeden guten Vers ein Geldstück, und für jeden schlechten eine Ohrfeige gab. Wir hoffen, dieser poetische Redner wird sich andere Conditionen gemacht haben, und bewundern die Gedult und die Wachsamkeit des jungen Grosfürsten, wenn er diese Rede ausgehört hat, ohne zu schlafen.

[799] Leipzig.

Se. Durchlaucht der Fürſt Jablonowski, Woywode von Novgorod, ein verehrungswürdiger Kenner und Beförderer der Wiſſenſchaften, fahren fort, die Liebhaber der Geſchichte, nach dem Plan ihrer großmüthigen Stiftung, zu ermuntern. Höchſtdieſelben beſtimmen für das künftige Jahr folgende drey Aufgaben, auf deren jeder der Preis einer Medaille von dreyßig Ducaten geſetzt iſt. In der erſten ſoll unterſucht werden: ob die Heneti, oder Eneti, einerley Volk mit den Venetis oder Venedis waren, oder ob beydes ein Name nach verſchiedener Ausſprache ſey? Da die claßiſchen Schriftſteller ſie auf zweyerley Art ſchreiben, ſoll man genau beſtimmen, welches eigentlich diejenigen Heneti waren, welche Cromer im zweyten Buche, Saxo Grammaticus, Albinus in Chronico S. 72. nach der Ausgabe von 1589. Friedeborn, und andere mehr, nennen, und die vom Semowid, Herzog von Pohlen, und Leo, Herzog der Sachſen, geſchlagen wurden; zugleich ſoll unterſucht werden, welche Sclaven Honati oder Honiti genannt worden ſind. Man erwartet durch das Zeugniß der Schriftſteller unterſtützte Beweiſe, und wünſcht die Autorität derſelben nicht durch entgegengeſetzte willkührliche Meinungen, Trugſchlüße, oder ein entſcheidendes somniat auctor, ſondern durch Gründe widerlegt zu ſehen. Im zweyten Theil dieſer Aufgabe ſoll durch die Mehrheit der guten Autoren, die für oder wider dieſe Meinung ſind, beſtimmt werden: Ob die Vandalen ein Volk mit den Venedis geweſen? Dieß wird am deutlichſten aus ihrer Religion, ihren Göttern, den Namen ihrer Könige und Städte, und vorzüglich aus ihrer Sprache und ihren Sitten erhellen. Der zweyte Preis iſt für die Schrift ausgeſetzt, welche die wahre Lage des Lacus Muſianus, oder Myſianus, genau [800] beſtimmen wird, den Cluver bald an die Mündungen der Donau, bald bey Nicopolis, 50 Meilen von den Mündungen derſelben, ſetzt, und den andere Autoren, ohne Rückſicht auf die Donau, das ſchwarze Meer, und Myſien, 200 Meilen tiefer nach Norden zurück

ſetzen. Im zweyten Theile dieſer Aufgabe ſoll erwieſen werden, welcher Unterſchied zwiſchen den Cunis oder Chunis und den Cumanis geweſen, die von den Autoren oft verwechſelt werden; ferner, ob die Stavani, die Ptolemäus in Preußen ſetzt, Ein Volk mit den Slavanis und Slavis ſind? Der dritte Preis wird zum drittenmale für das vorige mathematiſche Problem beſtimmt, weil noch kein Verfaſſer den zweyten Theil der aufgegebenen Frage aufgelößt, noch gezeigt hat, wie man ohne Inſtrumente verfahren ſoll. Wer ihn zu erlangen ſucht, muß vollkommen die gewöhnlichen Methoden erklären, eine Diſtanz zu meſſen, zu der man nicht kommen kann, und vornemlich genaue Mittel angeben, ſie ſo viel, als möglich, ohne Inſtrumente zu meſſen. Weil einigen vormals eingeſendeten Schriften, wegen zu großer Kürze, die erforderte Deutlichkeit fehlte, ſo wird verlangt, daß jede hiſtoriſche Abhandlung 90, 100, oder nach Befinden der Materie mehr Seiten in gr. 4. enthalte. Die Aufſätze werden in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und mit einer Deviſe und verſiegelten Namen an Herrn Chriſtian Auguſt Clodius, öffentlichen Lehrer der Philoſophie in Leipzig, eingeſendet, welchen Se. Durchlaucht zum Secretair der Geſellſchaft auf das Jahr 1773. gnädigſt ernannt haben. Der äuſſerſte Termin der Einſendung iſt der 30ſte des Monats April. Später können die Abhandlungen nicht angenommen werden. Man erſucht auch die Verfaſſer, ihre Aufſätze deutlich und correkt abſchreiben zu laſſen.

[801] Nro. CI. Den 18. December. 1772.

Leipzig.

Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem ins Franzöſiſche zu überſetzen, könnte auch wohl aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn. Herr Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unſrer berühmten Männer,

ein eben ſo großer Philoſoph iſt, als irgend einer aus dem Alterthume, ſcheint in ſeiner Theorie, nach Art der Alten mit einer exoteriſchen Lehre, das arme Publikum abzuſpeiſen, und dieſe Bogen ſind, wo möglich, unbedeutender als alles andre.

Die ſchönen Künſte, ein Artickel der allgemeinen Theorie, tritt hier beſonders ans Licht, um die Liebhaber und Kenner deſto bälder in Stand zu ſetzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beym Leſen des großen Werks bisher ſchon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundſätze, worauf ſie gebaut iſt, den Leim, der die verworfnen Lexikonsglieder zuſammen kleben ſoll, unterſuchen, ſo finden wir uns in der Meynung nur zu ſehr beſtärkt: hier ſey für Niemanden nichts gethan, als für den Schüler, der Elementa ſucht, und für den ganz leichten Dilettante nach der Mode.

[802] Daß eine Theorie der Künſte für Deutſchland noch nicht gar in der Zeit ſeyn mögte, haben wir ſchon ehmals unſre Gedanken geſagt. Wir beſcheiden uns wohl, daß eine ſolche Meinung die Ausgabe eines ſolchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müſſen wir unſre gute junge Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künſten nicht ſinnliche Erfahrung hat, der laſſe ſie lieber. Warum ſollte er ſich damit beſchäftigen? Weil es ſo Mode iſt? Er bedenke, daß er ſich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuſſe verſperrt, denn ein ſchädlicheres Nichts, als ſie, iſt nicht erfunden worden.

Die ſchönen Künſte der Grundartickel Sulzeriſcher Theorie. Da ſind ſie denn, verſteht ſich, wieder alle beyſammen verwandt oder nicht. Was ſteht im Lexiko nicht alles hintereinander? Was läßt ſich durch ſolche Philoſophie nicht verbinden? Mahlerey und Tanzkunſt, Beredſamkeit und Baukunſt, Dichtkunſt und Bildhauerey, alle aus einem Loche, durch das magiſche Licht eines philoſophiſchen Lämpgens auf die weiſſe Wand gezaubert, tanzen ſie im Wunderſchein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuſchauer frohlocken ſich faſt auſſer Athem.

Daß einer, der ziemlich ſchlecht raiſonnirte, ſich einfallen ließ, gewiſſe Beſchäftigungen und Freuden der Menſchen, die bey ungenialiſchen gezwungnen Nachahmern Arbeit und Mühſeligkeit wurden, lieſſen ſich unter die Rubrik Künſte, ſchöne Künſte klaſſificiren, zum Behuf theoretiſcher Gaukeley, das iſt denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philoſophie darüber, da ſie doch nicht verwandter ſind, als septem artes liberales der alten Pfaffenſchulen.

Wir erſtaunen, wie Herr S., wenn er auch nicht drüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen muſte, daß, [803] ſo lange man in generalioribus ſich aufhält, man nichts ſagt, und höchſtens durch Deklamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrnen verbergen kann.

Er will das unbeſtimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: Die Verſchönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weiſe, von Natur auf Kunſt, herüberſchließen: „In der ganzen Schöpfung ſtimmt alles darinn überein, daß das Aug und die andern Sinnen von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht ſo gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichſtes? Sind die wütenden Stürme, Waſſerfluthen, Feuerregen, unterirrdiſche Glut, und Tod in allen Elementen nicht eben ſo wahre Zeugen ihres ewigen Lebens, als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine. Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur ſagen, wenn ſie ihm eine Metropolis, die er mit allen ſchönen Künſten, Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter ſchlänge.

Eben ſo wenig beſteht die Folgerung: „die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuſtrömenden Annehmlichkeiten unſre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindſamkeit bilden.“ Überhaupt thut ſie das nie, ſie härtet vielmehr, Gott ſey dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Übel ab, die ſie ihnen un-

abläßig bereitet, ſo daß wir den den glücklichſten Menſchen nennen können, der der ſtärkſte wäre, dem Übel zu entgegnen, es von ſich zu weißen, und ihm zum Trutz den Gang ſeines Willens zu gehen. Das iſt nun einem großen Theil der Menſchen zu beſchwerlich, ja unmöglich, daher retiriren und retranſchiren [804] ſich die meiſten, ſonderlich die Philoſophen, deßwegen ſie denn auch überhaupt ſo adäquat diſputiren.

Wie partikular und eingeſchränkt iſt folgendes, und wie viel ſoll es beweiſen! „Vorzüglich hat dieſe zärtliche Mutter den vollen Reitz der Annehmlichkeit in die Gegenſtände gelegt, die uns zur Glückſeligkeit am nöthigſten ſind, beſonders die ſelige Vereinigung, wodurch der Menſch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, ſind für ihre Attraktion nie unfühlbar geweſen; allein ſie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimniß-vollen Kräften nichts ahndet, durch die jedes zu ſeines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne ſich paart, und glücklich iſt.

Wäre es nun alſo auch wahr, daß die Künſte zu Verſchönerung der Dinge um uns würken, ſo iſts doch falſch, daß ſie es nach dem Beyſpiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehn, iſt Kraft, die Kraft verſchlingt nichts gegenwärtig alles vorübergehend, tauſend Keime zertreten jeden Augenblick tauſend gebohren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; ſchön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander exiſtirend. Und die Kunſt iſt gerade das Widerſpiel, ſie entſpringt aus den Bemühungen des Individuums, ſich gegen die zerſtörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier durch ſeine Kunſttriebe ſcheidet, verwahrt ſich; der Menſch durch alle Zuſtände befeſtigt ſich gegen die Natur, ihre tauſendfache Übel zu vermeiden, und nur das Maas von Gutem zu genieſſen; bis es ihm endlich gelingt, die Cirkulation aller ſeiner wahr und gemachten Bedürfniſſe in einen Pallaſt einzuſchließen, ſo fern es möglich iſt, alle zerſtreute Schönheit und Glückſeligkeit in ſeine gläſerne Mauern zu bannen, wo er denn immer wei-[805]cher und weicher

wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele ſubſtituirt, und ſeine Kräfte von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgeſpannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindſamkeit zerflieſſen.

Herr S. geht nun ſeinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kanns ihm ſo nicht fehlen; denn er ſetzt Milch vor, und nicht ſtarke Speiſe; redet viel von dem Weſen der Künſte, Zweck; und preiſt ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit. Wer den Menſchen nur einigermaſſen kennt, und Künſte und Glückſeligkeit, wird hier wenig hoffen, es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu todte fraß. Denn wenn es nur auf Kennerſchaft angeſehn iſt, wenn der Menſch nicht mitwürkend genießt, müſſen bald Hunger und Ekel, die zwey feindlichſten Triebe, ſich vereinigen, den elenden Pokokurante zu quälen.

Hierauf läßt er ſich ein auf eine Abbildung der Schickſale ſchöner Künſte, und ihres gegenwärtigen Zuſtandes, die denn mit recht ſchönen Farben hin imaginirt iſt, ſo gut, und nicht beſſer, als die Geſchichten der Menſchheit, die wir ſo gewohnt worden ſind in unſern Tagen, wo immer das Mährgen der vier Weltalter ſufficienter iſt, und im Ton der zum Roman umpragmatiſirten Geſchichte.

Nun kommt Herr S. auf unſere Zeiten und ſchilt wie es einem Propheten geziemt, wacker auf ſein Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die ſchönen Künſte mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil ſie aber zum großen Zweck, zur moraliſchen Beſſerung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weiſe Geſetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren [806] Zweck zu arbeiten anweiſen können, und was dergleichen mehr iſt.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen ſoll: „Wie iſt es anzufangen, daß der dem Menſchen angebohrne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung ſeiner Sinnesart angewendet, und

in beſondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderſtehlich zu ſeiner Pflicht zu reitzen?“ So halb und mißverſtanden, und in den Wind als der Wunſch Ciceros, die Tugend in körperlicher Schönheit ſeinem Sohne zuzuführen. Herr S. beantwortet auch die Frage nicht, ſondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag ſein Publikum von Schülern und Kennerchens getreu bleiben, wir wiſſen, daß alle wahre Künſtler und Liebhaber auf unſrer Seite ſind, die ſo über den Philoſophen lachen werden, wie ſie ſich bisher über die Gelehrten beſchwert haben. Und zu dieſen noch ein paar Worte, auf einige Künſte eingeſchränkt, das auf ſo viele gelten mag als kann.

Wenn irgend eine ſpekulative Bemühung den Künſten nützen ſoll, ſo muß ſie den Künſtler grade angehen, ſeinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um ſich greiffe und ſich thätig erweiſe. Denn um den Künſtler allein iſts zu thun, daß der keine Seeligkeit des Lebens fühlt als in ſeiner Kunſt, daß in ſein Inſtrument verſunken, er mit allen ſeinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenns ausgegafft hat, ſich Rechenſchaft geben kann, warums gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer alſo ſchriftlich, mündlich oder im Beyſpiel, immer einer beſſer als der andre, den ſogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publikum des Künſtlers, immer näher und näher zum Künſtlergeiſt aufheben könnte, daß die Seele mit einflöſſe ins Inſtru-[807]ment, der hätte mehr gethan, als alle pſychologiſche Theoriſten. Die Herren ſind ſo hoch droben im Empyreum transſcendenter Tugend-Schöne, daß ſie ſich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdenſöhnen hingegen ſieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen, z. B. in der Muſik an ängſtlicher mechaniſcher Ausübung hangen bleiben, drunter erliegen.

Gott erhalt unſre Sinnen, und bewahr uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meiſter! Weil denn die nun nicht überall und

immer zu haben ſind, und es doch auch geſchrieben ſeyn ſoll, ſo gebe uns Künſtler und Liebhaber ein περι εαυτου ſeiner Bemühungen, der Schwürigkeiten, die ihn am meiſten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geiſts, der in gewiſſen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf ſein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend ſich zum mächtigen Beſitz hinauf geſchwungen, und als König und Überwinder, die benachbarten Künſte, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom mechaniſchen zum intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen, zum wahren Einfluß der Künſte auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie verſammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Eben daſelbſt.

J. C. Lavater von der Phyſiognomik, zweytes Stück, welches einen in allen Abſichten ſehr unvollkommnen Entwurf zu einem Werke dieſer Art enthält. 1772.

Der alte Pater Kircher klagt in einem Briefe: Quanta malorum Ilias ex inconsiderata scriptione re-[808] sultet, ego jam XL. annorum spacio quo in hoc omnium gentium et nationum theatro, meam ut ut possum personam ago, frequenti experientia comperi. Wir wünſchen, Herr Lavater möge früher und mit wenigern Koſten dieſe Reflektion machen.

Halberſtadt.

Über das von dem Herrn Prof. Hauſen entworfne Leben des H. G. R. Klotz. 1772. 8vo. 69. S.

Herr Jakobi und ſein gutes Herz; das gute Herz und der Herr Jakobi; die ein großer Theil des Publikums mit uns von Herzen ſatt iſt.

Konnte er nicht lieblicher Dichter ſeyn, ohne ſich überall anliebeln zu wollen? nicht ehrlicher Mann, ohne dieſe ängſtliche Proteſtationen? Was iſt ſie auch nur im geringſten

werth dieſe Bußfertigkeit, mit der er auf ſein Recenſentenleben zurück ſieht? bekennt: er habe zwar unvermeidliche Sünden da begangen, pag. 46. wolle ſie aber als Schwachheitsſünden angeſehn wiſſen, da ihm bekanntlich nicht die geringſte Bosheit, nicht die mindeſte Fähigkeit zu ſchaden von der Natur mitgetheilet worden. Und das verſichert er einer Frau; da doch die treflichſte des andern Geſchlechts in Männerzwiſt weder zeugen noch richten kann.

Uns iſt der Inhalt und die Art des Vortrags höchſt widrig aufgefallen. Wir wünſchten, Herr Jakobi unter ſeinen Zweigen akkompagnirte ſeine Vögel; wäre

Der edle, warme Menſchenfreund
Der ächte, weiſe Tugendfreund
Auch des Laſters ſtrenger Feind. pag. 7.

und ließe uns nur mit ſeinen Tugenden unbehelligt. Streitigkeiten ſollt er andern überlaſſen, als Geiſtlicher, Poet und — hat er doppelt und dreyfach das Weiberrecht.

[809] Nro. CII. Den 22. December 1772.

Berlin.

Allgemeine deutſche Bibliothek. des 17ten Bandes 2tes Stück.

Um uns keiner Superfötation von Kritik ſchuldig zu machen, zeigen wir die in dieſem Stück enthaltene Recenſionen mit eignen kurzen Anmerkungen nur an: Zuerſt iſt in der XIten Nummer, Fergusons Moralphiloſophie mit vieler Gründlichkeit recenſirt. Die Anmerkungen, welche der Verf. über Hrn. Garves Anmerkungen macht, ſind meiſtens gegründet, und mit vieler Beſcheidenheit geſagt. Sie machen ſowol dem Rec. als Hrn. Garve Ehre. XII. Lehrbegrif ſämmtlicher ökonomiſchen und Cameralwiſſenſchaften. Des 2ten Bandes, 1ſter Th. Mannheim. Dieſes fürtrefliche Buch wird nach Verdienſt gelobt. XIII. Geheimes Tagebuch von einem Beobachter ſeiner Selbſt. Dieſe Recenſion iſt ſehr

beſcheiden, und alle Erinnerungen, die dem Verf. gemacht werden, müſſen ſo wohl auf ihn, als auf alle diejenigen, welche ohngefähr in gleicher Lage des Herzens ſich befinden, den gehörigen Eindruck machen. Auf den einzigen Punkt, dünkt uns, hätte der Recenſ. feſter halten ſollen, daß ſo wohl bey dem moraliſchen als phyſiſchen Leben der wahre ſtille Fortgang ſo unmerklich iſt, daß das Beobachten und [810] Journalhalten wohl zu ſpat kommt. Das wahre Leben verdrängt gewiß das Spekuliren, ſo wie Gefühl das Raiſonnement; und derjenige Reiſende mag ſich wohl ſehr kaltblütig zu Bette legen, der alle Abende ſein Journal richtig fortſetzt. Der geſunde Menſch macht ſelten über ſeine Conſtitution Betrachtungen, nur der kränkelnde. Und welche traurige Ideen giebt uns dieſer zweifelſüchtige Journaliſt vom Chriſtenthum, von der Gnade, dem innerlichen Leben! Am Ende ſteht ein Brief, worinn Herr Lavater bekennt, daß es ſeine eigne Geſchichte mit fremden Zuſätzen ſey. Deſto ſchlimmer, alſo iſt es Carls des XII. Leben von Voltaire, und nicht einmal brauchbare Perſonalien. XIV. Steins praktiſche Anleitung zur Geburtshülfe in widernatürlichen und ſchweren Fällen. Die Verdienſte Hrn. Steins werden hier nach Würden anerkannt, nur ſcheint das Caſſeliſche Entbindungsinſtitut mit zu ſonderbarer Hitze panegyriſirt zu ſeyn. Denn jeder Sachkundiger weiß doch ſchon, daß die Talente eines einzigen großen Mannes nicht allein hinreichen, die jungen Akademiſten an einen Ort zu ziehen, wo ſchon die mittelmäßige Größe deſſelben zeigt, daß die Gelegenheiten zu Beobachtungen lange nicht ſo häufig ſeyn können, wie zu Berlin oder Strasburg. XV. Eden, von Hrn. Bahrdt herausgegeben. In der Recenſ. wird die Erklärung der Schlange durch das Blut, als das Merkwürdigſte angeſehen, und dabey erinnert, daß der Verf. ein Bild für das andere ſetze, weil das Blut für nichts, als ein Bild der ſinnlichen Begierden angeſehen werden kann. Ferner wird bemerkt, daß dieſe Erklärung durch nichts aus dem Alterthum beſtätigt werde. Am Ende verſucht der Recenſ. eine allegoriſche Erklärung, und ſieht den Moſaiſchen Bericht als ein Gemählde

der ſittlichen Natur des Menſchen an. Darinn dünkt uns, hat er vollkommen Recht, daß man die Er=[811]zählung des Sündenfalls entweder ganz hiſtoriſch, oder ganz allegoriſch annehmen müſſe. XVI. Hrn. Fuchſens alte Geſchichte von Maynz. Ein Auszug ohne weitere Bemerkungen. XVII. Schmahlings Ruhe auf dem Lande. Eine ſehr ausführliche und gearbeitete Beurtheilung. In ſofern, als der Recenſ. Hr. Schm. als eine Hauptlekture junger Candidaten oder angehender Landprediger anſehen mag, dünkt uns die viele Mühe nicht verlohren, die er angewendet hat, Hrn. Schm. zu berichtigen und zurechtzuweiſen. Ob er gerade denen gefallen möchte, zu deren Belehrung er geſchrieben, das iſt eine andere Frage. XVIII. Megerlins Koran. Dieſe elende Produktion wird kürzer abgefertigt. Wir wünſchten, daß einmal eine andere unter morgenländiſchem Himmel von einem Deutſchen verfertigt würde, der mit allem Dichter= und Prophetengefühl in ſeinem Zelte den Koran läſe, und Ahndungsgeiſt genug hätte, das Ganze zu umfaſſen. Dann was iſt auch jetzo Sale für uns? XIX. XX. XXI. Die Denis'ſche Überſetzung von Oßian, und das ganze Barden=Unweſen bis auf unſre Zeit. Wir ſetzen dieſe Beurtheilung als eine Arbeit von Meiſterhand über alles, was wir von Blair und Macpherſon über dieſe Materie ſchon beſitzen. Traurig aber war es für uns, wann wir den lauten Beyfall überdachten, den dieſe Überſetzung oder Traveſtirung Oßians, nebſt allen Rhingulphiſchen Nachgeburten in Deutſchland ſo allgemein erhalten hat, daß bey aller Einfuhre fremden Geiſtes, doch nichts als die Hülle zu uns übergeht, und daß wir leyder alles auf Tradition loben oder tadeln XXII. Leßings vermiſchte Schriften. Ein Monument vaterländiſcher Verdienſte von eben dem Meiſter aufgerichtet. Man ſieht auch hier wieder von neuem, daß zum Lobe eines großen Mannes niemand als ein großer Mann ſelbſt fähig ſey. XXIII. Pilati [812] Geſchichte des deutſchen Reichs und Italiens, von Carl dem Großen bis auf den Weſtphäliſchen Friedensſchluß.

Der Recenſ. ſieht es als ein ſehr merkwürdiges Buch an, und tadelt nichts als die Unbequemlichkeiten der Annalen Methode. Den Beſchluß machen kurze Anzeigen aus allen Wiſſenſchaften, die wir der Kürze halben übergehen müſſen.

Göttingen.

J. S. Pütter auserleſene Rechtsfälle, ꝛc. 2. B. 3. Th. 1772. Fol.

Die Fortſetzung eines ſo gelehrten und ſchätzbaren Werks, wird jeder Rechtsgelehrte mit Vergnügen ſehen. Die in dieſem Theile vorkommenden Sachen ſind durchgehends wichtig. Die zwey erſte, oder das 212. und 213te betrifft den bekannten Salm-Salmiſchen Succeßionsſtreit, wo es hauptſächlich darauf ankam, ob ein Clericus in weltliche Güter ſuccediren dürfe; und ein weltliches Votum auf dem Reichstag ablegen könnte. 214. Von der Advocatie und Jure collectandi, wobey gelegenheitlich die praktiſche Frage erörtert wird: ob revisio, wenn der obſiegende Theil Caution leiſtet, einen suspensivum effectum habe; und da dieſes bey der Kammer nicht angenommen wird; ob nicht, mit Vorbehaltung der Reviſion, die Wiederherſtellung geſucht werden kann? 215. Ob Unterthanen die gräfliche Collegialpräſtation zu leiſten ſchuldig ſeyen? 216. Vom Recht der Fürſten und Landſtände, an die Landcaſſe. 217. Schloßwachen ſind kein Beweis der Leibeigenſchaft. 218. Daß Familien Fidei-Commisse, wenn ſie auch von einer Frau errichtet werden, nicht zum Concurs des Manns zu ziehen ſind. 219. Von Scheidung der Lehn- und Allodialerbſchaft und wem die Schulden zur Laſt fallen. 220. Von der Verbindlichkeit des Nachfol-[813]gers, die Schulden des Vorfahren zu bezahlen, und von der Verhältniß der Regierung und Landeshoheit, gegen die Kayſerlichen Schuldencommißionen. 221. Zu Erhaltung eines Familienſtipendiums braucht man nicht ſtrenge die Verwandtſchaft zu beweiſen fordern. 222. Iſt pur lokal, und betrifft den Beytrag der unrittermäßigen Beſitzer adlicher Güter zu Beſoldung des ritterſchaftlichen Syndikus des Erzſtifts Cölln. 223. Dient zur Beſtättigung

ines ſchon im erſten Theil enthaltenen Reſponſum über die n hieſigen Gegenden intereſſant gewordene Frage, von Aufahme katholiſcher Bürger und Handwerksmeiſter. 224. Iſt nerkwürdig, und betrift eine Colliſion von Territorial- und Kayſerlichen-Commißionen in Differenzen zwiſchen dem Landsherrn und deſſen Unterthanen, auf Requiſition Sr. Durchl. von Anhalt-Bernburg. 225. Über die Rechte einer mütterichen Tutel und mit derſelben verbundenen Nutznieſung. 226. Von der Mainzer Meſſe. 227 und 228. betrifft einige Fragen von Succeßion in Fideicommisse.

Caſſel.

Georg Wilhelm Steins kurze Beſchreibung eines neuen Geburtsſtuhles und Bettes, ſammt der Anweiſung zum vortheilhaften Gebrauch deſſelben, mit Kupfern. Gedruckt bey Schmidt 1772. 4. 21 S.

Herrn Steins theoretiſche und praktiſche Anleitung zur Geburtshülfe, welche ſchon in den Händen aller Kenner iſt, hat bewieſen, daß Deutſchland auch Originalſchriftſteller in dieſem Fache hat, die ſelbſt einem Levret nicht nachgeſetzt werden können. Und was kann man auch von einem ſo ausnehmenden Beobachtungsgeiſt, als Herr Stein hat, verbunden [814] mit einer ſo glücklichen Gelegenheit zu Obſervationen, anders als vortrefliches erwarten. Von der Beſchreibung des Geburtsſtuhles läßt ſich nicht wohl ein Auszug geben. Wir bemerken daher nur, daß die Vortheile dieſes Stuhles darinn beſtehen: der Körper iſt darinn ſo befeſtiget, daß man mit geringen Kräften die Wehen wirkſam machen kann; die Fußgeſtelle ſtehen feſt, können nach Gefallen verlängert und verkürzt werden, und ſind keine horizontale, ſondern eine inclinirte Fläche; die Handgriffe ſind ſo gemacht, daß ſie die Gebährende nicht von ſich abdrückt ſondern anzieht; die Sitzbreter ſind weit bequemer und beſſer als an den gewöhnlichen Geburtsſtühlen ausgeſchnitten; und endlich iſt die Rücklehne beweglich, ſo daß das Geburtslager nach und nach unter dem Rücken erniedriget werden, und der Gebährenden in der letzten Geburtszeit beynahe eine

horizontale Lage gegeben werden kann. Ein Hauptvortheil dieſes Stuhles aber iſt auch der, daß man ihn zu einem Geburtsbette machen kann, und zwar zu einem ſolchen, das ungleich beſſer iſt, als die gemeinen Betten dieſer Art. Die Theile der Mutter leiden auf ſelbigem keinen äuſſeren Druck, die Unreinigkeiten fließen ungehindert ab, der Geburtshelfer hat einen bequemen Platz zu ſeinen Verrichtungen, und kann es in den widernatürlichſten Geburten gebrauchen. Wir bitten und ermahnen einen jeden, der einiges Gefühl für den Werth der Menſchheit hat, das Seinige zur Ausbreitung dieſer ſehr nützlichen Erfindung beyzutragen; ſo wie wir wünſchten, daß die rühmlichen Accouchiranſtalten in dem Caſſeliſchen, auch anderwärts, nachgeahmt werden möchten; damit das Leben ſo vieler Menſchen nicht länger den Händen elender, mit Unwiſſenheit und Vorurtheilen gleich ſtark behafteter Hebammen anvertrauet bleibe.

[815] Zürch.

Elementa Gramaticae Latinae, Exemplis et Praeceptis tradenda Tironibus. 1772. 8vo. 245 S.

Das loben wir an dieſer Gramatik, daß ſie die Philoſophie der Sprachkunſt wegläßt, und mehr praktiſch als theoretiſch zu Werke geht. Gedult iſt die Haupttugend des Sprachlehrers. Die allgemeinen Sprach-Reglen hat man eingeführt, um den Schulmeiſtern dieſe Tugend zu erleichtern; allein umſonſt! Die Sprachen ſind bis auf einen gewiſſen Punkt mechaniſch, wie die Handwerke. Üben und immer üben lehrt den Tiſcher die Hobel führen, und den Schüler, fremde Sprachen verſtehn und reden. Mit der Zeit lernt der Tiſcher, wenn er Genie hat, ſeine Formen calculiren, und der Gelehrte nach Reglen ſprechen und ſchreiben.

Hamburg.

Johann Witte zuverläßige Nachrichten von den Evangeliſch-Lutheriſchen Predigern und Kirchſpielen der Stadt Hamburg und in dem Gebiete, vom Anfang der Religionsverbeſſerung bis auf dieſe Zeiten. 1772. 8. 15 Bog.

Denen, welche dieſes Werkchen noch nicht aus der erſten Auflage kennen, müſſen wir ſagen, daß ſie darinn nichts als eine kurze Geſchichte der Hamburgiſchen Kirchen und Kirchſpiele finden, und dann bey jeder eine Liſte von Predigern, die dabey geſtanden haben. Von dieſen werden die Namen, Geburts- Amts- und Todesjahre, und vorige Bedienungen angeführt. Einen Hamburger mag das [816] Buch intereßiren, in der gelehrten Geſchichte wird es aber nicht viel mehr nutzen, als die Schmetterlings-Sammlungen in der Geſchichte der Natur.

Frankfurt und Leipzig.

Gellert und Rabner, ein Todtengeſpräch. 1772.

Unter Gellerts und Rabners Namen beſeufzen zween Dorfſchulmeiſter, oder ſo etwas, mit wohlgemeinter Einfalt die Hungersnoth in Sachſen.

So zieht Buchhändler Witz ſein Stückchen Brod
Selbſt aus der Hungersnoth!

Leipzig.

Geſchenk des Sylphen Pläſir für junge Herrn, ſich in Geſellſchaften unentbehrlich zu machen. 1773.

Spiele, Kartenkünſte, Pfänderſpiele, und dergleichen Surrogate von Witz und Umgang werden hier gelehrt. Man ſieht dem Titel ſchon den Geiſt des Werks an.

Ohne Anzeige des Orts.

Graf Struenſee am Rande ſeiner Vernichtung; von J. C. v. G. 1772. 8. 16 S.

Wird man nie die Wunde eines unglücklichen Vaters ſich ſchließen, nie die Thränen einer leidenden Mutter verſiegen laſſen! Wir verzeihen dem Buchführer ſeine Gewinnſucht, den Dichtern ihre Incontinenz ſonſt gern, aber um einiger armſeliger Gulden und einiger elender Verſe willen, die Schmerzen der Betrübten immer und immer wieder erneuen, das iſt zu klein, zu unedel!

[817] Nro. CIII. Den 25. December. 1772.

Baireut und Leipzig.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach türkiſchen Geſetzen. Andere durchgehends verbeſſerte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigſten Zweifel enthält. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der erſten Ausgabe, daß dieſes Buch, die Lehre von der moraliſchen Freyheit, gerade zu widerlegt. — Es waren einmal einige Vögel in einer weitläuftigen Voliere. Ein Buchfink ſagte zu ſeinem Nachbar Zeiſig, der von einem Bäumchen zum andern munter herum flatterte: Weiſt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig ſtecken? — Was Käfig, ſagte der Zeiſig; ſiehe, wie wir herum fliegen? Dort iſt ein Käfig, wo der Kanarienvogel ſitzt. — Aber ich ſage dir, wir ſind auch im Käfig. Siehſt du dort nicht das Gegitter von Drat? — Das iſt dort, aber ſiehe, ſo weit ich auf allen Seiten ſehen kann, ſteht keins! — Du kannſt die Seiten nicht alle überſehen; — das kannſt du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unſer Herr alle Morgen, dort in den Trog Waſſer, ſtreut er uns nicht hier auf die Ecke, Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüſte, daß wir [818] eingeſchloſſen ſind, und nicht davon fliegen können? — Aber, ſagte immer der Zeiſig, ich kann ja freylich davon fliegen. So ſtritten ſie noch lang; bis endlich der Kanarienvogel aus ſeiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr ſtreiten müßt, ob ihr im Käfig ſeyd oder nicht? ſo iſts ſo gut, als wäret ihr nicht darinnen! —

Seit dem uns ein alter Philoſoph dieſe Fabel gelehrt hat, ſeit dem haben wir allen Streit über Freyheit aufgegeben. Es iſt vielleicht auch keine gelehrte Zänkerey weniger gründlich behandelt worden, als dieſe. Meiſt hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkühr geſchaffen; und meiſt auf der andern Einwürfe aus ſchiefen Induktionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beſchluß des ſehr entbehrlichen Dramas.

Herr Alexander von Joch iſt nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er ſetzt aus, von dem allgemeinen Schickſal, geht alsdann auf den Menſchen und ſeinen Willen über, zeigt, daß ſein Verſtand nicht frey ſey, weil er von den Gegenſtänden und ſeinem phyſiſchen Geſetze abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden; theils durch den ebenfalls knechtiſchen Verſtand regiert würde.

Umſonſt widerſtrebt das Gefühl. Wir werden erſtaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblings-Idee, einer Idea fixa!

Warum aber dieſe Idee? Gewiß nicht um der Moral, und um der Lehre von Verdienſt und Strafe willen. Die Schönheit iſt gefällig, ob ſie gleich ein Geſchenk des Himmels, und kein ſelbſt erworbener Werth iſt. So auch moraliſcher Werth. Belohnungen und Strafe aber ſind immer unentbehrlich, weil ſie eben die Mittel ſind, wodurch der Wille gezwun-[819]gen wird. — Das iſt ohngefähr ſo der Hauptinhalt von dem Syſtem des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das originelle und offenherzige ſehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünſchten, daß er ſeiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freyheit von ſehr vielen Gelehrten, wenigſtens Schriftſtellern, für weit leichter gehalten wird, als ſie iſt. Man ſtellt ſich meiſtens vor, daß ein flüchtiges Raiſonnement die Sache ausmachte; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müſte ganz das innere Weſen, und die erſte Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt ſich in dieſe Tiefe, wenn er ſie kennt?

Insbeſondere aber dünkt uns, hat man den wahren Punkt des Streits faſt immer verfehlt. Es iſt gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Weſen ſeinem Weſen gemäß handlen müſſe? Wer ſollte das leugnen? Doch habens alle die, welche die Gleichgiltigkeit der Wahl vertheidigen wollen — Laſt

die sich drehn wie sie können! — Die eigentliche Frage sollte, dünket uns, so vorbereitet und festgesetzt werden:

Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frey noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinaus laufen; gezwungen aber ists, wann sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken. — Freyheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch seyn, denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang ist nichts möglich, nichts gedenkbar. Freyheit druckt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? Von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freyheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heist da [820] eben so viel, als seyn und nicht seyn. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist; ohne welches das Wesen existiren konnte. — Sieht man die Lehre von der Freyheit in diesem Lichte, so kann man wohl ehe etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Hr. v. Joch sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Aussicht breitet auch Licht über die daniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Joch, sich blos auf die tausend kleine Gelegenheitsursachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht statt finden; das weis ich, oder glaub ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Zirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frey sind, und den Menschen die Freyheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in so fern Herr seines Schicksals; wenigstens dient das Schicksal ihm. — Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unsrer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Digitized by Google

Zürch.

Kurze Anweiſung zur griechiſchen Sprache für Anfänger. 1772. 8. 156 S.

Die Vorrede zu dieſer Gramatik lies uns hoffen, daß wir bald mehrere Freunde der griechiſchen, und überhaupt der alten Sprachen ziehen würden, wenn man noch bey Erleichterung der Methode, und Verbannung des Pedantiſmus, auch fleißige [821] Lehrer genug gebildet hätte. Die Schläfrigkeit der Obern in dieſem Punkt iſt unverantwortlich. Man wendet unermüdeten Fleis und Sorgfalt auf pünktliche Beobachtung eines leeren Ceremoniels, und Behauptung eingebildeter Rechte, wenns hoch kommt, auf Manufakturen und Fabriquen; und in Schulſachen, movent quidem movent, sed nihil promovent. Ein jeder armſeliger Candidat wird mit dem Schulſtab inveſtirt, und wenn er einmal an ſeinem Poſten ſitzt, und Frau und Kinder hat, ſo mag er dann machen, was er will! Unzeitige Barmherzigkeit, oder was noch ſchändlicher iſt, übelverſtandene Sparſamkeit ſchützt ihn gegen alle Klagen der Väter, und alle Strafen, die derjenige, der die Hoffnung des Staats in ſeinen jungen Bürgern erſtickt, weit eher verdient, als wer den öffentlichen Schatz beſtielt oder ſonſt raubt, hurt und mordet. Weib und Kinder! Laßt lieber ſie bettlen, als ihr euren Staat in die Gefahr ſetzt auf Jahrhunderte hinaus in Dummheit und Barbarey zu verwildern. Man verzeih uns dieſe Digreßion — Nicht mit pedantiſchen Reglen, ſagt der Verfaſſer, ſondern mit fleißiger Übung des mechaniſchen Theils der Sprache muß der Anfang vom Lernen gemacht werden. Nach dieſer allgemeinen Beobachtung geht er auf die griechiſche Sprache über, und zeigt, wie die, dieſer Sprache eigenthümliche Mechanik zu betrachten ſey. Er erklärt kurz und bindig, was der Dualis, das Medium, der Aoriſtus ſey; und eyfert ſonderlich gegen die Accente, die man am beſten ganz verbannte, da ſie doch, nach der Beobachtung der beſten Kritiker nichts ſind, als Zeichen, wie die gemeinen Griechen ſpäterer Zeiten geſprochen haben. Über die Tempora und ihren

Unterſchied ließ ſich noch mehr ſagen, wenn man mit philoſophiſcher Laune, die Mitwirkung der Einbildungskraft bey dem Vergangenen und Künftigen, das durch ſie oft als gewiſſermaſſen gegenwärtig vor=[822] geſtellt wird, beobachten wollte; aber gut iſt die Bemerkung, daß der Aoriſtus, nicht blos die vergangene Zeit, ſondern jede unbeſtimmte Zeit bezeichne; denn die meiſten Lehrer überſehen das. Die Grammatik ſelbſt iſt für Anfänger ſehr brauchbar, aber — wir ſchließen, wie wir anfiengen, nur dann erſt, wann vorher die Lehrer etwas taugen. — Eins haben wir vergeſſen. Die Dialekten=Lehre, die, wie der Verf. ſagt, fuga vacui angehängt worden, hätten wir gern entbehrt. Die Übung lehrt ſie leicht, und für Anfänger iſt das gar nichts. Wer weiß, wie mancher unkluger Lehrer dieſen Anhang mißbrauchen wird, um mit ſeiner unnützen Schulweisheit zu prahlen.

Berlin.

Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen, 1 und 2ter Th. 1772. 8. 320 S.

Nachdem wir, in der Philoſophie über den Menſchen, mit allem Syſtematiſiren auf ewig gebrochen haben; ſo wars uns ſehr angenehm einmal wieder auf einen Schriftſteller zu ſtoßen, mit welchem wir ſympathiſiren, wenigſtens uns recht brüderlich vertragen können. Wir wollen einen Auszug aus dem Buch vorlegen, und dann dem Verf. ſagen, was wir noch vorzüglich von ihm erwarten.

Der erſte Theil beſchäftigt ſich blos mit einer phyſiologiſchen Beſchreibung des Nervenſyſtems, welche der Verf. gröſtentheils dem Hrn. v. Haller abgelehnt hat. Wir werden hier nur das berühren, was zum Verſtande des 2ten Theils am nöthigſten ſcheint.

Nichts kann Empfindung an dem Menſchen verurſachen, als die Nerven. Sie entſpringen aus dem Gehirn und dem Rückenmark, vertheilen ſich durch den ganzen Körper, und verlieren ſich endlich in einem Brey, der dem Gehirn ähnlich iſt. Ihr Anfang und Ende iſt aber nicht zu erforſchen. Jeder [823] Nerv beſteht aus kleineren Fäden, die aber nicht

ganz rund, ſondern ein wenig platt ſind. Die Nerven ſind unter ſich verſchiedentlich verbunden, und hangen an ſehr vielen Orten mit unzählbaren Faden an dem Körper feſt. Den Sinnorganen ſind ihre eigene Nerven zugetheilt, die ſich im Organ in einem weichen Brey verlieren, und daher ſcheint es den meiſten am wahrſcheinlichſten, daß die Empfindung nicht durch die Nervenhaut, ſondern durch das Nervenmark hervorgebracht wird. Der Sitz der Empfindung liegt in keinem Punkt der Nerve, ſondern im Gehirn; nicht, daß alles ſich im Kopf fühlen lieſe, ſondern, daß nichts ſich fühlen läßt, bis der Eindruck der Nerven in das Gehirn fortgepflanzt worden iſt. So entſpringt auch jede willkührliche Bewegung aus dem Gehirn. Nicht jeder Ort des Gehirns enthält aber den Urſprung der Bewegung und Empfindung; welcher aber? iſt unausgemacht.

Die Fortpflanzung der Empfindung ſcheint dem Verf. am wahrſcheinlichſten in dem Nervenſaft, aber nicht allein, ſondern auch zugleich mit in den Beſtandtheilen, oder Grundſtoff der Nerven ſelbſt zu liegen; wir wünſchten, daß Herr von Haller und andere geſchickte Naturforſcher dieſe Gedanken des Verf. die uns ſehr einleuchtend ſcheinen, prüfen möchten, wenigſtens ſcheint es uns mit ihm ein übereilter Schluß zu ſeyn, wenn man dem Gehirnbrey deßwegen die Elaſticität abſprechen will, weil unſre gröbere Sinne ihn nicht ſo finden.

Aus der Verbindung der unzähligen Nerven und Nervenfaſern iſt es begreiflich, daß jeder einzle Eindruck auf eine Nerve, die Empfindung durch unzählige Wege zum Gehirn bringe, wo alle Eindrücke in Einen zuſammen ſchmelzen; bey jeder Änderung des Eindrucks auf eine nehmliche Nerve, werden doch die unzähligen verbundenen Nerven anders afficirt, und daher entſteht die oft ſo große Verſchie- [824] denheit der Empfindungen bey der geringſten Veränderung des Eindrucks in eben die Nerve. Z. B. beym Geruch und Geſchmack. Im Gegentheil muß ähnlicher Eindruck auch ähnliche Empfindungen erregen; ja, oft kann ein vorher mit berührter Nerve, nun Empfindung erregen, obſchon er nicht,

ſondern nur der mit ihm verbundene Nerve wieder eben ſo wie vorhin berührt wird. Daher iſt die Möglichkeit des ſo unbegränzten Zuſammenhangs der Empfindungen begreiflich, und am Ende, wo die Nerven noch näher beyſammen liegen, muß der Zuſammenhang noch merklicher ſeyn.

Aus dieſem Spiel der Nerven entſtehen nun wahrſcheinlich alle auch unſere abſtracteſte Ideen, die die Seele ſelbſt, nur wahrnimmt. (Dieſes gilt auch gewiſſermaſſen von den negativen Ideen, die wir oft zu haben glauben, und, dergleichen mancher abſtrakter Begriff iſt, dem mans nicht anſieht.) Wo die Seele ſich aufhalte, iſt nicht zu beſtimmen, und man kann auch zufrieden ſeyn, wenn man ſich die Seele nur da gedenkt, wo die Eindrücke hinfließen und Wirkungen anfangen. Dieſes iſt nun da, wo die Nerven ihren Anfang nehmen; und da iſt der Stoff der Nerven am ſubtilſten und reinſten. Hierauf gründet ſich der Unterſchied von der gröbern und feinern Organiſation. Dieſe beſteht nur in dem reinen anfänglichen Grundſtoff der Nerve. Zwiſchen beyden Organiſationen iſt aber eine Scheidewand, dergeſtalt, daß von der groben auf die feine, aber nicht von dieſer auf jene gewirkt werden kann. Denn von Eindrücken der Seele auf die feine Organiſation, kann bey dem ordentlichen Gang der Natur keine wirkliche äußere Empfindung oder Rührung der gröbern Organe entſtehn; wir hören nicht, wenn wir uns einen Schall vorſtellen u. d. gl.

So wie die feinere Organiſation allein mit der Seele in Communication ſteht und ihre Vorſtellungen oder materielle Ideen zur Wahrnehmung darbietet, ſo kann auch von der Seele keine Wirkung, als durch die feine Organiſation verlangt werden, welche ſodann weiter auf die Muſkelfaſern wirkt. Doch muß man die feine Organiſation nicht mit der Seele vermiſchen, ſie ſind wahrſcheinlich merklich verſchieden. Da es nun bey der Thätigkeit und wahrnehmenden Kraft der Seele ſo viel auf die feine Organiſation ankommt, ſo iſt wahrſcheinlich in ihr vornehmlich der Unterſchied der Fähigkeiten unter den Menſchen zu ſuchen, welche zugleich von vielen phyſiſchen Urſachen bald verbeſſert und bald

verſchlimmert werden können. — So weit geht der erſte Theil.

(Die Fortſetzung folgt.)

[825] Nro. CIV. Den 29. December 1772.

Fortſetzung des abgebrochenen Stücks von Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen.

Der 2te Theil wendet die allgemeinen Bemerkungen von den Empfindungen in Rückſicht auf ihre Wirkung gegen die Seele, an. Äußere Empfindungen ſind die, welche durch die gröbere Organiſation, unmittelbar in der Seele erregt werden; das geſchieht noch immer, ob auch gleich bey jeden die feine Organiſation ins Mittel tritt, wenn nur dieſe nicht mehr enthält, als jene. Dieſe Empfindungen können entweder von der feinen Organiſation und der Seele; oder von den übrigen Theilen des Körpers und äuſſern Dingen, entſtehen. In jenem Fall iſt es äußre Empfindung von innen, in dieſem von auſſen, dieſe haben innre und äußre Gegenſtände, die wir aber nicht immer genau unterſcheiden können. Unſre äußre Empfindungen ſind nicht von einerley Art. Diejenige Art, die durch ein beſonders Werkzeug in die Seele kommt, heiſet äußrer Sinn; deren wir nicht mehr als 5 haben, die unſre Seele faſt nie verwechſelt.

Die äuſre Empfindungen ſind rein, wenn ſie mehr nicht enthalten, als die Wirkung des groben Organs. Dieſe Beobachtung iſt zwar nicht neu, aber [826] höchſtmerkwürdig zur Erklärung von tauſend Dingen, wenigſtens zur Vermeidung der Verwirrung in den Erklärungen.

Wir verlieren die Reinheit der Empfindung bald mit der Kindheit; ihre Wirkung auf die Seele kann auch nichts ſeyn, als Wahrnehmung, ohne Vergleichung, Schätzung o. d. gl. — Nun geht der Verf. die fünf Sinne durch, zeigt, wie jeder von dem andern verſchieden ſey, und worinn die Reinheit der durch einen jeden verurſachten Empfindung beſteht. Wir können ihm da nicht folgen, und bemerken alſo nur, daß er das Fühlen ſonderlich dadurch von den übrigen Sinnen unterſcheidet, daß mit demſelben auch in ſeiner ganzen

Reinheit, dennoch die Wahrnehmung der Exiſtenz eines äußern Gegenſtandes verknüpft ſey. Dieſes iſt der Grund aller unſrer Erkenntniß von Wirklichkeit.

Außer den Empfindungen, die an gewiſſe Werkzeuge gebunden ſind, giebt es noch andere, die dieſes nicht ſind. Dieſe nennt der Verf. äußre Gefühle; dahin rechnet er das Gefühl des Wohlſeyns und nicht Wohlſeyns; des Wehs und des Kützels, der Wärme und Kälte, Gewohnheit und Ungewohnheit, Wohlgeſchmack und Übelgeſchmack, Wohlgeruch und Übelgeruch; Ekel, Ermüdung und Erholung; Hunger und Durſt; Wolluſt, Schrecken; ſinnliche Triebe, die insbeſondere zu Erhaltung des Entzwecks des Ganzen eingepflanzt worden ſind; u. d. gl. Auch dieſe können in reine und vermiſchte eingetheilt werden.

In ſo fern wir nur reine äußre Empfindungen haben, in ſo fern machen alle auf einmal auf unſre Seele zufließende Empfindungen und Gefühle, ſo verſchieden ihre Wege ſind, nur eine Empfindung aus; die aber ſo modificirt wird, daß ſie keiner der einzlen Empfindungen ähnlich iſt. Z. B. die Empfindung des Geſichts, kann blos Bild darſtellen, ohne Abſtand; verbindet ihr damit die Empfindung des [827] Fühlens, ſo entſteht gleich eine ganz andere Empfindung, als das Geſchöpf haben würde, das nur ſehen könnte. Nicht allein gleichzeitige Empfindungen und Gefühle haben dieſe Wirkung; ſondern auch, wegen der innigſten Verbindung der feinen Organiſation, auf einander folgende. Doch iſts in dieſem Fall nicht ſowohl Empfindung, als Empfindungs-Idee; und hieraus entſtehen wieder zwey Arten von Empfindungen: zuſammengeſetzte, bey gleichzeitigen, abgeleitete bey auf einander folgenden. Dieſe Beobachtung iſt reichhaltig, nicht allein in der Erziehung, wie der Verf. bemerkt, ſondern in der ganzen Geſchichte menſchlicher Handlungen, Vorurtheile und Meinungen; ſie iſt der Schlüſſel zu unzähligen Geheimniſſen!

In Anſehung der äußern Empfindungen, iſt die Seele blos Beobachterinn; hätte ſie nur ſie, ſo würden alle Menſchen ſeyn, — was ſo viele Pedanten, ſo viel an ihnen iſt,

seyn wollen, unthätige langweilige Speculirer, Puppen. Die äußere Gefühle machen, daß die Seele Theil nimmt. Diese werden von der Seele nicht blos wahrgenommen, sondern sie wird durch sie gerührt; und diese Rührungen sind es, welche die Thätigkeit der Seele erwecken, und entweder auch zugleich auf gewisse bestimmte Handlungen richten, oder blos aufmerksam machen.

Wenn man auf den Gang dieses Philosophen aufmerksam gewesen ist, so wird man auch noch das bald einsehen, was er von der Erkänntniß eines Geschöpfs, das blos äußre Empfindung hätte, im letzten Abschnitte anführt, nemlich, daß diese Erkänntniß, nie ohne vorhergegangene Empfindung da sey, und nur daure, so lang die Empfindung dauret. Es ist da kein Gedanken von Vergleichung, von abstrakten Zeichen u. d. gl. sondern Erkenntniß und Empfindung gehn immer zusammen.

Wir wissen nicht, ob der Verf. seine Untersuchun- [828] gen auf den ganzen Menschen ausdehnen will, und wollen also bescheiden in unsern Foderungen seyn; aber zwey Dinge wünschten wir vorzüglich, die uns auch dann nöthig scheinen, wenn man den Menschen blos als äußrer Empfindungen fähig betrachtet. Einmal, daß die Hindernisse oder Beförderungen, welche dem Spiel der Nerven im Wege stehen, ein wenig mehr entwickelt, und auch gezeigt würde, wie durch sie, äussere Empfindungen bald so, bald anders der Seele vorkommen können; und dann vornemlich, daß die Lehre von den Gefühlen und Rührungen, überhaupt von der Thätigkeit besser bearbeitet werde.

Uns dünkt immer, der Unterschied, den der Verf. zwischen Gefühl und äußrer Empfindung macht, liegt mehr in einer Modification des Dings das fühlt, als in der Verschiedenheit der Werkzeuge. Seine Lehre hebt seinen Einwurf von Ähnlichkeit dieser Gefühle, und des Fühlens auch nicht auf; und wenn man ein wenig nachdenkt, so wird man finden, daß die meisten Gefühle, die der Verf. auch anführt, blos Zusätze von Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zu andern Empfindungen zu seyn scheinen; die Fortsetzung dieser macht

Genuß und Leiden, und in dieſem beruht der Mittelpunkt des Lebens.

Der Verf. befürchtet üble Folgen für ſein Buch, aus dem Verfolgungsgeiſt dieſer Zeiten. Wir können ihm dafür nicht bürgen, ob es gleich ſehr unrecht wäre, eine Unterſuchung, die den Menſchen nur auf einer Seite betrachtet, zu verdammen, die Betrachtung der andern Seite kann alles wieder gut machen. Doch wenn man verdammen will; wer denkt daran! Wir für unſre Perſon empfehlen dieſes Buch unſern Leſern ſehr: Befürchten ſie Gefahr, ſo müſſen ſie denken, daß der Weg des Denkers immer ſchlüpfrig, der Weg des Nachbeters aber, der in ſeinem Cabinet ſo ruhig wandelt, noch weit ſchlüpfriger iſt, ſo bald er hinaus geht in eine Welt, [829] die nach einem andern Syſtem, als dem Syſtem ſeines Lehrers herum gedreht wird.

Leipzig.

Kritiſche Abhandlung über die Fehler der Mahler wider die geiſtliche Geſchichte und das Koſtum. Aus dem Franzöſiſchen, 1772. 8. 440 S.

Zum wahren Nutzen des Künſtlers wird dieſes Buch wenig beytragen. Was brauchbar drinne iſt, lieſſe ſich auf ein paar Bogen reduciren, und auch das brauchte nicht erſt aus dem Franzöſiſchen überſetzt zu werden. Der ungenannte Verfaſſer iſt ein ganz trockner Menſch, der am Kleidchen der Kunſt Genüge hat, und mit einer wunderlichen Kritik den Mahler ſchikanirt; ſo handelt er die Gemählde ab, zu denen die zwölf erſten Lebensjahre Jeſu Gelegenheit gegeben. Er betrachtet den Mahler als Diener der Religion, und daher iſt ſein Hauptgrundſatz, von dem das andre alles ausgeht; er ſolle nichts vorſtellen, was ihrer hiſtoriſchen und dogmatiſchen Wahrheit zuwider ſeyn könnte. Er nennt als Katolik, Religion mit Recht, was aus der Schrift bewieſen werden kann ſo wohl, als den Theil der Tradition und Lehrſtreitigkeiten, die durch das Anſehn der Kirche als wahr beſtimmt worden, und das Koſtum ſucht er mit vielem Fleiße zuſammen. Was Dichtkunſt und Mahlerey der Religion ſchaden

und nutzen können, mögen wir nicht untersuchen, auch hier nicht wiederhohlen, was wir am anderen Ort vom Kostume gesagt haben. Leute, die den Künstler als Bildgensverfertiger zur Chronik ansehen, werden immer eine große Menge seyn; denn es ist immer das leichteste zu sagen: hier ist gegen die Historie verstoßen, eben so, als weislich zu bemerken, dieser Arm ist zu lang, dieser Fus zu kurz. Wir empfeh- [830] len allen diesen Liebhabern des Wahrhaftigen, dieses Buch, sie werden ihre Kennerschaft unglaublich erweitern.

Nachrede

statt der versprochenen Vorrede.

Die besondre Aufmerksamkeit, mit der ein geehrtes Publicum bisher diese Blätter begünstigt, läßt uns für die Zukunft eine schmeichelhafte Hoffnung fassen; besonders, da wir uns mit allen Kräften bemühen werden, sie seiner Gewogenheit immer würdiger zu machen.

Man hat bisher verschiedentlich Unzufriedenheit mit unsern Blättern bezeugt; Autoren sowohl als Kritiker, ja sogar das Publikum selbst, haben gewünscht, daß manches anders seyn möchte und könnte, dessen wir uns freylich gerne schuldig geben wollen, wenn uns nicht Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge genugsam entschuldigt.

Es ist wahr, es konnten einige Autoren sich über uns beklagen. Die billigste Kritik ist schon Ungerechtigkeit; jeder machts nach Vermögen und Kräften, und findet sein Publikum, wie er einen Buchhändler gefunden hat. Wir hoffen, diese Herren werden damit sich trösten, und die Unbilligkeit verschmerzen, über die sie sich beschweren. Unsre Mitbrüder an der kritischen Innung, hatten ausser dem Handwerksneid, noch einige andere Ursachen, uns öffentlich anzuschreyen und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein Bißchen freyer als sie, und mit mehr Eifer. Die Gleichheit ist in allen Ständen der Grund der Ordnung und des Guten, und der Becker verdient Strafe, der Brezeln backt, wenn er

nur Brodt aufſtellen ſollte, ſie mögen übrigens wohl ſchmecken wem ſie wollen.

[831] Könnten wir nur auch dieſen Troſt ganz mit in das neue Jahr nehmen, daß wir dem Publiko einigen Dienſt erzeigt, wie es unſer Wunſch geweſen, wir würden uns wegen des Übrigen eher zufrieden geben. Allein auch von dieſem iſt uns mannigfaltiger Tadel und Klage zu Ohren gekommen, am meiſten über den Mangel ſo nothwendiger Deutlichkeit. Unſre Sprache, wir geſtehens gerne, iſt nicht die ausgebildetſte, wir haben uns über den Unfleiß, unſre Empfindungen und Gedanken auseinander zu wickeln, uns noch mancher Nachläßigkeit im Styl ſchuldig gemacht, und das giebt manchen Recenſionen ein ſo welſches Anſehn, daß es uns von Herzen leid iſt, vielen Perſonen Gelegenheit zum Unmuth gegeben zu haben, die bey dreymaliger Durchleſung dennoch nicht klug daraus werden können.

Das gröſte Übel aber, das daher entſprungen, ſind die Mißverſtändniſſe, denen unſre Gedanken dadurch unterworfen worden. Wir wiſſen uns rein von allen böſen Abſichten. Doch hätten wir bedacht, daß über dunkle Stellen einer Schrift tauſende nicht denken mögen noch können, für die alſo derjenige Lehrer und Führer iſt, der Witz genug hat, dergleichen zu thun, als habe er ſie verſtanden; wir würden uns, ſo viel möglich, einer andern Schreibart befleißigt haben. Doch was lernt man in der Welt anders als durch Erfahrung.

Eben ſo aufmerkſam waren wir auf den Vorwurf, der uns wegen Mangel wahrer Gelehrſamkeit gemacht worden. Was wir wahre Gelehrſamkeit nennen, bildeten wir uns niemals ein, zu beſitzen, aber da ein geehrtes Publikum hierinne ſonſt ſehr genügſam iſt, merken wir nun wohl, daß es uns entweder an Geſchicke mangelt, mit wenigem uns das gehörige Anſehn zu geben, oder daß wir von dem, was ſie [832] gründlich nennen, einen nur unvollkommnen Begriff haben.

Allen dieſen Beſchwerden, ſo viel möglich, abzuhelfen, wird unſer eifrigſtes Beſtreben ſeyn, welches um ſo vielmehr

erleichtert wird, da mit Ende dieſes Jahrs diejenigen Recenſenten, über deren Arbeit die meiſte Klage geweſen, ein Ende ihres kritiſchen Lebens machen wollen. Sie ſagen, ſie ſeyen vollkommen befriedigt, haben dieſes Jahr mancherley gelernt, und wünſchen, daß ihre Bemühungen auch ihren Leſern nicht ganz ohne Nutzen ſeyn mögen. Sie haben dabey erfahren, was das ſey, ſich dem Publiko kommuniciren wollen, mißverſtanden werden, und was dergleichen mehr iſt; indeſſen hoffen ſie doch, manchen ſympathiſirenden Leſer gefunden zu haben, deſſen gutem Andenken ſie ſich hiermit empfehlen.

So leid uns nun auch dieſer ihr Abſchied thut, ſo können wir doch dem Publiko verſicheren, daß es uns weder an guter Intention, noch an Mitarbeitern fehlt, ihm unſre Blätter inskünftige immer brauchbarer zu machen.

Denen zu gefallen, die gern gleich wiſſen wollen, was an den höchſten Reichsgerichten anhängig gemacht worden, wird man auf jedem Blatte auf der letzten Seite das Eingegangene ohnverweilt mittheilen. Der Titel und Regiſter der in dieſem Bande angezeigten Schriften wird auch mit nächſtem folgen.

Die Herausgeber.

Verzeichniß.

Abhandlung (kritiſche) über die Fehler der Mahler. S. 829.
Achenwall ſtirbt. 344.
Akademie (Mannheim.) Preisfragen. 711.
Alberti (J. G.) Anleitung zum Geſpräch über die Religion. 177.
Almanach (Leipziger) der deutſchen Muſen 1772. 41.
Almida a Tragedy. 112.
Amann (G. A. v.) Vorſehung. 175.
An 2440. Reve s'il en fut jamais. 17.
Anekdote (gelehrte). 400.
Angelegenheit (die wichtigſte) für das ganze Publikum. 321.
An meine Landsleute. 717.
An meine Minne. 671.
Annales belgiques. 248.
Anweiſung (kurze) zur griechiſchen Sprache. 820.
Apotheke (die) eine Oper. 223.
A short grammar and vocabulary of the Moors Language. 48.

Bachholm (C.) Lobrede auf den Meßias. 607.
Bachiene (W. A.) Beſchreibung von Paläſtina. 185.
Bahrdt (D. J. F.) Lebensgeſchichte unſers Herrn Jeſu Chriſti. 165.
Baldinger (E. G.) Biographien jetzt lebender Ärzte. 420.
Baldinger (E. G.) Auszüge. 695.
— geht nach Göttingen. 736.
Baronii (C.) Epistolae. 363.
Baſedows Agathokrator. 73.
— politiſche und moraliſche Reden. S. 191.
— Armenanſtalten. 399.
— liber Elementaris. 549.
Bauer (J. J.) Bibliotheca librorum rariorum universalis. 157.
Baukunſt (von deutſcher). 774.
Beattie (J.) Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit. 665. 673.
Becker (Th. C.) Rechtsfälle. 596.
Bedenken, wie ferne ein Nachfolger ſeines Vorweſers Schulden bezahlen müſſe. 688.
Begebenheiten des Pyrrhus. 421.
Beliſar, ein Schauſpiel. 184.
Belle grove. 40.
Bemühungen (geſellſchaftl.) der Welt die chriſtl. Religion anzupreiſen. 401.
Berger (J. H. de) Oeconomia juris. 230.
Bergſträßer (J. A. B.) Realwörterbuch. 701.
Beſchäfftigungen (kleine) für Kinder. 422.
Betrachtungen über den Orient. 545.
— über die Werke Gottes. 221.
Beuſt (J. W. v.) Gedichte. 535.

Beweiß (moralischer) der Gewißheit eines zukünftigen Lebens. 88.
Bibliothek (allgemeine deutsche). 513.
— (allgemein. deutsche). 16. Bandes 2tes Stück. 633.
[4] — (allgem. deutsche) 17. Band. 1stes Stück. S. 740.
— (allgem. deutsche). 809.
— (auserlesene) der neuesten deutschen Literatur. 430.
— (Rußische). 503.
Bildung vornehmer Personen. 526.
Blum lyrische Gedichte. 367.
Boileau à Voltaire. 582.
Borelli wird Mitglied der Königl. Akad. zu Berlin. 720.
Boufflers (Chevalier de) Lettres. 108.
Bougainville (de) voyage autour du monde. 238.
Boulet (Jaques) Remarques sur les germanismes. 782.
Boysens Briefe an Hrn. Gleim. 229.
Braun (H.) Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen. 277.
Brechter (J. J.) Anmerkungen über das Basedowsche Elementarwerk. 438. 441.
Briefe eines Deutschen über öffentliche Gegenstände des Vaterlandes. 785.
— eines Prinzen Hofmeisters. 203.
— über die Lektüre. 111.
Briefwechsel. 509.
— (aufgefangner literarischer). 751.
— über den Werth einiger deutscher Dichter. 117.
Brother. 40.
— (the younger) a Tale. 536.
Bülow (a) de Victoris jure circa sacra. 478.
Büschings (D. A. F.) chronologischer Grundriß der allgemeinen Weltgeschichte. 160.
Büschings (D. A. F.) Geschichte der Philosophie. 572.
Büsching Recueil des passages. S. 599.

Canut der große. 343.
Caprices de l'amour. 397.
Catalogue des Estampes etc. 32.
Chalotais (C. R. de C. de la) Versuch über den Kinderunterricht. 225.
Chambers (W.) Dissertation on oriental Gardening. 761.
Chandler (R.) Jonian antiquities. 81.
Charakteristick der europäisch. Nation. 686.
Chöre aus den gr. Trauerspieldichtern. 766.
Chrestomathie (deutsche und latein.). 614.
Commentarii (novi) Societatis regiae Goetting. 444.
Confidence philosophique. 436.
Contrast or History of Miss Weldon and Miss Mosely. 48.
Cook (John) Voyages and Travels through the Russian Empire etc. 31.
Cope (H.) Prognostica Hippocratt. 658.
Correspondence entre le Prince Gustave de Suede avec le Senateur Schaeffer. 277.
Costenbaders Tod. 392.
Cramer (J. A. v.) Wetzlarische Nebenstunden. 599.
— (J. A. de) Observ. jur. univ. 627.
Cymbelline, ein Trauerspiel. 591.

D'Alembert wird Sekretär der Akademie. 440.
Dalrymple (A.) historical Collection. 136.

Damm (C. J.) vom historischen Glauben. 529.
[5] D'Arnaud, Sargines. S. 662.
Denina (C.) Staatsveränderungen von Italien. 425.
Desgodetz (A.) ancient Buildings of Rome. 645.
Desmarais Jeremie; poëme. 262.
Detheis tripot comique. 639.
Devisen auf deutsche Gelehrten. 388.
Deutsche (der). 241.
Diede (A.) Porcellan Glassurmühle. 743.
Dissertatio de methodis montium altitudines metiendi. 375.
Dodd (W.) Predigten für Jünglinge. 521.
Dorat, ma philosophie. 205.
Druck- und Schreibfehler. 1—832.
Duclos Tod. 440.
Dunst (blauer) in Gedichten. 470.

Ecole de la vertu. 638.
Eden. 385.
Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß, 1stes Stück. 302.
— 2tes Stück. 314.
— 3tes — 334.
Eisenhardt Erzählungen, 6ter Th. 713.
Elementa grammaticae latinae. 815.
Engelmann (C. F.) Versuch einer [illegible]eorie über die Erbauung. 289.
[illegible]che schwarze Kunst. 630. 646.
[illegible]ry (an) into the general [illegible]cts of heat etc. 161.
[illegible]fungen der Engländer in [illegible] Südsee. 393.
[illegible]l an Oeser. S. 351.
[illegible]rungen u. Untersuchungen [illegible]ber den Mensch. 822. 826.
[illegible]hlungen (Biblische) für die [illegible]ugend. A. T. 409.
Esprit des Journalistes de Trevoux. 103.
Essay (an historical) on the english constitution. 193.
Ewald (J.) Fall der ersten Menschen. 448.
— — Rolf Krage. 751.
— — Oden. 783.
Examen de l'essay sur les préjugés. 769.
Expedition of Humphrey Clincker. 136.

Fabeln und Erzählungen nach Burcard Waldis Manier. 5.
Faber geht nach Kiel. 344.
Fables ou allegories philosophiques. 630.
False Step. 48.
Farmer (H.) Dissertation on Miracles. 305. 313.
Ferguson (A.) Grundsätze der Moralphilosophie. 281.
Fischer Gedanken über die Getraidsperre. 416.
Forster (J. R.) Flora Americae septentrionalis. 296.
Fragen an Kinder. 486.
Fragmente der ältern Geschichte. 760.
Franken zur griechischen Literatur. 590.
Frau (die alte) 1stes Bändchen. 269.
Frauenzimmer, wie es sich würdig bilden soll. 255.
Fricke (J. H.) Grundsätze des Rechts der Handwerker. 419.
Fuchs (J.) alte Geschichte von Maynz. 458.
Füeßlin (J. C.) Verzeichniß der vornehmsten Kupferstech. 217.

[6] Gaubii (H. L.) Adversaria varii argumenti. 65.
Gautier Anatomie du corps humain en planches. 64.

Gedanken über die Verfassung eines allgemeinen Gesetzbuches. 303.
— von der bürgerlichen Freyheit. 257.
Gedichte im Geschmack des Grecourt. 320.
— von einem polnischen Juden. 555.
Gellert und Rabener, ein Todtengespräch. 816.
Geschenk des Sylphen Plaisir. 816.
Geschichte (Biblische) in Kupfer geäzt. 672.
— der Fräulein von Sternheim. 100.
— des Selbstgefühls. 620.
Geßners (S.) Nachricht von einer Ausgabe neuer Idyllen im Französischen. 352.
— neue Idyllen. 537.
Gleim, an die Musen. 327.
Göcking Sinngedichte. 544.
Göz (J. M.) Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden. 457.
Goldoni bourru bienfaisant. 567.
Goldsmith history of England. 488.
Guys literarische Reise nach Griechenland. 756.

Haas (C. F. L.) Anmerkungen. 350.
Hallers Briefe, über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbahrung. 209.
Hans der Schuflicker. 471.
Harlesius (T. C.) de Vitis philologorum. 689.
Harpe (de la) Eloge de Fr. de Salignac de la Motte de Fenelon. S. 14.
— — des Talents dans leurs rapports avec la Societé et le bonheur. 30.
Harrington (John) Nugae antiquae. 183.
Harwood (E.) Introduction to the Study and Knowledge of the New Testament. 287.
Haubold, stirbt. 672.
Hausen (C. R.) Leben und Charakter Klotzens. 342.
Heinsen(Wilhelm) Sinngedichte. 7.
Helvetius Tod. 40.
— eine Anekdote von ihm. 104.
Henkel (J. F.) chirurgische Operationen. 465.
Herder über den Ursprung der Sprache. 497.
Herwich (J. J.) übersetzte Wolken aus dem Aristophanes. 236.
— Ankündigung seiner Vorlesungen. 472.
Herwig (C. P.) Beschreibung zweyer Kinder. 717.
Heumann von Teutschenbrunn (Johann) rechtlicher Katechismus. 750.
Heyne (C. G.) Studium der Antike. 637.
Hill, vegetable System. 480.
Hippocratis Opera. 173.
Hirtenbrief Speyer. 518.
History of Mr. Cecil and Miss Grey. 40.
Homers Iliade. 410.
Hoppii (J.) Commentatio ad Institt. justinian. 353.
Horazens Episteln an die Pisonen ꝛc. 705.

Jablonowskische Aufgaben und Prämien. 799.
[7] Jacobi (J. G.) über die Wahrheit. S. 12.
— — Predigt, von der Liebe gegen Gott. 23.
— — Schmetterling nebst drey Liedern. 340.
— — Dichter eine Oper. 677

Jacobi (J. G.) über das hauſiſche Leben des Herrn Klotz. 808.
— (A. F. E.) Meßkunſt für Kinder. 744.
Jägerinn (die) ein Gedicht. 207.
Idyllen aus dem Griechiſchen des Theocritus, Koluthus Entführung der Helena, Cebes Gemählde. 61.
Jeruſalem von der Kirchenvereinigung. 361.
Ihrii (J.) Scripta, Nachricht davon. 582.
Joch (A. v.) über Belohnung und Strafe. 817.
Johnson (Joseph) Essays on songwriting. 745.
Journal für die Liebhaber der Literatur, 2tes Stück. 151.
Iſelin über die geſellige Ordnung. 558.
Julie, ein Schauſpiel. 198.

Kanngiesser (L. H. L. G. de) Collectio Decisionum. 585.
King (J. G.) Rites and Ceremonies of the greek Church in Russia. 659.
Kleemann (N. E.) Reiſen. 587.
Klopſtock (F. G.) kleine poetiſche und proſaiſche Werke. 55.
Klotz (geheime Rath) Tod. 32.
Kochii Programmata tria. 373.
Köcher (J. C.) ſtirbt. 736.
Köbele (J. B.) Verſuch über die Wunder. S. 249.
Kopps (C. P.) ausführliche Nachricht. 244.
Kramers (C.) Abhandlung über die Frage: Wie in Deutſchland über die ausbrechenden Religionsbeſchwerden zu verfahren ſey. 137.
Krettmayr Bayriſche Rechtsgelehrtheit. 383.
Kreyer Horazens Oden. 119.

Kunſt, ohne Mißwachs
Zeiten zu machen. 67
Kupferſtiche (deutſche). 30
680.
— (engliſche). 639. 656
— (franzöſiſche). 24. 64.
231. 232. 240. 248. 2
288. 311. 719. 735. 7

Lamberts (St.) Jahrszeit
Landbibliothek für Deutſ
Langhorne (John) Pl
lives. 95.
Lavater (J. C.) Lobrede
J. Breitinger. 358.
— — Phyſiognomik. 5
— — Ausſichten in die
697.
Lauhn (B. R.) curriculu
A. Luciae suae. 46
Launen an meinen Saty
Le Comedie di Teren
dotte in Versi. 153
Lelandi (Joh.) de reb
tannicis collectanea.
Leß (D. G.) Lehre der ch
Mäßigkeit. 273.
— — Lehre vom innern
dienſt. 553.
Lettre sur les desirs.
[8] Lettres de Mad.
padour. S. 798.
— sur l'homme et s
ports. 721.
Literatur (engliſche). 1
Lob (das) der Mode. 6
Lobrede auf von Kreutz.
Löwe (Secretär) Tod.
Loix et constitutions d
jesté le Roi de Sards
Lucile, ein Singſpiel.
Lyttleton (G.) über die
Pauli ꝛc. 260.

Mährlein (zwey ſchöne ne
Magazin der deutſchen Kr

Magazin (vermischtes). 214.
Marees (S. L. E. de) Untersuchung der Verbindlichkeit dem göttlichen Gesetze von der Todesstrafe ꝛc. 49.
Maude (Th.) Wensley Dale. 511.
Mauleon (l'oiseau de) Rechtshändel. 729.
Meckel (J. F.) nova experimenta et observationes de finibus venarum etc. 105.
— de morbo hernioso. 433.
Meiners wird Prof. zu Göttingen. 744.
Memoires pour servir à l'histoire du monde moral et politique. 315.
Michaelis (der Dichter) stirbt. 704.
— (J. D.) mosaisches Recht 1ster Th. 265.
— — über die 70 Wochen Daniels. 505.
Millar (J.) Bemerkungen über den Unterschied der Stände. 609.
Miscellany (an historical). 552.
Mode und deren Folgen. 630.
Möller (Abraham) stirbt. 664.
Monnier (le) Comedies de Terence. 285.
Moralische Schönheit u. Philosophie des Lebens. 777.
Moser (J. J.) Freyheit von Staatssachen zu schreiben. 564.
Moses Mendels-sohn Phedon. 440.
Müller (J. H. F.) Nachrichten von den Schaubühnen in Wien. 263.
Münter (B.) Bekehrungsgeschichte Struensees. 569.
Musenalmanach (Göttinger). 149. 726.
Museum (brittisches). 2.

Nachrede statt Vorrede. 830.
Narrative (an authentic) of the Russian Expedition. 414.
Natürliche Dialogen. 784.
Neubauer Descriptio nervorum cardiacorum. 731.
Nölting (J. H. B.) Predigt am Begräbnißtag des seel. Alberti. 309.
Nun. 40.

Oberhauser (B.) Systema historico-criticum et Apologia. 110.
Observations and inquiries medical. 543.
Oden (von Klopstock). 57.
Okel (E. F.) Sittlichkeit der Wollust. 625.
Olenschlager (J. D. v.) Nachricht ans Publikum. 384.
Orton (J.) Discourses to the aged. 552.
Otia in otio minime otiosi. 311.

[9] Parma, akademische Preise. S. 496.
Pfeufer (B.) mißlungne Hülfe. 392.
Philosophie der Religion. 772.
Pilgrimme von Mecca. 471.
Pittmann (Philipp) present State of the European Settlements on the Missisippi etc. 44.
Pittura Venetiana. 291.
Poësies de Mr. D. 181.
Poetical Essays chiefly of a moral nature. 40.
Pope (A.) Versuch am Menschen. 718.
Predigten nach dem Geschmack der drey ersten Jahrhundert. 600.
Preisfrage der Stände der Provinz Languedock. 424.
Prior, Heinrich und Emma. 735.
Pütter (J. S.) auserlesne Rechtsfälle. 812.
Purmann (J. G.) über die Bildung des Geschmacks. 617.

Questions sur l'encyclopedie. 657.

Raisonnement über die protestantischen Universitäten, 3ter Th. 788.
Raisonneur (sympathisirender) mit kleinen Akademien. 9.
Ramler (K. W.) Lyrische Gedichte. 692.
Rede an den Großfürsten Paul Petrowitsch. 798.
Reflexions sur la jalousie. 575.
Reise (empfindsame) durch die Visitenzimmer. 760.
— — durch Deutschland. 141.
Reveries (mes). S. 504.
Revision der Philosophie. 377.
Riccoboni, Lettres. 616.
Richter (A. G.) chirurgische Bibliothek, 1ster B. 643. und 753.
Riedel geht nach Wien. 56. und 344.
Roberts poetical Essay on the Existence of God. 32.
Röschen und Colas. 471.
Rousseau (J. J.) in Kupfer. 64.
Rudloff geht nach Hanover. 592.

Sainmore (Blin de) Epitre à Racine. 261.
Sammlung Erzstifft Cölnischer Concordaten und Verträgen. 495.
— merkwürdiger Rechtshändel. 317.
— verbesserter und neuer Gesänge. 593.
Sandrart (J. v.) deutsche Akademie. 649.
Sangershausen (C. F.) heilige Reden. 33.
Satyren (ein Päckchen) aus Oberdeutschland. 215.
Saurin Epitres sur la vieillesse etc. 231.
Saussüre von dem Nutzen der Stralableiter. 391.
Schauspiele (neue) auf dem Theater zu Wien. 246.
Schenk (M. C. v.) Versuche in Gedichten. 767.
[10] Schilling (R. E.) Sammlung verschiedner Gedichte. S. 768.
Schirach (G. B.) Biographie der Deutschen. 97.
— Magazin der deutschen Kritik. 779.
Schlettwein (J. A.) Moyens d'arreter la misère publique. 70.
— — Erläuterung und Vertheidigung der natürlichen Ordnung ꝛc. 454.
Schlözer (A. L.) Nordische Geschichte. 121.
— — Universalhistorie. 473.
Schmahling (L. C.) Religion eines evangelischen Christen. 449.
Schott (A. F.) juristische Encyclopedie. 765.
Schreberi (D. J. C. D.) Spicilegium florae lipsicae. 274.
Schriften (deutsche) von der königl. Societät zu Göttingen. 329.
Schulz (J. F. C.) Bibliothek der griechischen Literatur. 145.
— englische Prediger Bibliothek, 1ster Th. 417.
Schwabe (J. C. S.) de monumentis sepulcralibus. 463.
Schwedenborgs Tod. 152.
Seiler (G. F.) Geschichte der geoffenbarten Religion. 737.
Selbstmord (der). 576.
Semleri (Dr. J. S.) paraphrasis Evangelii Johannis. 481.
Seybold Schreiben über den Homer. 577.
Sieber (J. G.) Abhandlung von den Schwierigkeiten ꝛc. 20.

Sonnenfels (J. v.) über die Liebe des Vaterlandes. 324.
Spangenberg (G. A.) geht nach Göttingen. 56.
Spectateur (le) François. 256.
Spiegel (der goldne). 681.
Sponius (J.) de utilitate numismatum. 463.
Sprenger (B.) Feldbau. 489.
Springer (J. C. E.) ökonomische und kameralische Tabellen. S. 446.
— — Würde der Wissenschaften und akademische Policey. 710.
Stein (G. W.) Beschreibung eines neuen Geburtsstuhles. 813.
Storia della guerra presente. 309.
Strack (C.) Observationes medicinales. 605.
Struensee am Rande seiner Vernichtung. 816.
Sulzer (J. G.) allgemeine Theorie. 89.
Synopsis of Quadrupeds. 336.
System (kurzes) der natürlichen Religion. 78.
Systemes et Cabales. 532.

Tableaux (les). 469.
Taciti opera. 654.
Tempelhoff (G. F.) Berechnung der Sonnenfinsternisse. 420.
Testamentmacher (sicherer). 743.
Thaddaei (J.) de Germanorum aviditate bibendi. 463.
Theatre du Prince Clenerzow. 296.
Theden (J. C. A.) Bemerkungen und Erfahrungen. 407.
Thesaurus Linguae lat. et germ. 519.
Thomas, essai sur les femmes. 413.
Thrasybulus. 176.
Tobler (J.) Onyramynt fürs Christenthum. 452.
Töllner (J. G.) göttliche Eingebung der h. Schrift. 369.
Traité du Luxe. 168.
Transactions of the american philosophical Society, held at Philadelphia. 46.
[11] — (philosophical) Vol. LX. S. 510.
Trenk, Menschenfreund, eine Wochenschrift. 615.

Unsterblichkeit der Seele. 628.
Unterricht (kurzer) in den schönen Wissenschaften für Frauenzimmer, 1ster Theil. 270.
Unumstößlichkeit der natürlichen Religion. 669.
Unzer (D. J. A.) Physiologie. 201.
Usong, eine morgenländische Geschichte. 102.

Velthusen (J. C.) gerettete Authenticität. 337.
Versuch einer prosaischen Übersetzung der griechischen Lieder des Pindar. 280.
— einer Übersetzung der 12 ersten Oden des Horaz. 113.
— über Schakespears Genie und Schriften. 169.
Village oppressed. 40.
Voltaire Testament politique. 360.
— Depositaire. 540.
— lettre à un de ses confreres. 566.
— lettre sur un ecrit anonyme. 581.
Vorsätze (meine). 602.
Vortheile geheimer Gesellschaften. 624.
Vorzüge des Adels. 704.

Walchii (C. F.) Introductio in controversias juris civilis. 254.
Walchs Beyträge zum deutschen Recht. S. 641.
— philologische Bibliothek. 793.
Wanderschaft eines Journalisten. 575.
Watson (R.) Essay on the subjects of Chemistry and their general division. 25.
Wayfen (die) ein Schauspiel. 166.
Weg (einziger) zur Glückseligkeit. 252.
Weisheit (die) an die Menschen. 796.
Wenk wird Professor zu Leipzig. 56.
Westindier, ein Lustspiel. 319.
Westphal (E. C.) vom Pfandrecht. 233.
Whitehead Schule der Liebhaber. 456.
Wieland Gedanken über eine alte Aufschrift. 180.
Witte (J.) Prediger-Liste in Hamburg. 815.
Wörterbuch (kritisches) über juristische Sachen. 279.
Wohlthäter (der). 629.
Wynne general history of the british empire in America. 345.
— general history. 479.

Young nuits. 212.

Zauberer (der). 471.
Zeiten (die erleuchteten). 588.
Zimmermann Essay on national pride. 86.
Zobeides a Tragedy. 456.

3 9015 00657 6659

Replaced with Commercial Reprint

1993

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD